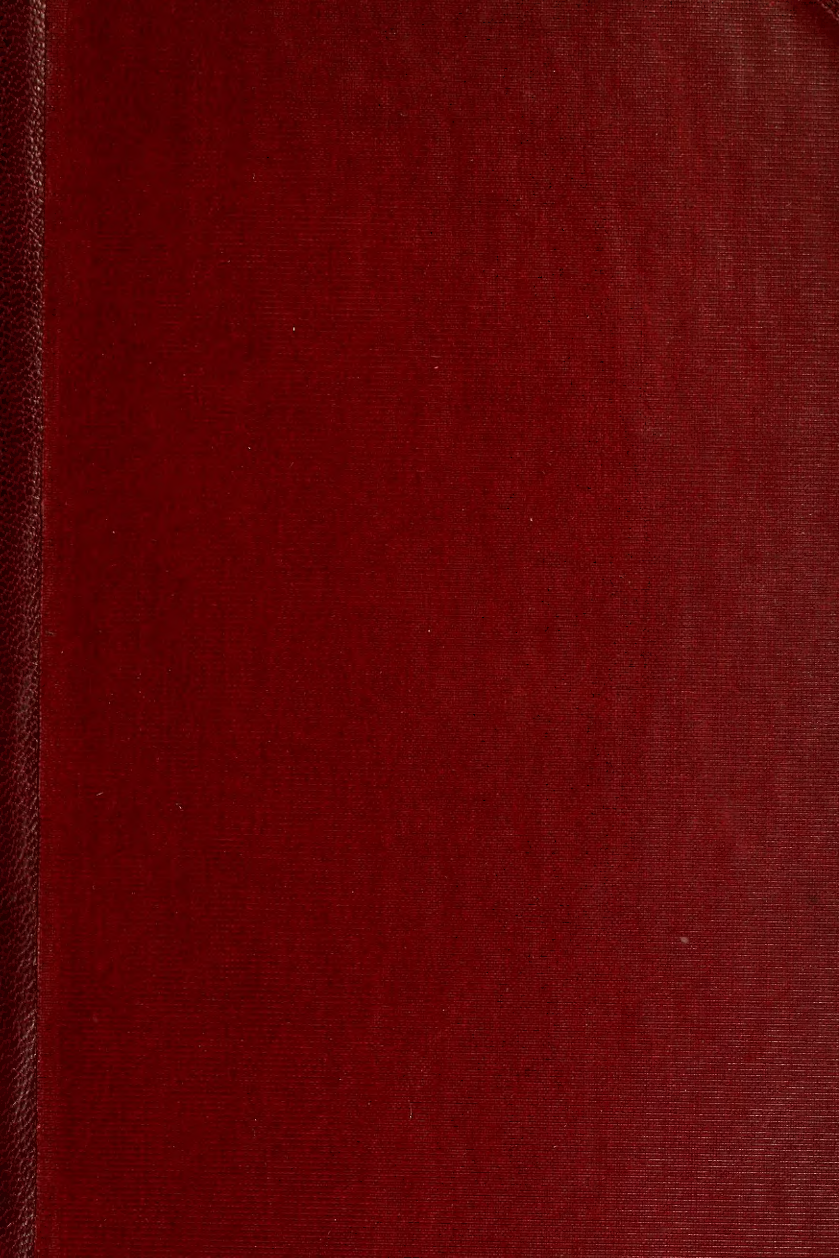
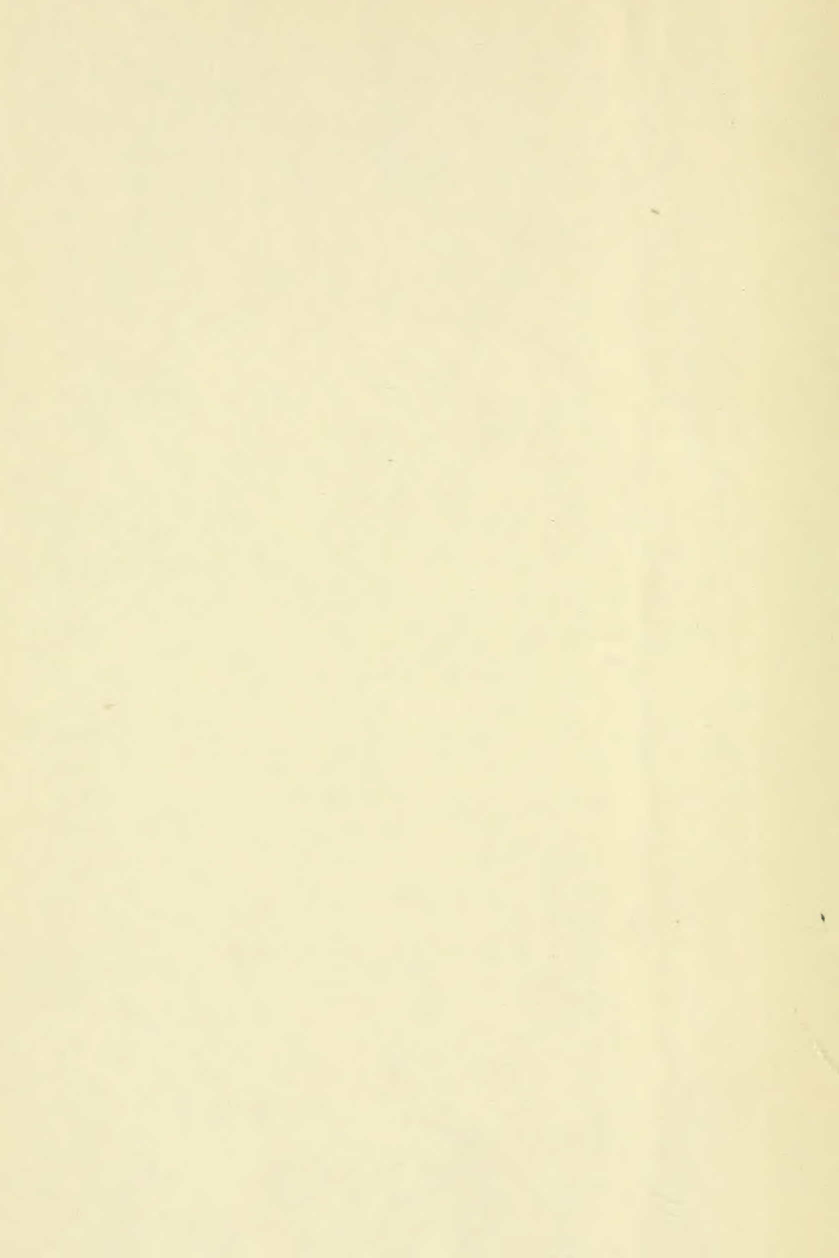
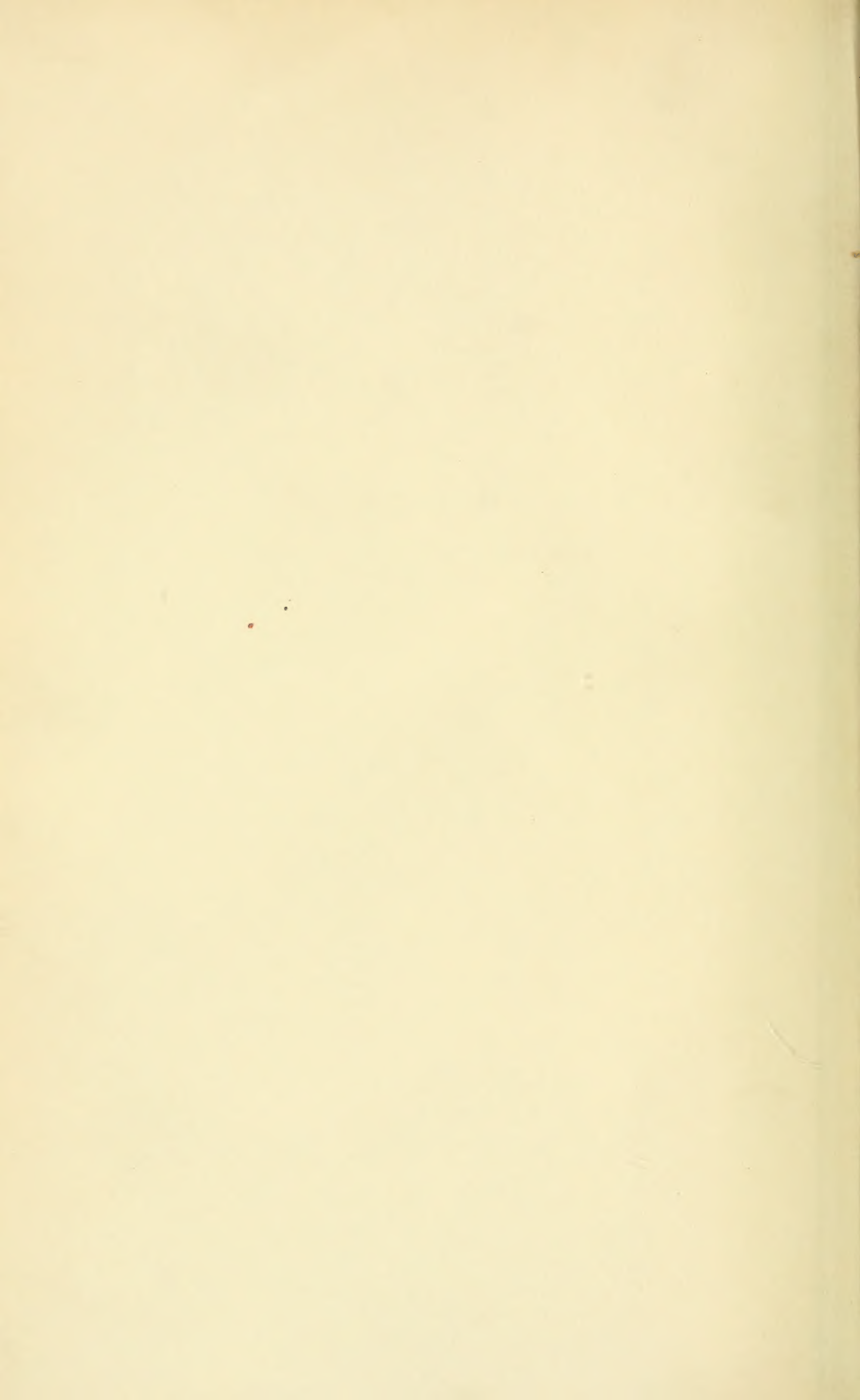








ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Hugo Gering und Friedrich Kauffmann

VIERUNDVIERZIGSTER BAND

VERLAG VON W. KOHLHAMMER

BERLIN W 35
Derfflingerstrasse 16.

STUTTGART
Urbanstrasse 14.

LEIPZIG
Frommannstr. 2a.

1912.

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart.

VII

INHALT.

Miszellen.

Literatur.

BEITRÄGE ZUR STILANALYSE DER MHD. PREDIGT.

Die vorliegende arbeit beschränkt sich auf die deutschen texte der Pfeiffer-Stroblschen sammlung, welche man bisher als predigten Bertholds zu betrachten pflegte. Sie versucht diese texte auf ihre stileigentümlichkeiten hin zu prüfen, einen überblick zu geben über jene rhetorischen mittel, welche in den sogenannten deutschen Bertholdpredigten im dienste lebendiger, mündlicher beredsamkeit begreiflich werden und erläutert in kürze die charakteristischen erscheinungen. Unsere untersuchung dürfte als ganzes die überzeugung vermitteln, dass die deutschen texte, wer immer ihnen die gegenwärtige gestalt gegeben haben mag, im wesentlichen der lebendigen rede ihren ursprung verdanken. Die arbeit beschränkt sich auf eine untersuchung des in den deutschen stücken faktisch gegebenen und möchte es der textgeschichtlichen forschung überlassen, dieses gegebene genetisch zu erklären. Deshalb wird hier von einer vergleichung der einzelnen texte grundsätzlich abgesehen. Es würde auch dem sinne der angedeuteten aufgabe widerstreiten, wollten wir den sogenannten St. Georgener prediger (herausg. v. Rieder 1908. Deutsche texte des mittelalters bd. X), der möglicherweise mit Berthold identisch ist (vgl. Rieder, einleitung s. XXII), hier heranziehen. Nur eine selbständige, vergleichende stiluntersuchung dürfte sich an dieses unternehmen wagen. Aber selbst dann würde vorsicht geboten sein, da verschiedene anzeichen darauf deuten, dass der aufzeichner der St. Georgener predigten 'nach dem gehörten, lebendigen vortrag nur den gedankengang niederschrieb, ohne sich an die rhetorische form zu halten' (vgl. Rieder, einleitung s. XXIII).

Der einfachheit halber ziehen wir es vor, statt von dem 'unbekannten verfasser der deutschen texte' der tradition gemäss, aber mit vorbehalt, von 'Berthold' zu reden.

Genauere untersuchungen der lateinischen werke Bertholds erschütterten das zutrauen zu der hergebrachten auffassung. Bei einigen dieser werke, den Rusticanis, scheint die eigenhändige redaktion des

predigers gesichert (vgl. Schönbach, Über eine Grazer handschrift lateinisch-deutscher predigten, 1890, s. 19; Wiener sitzungsberichte 1906, bd. 132, s. 3, 55, 59). Das bild aber, das sich auf grund dieser lateinischen texte von Berthold ergab, wich von dem aus den deutschen predigten geschöpften in wichtigen punkten ab. Da nun die gesicherte, lateinische überlieferung sich als fester ausgangspunkt anbot, so musste das zutrauen zu den deutschen texten in demselben masse schwinden, als diese einen von den lateinischen predigten prinzipiell abweichenden charakter erkennen liessen. — Solche erwägungen haben neuerdings Schönbach auf grund seiner textgeschichtlichen untersuchungen zu der annahme geführt, 'dass die uns in deutscher sprache überlieferten predigten Bertholds von Regensburg aus den ihnen entsprechenden lateinischen fassungen übersetzt oder, besser gesagt, bearbeitet sind.' (Über eine Grazer handschrift, s. 45, ferner: Studien zur geschichte der altdeutschen predigt, Wiener sitzungsberichte, bd. 151—153, 1905—06, besonders achtes stück, s. 85—86.) Die tragweite dieser gegen die ältere auffassung völlig revolutionären annahme ist nicht zu verkennen.

An einwänden gegen Schönbachs hypothese hat es nicht gefehlt. Jostes weist (Histor. jahrbuch der Görresgesellschaft 1891) auf das künstliche der annahme hin, dass deutsch gehaltene predigten durch das medium des lateinischen wieder ins deutsche zurückübertragen sein sollen, und hält (a. a. o. s. 366), ebenso wie Strobl (Berthold von Regensburg, bd. II, 1880, s. 299), an der möglichkeit deutscher konzepte, die Berthold mit sich geführt habe, fest, ein gesichtspunkt, den Schönbach (Anzeiger f. d. alt. 7 s. 380—81, und 10, s. 41) diktatorisch von der hand weist. Aber derselbe forscher, der hier die annahme eigenhändiger deutscher niederschriften Bertholds mit entschiedenheit verwirft, hat an dem deutschen ursprunge dieser texte zunächst nicht gezweifelt. Er nimmt nachschriften der hörer als quelle an, von denen Berthold selbst berichtet, und mit deren unzuverlässigkeit dieser die abfassung seiner lateinischen predigten motiviert (vgl. Wiener sitzungsber., bd. 152, 7, S. 3—4). Schönbach meint: 'Ich halte es für sicher, dass alle uns deutsch erhaltenen predigten Bertholds auf diese weise überliefert worden. Deshalb verdienen sie am wenigsten vertrauen in bezug auf den wortlaut, wenn sie auch gerade die stellen grösster wirkung am genauesten festhalten, die bezüge auf das tägliche, praktische leben, und insofern den charakter der Bertholdschen beredsamkeit doch wieder fast besser uns darstellen als viele lateinische niederschriften' (Anz. f. d. alt. 10, s. 40). In späterer

zeit ist Schönbach zu radikaleren ansichten gelangt, zu ergebnissen, welche den boden der traditionellen auffassung vollkommen verlassen. Die lateinischen stücke haben danach die vorlage der deutschen gebildet (Studien VI, S. 58); die deutschen predigten Bertholds aber sind weder von ihm selbst verfasst, noch von ihm selbst in dieser form gehalten, sondern nach den vorhandenen sammlungen lateinischer aufzeichnungen von fremder hand ausgearbeitet worden (Studien VI, s. 86, 88, 101–02). Im zusammenhang mit dieser auffassung wird Schönbach zu der konsequenz geführt, den uns vorliegenden deutschen texten den charakter der rede grundsätzlich abzusprechen. Sie scheinen ihm 'nicht darauf berechnet, gehört, sondern gelesen zu werden' (Studien VI, s. 59). Seine meinung ist, 'diese deutschen texte seien gar nicht als predigten gedacht und ausgearbeitet, sondern als lesestücke, traktate' (Studien VI, s. 87). Sie tragen nach Schönbach den charakter der 'erbauungslektüre' (Studien VI, S. 70, 74).

Angesichts solcher behauptungen mögen sich bedenken verschiedener art erheben. Ein besonders schweres aber scheint mir das zu sein, das sich aus dem stilistischen befund der deutschen texte selber ergibt. Mit der auffassung dieser texte als gelehrter epigonenarbeit und erbaulicher buchliteratur scheint die grenze durchaus überschritten zu sein, die durch den uns vorliegenden literarischen tatbestand gezogen ist. 'Trotz einer unmenge von Bertholdschriften besitzen wir noch keine wissenschaftlich ausreichende beschreibung des stiles der deutschen texte' (Studien VIII, 68 f.). Aber eine solche beschreibung dürfte schwerlich, wie der forscher erwartet, seine annahme stützen, sondern die stärksten bedenken gegen sie rege machen.

Unter den stilistisch wirksamen eigentümlichkeiten, die in Bertholds rede zu berücksichtigen sind, ist zunächst eine fülle von erscheinungen zu behandeln, die durch irgendwelche verbindung einzelner worte oder durch irgendwelche beziehung einzelner worte zueinander gegeben sind, denen sich dann jene erscheinungen anreihen, in welchen beziehungen von wortverbindungen oder wortgruppen zu stilistischer wirkung führen, womit dann der übergang gefunden ist zu den arten der satzverbindung, die von entsprechender bedeutung sind.

Wortverbindungen.

Innerhalb des angedeuteten kreises begegnet bei Berthold zunächst die einfache wortwiederholung als stilistisch bedeut-

same erscheinung. Wird ein wort unverändert wiederholt und zu dem ersten in engere beziehung gesetzt, so entsteht die figur der epizeuxis:

sô stêt er unde liset und liset unde beswert und beswert unde segent und segent und segent I, 32, 36–38; II, 57, 23, 88, 4.

daz er iuwer willekür zuo disen tugenden alsô gebindet und gebindet I, 64, 14–15.

der schalt unde schalt der werlte wollust I, 68, 38, 173, 38.

sô fliehet unde fliehet in diu hölre I, 172, 11.

der lît unde slæfet unde slæfet I, 259, 6–7.

Nû zürne unde zürne unde grîne unde grîne unde zabel unde zabel I, 271, 5–6.

Sô stêst dû unde luoderst unde luoderst I, 467, 27–28.

Nû bîhte und bîhte II, 48, 34.

nû vaste nû vaste, nû bihte nû bihte II, 48, 39.

und brogent und brogent II, 101, 35.

Der rhetorische effekt dieser weit verbreiteten stilerscheinung ist eine gewisse beunruhigung und nachdrückliche erregung, welche, wo das wiederholte wort, wie hier, ein verbum ist, die dauer und energie einer handlung andeutet. Gesteigert wird die wirkung, wenn zu dem wiederholten verbum lokative adverbien hinzutreten; gewöhnlich die adverbien *hin – her*:

zele sie hin und zele sie her I, 17, 33–34.

daz zwicket ir hin, daz zwicket ir her, daz gilwet ir hin, daz gilwet ir her I, 253, 15–16.

sie kochen ez hin, sie kochen ez her, sie brâtenz hin, sie brâtenz her I, 220, 13–14.

sie zoubert hin, sie zoubert her II, 71, 5–6.

sô blecket er hie, sô blecket er dâ II, 103, 15–16.

Diesen fällen der epizeuxis gesellen sich einige andere bei, wo nicht das verbum, sondern das adverb in steigerndem sinne wiederholt wird. Besonders häufig:

vil unde vil (schœner) I, 69, 39; II, 20, 8, 94, 11, 104, 12, 26, 106, 1.

gar und gar (bœse) II, 1, 15, 2, 37–38, 36, 18, 27, 40, 6, 76, 6, 23, 88, 37, 89, 10, 99, 25, 104, 11, 19, 24, 105, 14, 107, 13, 118, 37.

Sodann: *verre unde verre* I, 366, 15–16.

Ferner verstärkende wendungen wie:

wunder unde wunder I, 179, 17–18, 20–21, 227, 39–228, 1, 506, 12.

minne über minne I, 227, 26.

Formelhafte wendungen wie *von êwen unz êwen* I, 87, 24–25 gehören ebenfalls hierher; auch die gelegentliche nachdrückliche wiederholung der verneinung *niht niht!* I, 326, 14.

Ungezwungen und schön wirkt die epizeuxis, wenn sie eine komparativform wiederholt und die steigerung, die in dieser form bereits enthalten ist, zu einer erneuten wirkung bringt:

wan sô wolte ich von wile ze wile, von tage ze tage, von jâre ze jâre ie heiliger unde heiliger werden I, 98, 1–3. Ähnlich II, 178, 30–33.

Alsus wirt diu martel von ieglicher sünde ie groezer unde groezer unde groezer I, 133, 13–14; II, 178, 32.

Sodann ist eine besondere form anzumerken, die bei Berthold oft zu langer kette ausgesponnen wird und, wenn die reihe nicht gar zu lang ist, sehr eindringlich wirkt.

mark für mark, pfunt für pfunt, schillinc für schillinc I, 73, 38–39.

pfunt für pfunt, pfenninc für pfenninc, marke für marke I, 224, 24–25. Ähnlich II, 40, 3–5.

von wîle ze wîle, von tage ze tage, von jâre ze jâre I, 98, 1–2.

Sô mantel und mantel, sô röckelîn und röckelîn, sô badelachen und badelachen, sô fürspange und fürspange II, 30, 26–28.

Reduplizierende wendungen dieser art sind lieblingserscheinungen der alten rechtssprache, welche gern die wortwiederholung zur anwendung bringt. Ein teil der eben angeführten wendungen Bertholds findet sich tatsächlich an stellen, wo die pflicht sorgfältiger rückerstattung entwendeten eigentums als rechtliche notwendigkeit eingeschärft wird (I, 73, 38–39, 224, 24–25; II, 40, 3–5). Wir dürfen daher nicht vermeinen, in solchen wendungen neuschöpfungen Bertholds vor uns zu haben, denn es handelt sich dabei um formelhafte verbindungen, wie sie 'der poetischen sprache aller völker eigen' sind (Wackernagel, Poetik, s. 427).

Aber selbst altüberlieferte stilmittel überheben uns nicht der pflicht, die spezielle anwendung zu beleuchten, in der sie bei einem schriftsteller auftreten, denn aller fortschritt der sprachlichen und stilistischen entwicklung gründet sich auf das überkommene kapital mündlicher oder schriftstellerischer mittel, und auch hier wird es nötig sein, mit kleinsten variationen zu rechnen. Wo es sich aber um keine selbständige weiterbildung handelt, ist oft die art der anwendung formelhaften sprachgutes für einen autor bezeichnend. Das gilt auch von der paränetischen verwendung dieser reduplizierenden ausdrücke mit ihrem juridischen beigeschmack.

Zahlreich begegnet bei Berthold eine andere gestalt der epizeuxis, bei welcher das substantiv wiederholt wird und nur das adjektiv eine variation erleidet:

der wîse kneht, der getriuwe kneht I, 11, 1, 110, 1, 6; II, 114, 1, 5–6.

ein guot funt und ein nützer funt I, 43, 22–23.

lûter tugent unde reine tugent I, 96, 21—22.

an wüllinem gewande, an belzinem gewande und an linînem gewande I, 118, 4—5.

sô kreftigen gesmac und einen sô edeln gesmac I, 221, 31—32.

Daz ist gar ein grôziu gâbe und ist ein trœstlichiu gâbe I, 233, 3—4.

ûf den edeln fride und ûf den rehten fride und ûf den gnædigen fride I, 237, 34—35.

schœne liute und êrbære liute I, 323, 11—12.

umb eine sô nütze lêre, umb eine sô rîche lêre I, 425, 19—20.

von dem wünneclîchen himelrîches sal unde von dem küniclîchen sal I, 459, 9—10.

die biderben frouwen unde die frumen frouwen I, 537, 5—6.

unde der selbe kriec ist ein nützer kriec und ein guoter kriec und ein liutsæliger kriec I, 537, 18—19.

sie was ein edel frouwe unde was ein rîchiu frouwe I, 539, 1—2.

zuo dem lûtern liehte unde zuo dem klâren liehte I, 540, 31.

die stinkenden sünde unde die unreinen sünde I, 566, 14.

nâch disem leben daz êwige leben II, 17, 1.

daz êwig guot und daz zergenclich guot II, 17, 8.

vil guoter dinge und nützer dinge II, 24, 17—18.

sô süezer smac und alsô linder smac II, 35, 16—17.

daz bitter mer, daz gesalzen mer, einen bittern wec und einen gar übel wec II, 37, 3—4.

Der êrste morder der ist gar ein griulich morder II, 68, 8, 36.

daz trœstlîche wort und daz guote wort II, 72, 20—21.

in guotem leben und in rehtem leben II, 94, 7.

sie nâmen alte schuohe und die bœsten schuohe II, 96, 29.

mit grôzer marter und griulîcher marter II, 99, 38.

mit ir rôtem sweize . . . und mit ir bluotigen sweize II, 119, 34—35.

ein guot wort und ein trœstlich wort II, 211, 3—4.

daz süeze lant, daz schœne lant II, 215, 28—29.

ein griulich sünder und ein schedelich sünder II, 217, 22—23.

Dem modernen stilgefühl erscheinen solche erneuerungen des hauptwortes vielleicht dürftig und eintönig. Indessen die zahl der fälle und ihre stellung in der predigt schliesst zufall und nachlässigkeit in gleicher weise aus, so dass bewusste absicht unverkennbar ist. Sie hängt vielleicht zusammen mit B.s bemühen, der volkstümlichen redeweise entgegenzukommen und dem fassungsvermögen seiner zuhörer rechnung zu tragen. So mochte hier das wiederholte substantivum dem hörer als eine art ruhepunkt und bindeglied erscheinen, dem sich die attributiven bestimmungen leichter angliedern konnten, als dies ohne wiederholung des alten oder bei einem neuen synonymen substantiv möglich gewesen wäre.

Der nachdruck liegt offenbar auf den adjektiven, und das wiederholte substantiv tritt für die betonung zurück:

z. b. *der wîse kneht, der getriûwe kneht.*
ein gúot funt und ein nützer funt.

Umgekehrtes gilt von der epizeuxis, wenn das adjektiv wiederholt wird und das substantiv variiert:

daz ir die grôzen gezierde unde die grôzen schônheit geschet in himelrîche I, 94, 22—23.
ze der götlîchen wirtschaft der götlîchen angesiht I, 99, 28—29.
und er nam niht unrehter stiure noch unrehter zolle I, 110, 14—15, 440, 13—15; II, 114, 9, 119, 37—39, 120, 21.
Er schuof guoten fride . . . unde guotez gerihte I, 110, 16—17.
von guoter kunst unde von guoter wîsheit I, 111, 18, 117, 31—32.
grôze wîsheit unde grôze kunst I, 114, 9.
einen unrehten zol oder ein unreht ungelt I, 116, 18—19.
der ungetriuwe Balaam umbe sînen ungetriuwen rât I, 116, 24—25.
daz du . . . manigen tac manigem armen menschen abe gebrochen hâst I, 119, 2—3.
mit rehtem gerihte unde mit rehter lêre I, 123, 3.
Lît ein lediger man bî einem ledigen wîbe I, 128, 18—19.
in rehtem gelouben und an rehten werken I, 144, 14—15.
Ir sult rehte wâge haben unde rehte mâze unde reht gewihte I, 148, 25—26.
mit fûlem wîne unde mit fûlem biere I, 151, 3.
Diu siben volk daz sind die siben leie sünder, die in der heiligen kristenheit alle tage sündent, die siben houbetsünde, die siben houbetlaster I, 187, 16—18.
zuo dem verfluochten tiuvel in die verfluochten helle I, 235, 37.
zuo dem selben wirte . . . unde zuo der selben herberge I, 261, 12—13.
dem aller minnesten heiligen den aller minnesten vinger I, 371, 35—36.
wan der übele mensche unde der übel engel I, 375, 10—11, 377, 25—26.
werltlich guot unde werltlîche êre I, 385, 36—37.
Dehein irdenischer muot noch irdenisch lîp I, 389, 19—20.
mit spæher rede unde mit spæhen gengen I, 416, 22.
ein alter stecke, ein alter schedel I, 416, 34.
Dâ solt dû an die grôze liebe und an die grôze minne gedenken I, 468, 13—14.
in der heiligen messe von den heiligen marteleæren I, 474, 26—27.
bœse heimelicheit unde bœse gesellesehaft I, 482, 38.
allen haz und allen nît I, 523, 31.
von dem selbherren gemüete unde von dem selbherren willen I, 531, 35—36.
von überigem trôste oder von überiger vorhte I, 532, 27.
der rehten mâze . . . unde der rehten nôtdurft I, 561, 14—15.
manic-wîser man und manic wîsiu frouwe II, 4, 35—36.
mit guotem willen und mit guoten gedanken und mit guoter andâht und mit guoter begerunge und mit allen guoten dingen II, 26, 28—30.
an der wâren riuwe und an der wâren minne II, 74, 11.
Der füllet grôze zuber und grôziu vaz mit den grôzen trûben II, 169, 4—5.

In diesen fällen bildet das wiederholte adjektiv die ruhende basis, indem es für die betonung zurücktritt, aber zugleich als bindeglied der substantiva wirkt:

z. b.: *daz ir die grôzen gezierde unde die grôzen schônheit gesehet in himelrîche.*

allen hâz und allen nît.

Bemerkenswert ist ein fall verschlungener epizeuxis, in dem sich die erstgenannte form (wiederholtes substantiv mit variierendem adjektiv) und die letztgenannte (wiederholtes adjektiv mit variierendem substantiv) anmutig miteinander verflechten:

alle die mit schentlichen worten und mit schentlichen dingen und mit übellichen dingen und mit übellichem schelten . . . umbe gênt II, 47, 28–30.

Hier schreitet der satz von der adjektivwiederholung zur substantivwiederholung fort, um zuletzt wieder mit der adjektivwiederholung zu enden. Psychologisch erklärt sich diese eigentümlichkeit aus assoziativer nachwirkung des zweiten wortes im zweiten gliede, während sonst das erste wort diese rolle übernimmt, indem es allerdings nicht rein passiv nachwirkt, sondern mit dem anteil eines aktiven bewusstseins erneuert wird. Der eindruck dieser kunstvollen, aber doch wohl nicht berechneten figur verfehlt noch heute, wenn wir mit lautem vorsprechen die probe machen, seine wirkung nicht.

Seltener kommt die epizeuxis bei verbalformen in Bertholds predigt vor:

alsô zertliche erbûwen und als harte erbûwen und als lieplîchen getunget und alsô minneclîche getunget I, 358, 21–22.

Bisweilen verbindet sich die epizeuxis mit der antithese (vgl. Wackernagel a. a. o. s. 427).

Einige dieser rhetorisch wirksamen wendungen Bertholds lauten:

Bist dû mit grôzen sünden begriffen, sô soltû dich mit grôzen vorhten dêmüetigen I, 447, 35–36.

daz er dir niht ze vil üppiger êren gît, wan er gît dir dar für die êwigen êre I, 465, 17–18.

mit aller der werlte gunst und mit des bâbestes gunst II, 106, 24–25.

Antithetischen charakter hat auch eine wendung wie diese:

Ein erde ist ein erde, ein brôt ein brôt, gotes lîchnam ist gotes lîchnam II, 89, 8–9. *gotes lîchnam* wird hier — wie sich aus dem zusammenhang ergibt — der erde und dem brot gegenübergestellt.

Grössere zahlen pflegt B. zu zerlegen und durch wiederholung eines gemeinsamen faktors nachdrücklicher zu gestalten:

hundert tûsent und ahtzic tûsent II, 3, 19.

Wiederholt sich das gleiche wort in verschiedenen ableitungsformen in engerer folge hintereinander, so entsteht das sogenannte polyptoton (vgl. Wackernagel a. a. o. s. 428, R. M. Meyer, Deutsche

stilistik s. 36). Berthold verwendet in seiner predigt dieses stilmittel mit vorliebe. Da nicht alle fälle genannt werden können, so mag eine reihe besonders charakteristischer beispiele genügen.

der hât sie behalten vor dem tiuvel unde vor sînen listen, wan die tiuvel hânt sô vil grôzer liste, daz er gar sælig ist, der sich vor ir listen gehüeten kan I, 1, 7—9.

die dâ vervarn in dem dienste des tiuvels und vervarn sîn sît anegênde der werlte I, 2, 9—10.

Dû muost die wîsheit haben, daz dû die sêle behaltest, oder ez ist alliu wîsheit verlorn I, 3, 24—25.

die dürstet iezuo vil übele unde müezent sich lâzen dürsten I, 20, 36—37.

Alle ir stricke und ir lâge sint schedelich: aber dise drîe lâge sint die aller schedelîchesten die sie under allen ir lâgen habent I, 30, 16—18.

Ez heizet tugent. Tugent, seht, heizet ez, wan der almehtige got alle tugende gewesen ist I, 96, 16—18.

ob diu swelle danne hôch ist unde wirn an die swellen bringen I, 119, 25—26.

die gewant wirkent, swelher leie gewandes die liute bedürfent I, 146, 4—5.

wan alle tugende nement ir ursprunc an disen drin tugenden I, 168, 17—18.

Und dise drî untugende sint aller untugende wirste I, 173, 19—20; 177, 10—11.

unde was der glast sô grôz, ... daz vor glaste I, 175, 39—176, 1.

er hete gewant, daz got selbe von sînem gewande redete I, 176, 6.

siben sünder über alle die sünder I, 204, 7—8.

Wan in nieman sô hôhe krœnet als dû in gekrœnet hâst I, 207, 3—4.

wan ir habet gotes verloukent, unde dâ von verloukent er iuwer ouch I, 228, 16—17.

Wan got reine ist vor allen sünden, sô wil er bî deheiner sünde dehein tuon hân I, 238, 11—13.

Dû minnest dînen næhsten, daz ist, der dir an bôsheit der næhste ist: den hât der tiuvel dir ze einem næhsten geben I, 240, 18—20.

Wan jener künic den himelischen künic bediutet, den künic aller künige I, 247, 11—12.

und iuch ouch ze künigen wil machen, als er selbe ein künic ist I, 247, 16—17.

Unde dâ von sult ir die hôhen frouwen êren, diu frouwe ist über alle frouwen und über alle juncfrouwen I, 248, 3—4.

daz sich ir nieman schamen wil, wan ir lützel ist, die sich ir schament I, 278, 14—15.

unde dar umbe hât uns got der frîe herre frîe willekür gegeben I, 508, 4—5.

dîn suht ist ein suht ob allen sühten I, 519, 1—2.

unde die selben vier tugende die sint sô gar tugenthaft, daz alle die tugent die ein mensche heimelîche bedarf, die sint alle in disen vier tugenden beslozzen I, 542, 5—7; vgl. 161, 20—22.

Nû machet got frô und soltet halt des gar frô sîn, daz ir got als frô machen mügt, wan er wil ouch iuch gar unmügelichen frô machen II, 107, 8—10.

Und swie got alle unkiusche verfluochet, sô verfluochet er doch vier hande unkiusche vor aller unkiusche II, 218, 3—4.

Die meisten dieser sätze erhalten durch die planmässige wortwiederholung einen höheren grad von rhetorischer kraft. Die wiederkehr der gleichartigen lautgebilde, die neben der einheit des gleichen wortstammes doch die mannigfaltigkeit der flexion zulässt, zwingt den hörer und leser in den bann der ihnen zugeordneten vorstellungsinhalte. Und auf solchen erfolg scheint B.s beredsamkeit durchaus zu zielen. Sie sucht vor allem durch eine reiche wiederholungstechnik suggestiv auf den hörer zu wirken. Nur selten gerät B. dabei in verfehlte übertreibung und spielende künstelei (z. b. II, 107, 8–10).

Zu den zuletzt behandelten erscheinungen liesse sich die kaum übersehbare fülle sonstiger unterbrochener wortwiederholungen setzen, die, dem polyptoton ähnlich, Bertholds predigt wirksam unterstützen.

Es möge genügen, aus dem reichtum des materials einige besonders markante fälle als beispiele folgen zu lassen.

1. Wiederholung des verbums.

Von der lief er und wolte gote dienen unde daz êwige leben erwerben. Und er lief von ir, ê danne er mit ir hete ze tuonne, unde lief in fremdiu lant . . . I, 11, 12–14.

enpfolhen I, 24, 15–17, *wolte* I, 26, 5–6, *kriegete* I, 538, 12–14.

daz sult ir allez samt hiute vergeben lûterlîche, daz iu der allmehtige got alle iuwer sünde vergebe. Ir müget imz als lûterlîche vergeben, daz iu got alle iuwer sünde vergit. Unde dar umbe müget irz gerne vergeben . . . I, 277, 38–278, 2.

Bisweilen geschieht die wiederholung um einer ergänzenden oder bekräftigenden bestimmung willen (vgl. Strobl bd. II, s. 307);

sô ist ez hol und ist ein læriu rinde I, 16, 13.

der gêt dâ bî unde gêt in die helle I, 66, 3–4.

Ez bihtent manic tûsent und bihtent niht lûterlichen und genzlichen II, 6, 8–9.

Sie zoubert sô sie den man genimt. Sie zoubert hin, sie zoubert her. Sie zoubert ê daz kint geborn wirt. Sie zoubert vor dem toufe. Sie zoubert nâch dem toufe II, 71, 5–7.

2. Wiederholung des substantivs.

Wie sol ich dich trügenheit lêren? Sô kanst dû ir selber ze vil der trügenheit I, 16, 20–22.

Die wiederholung bringt bisweilen eine nähere bestimmung mit sich, z. b.:

sô setzet man iu eine krône ûf, eine güldîne künecliche krône. Unde die selben krône hât der almehtige got geschriben an iuwer buoch I. 168, 21–23.

Die dritten witewen den wirt der lôn weder oben ûf dem himele noch hie

niden noch der êliute lôn noch dehein lôn danne an dem grunde der hellen bî Judas I, 335, 29—31.

Diu ander mûre, dâ mite der almehtige got sînen acker umbemûret hât, daz ist ein îsenîniu mûre. Daz ist gar ein vestiu mûre, diu ist vil vester danne ein steinîniu mûre I, 362, 23—25.

Wan ez sint ketzer und wellent iuch ketzerîe lêren, daz ir ze ketzern danne von in werdent, als sie ouch selbe ketzer sint. II, 77, 30—32.

Morder maniger sêle, morder der rehten buoze, morder und velscher himelrîches und ertrîches, velscher aller der werlte, velscher des bâbestes brieve . . . II, 219, 38—220, 1. Eine überaus wirksame fügung!

3. Wiederholung des adjektivs oder pronomens.

als oft er einigez pater noster sprichet oder einigez ave Marîâ oder einige venje vellet oder einigez almuosen gibet I, 22, 24—26.

In asyndetischer aufzählung: *etelîche niune, etelîche sibene, etelîche fünfe* I, 32, 15—16 (anaphorisch).

Gleichfalls: *den heiligen touf, die heiligen firmunge, . . . daz heilige kriuze, den heiligen glouben* I, 55, 17—18.

Als die hôhen herren ir kint sendent ze hôhen schuolen, daz si hôhe kunst lernen, alsô wil unser herre daz wir in der schuole, in geistlîchem leben, hôhe tugent lernen, . . . II, 258, 18—21.

. . . wan swaz sie iu gebent, daz ist eht allez vinnic, und allez daz ir lebet daz wirt vinnic, und allez daz ir habet daz wirt vinnic, und allez daz ir ezzet unde trinket, daz wirt allez vinnic I, 120, 37—121, 1.

wan er wirt als frô und als gar frô, daz er nie sô frô wart I, 201, 15—16.

Er hiez etelîchem sîn küniclich gewant an legen und hiez sîn küniclîchez vingerlîn im an die hand stôzen unde hiez im sîne küniclîchen krône ûf sîn houbet setzen unde hiez in ûf sîn küniclich ros sitzen I, 378, 22—25.

Sô nimt im der guot gemach ze einem himelrîche, der wollust des fleisches, der tanzen, der diz, der daz I, 427, 12—14 (anaphorisch).

mit dîner valschen zungen und mit dînen valschen predigen und mit dîner valschen ablæze II, 12, 36—37.

4. Wiederholung der präposition.

âne müewe und ân arbeit I, 65, 21, 69, 38.

ûf menschen und ûf tieren und ûf vihe I, 72, 38—39.

gein sîme næhsten unde gein gote unde gein sîner eigenen sêle I, 227, 9—10, 427, 7.

wider des tiuvels ræte unde wider der werlte süeze unde wider des fleisches gelust unde wider alle die untugent I, 300, 6—7; II, 84, 17—18.

In verbindung mit asyndetischer klimax:

An eime hâstû gar gnuoc, an zwein gar vil, an drîn gar unde gar ze vil I, 32, 16—17 (anaphorisch).

Asyndetische wiederholung der präposition ebenfalls: *Daz selbe sprich ich zuo dem vische in dem wâge, zuo dem tiere in dem walde, zuo dem wurme in der erden* I, 125, 33—34.

mit ir lêre, mit ir bîhte I, 186, 8—9.

Alsô sult ir den vîgertac vertrîben mit gebete, mit almuosengeben, mit kirchverten, mit venien I, 269, 14–15 (anaphorisch).

mit sacrilegie, mit symonîe, mit eigenschaft I, 394, 21–22 (anaphorisch).

gein gote, gein im selber, gein sînen liuten I. 427, 7 (anaphorisch).

mit almuosen, mit gebete, mit venie II, 106, 19 (anaphorisch).

5. Wiederholung des adverbs.

eteswâ — eteswâ — eteswâ I. 46, 14.

die dû unnützlichen an leist und unnützlichen verlorn hâst I. 76, 35–36.

unde sullent ouch sie iu getriuwelîchen dienen unde getriuwelîchen under einander leben unde irn kouf getriuwelîche geben I, 152, 26–27.

Die sînen kampf hie ûf ertriche frümeclîche gestriten hânt, den lônet er ouch frumeclîchen I. 339, 11–16.

die ungerne betent unde die ungerne ze kirchen unde ze predige gênt und ungerne vastent und ander dienste ungerne tuont I, 466, 34–36.

nû eine venje, nû einen kirchganc, nû einen aplâz, nû einen mettinganc, nû ein siuftzen hinze gote, nû eine barmherzikeit über einen nôtdürftigen, nû einen ellenden herbergen, nû diz, nû daz I, 562, 36–39.

An die hier genannten erscheinungen wirksamer wortbeziehung bei B. lässt sich dann eine fülle von beispielen reihen, bei denen die unterbrochene wiederholung eines wortes sich oft über mehrere sätze, ja über perioden hinaus erstreckt. Berthold liebt es, in einem weiteren zusammenhang das wort zu wiederholen, das für ihn gerade im vordergrund des interesses steht.

Ein beispiel statt vieler möge genügen.

In der ersten predigt 'Von dem fride' heisst es, nachdem bereits mehrfach das word *fride* an betonter stelle genannt ist:

Und alsô ist sîn gar vil, des die liute gernt durch den fride. Sô twinget manige liute armuot. Die wirkent dar tac unde naht, dar umbe, daz sie in gerne einen fride schüefen vor der armüete. Und alsô begert alliu diu werlt eht niht wan frides, noch der vogel in dem lufte noch der visch in dem wâge noch daz tier in dem walde noch der wurm in der erden, und alliu diu geschaft die got ie geschuof diu begert des frides. Wan daz der almehtige got ûf ertriche kam, daz tet er anders niht danne durch den fride: daz er einen fride gemachte under uns und under dem vater von himelrîche unde daz er ûns einen fride gemachte I, 236 39–237 10.

Ausgezeichnet kommt in dieser wiederkehr desselben wortes die sehnsucht des nach friede verlangenden menschenherzens zum ausdruck. In der zweiten predigt '*Von dem fride*' ist die verwendung des gleichen wortes in ähnlichem zusammenhang eine noch ausgedehntere. Hier (II, 126) wird *fride* auf 31 zeilen (3–33) 22mal gebraucht.

In anderen fällen ist die absichtlichkeit minder deutlich. Ähnliche erscheinungen sind in der mhd. literatur nicht selten, und es scheint, dass B., wie auch sonst, nur im geiste der volkssprache

weiterbaut und an vorhandene traditionen anknüpft. So ist ausgedehnte wiederholung der stichworte z. B. für die spätere spruchdichtung des 13. jdts. charakteristisch (vgl. Roethe, Reinmar s. 315 f.).

Die regellosigkeit, in der solche wiederholungen auch bei anderen schriftstellern auftreten, hat die meinung aufkommen lassen, dass unempfindlichkeit und achtlosigkeit die quelle solcher erscheinungen sei (F. Ranke, Sprache und stil im Welschen gast, s. 128). Überblicken wir aber in unserem falle die erdrückende fülle solcher wiederholungen, die wirkung, die von ihnen in einzelnen fällen selbst auf den modernen leser noch ausgeht, und endlich ihre innere verwandtschaft mit den anfangs erörterten wortwiederholungen, die zweifellos auf bewusster stilisierung beruhen, so wird im allgemeinen die gleiche absichtlichkeit bei B. auch in den fällen vorausgesetzt werden müssen, wo das moderne stilgefühl diese absicht nicht mehr begreift und vielleicht gar als zweckwidrig empfindet (vgl. Roethe a. a. o. s. 295).

Es scheint, dass das stilistische geschmacksurteil gerade hier einem interessanten und charakteristischen wandel unterlegen ist. Wir variieren lieber, wo die ältere sprache der wortwiederholung den vorzug gibt (vgl. R. M. Meyer, Deutsche stilistik s. 38–39). Auf dem wege gelehrter forschung sind heute anfänge gemacht, die neigung zur worterneuerung zu verstehen als eine ehrwürdige, uralte gewohnheit, welche in zeiten zurückreicht, 'die die stellung der worte noch unmittelbar als symbolischen akt empfinden konnten' (R. M. Meyer a. a. O. s. 39).

Bisweilen allerdings scheint sich bei B. schon ein hauch neuzeitlichen geistes, ein streben nach abwechselung und vermeidung allzu fühlbarer wortwiederholung zu regen. So wird die direkte nähe gleichlautender worte, wie man sie nach B.s sonstiger gewohnheit erwarten sollte, einmal in auffälliger weise gemieden:

Dô Sampsôn sich selben ermordete und ertôte, dô ermordete (nicht *ertôte!*) *er sich selben nicht alleine: er ertôte wol vierdehalb tûsent menschen mit im* I 272. 9–11.

Dem polyptoton steht nahe die annomination, die von ihm eigentlich 'nur in grammatischer hinsicht unterschieden ist' (R. M. Meyer a. a. o. s. 36; Wackernagel a. a. o. s. 428). Während beim polyptoton ableitungen von demselben wortstamm wiederholt wurden und zueinander in eine bestimmte stilistische beziehung traten, werden hier ableitungen von einer wurzel, stammverwandte worte, miteinander in verbindung gebracht. Die etymologische zusammengehörigkeit dieser

worte scheint empfunden worden zu sein, und die rhetorische wirkung dieser figur kommt im allgemeinen der des polyptotons nahe.

Eine reihe charakteristischer fälle sei hier aufgeführt:

Unde solt drîer hande râtgeben an dînem râte haben I, 6, 5—6.

ir habent einer leie râtgeben, die heizent trüllerin: die verrâtent iu sêle und êre I, 6, 20—21.

unde daz unschuldige volk sîner schult niht entgelten lieze I, 10, 16—17.

unde mit der edeln frîen willekür geedelt unde gefrîet 13, 10—11.

ir velschent daz olei, ir velschent daz unslit; sô ir niht mêr zuo valschheit müget getuon I, 17, 1—2.

daz sie reht gerihte haben I, 18, 26.

Ir morder, ir mordent iezuo nieman I, 20, 34, 70, 15—16, 71, 2—3, 244, 5; II, 68, 22, 35, 38—39, 70, 13—14.

Alsô müezent ouch die tenzeler iezuo ungetanzet sîn unde die spöter ungespotet I, 20, 37—38.

Bringest dû dîn kint in die gewonheit der rehten mâze, ez ist iemer deste mæziger I, 35, 27—28, 103, 21.

an sînem strîte, dâ dû soltest strîten I, 40, 11.

daz ein priester der selbe in sünden ist ein sündic mensche von sînen sünden mac enbinden I, 53, 5—7.

Dû solt im alle wege ze dienste gedenken mit rehter andâht I, 61, 35—36, 298, 15.

zuo der heilikeit aller heiligen I, 68, 11, 132, 26.

ie zwêne oder drî wirkent etewanne eines tages ein tagewerk kûme I, 85, 5—6.

gevestent mit gotes vestenunge I, 97, 20—21.

tugende — untugende I, 96, 35—36, 97, 17, 100, 33—34, 101, 31, 102, 17—18.

trâkheit an gotes dienste. Sô betrâget den ... I, 102, 6—7.

daz die nescher unde die nescherin naschent von einem ze dem andern I, 106, 4—5.

ob man einen menschen zige, daz er ûzsetzic wære und in hin ûz von den liuten setzte, und ez aller ûzsetzikeit unschuldic wære I, 111, 25—27.

mit geistlichem rehte unde gerichte [formelhafte wendung, bei der es fraglich erscheint, ob die stammverwandtschaft noch empfunden wurde] I, 142, 35, 143, 13.

Ähnlich: *Swenne die gereht wæren an ir gerihten*[1] I, 209, 4—5.

rehte rihten [ebenfalls formelhaft gebraucht] I, 143, 12—13, 15, 209, 2—3; vgl. II, 94, 9, 100, 3.

die gebûre, die dâ bûwent I, 151, 14—15.

sô muoz er des êrsten blüen mit edeler blüete I, 158, 29.

der trete ûf den martelære wec unde lîde die martel I, 179, 13—14.

Besonders charakteristisch durch vielfache nachdrückliche wiederholung: *Wan got dem menschen alliu dinc ze nutze unde ze dienste hât beschaffen und ouch got selbe dem menschen dienet und im gedienet hât und im die*

1) Das formelhafte dieser wendung kehrt auch im nhd. wieder, z. b. in Goethes parzenlied: 'Und harren vergebens, im finstern gebunden, gerechten gerichtes'.

engel ze dienste hât geordent und im ze dienste hât geboten daz sie uns dienen müezen, sô ist daz ouch billich unde mügelich, daz im der mensche von allem herzen diene I, 190, 5–10.

daz ir in alsô erfröuwet, daz ir iemer êwiclîchen frô sît in den êwigen freuden I, 197, 32–33.

des menschen schade, den er unschedelîche geschaffen hete I, 198, 10–11.

Der spiler vert umbe daz spil gein helle I, 217, 4–5.

unde die wil er danne alsô spîsen mit der spîse, diu dâ heizet schœne âne ungestalt I, 229, 18–19, ferner 227, 23–24, 228, 4–5, 432, 38.

gezieret mit götlîcher gezierde I, 234, 8; ferner 223, 15–16, 288, 2.

die geburt unser frouwen als sie geborn wart I, 249, 3.

Daz dû aber daz wizzentlîchen weist I, 283, 2–3.

einer megede ir magettuom I, 285, 29.

Unde swaz man den sêlen sô getâner guottæte hin nâch getuot I, 332, 21–22.

mit des armen armuot unde mit des rîchen rîcheit I, 359, 6–7, 360, 1–2.

Dû hâst aber dînen herren, den tiuvel, tiuvelîchen an gelogen I, 405, 9–10.

Wan alse diu liehte sunne alle lieht überliuhtet I, 542, 13–14.

Unde dô man in sô êrlîche êrende wart I, 547, 31–32.

der bûman an sînem bûwe, der koufman an sînem koufe ... der ritter an sîner ritterschaft I, 562, 11–14.

mit disem slozze beslozzen I, 570, 28–29.

und clagent clegelîche II, 6, 6.

daz dû die sünde gote bezzerst mit der buoze II, 42, 37 [wobei es wahrscheinlich bleibt, dass die stammverwandtschaft noch empfunden wurde], vgl. II, 6, 14–15, 122, 28–29.

Und daz was sin andâht in der êwikeit, daz er geistlîches lebens gedâhte II, 258, 17–18.

Daz dritte daz den menschen volkomen machet, daz ist diu minne. Dîn sêle muoz immer etewaz minnen, wan si nâch der oberisten minne geschaffen ist. Wilt dû ein rehtiu minnerinne werden, wilt dû got mit ganzen triuwen minnen, sô tuo als man dem wazzer tuot II, 266, 26–30.

Alle heiligen möhten niht haben verdienet mit allem ir dienen ... II, 269, 11–12.

Vater, wir biten dich, daz dû gedenkest veterlîcher triuwen ... daz dû uns veterlichen gezogen hâst II, 269, 30–33.

Bisweilen nimmt bei B. die annomination die gestalt der worterklärung an, bei welcher durch erläuternde zerlegung eines wortes ein begriff deutlich gemacht wird:

die heizent wol jager, wan sie jagent manic tûsent sêle I, 29, 12.

wan diu tugent heizet miltekeit, daz ir milte sult sîn I, 58, 6.

joch heizest dû dar umb ein êhalte, daz dû dîne ê behalten solt I, 85, 25–26.

ob man einen menschen zige daz er ûzsetzic wære und in hin ûz von den liuten setzte I, 111, 25–26 [das ursprüngliche bedeutungsbewusstsein scheint demnach bei B. noch deutlich vorhanden gewesen zu sein].

ir êbrecher ir brechet iezuo niht iuwer ê I, 244, 6.

Die selben heizent meide îtelmecherinne, wan sie machent manigez îtel . . . I, 337, 20—22.

. . . *zuo der hôhvart. Unde dâ von heizet ez ouch hôhe vart: daz dû gerne in den lüften füerest, ob dû möhtest* I, 397, 36—38.

Ez heizet dar umbe ein frîthof, daz er geheiliget unde gefrîet sol sîn I, 448, 6—7 (zur etymologie von *frîthof* vgl. Kluge, Etym. wörterbuch, 6. aufl., s. 125).

Wan daz sie tœtliche sünde heizent, daz ist dâ von, daz sie den merschen in den êwigen tôt wîsent I, 558, 28—30.

Daz heizet ein werltlîchiu schande, der an dem jungesten tage ze schanden wirt vor aller der werlte I, 571, 18—20.

Sie mac wol diu goltvaste heizen, wan sie ist goldes wert II, 33, 3—4.

. . . *wan sie brechent iu an manigen enden abe dise abebrecher* II, 120, 19.

Dass es aber B. dabei mehr um rhetorischen effekt als um etymologische richtigkeit zu tun ist, beweisen einige schwere entgleisungen unter seinen erklärungsversuchen:

Witewe daz ist ir name, daz in nû allenthalben wê ist: in ist al umbe sich wîte wê . . . I, 330, 27—28; II, 193, 20—21, 194, 18—19.

Einen erklärungsversuch leistet sich B. auch in folgendem falle:

Er (unser herre) hiez in einen ketzer. Daz tet er dar umbe, daz er sich gar wol heimelichen gemachen kan . . . als ouch diu katze I, 402, 21—23, und noch deutlicher: *Unde dâ von sô heizet der ketzer ein ketzer, daz er deheinem kunder sô wol glîchet mit sîner wîse sam der katzen* I, 403, 6—7, 18—19. Diese ableitung scheint B. allerdings nicht selbst ersonnen zu haben; vgl. J. Grimm, Wiener jahrbücher d. lit. bd. 32, 1825, s. 216.

An dieser unechten form der annomination sieht man deutlich, dass der prediger nach wirkung und eindruck um jeden preis strebte, mochten auch die vorgebrachten behauptungen aller stichhaltigkeit entbehren.

Eine eigentümliche gestalt der annomination ist die sogenannte figura etymologica (R. M. Meyer s. 44). Hier tritt das nomen gewöhnlich im objektsakkusativ in verbindung mit einem stammverwandten verbum und der suggestive eindruck, auf den B.s reichentwickelte wiederholungstechnik abzielt, wird hier mit sicherheit erreicht.

Diese sätze, in denen eine etymologische verwandtschaft die aussage stützt, wirken psychologisch als festgefügte und innerlich notwendige.

z. b. *sie vindent noch alle tage ir niuwen fünde* I, 1, 15—16, 23, 32, 36, 41, 29, 132, 35, 470, 23, 29, 471, 8; II, 160, 37, 161, 25, 28, 35, 229, 14, 16, 17.

und enkünnent sie der kunst niht I, 2, 24—25, 27, 5, 31—32, 34; II, 117, 8, 12, 32, 118, 1.

wan die enwizzent niht der rehten wîsheit I, 3, 35—36.

die dienste die iu die armen liute dienen müezent I, 18, 28, 141, 10—11, 145, 18, 190, 19, 454, 3, 525, 17—18.

daz ist ir gewin, den sie ze rehte gewinnent I, 19, 5.

eine letzen, die sult ir an dem himel lesen I, 19, 14.

Ze ieglichem trite, den dû in gotes lobe tritest I, 22, 26.

die müezent alle die vart varn, die dû gevarn hâst I, 23, 29—30.

Drîe lâge, die uns die tiuvel hânt geleget I, 30, 2, 15—16, 19, 26, 27, 31, 9, 33, 28, 29, 36, 33, 37, 13, 42, 39, 47, 12—13; II, 54, 3, 55, 16, 21, 56, 6—7, 16—17, 21—22, 57, 28, 59, 16.

Sich, dâ hât dirz der abbrecher abe gebrochen I, 59, 29—30.

an der buoze die dû büezen solt I, 70, 14—15.

daz der tiuvel drîe rœte allen menschen râtet I, 78, 10—11, 470, 9; II, 217, 18, 221, 8—9.

wan aller der wunder grœste, diu got ie gewunderte I, 79, 2—3.

sô ist daz werk ungeworht I, 85, 9—10, 268, 5; II, 27, 11—12, 28, 12.

die liegent aller lügen wirste I, 116, 35.

sô slahe iuwer ieglîcher einen slac I, 187, 31—32.

die rede die man dâ redet I, 217, 32—33.

ich wil iuwer ieglîchem eine gâbe geben I, 233, 5, 425, 7, 34, 36, 428, 35.

daz er bluotigen sweiz drobe switzte I, 293, 6—7, 370, 16—17.

Sie singent ouch einen sundern gesanc I, 336, 37.

Man sündet alle sünde mit drin dingen I, 341, 32; II, 38, 29, 222, 2.

bi sinen ruofen, die er ruofte gein dem sünder I, 370, 38.

daz ist diu predige unsers herren, die er predigete I, 498, 18.

die heiligen die got ie geheiligete I, 511, 21.

die sinen strît strîtent I, 520, 20.

Und alsô wîssagete ez der wîssage lange vor I, 521, 35.

warumbe ir ein iegliche vasten vastet II, 15, 23.

dô wolte er ouch ein bot gebieten II, 125, 1, 3.

daz gebot ... daz ir in dâ geboten habt II, 152, 25—26.

grôziu zeichen durch sie erzeiget II, 213, 25—26.

Ein antithetisches verhältnis verknüpft bisweilen einzelne worte miteinander und lässt diese in kräftiger pointierung hervortreten. Z. b.:

als ér wil und niht als wír wellen I, 14, 3—4.

sô soltû dich ouch nidern ... sô wil er dir ... ein vil hôhez amt geben I, 14, 22—24.

dû triugest manigen armen menschen, wan die rîchen getarst dû niht effen I, 17, 13—14.

unde wolte iemer arm sîn ... umbe die êwigen rîcheit I, 26, 6—7.

die sich durch die liebe unsers herren liezen marteln, daz sie die êwigen freude besæzen I, 29, 4—6.

an die ûzvart und an die învart I, 29, 22.

in die werlt ... durch die werlt ... ûz der werlt I, 30, 27—29, 42, 33—35.

in schimpfe und in ernste I, 31, 24.

die ungelêrten liute ... unde die gelêrten I, 44, 3—4.

ich gibe iu den wunsch: der almehtige got der gebe iu den willen I, 50, 34—35, 507, 8—9.

Habet ir ze lützel unde sie ze vil, sô habet ir dort gar genuoc, dâ sie gar wênic habent I, 60, 30—31.

Wenne ir ûf den linden wec niht müget komen, sô müezet ir ûf den herten wec komen I, 69, 19—20.

unserm herren nâch gnâden unde dînem næhsten nâch rehte I, 70, 11.

bî dem angênde . . . bî dem ende I, 87, 26—28.

arbeiten . . . freuden I, 99, 23—24.

tac unde naht (formelhaft) I, 108, 21.

fruo und spâte (formelhaft) I, 137, 14.

als ér wil niht als dú wilt I, 145, 39.

an himel und an erden (formelhaft) I, 161, 5—6, 358, 3, 539, 22. 24, 560, 8; II, 38, 23, 39, 25.

Unde tet gar tœrlîche, als wîse er dâ was I, 174, 11.

die jungen zuo den alten I, 221, 16—17.

freude âne trûren I, 224, 18—19.

richeit âne armuot I, 224, 21, 33. vgl. 225, 18.

leben âne tôt I, 225, 26, 31—32.

und ir sult zuo dem êwigen leben kêren, dâ ir niemer mêre ersterben müget I, 225, 28—29.

minne âne haz I, 227, 2—3.

wîs âne tumpheit I, 229, 33.

sælikeit ân ungelücke I, 229, 35.

êre âne schande I, 229, 36.

liep âne leit (uralte, formelhafte antithese; vgl. R. M. Meyer, Altgerm. poesie s. 464) I, 229, 37; II, 129, 21.

milte âne gîtikeit I, 230, 2.

süeze âne bitterkeit I, 230, 3, 259, 8—9.

wol . . . wê (formelhafte antithese) I, 230, 32; II, 86, 25—26.

mit den worten . . . mit den werken (formelhaft) I, 256, 19—20, 540, 2—3; II, 12, 5—6.

Frouwen die suln dâ heime büezen, man die suln ûz varn I, 356, 17—18, 30—31; vgl. 325, 22—23, 26.

Der eine lôn ist süeze, der ander bitter I, 424, 7.

dise kleinen gâbe, der ich dâ muote umbe dise grôzen lêre I, 425, 30—31.

sô muoz sîn der engelten der sîn nie niht genôz I, 427, 7—8.

daz niderlant — daz oberlant I, 250, 14.

niderlender — oberlender I, 250, 38, 251, 6, 25—26, 29, 34—35. Ein gegensatz, auf welchem die ganze XVIII. predigt aufgebaut ist und welcher die ganze predigt hindurch wiederkehrt.

daz ir zuo nemen sült unde niht abe I, 560, 12.

daz dû dich niht schemest ze tuonne, daz dû dich des schemes ze sagene I, 571, 1—2.

weder kleine noch grôz II, 1, 25.

bezzer ein tac an einer heizen sunnen, dan zehen in einem glüenden oven II, 41, 11—12.

ob ir genesen mügent oder sterben II, 45, 39—46, 1, 2—3.

Ir ist aber vil minner danne der ersten unde habent aber vil mêr êren dâ ze himele II, 191, 12—14.

Diese häufige verwendung der antithese deutet darauf, dass B.

sich ihrer rhetorischen bedeutung bewusst war. Sie 'wirkt sowohl auf unseren intellekt wie auf unser gemüt, die deutlichkeit der vorstellungen sowohl als die kraft des gefühls wird durch vergegenwärtigung des gegensatzes gehoben' (Elster, Prinzipien der literaturwissenschaft, bd. I, s. 397). B. wirkt oft mit den starken kontrasten, die er in der gedankenwelt seiner zeit vorfindet und stellt gern die beiden welten des mittelalterlichen dualismus und was zu ihnen gehört, zu gegenseitiger beleuchtung drastisch neben einander.

Es sind dieselben gegensätze von 'gut und böse' und 'himmel und hölle', die mit ihren variationen schon in der älteren germanischen poesie eine wichtige rolle spielen (vgl. R. M. Meyer, Altgerm. poesie, s. 289–290), in der altdeutschen predigt aber können sie geradezu als stereotyp gelten (vgl. Hass, Das stereotype i. d. altd. pred. s. 70).

Hierher gehören:

geistlich – werltlich (häufige formelhafte antithese) I, 18. 20, 75, 24–25, 117, 34–35, 132, 8, 178, 17, 186, 13–14, 209, 3–4, 215, 36, 259, 1–2, 562, 22; II, 217, 35 und oft.

missetât – guottât I, 46, 22, 24, 36, 37, 38.

ze gote unde zer werlte I, 48, 4.

übel unde guot I, 50, 31, 183, 30.

die pfeffenlîchen rihter unde die werltlîchen rihter I, 148, 9–10 (zugleich epizeuxis).

fride . . . mit gote – fride mit dem tiuvel I, 239, 2–3, 242, 3, 5, 7, 245, 22–24.

himelische dinge . . . irdenische dinge I, 241, 31, 34.

in dirre werlte und in jener I, 247, 18–19.

ein himelkint . . . oder ein hellekint I, 251, 39, 471, 39–472, 1.

pfaffe oder leie I, 114, 16–17, 255, 26.

ze der helle oder ze dem himelrîche I, 471, 36–37.

dem dienest unsers herren . . . des tiuvels dienest II, 104, 21–22.

lîp und sêle (formelhaft und zahllose male vorkommend) z. b. I, 28, 23–24, 31, 25, 36, 11, 50, 3–4, 65, 25–26, 71, 16, 18, 241, 29, 506, 14, 509, 12, 565, 19; II, 14, 9–10, 25, 36, 33, 22, 84, 37, 95, 15, 141, 1, 143, 13, 182, 24, 196, 1 und oft.

Aber die antithese ist kein spezifisches erzeugnis der gelehrten, auf christlichem einfluss beruhenden bildung des mittelalters, sondern eine ursprüngliche volkstümliche spracherscheinung, die in graues altertum zurückreicht (R. M. Meyer, Altgerm. poesie s. 460 f.). Wenn Berthold mit sichtbarer vorliebe antithetische verhältnisse aufsucht und begriffliche kontraste in seine rede mischt, so darf er schon deshalb bei seinen hörern einer aufmerksamen teilnahme gewiss sein, weil er die kunst der antithese dem stilistischen herkommen entnahm und sie nur wirksam erweiterte, ohne doch seiner predigt die volkstümlichkeit zu rauben.

Einige beispiele mögen noch folgen, bei denen epizeuxis mit antithesis verbunden ist, und auf der antithetischen pointe, nicht auf der epizeuktischen wiederholung der nachdruck liegt.

sô lernet die siben tugende, dâ ir den siben untugenden mit an gestrîten sult I, 100, 9—10, 109, 23—24.

êwicliche leben oder êwiclichen sterben I, 125, 25—26, 36—37.

daz êwige leben unde der êwige tôt I, 138, 39—139, 1, 225, 34—35, 226, 3—4.

eigene sünde ... fremede sünde I, 211, 23—24, 212, 6—8, 13—14, 17, 213, 38—214, 1, 214, 30—31, 215, 13—14, 216, 37—38, 218, 6—7, 27—28.

valsche minne ... wâre minne I, 239, 32—33, 39—240, 1.

vor tœtlîchen sünden ... vor tegelîchen sünden I, 241, 19—20, 384, 37.

des lîbes tôt ... der sêle tôt I, 511, 1, 3.

zuo der êwigen marter ... zuo den êwigen freuden II, 95, 37—38, 102, 23—24.

mit gesundem lîbe noch mit siechem lîbe, noch vor dem tôde noch nâch dem tôde II, 118, 29—31; I, 262, 11.

Hatten schon wortverbindungen wie *lîp unde sêle* einen formelhaften charakter, so gilt dasselbe von einigen ausdrücken, die im sprachgebrauch der geistlichen einigermassen fest gewesen zu sein scheinen. Mochten auch diese ausdrücke erst eine verhältnismässig junge tradition haben, so wirkten sie darum um so frischer. Die häufige wiederkehr der gleichen wortverbindungen aber liess sie als unabänderliche formeln erscheinen und sicherte ihnen gegenüber dem andächtigen hörerkreis einen zwingenden eindruck.

Dahin gehören:

wâre minne I, 100, 17, 28—29, 180, 10, 239, 30, 32, 39, 240, 21, 246, 39, 247, 1, 453, 23, 523, 19, 22, 30, 537, 20, 542, 36, 544, 20, 545, 2, 33, 38, 546, 10, 13; II, 74, 11.

rehte buoze I, 305, 23, 343, 21, 344, 15, 353, 15, 356, 34, 422, 30, 453, 29, 550, 34; II, 219, 39, 221, 32, 33, 222, 6.

Als häufigste verbindung dieser art begegnet:

wâre riuwe I, 262, 31, 37, 305, 21, 328, 2, 333, 8, 341, 9—10, 13, 19—20, 36, 38, 342, 6, 7, 9—10, 14, 343, 13, 19, 344, 14, 18, 33, 345, 2, 353, 11, 356, 32—33, 370, 19, 28, 380, 7, 381, 36—37, 39, 382, 32, 39, 383, 12, 384, 9, 12, 14—15, 387, 4, 394, 28, 407, 2, 3, 422, 29, 34, 423, 28, 426, 1—2, 435, 27, 437, 23, 440, 19, 34, 36, 453, 28, 454, 30, 456, 1, 472, 12, 503, 12, 541, 6, 550, 33, 557, 38, 566, 2, 567, 14—15, 568, 28; II, 5, 33, 8, 3, 10, 14, 23, 34, 11, 9, 13, 19, 19—20, 21, 29, 22, 5, 13—14, 32, 16, 43, 7, 53, 12, 60, 16—17, 65, 4, 72, 24—25, 30, 33, 73, 5, 74, 11, 89, 24, 103, 9, 12, 106, 33, 113, 5, 122, 9, 13, 22, 135, 27, 157, 34, 158, 3, 5, 173, 3, 192, 24, 204, 3, 206, 33, 37, 39, 207, 7, 20, 208, 10, 209, 38, 210, 1, 213, 30, 220, 16, 221, 18, 222, 11, 12, 21, 248, 1, 2, 5.

Sodann die verbindung: *lûtere bîhte* I, 305, 20, 328, 2, 333, 9, 342, 1, 13, 343, 14, 19—20, 344, 15, 345, 8—9, 11, 350, 4, 37, 353, 14, 356, 33, 370, 19, 380, 8, 384, 11, 387, 5, 426, 2, 440, 36—37, 453, 28—29, 456, 2, 472, 13, 499, 30—31, 540, 30—31, 541, 6, 550, 33—34, 563, 3, 566, 2, 567, 15; II, 6, 8, 11, 10, 13—14, 22, 14, 32, 16, 43, 7, 53, 12, 65, 5, 72, 34—35, 89, 25, 103, 16, 106, 33—34, 122, 23, 157, 36, 173, 4, 184, 5, 222, 23, 25.

Die grosse zahl dieser beispiele macht deutlich, dass es sich um stereotype erscheinungen handelt, die nicht eigentümlichkeit eines einzelnen predigers waren, sondern in gleicher oder ähnlicher form allgemeine verwendung fanden, ohne deshalb ihre wirkung einzubüssen (vgl. Hass, Das stereotype in den altdeutschen predigten, besonders über den stereotypen gebrauch des epithetons *wâr*).

Bisweilen auch schliesst Berthold die beiden letztgenannten wortverbindungen zusammen und erreicht eine formel von doppelter kraft.

mit wârem riuwen unde mit lûterr bihte I, 290, 30, 387, 4–5, 423, 28 440, 36–37, 541, 5–6, 566, 2; II, 32, 16, 43, 7, 53, 12, 65, 4–5, 106, 33–34, 173, 3–4, 210, 4, 221, 25, 222, 1, 5, 225, 19, 235, 33, 237, 15.

Ferner stammt aus dem geistlichen gedankenkreis:

bezzern unde büezen I, 135, 24, 187, 12, 335, 16, 343, 28; II, 192, 15.

lesen unde singen I, 475, 29, 494, 1–2, 510, 26.

lernen und lesen II, 24, 18, 26, 27, 32, 2.

daz himelische her I, 188, 28, 190, 38, 231, 32, 246, 37, 247, 6, 7–8, 290, 31, 302, 17–18, 327, 20, 341, 28–29, 350, 20–21, 33, 356, 36, 371, 20, 390, 6, 9, 391, 19, 439, 34–35, 498, 6, 502, 2, 504, 12, 535, 37, 541, 14–15; II, 15, 14.

Ebenso folgt Berthold den traditionen der mittelalterlichen predigt, wenn er in der regel biblische eigennamen und die namen der heiligen, die er erwähnt, mit dem beiwort *guot* ausstattet (vgl. Hass, a. a. o. s. 45).

Von der fülle dieser fälle können hier nur einige genannt werden.

der guote sant Augustîn I, 4, 4.
der guote sant Martîn I, 21, 38.
den guoten sant Franciscum I, 65, 3–4.
der guote sant Michel I, 94, 9.
der guote sant Paulus I, 105, 23.
der guote sant Anshelm von Kantelberc I, 153, 2–3.
der guote sant Bernhart I, 157, 13–14.
der guote Job I, 188, 10.
der guote sant Johannes I, 233, 24.
der guote sant Jacob I, 241, 1.
den guoten sant Stephân I, 246, 30.
den guoten sant Ôswalden I, 257, 12–13.
den guoten sant Laurencien unde den guoten sant Georien I, 302, 1–2.
der guote sant Jeronimus I, 448, 21.
der guote sant Nicolaus I, 475, 12.
der guote sant Andrês I, 541, 26.
der guote sant Bartholomêus I, 541, 27.
der guote sant Peter II, 41, 17–18.
der guote sant Uolrîch II, 114, 4–5.
der guote sant Job II, 191, 15–16.

Die volkstümliche tendenz in diesem beiworte ist unschwer zu

erkennen. Dennoch scheint hier eine spezifische eigentümlichkeit der geistlichen rede vorzuliegen (vgl. Hass a. a. o. s. 45).

Wie aber Berthold den zusammenhang mit der geistlichen tradition nicht verlor, so scheint die volkstümlichkeit in der form seiner rede auf einen noch engeren anschluss an die weltlich-ungelehrte überlieferung seines vaterlandes zu deuten, d. h. an die formen der sprache, wie sie aus ehrwürdiger vergangenheit stammend, urwüchsig hineinragten in das lebendige leben der gegenwart.

An derartigen volkstümlichen elementen der sprache Bertholds begegnen zuerst wieder formelhafte erscheinungen, die von den bereits genannten sich wohl nur durch die sphäre ihrer herkunft und zum teil durch ihr höheres alter unterscheiden.

Dahin gehört: das schon genannte antithetische:

liep — leit I, 217, 22, 266, 2, 282, 6–7, 331, 8; II, 268, 8–9.

himel und erde I, 161, 5–6, 302, 16, 358, 3, 539, 22, 24, 560, 8; II, 38, 23, 39, 25.

Sodann:

gesungen noch geseit I, 196, 5.

singen, sagen unde lesen I, 444, 31–32.

sünde — schande I, 155, 26–28, 35, 206, 4, 5.

worte — werke I, 191, 3–4, 256, 19–24, 276, 12, 277, 36, 376, 18, 408, 12–13, 428, 36, 429, 19, 453, 5, 483, 22.

witwen unde weisen I, 216, 18–19, 331, 25–26, 364, 29–30, 534, 29, 535, 4; II, 28, 20, 36, 158, 19; diese verbindung begegnet bereits im Anno-lied, v. 603.

haz unde nit (*nit unde haz*) I, 198, 4, 200, 37, 204, 29, 227, 4–8, 252, 34, 36–37, 272, 36, 277, 34, 284, 26–27, 339, 27–28, 360, 7, 369, 23, 412, 30–31, 427, 30, 464, 35–36, 38, 39, 465, 23–25, 29–30, 38, 472, 18, 479, 33–34, 481, 4, 514, 5, 28, 522, 35, 523, 26–27, 31, 544, 19, 545, 1, 20, 32; II, 31, 7, 9, 22–23, 48, 8–10, 80, 18, 101, 9–10, 108, 9, 163, 10–11, 171, 14, 173, 18, 180, 29, 30, 211, 27, 219, 15, 19, 20.

êre unde guot (*guot und êre*) I, 230, 20–22; II, 205, 16, 229, 26.

rehte unde redelîche I, 306, 4, 6, 311, 21, 24, 319, 23–24, 330, 17–19, 334, 23; II, 88, 38–39.

aller keiser künic I, 160, 15.

ein keiser aller künige I, 214, 26, 247, 13, 291, 7–8, 358, 7–8, 428, 15, 443, 2, 458, 10, 565, 7.

billich unde reht I, 94, 4.

nütze unde guot (*guot unde nütze*) I, 96, 11, 306, 3, 374, 4, 457, 21; II, 5, 20, 9, 36, 203, 21, 24.

Endlich das von Berthold ausserordentlich oft gebrauchte

gelten unde widergeben I, 109, 1, 9, 119, 8, 120, 15, 122, 27, 31–32, 37, 38–39, 136, 20–21, 137, 4, 33–34, 36, 138, 12, 166, 18–19, 195, 18, 280, 3, 16–17, 284, 21, 35–36, 285, 22, 332, 6, 10, 11, 333, 31–32, 37, 341, 14, 382, 6, 394, 31–32, 438, 10, 28–29, 439, 2, 16–17, 440, 21–22, 471, 16–17, 479, 19, 516, 23–25, 529, 18, 20–21, 26, 33, 533, 29–30, 545, 21, 550, 30, 569, 12–13; II, 32, 9, 39, 29, 31, 40, 3, 12–13, 16, 20–21, 24, 43, 13, 48, 30, 32, 34–35, 36–37,

49, 1, 4, 8, 52, 28—29, 32—35, 38—39, 53, 6—7, 70, 6, 102, 11—12, 111, 18—19, 36, 112, 31, 33, 123, 1—5, 14, 22, 24, 132, 32, 36—37, 195, 37—38, 209, 33, 225, 2—3, 232, 4, 5, 249, 13, 23.

Bemerkenswert ist bei diesen formelhaften wortverbindungen die neigung zum stabreim (*liep unde leit; singen unde sagen; worte unde werke; witwen unde weisen; rehte unde redelîche; keiser aller künige; gelten und geben*). — Diese zwillingsformen gehören dem allgemeinen sprachgut an (vgl. Ranke a. a. o. s. 118), aber ihre beliebte verwendung bei Berthold (wie bei anderen) zeigt an, dass ihre wirkung noch nicht abgestumpft war.

Wenn Berthold in den genannten wort-paarungen meist verschiedenartiges, zum teil sogar entgegengesetzes bezeichnen will, so fehlt es bei ihm nicht an wortverknüpfungen wo nur die absicht einer rhetorischen fülle massgebend ist.

Gerade für die altdeutsche predigt ist die verbindung synonymer worte charakteristisch (vgl. Hass a. a. o. s. 71 ff.) Neben dem streben nach rhetorischer breite kann dabei auch die absicht mitwirken, einen zusammengesetzten begriff genauer zu bezeichnen, einen unbestimmten zu erläutern, einen unvollständigen zu ergänzen, ohne dass wir imstande sind, zwischen diesen einzelnen fällen jedesmal eine genaue grenze zu ziehen (vgl. Wackernagel a. a. o. s. 344—345). Diese erscheinungen lassen sich zusammenfassen unter dem namen der variation des ausdrucks. Anton Schönbach übersieht ihre poetisch-rhetorische bedeutung und scheint nur den zweck der verständigung für ihre entstehung verantwortlich zu machen, wenn er sagt: „ist den leuten der eine ausdruck nicht zugänglich, so ist es der andere“ (Anz. f. d. alt. bd. 7 s. 372).

Dahin gehören:

daz verstilt im der wînman, der zapfenære I, 17, 25.
ze ie der wîle unde ze ieglîcher stunde I, 22, 18, 243, 35.
die dû gevarn hâst unde bist I, 23, 29—30.
... unde ... sich von tage ze tage ze helle mêret unde wæhset iemer mêre I, 41, 25—26.
dâ hât nieman keine kraft über noch keine maht I, 50, 15—16.
in latînischer zungen oder sprâche I, 57, 31—32.
von den engeln predigen und ouch ze sagen I, 94, 15—16.
ein fuoder oder ein michel teil I, 98, 9—10.
die alsô wüetent unde tobent mit zorne I, 101, 23.
gehaz unde vînt I, 106, 31, 39, 107, 1.
ermordent und ertœtent I, 129, 9, 13, 272, 9.
sluogen unde morten I, 129, 17, 284, 1; II, 72, 13—14, 18.
Swer sie hûset oder hovet oder schirmet I, 130, 22.

die zeher unde tropfen, die . . . geregenten unde tropften I, 137, 23—24,
gesetzet unde geordent I, 142, 37—38.
behüeten unde bewarn I, 143, 17, 145, 6.
wîsen unde lêren I, 143, 35.
gedinge unde hoffenunge I, 165, 33.
grôz unde gar michel I, 168, 31—32.
der zierheit unde der schônheit I, 176, 4—5.
ze laster unde ze schanden I, 189, 8—9.
nît unde haz I, 198, 4, 200, 37, 204, 29 (formelhaft, vgl. oben).
nîdic unde hezzic I, 537, 28; II, 102, 29.
in sîner pflege und in sîner huote I, 200, 33.
freude unde wünne I, 223, 29, 299, 28—29.
in ein ander gegene oder in ein ander lant I, 32, 23—24.
verhertet unde versteinet I, 243, 7, 418, 35—36, 419, 11—12, 437, 11—12.
widerhaben unde . . . widerstrîten I, 254, 20—21.
sünden und untugenden I, 254, 30.
swuor unde gesworn hât I, 266, 16—17.
daz ir ruowet unde ruowe habet I, 269, 10.
ze unkiusche begern, zer unê I, 278, 8—9.
überschalket und übermeinsamet I, 283, 19.
laster unde schande I, 283, 20, 413, 38, 523, 4, 570, 30—31, 571, 29, 32.
vil trûric unde vil leidic I, 284, 12.
ze sælden unde ze heile I, 292, 5.
geedelet unde gewirdiget I, 296, 8.
vermachet oder bedecket I, 287, 3.
sô vehtent sie unde kempfent I, 325, 19.
nâch ir wirde unde nâch ir êren I, 373, 18—19, 383, 35.
ir lôn gehœhern unde gemêren I, 377, 17.
beschirme unde behüete I, 420, 17.
ze frumen unde ze nutze I, 428, 26—27.
ûz dem herzen . . . und ûz der sêle 436, 34—35.
unwirde unde smâcheit I, 520, 18.
daz man ez sehen muoz und ansihtic wirt I, 561, 26.
daz sich dâ marteln liez unde die martel leit I, 567, 26—27.
ein guoter, slehter, gerehter man II, 2, 1 (asyndetisch).
dô . . . daz unser herre erkante und sach II, 4, 24—25.
daz wægeste und daz beste II, 4, 39.
fride und suone II, 7, 22, 32.
pîn und marter durch die minne und liebe unsers lieben herren II, 16, 32—33.
dô sie . . . wâren und lebten II, 54, 2—3.
Wan er minnete uns und hete uns liep II, 166, 2—3, 168, 2—3, 25—26.
michel wunder und grôz wunder II, 174, 3.
ze sagen und ze reden II, 207, 19.
vier hande unkiusche, vier leie unkiusche II, 218, 2—3.
vil wunne und freuden II, 227, 26.
zierde und schœnheit II, 227, 28.

Einen pleonastischen charakter hat auch die prolepse (vgl. Paul, Mhd. Gr. 6. aufl. s. 147, § 325), welche trotz ihrer volkstümlichen herkunft den wirksamen stilerscheinungen zugezählt werden muss.

Der hauptbegriff eines satzes wird in starker betonung vorangestellt, um nach verlauf einer kurzen pause durch ein rückweisendes pronomen wieder aufgenommen zu werden. Eine plastische hervorhebung wird damit erreicht, wie sie der lebendigen umgangssprache schon durchaus geläufig ist (vgl. Ranke a. a. o. s. 63):

man die suln striten, frouwen die suln spinnen I, 325, 26.

Frouwen die suln dâ heime büezen, man die suln ûz varn: frouwen die suln dâ heime sitzen spinnen I, 356, 17–19.

Unser lieber herre der tuot dir dennoch genâde II, 12, 16–17.

Die andern die fuorte man gên Masnât II, 21, 24–25.

Daz daz wâr sî, daz hât uns got erzeict II, 21, 2 (oft).

Der künic Saul, der was sô übel, daz er sibenzic priester ersluoc umb unschulde II, 71, 18–19.

Wan diu sunne diu hât lieht II, 201, 8–9.

Auch die umgekehrte, innerlich der prolepsis verwandte erscheinung (vgl. Ranke a. a. o. s. 65), kommt häufig bei Berthold vor und stammt wie jene aus der umgangssprache: das hauptwort wird zunächst in der eile der rede nur durch ein pronomen vertreten und wird erst später zur verdeutlichung nachgeholt. Wirkte aber die prolepse im sinne einer bewussten pointierung, so liegt in dieser nachträglichen anreihung des substantivums nichts anderes vor als ein lässiges zugeständnis an die gepflogenheiten des allgemeinen sprachgebrauchs und die positive wirkung solcher zugeständnisse konnte nur in dem sympathischen eindruck bestehen, dass der stil des geistlichen redners der volkstümlichen sprache (auch in ihren lässigkeiten) in weitem masse entgegenkam. Einige beispiele mögen genügen:

Wan dô sie daz guot widergâben hern Jakobes süne I, 75, 6–7.

Als ez der meister siht, wirkent sie die würhten gar balde I, 85, 2–3.

Er was sô liutsælic her Salomôn I, 176, 6–7.

Und alsô wirt an in gerihtet an allen den, die dâ hôhvertic sint I, 191, 37–38.

daz sie dâ verworht hânt die leiden tiuvel I, 242, 19.

sô teilte er sie in siben stücke, der almehtige got I, 293, 14–15, 489, 31–32.

Wand er uns nâch im selben hât gebildet der edele frîe herre I, 296, 1–2.

Wande in got selber nâch im gebildet hât den menschen I, 376, 4–5.

Sie hât ouch leben unde wesen unde vernunft unser frouwe I, 376, 14–15.

sô ezzent sie einander die vische in dem wâge I, 478, 32.

Den selben stric habent sie ... geleit die tiuvel I, 480, 23–24.

Dâ von hât er in den stric geleit den rîchen I, 483, 32.

wan er ist ez got selber I, 501, 2—3.

alsô hât er uns ouch zweiger leie wîsunge gegeben hie ûf ertrîche unser herre uns kristenliuten I. 505, 25—27. Hier ist die nachträgliche folge des substantivs in einem satz zweimal zur anwendung gebracht.

ir gebet im danne von iu selben etewaz dem priester I, 517, 23.

und als ofte sie dem menschen wirt ze rehte, diu dritte erzenîe II, 84, 24—25.

sô wirt er dâ von danne aller frœeste, der tiuvel II, 105, 26, 28—29.

Darumbe hât in got daz zehende teil verlihen den priestern II, 117, 2.

als wênic hât er muot der ketzer . . . II, 207, 22—23.

Nû hüetet sie sich alsô, mîn frouwe II, 215, 5.

Jâ gestuont sie dem almehtigen gote sô nâhen niht diu sêle II, 219, 31—32.

Der volkstümliche charakter solcher wendungen ist unverkennbar. Ähnliches gilt von der bei Berthold überaus häufigen trennung des demonstrativums oder relativums *dâ* von seinem richtung gebenden adverb, einer erscheinung, die auch bei den besten mhd. epikern zu belegen ist (vgl. Ranke a. a. o. s. 65).

Die zahl der beispiele, welche Bertholds predigt hiefür bietet, ist ausserordentlich gross. Einige seien genannt.

dâ müezen sie gote an dem jungesten tage umbe (*dâ-umbe*) *antwürten* I, 112, 6—7.

dâ wirt iuch der almehtige got umbe frâgen I, 280, 34.

dâ ir himelrîche umbe gebet II, 68, 21—22.

Dâ sullet ir iuch niht an kêren I, 119, 9 (*dâ — an*).

dâ ist diu sêle ouch schuldic an I, 241, 6.

Dâ hangent vil sünden an II, 59, 20—21.

Dâ sult ir iuch mit allem flîze vor behüeten I, 127, 19 (*dâ — vor*).

Dâ beschirme uns der almehtige got vor I, 130, 26—27 (und sehr oft).

dâ hüete sich rehte alliu diu werlt vor II, 69, 25—26.

Dâ geschiht alliu diu sünde von I, 131, 5 (*dâ — von*).

dâ got von gelobet werde I, 495, 15.

Dâ reden wir priester niht von II, 51, 38—39.

dâ er uns mite spîsen wil I, 220, 7 (*dâ — mite*).

swâ diu sêle mite geniset, dâ ist ouch der lîp mite genesen I, 508, 13—14.

dâ dû den magettuom mit verlüre II, 43, 1.

dâ ir bî ouch kiesen sult I, 252, 20 (*dâ — bî*).

dâ nieman bî ist gewesen I, 318, 25.

Dâ ist uns bî bezeichent I, 518, 9.

dâ uns got selbe ûz machet II. 25, 11—12 (*dâ — ûz*).

dâ hat er diz irdenische leben für genomen I, 427, 11—12 (*dâ — für*).

Dâ liset man inne I, 378, 10 (*dâ — inne*).

Dâ stât ein boum inne II, 45, 32.

dâ man inne toufet II, 85, 24.

dâ smacket er iemer mêr gerne nâch I, 483, 20—21 (*dâ — nâch*).

dâ sie ouch als sêre nâch hungert II, 6, 27.

dâ ist in ouch wê nâch II. 7, 11.

dâ gehœret vil tugent in I, 564, 10 (*dâ – in*).
dâ ez dir guot zuo ist I, 558, 38—39 (*dâ – zuo*).
Dâ muoz man sich gar wol zuo bereiten II, 84, 23.

Eindrucksvoll wirkt bei Berthold die fast durchgängige voranstellung des genit. (plur.) besonders vor superlativen (vgl. J. Grimm a. a. o. s. 247, Deutsche Grammatik 2, 677).

der drîer wîsheit einiu I, 6, 27—28.
und ist aller wîsheit diu beste I, 8, 25.
der zweier wege einen I, 66, 3, 8—9.
unde sint aller der sünde grœste unde wirste I, 87, 37—38.
der vier ruofenden sünden einiu I, 89, 38—39, 90, 17, 91, 29, 92, 10, 23, 108, 20.
der grœsten tôrheit einiu I, 94, 27; II, 74, 20.
der aller grœsten tugende einiu I, 108, 30.
der aller grœsten mortexte eine I, 134, 5.
aller untugende wirste I, 173, 19—20.
der aller schedelîchsten sünde einiu I, 178, 5—6.
aller sünden grœstiu I, 206, 20.
aller tugende beste I, 231, 28.
der zehen gebote einez I, 275, 11.
dîner verdampnisse einiu I, 277, 1.
der gar übergrôzen gnâden einiu I, 294, 8.
iuwer nifteln einiu I, 334, 31.
der aller hœhsten heiligen ein I, 336, 30.
aller sorgen grœstiu I, 345, 24.
der grœsten wunder einz I, 382, 19—20, 499, 11—12.
aller stricke bœste I, 420, 13—14.
der aller liebsten dinge zwei I, 430, 4, 10—11, 27—28.
der juncfrouwen einiu I, 525, 11.
sîner niuwen stricke einer I, 555, 27—28.
der minnesten sünde einiu I, 568, 13, 36—37.
der sünden einiu wider den heiligen geist I, 573, 25.
der wirsten spîse einiu II, 6, 29.
der siben heilikeite einiu II, 12, 21—22, 89, 21, 92, 10.
sîner knehte einem II, 24, 1.
der hôhesten arzete einer II, 49, 37—38.
der selben huote einer II, 55, 25.
der griulîchsten lâge einiu II, 61, 1.
der wirsten morder einer II, 68, 10.
der liebesten diener zwêne II, 151, 12.
aller sünden unreinestiu II, 152, 10.
der zweier sünder einer II, 161, 37.

Wie diese wendungen im zusammenhang der rede wirken, zeigt deutlich die gegenüberstellung zweier stellen mit verschiedener wortfolge:

der grœsten sünde einiu II, 109, 25—26.
einiu der grœsten sünden II, 50, 3.

In einigen fällen sucht Berthold durch engere verbindung von subjekt und prädikat die wirkung des satzes zu konzentrieren:

z. b. *unde dâ von sol er von rehte tragen die buoze* I, 195, 12.
der hât daz dritte gebot zebrochen unsers herren I, 268, 10.
daz uns der frœlichen angesihte irret des wâren sunnen I, 392, 2–3.
swenne ir ... hœret den selben namen in der messe I, 489, 23–24.
Wan swie tiure diu erzenîe ist der sêle I, 511, 14–15.

Eine besondere quelle rhetorischer wirkung öffnet sich Berthold in verschiedenen formen der umkehrung. Die ursprüngliche wortfolge wird bisweilen in umgekehrter weise wiederholt, wodurch das gesagte entweder nur in etwas anderer beleuchtung erscheint oder aber einen ganz neuen sinn erhält. Über die figur der epanodos, in welcher die glieder eines ganzen satzes in anderer folge wiederholt werden, ist später zu handeln. Hier ist zunächst nur die gleiche erscheinung bei wortverbindungen im engeren sinn zu nennen.

Am häufigsten und geradezu formelhaft ist eine wendung dieser art, deren sich Berthold am schluss der predigt (allerdings nur im 1. bande unserer sammlung) mit vorliebe bedient:

daz uns daz allen widervar, mir mit iu und iu mit mir ... I, 28, 21–22, 47, 24–25, 64, 20, 139, 5, 169, 7, 181, 7, 195, 30, 219, 16, 248, 24–25, 262, 38–263, 1, 387, 12–13, 407, 5–6, 441, 2–3, 461, 10–11, 473, 5, 536, 5–6, 548, 13–14.

Und alsô sult ir ouch daz ander pfunt widerreiten zwivalt. Wan man muoz ein iegelich pfunt zwivalt widerreiten I, 18, 13–14.

In latîne ... heizent die siben sternen als die siben tage, und ouch die siben tage sam die sternen I, 51, 38–52, 1.

daz kint von dem vater unde der vater von dem kinde ... unde diu frouwe von dem wirte unde der wirt von der frouwen unde der bruoder von der swester unde diu swester von dem bruoder I, 120, 3–7.

Unde dâ von sult ir den êwigen tôt tûsenstunt mê fürhten danne den kurzen tôt. Nû habet ir die vorhte umbe gekêret und fürhtet den kurzen vil harter danne den êwigen I, 125, 17–20.

wan die böume gelîchent den liuten unde die liute den böumen I, 158, 14–15.

Wellest dû einer kurzen niht, sô nim eine lange; wellest dû einer langen niht, sô nim eine kurze, unde wiltû einer wîzen niht, sô nim eine swarze, unde wiltû einer swarzen niht, sô nim eine wîze. Wilt dû einer kleinen niht, sô nim eine grôze, wiltû einer grôzen niht, sô nim eine kleine. I, 278, 31–36.

Die fülle der möglichkeiten wird durch diese zahlreichen umkehrungen einigermassen drastisch vor augen geführt.

dû wærest doch ir unde siu dîn I, 320, 14.

ist doch diu frouwe des mannes unde der man der frouwen I, 320, 18–19; ähnlich II, 190, 6.

muoz danne diu sêle mit dem lîbe unde der lîp mit der sêle iemer mêre verlorn sîn I, 351, 11—13.

daz sünde almuosen sî unde almuosen sünde und übel guot sî und guot übel sî I, 398, 15—16.

daz sie die marter liten durch in, als ouch er durch uns II, 75, 37—38.

Die verknüpfung koordinierter worte richtet sich bei Berthold nach der stellung im satz, nach dem tempo der rede, nach dem gedankeninhalt u. dgl.

So werden gelegentlich die worte asyndetisch aneinandergereiht, besonders wenn eine gewisse bewegtheit und eile der rede eine asyndetische folge nahelegt (vgl. R. M. Meyer a. a. o. s. 90), aber auch, wenn bei aufzählungen ein stärkeres hervortreten der einzelnen glieder angestrebt wird [1].

jüden, heiden, ketzer: die werdent in âne strit vorteiles I, 2, 4—5, 3, 35, 464, 12; II, 22, 33, 34, 169, 11, 172, 9.

mit vasten, mit gebete, mit almuosen, mit vigilien, mit allen guoten dingen I, 42, 29—30; ähnlich 46, 24—25.

den heiligen touf, die heiligen firmunge, die siben heilikeit alle, daz heilige kriuze, den heiligen glouben I, 55, 17—18.

Daz selbe sprich ich zuo dem vische in dem wâge, zuo dem tiere in dem walde, zuo dem wurme in der erden I, 125, 33—34.

mit ir lêre, mit ir bîhte I, 186, 8—9.

Alsô sult ir den vîgertac vertrîben mit gebete, mit almuosengeben, mit kirchverten, mit venien, ze predigen gên I, 269, 14—16.

mit gewande, mit iuwern sleigern, mit röckelînen I, 414, 19 (über wiederholung der präposition vgl. oben).

ein guoter, slehter, gerehter man II, 1, 27—2, 1.

zwelfboten, marterer, nôthelfer, meide II, 92, 11—12.

von roubern, von ungelücke, von bœsen herren, von schelmen, von hagel II, 202, 22—23.

Dâ kumt von mort, rouben, brennen II, 219, 20—21.

und allez daz lebendic ist, liute, vogel, tier, vische II, 234, 14—15.

Aber Berthold bindet sich nicht an ein bestimmtes schema, er liebt bei aller neigung zum formelhaften die abwechselung. So liebt er neben asyndetischen und polysyndetischen verbindungen auch mischformen beider:

den solt dû slahen mit kestigunge, mit riuwe unde mit buoze unde mit allen guoten werken I, 42, 27—28 (wobei der übergang zu polysyndetischer verknüpfung anscheinend durch das formelhafte *riuwe unde buoze* veranlasst ist).

mit unrehter stiure, mit unrehter vogtîe, mit herbergen, mit nôtbete, mit roube, mit brande, mit diepstâl, mit unrehtem gewalte, mit unrehtem gerihte, mit

1) Über das verschiedene verhalten der hss. in diesem punkte vgl. Strobl bd. II, s. 290—291.

unrehten zöllen und ungelten unde mit trügenheit, mit wuocher, mit fürkoufe, mit dingesgeben I, 58, 27—31.

Für den belebenden wechsel zwischen polysyndetischer und asyndetischer folge ist besonders charakteristisch:

mit dêmüetigem lebenne unde mit gedultikeit unde mit erbermede unde mit süezem lebenne, mit kiusche, mit vasten, mit allen guoten dingen, unde fruo unde späte got an ruofen, mit lesen, mit singen unde mit gebete . . . I, 143, 37—144, 1.

jüden, heiden unde ketzer unde sus maniger leie I, 530, 5—6; II, 154, 14.

scharpf, swære, lanc, griulich und als gar clegelich und jæmerlich II, 5, 4—5.

Wie im nhd. sprachgebrauch wird bei B. gern bei der aufzählung nach unverbundener folge vor dem letzten glied ein *unde* gesetzt, welches wirksam die beendigung der reihe andeutet:

nû zabel als ein gurre, als ein gürrelîn, als ein esel, als ein ros und als der tiuvel I. 270, 22—23.

mit rede, mit gebærde, mit gewande, mit tanzen unde mit sô getâner îtelkeit I, 337, 27—28.

an gedenken, an worten und an werken I, 429, 19.

gnâde, lop und êre sagen I, 497, 15.

mit vasten, mit gebete unde mit andern guoten dingen I, 563, 23—24.

sîn tôt, pîn und marter II, 2, 18.

in die êwigen verdampnüsse, pîn und marter II, 8, 20—21.

herte, strenge, sûr und bitter II, 9, 39.

mit weinen, mit gebete, mit almuosen und mit allen guoten dingen II, 15, 38—39.

jâmer, clagen, schrîen und weinen II, 23, 9.

hundert tûsent stunt swærlicher, herter, pînlicher und jæmerlicher wanne vor II, 23, 12—13 (hier treten das schlussandeutende „und", die hyperbel und die rhythmische kadenz zu einer hohen stilistischen wirkung zusammen).

den liehten gelouben, den hôhen, den stæten, den reinen, den heiligen und durchnehten II, 207, 28—29.

Wenn die asyndetische folge unruhe in den fortschritt des gedankenzusammenhanges bringt, so fordert umgekehrt das polysyndeton zum verweilen auf. Es ‚verknüpft in einer längeren reihe von vorstellungen jede mit der ihr vorangehenden, und dadurch wird die einbildung, die vorwärts möchte, fort und fort auf dem gleichen punkte festgehalten, gezwungen, sich an dem ganzen der reihe wirklich auch als an einem ganzen recht satt zu schauen'. (Wackernagel a. a. o. s. 413).

Dar umbe hât sanctus Augustinus tûsent buoch gemachet und sant Bernhart und sanctus Gregorius und sant Dyonisius und der andern ein michel teil I, 2, 12—14.

welhe kraft sie haben an dem sâmen und an dem krûte und an der würze smac und an andern kreften I, 2, 20—21.

Man sol gote rilichen dienen unde frumeclichen unde frölichen, unde niht slæferlîchen I, 8, 17—18.

Swer sîne zît verballet unde vertanzet unde vertopelt und vermærsaget I, 20, 5—6.

ze prüeven unde ze sagen unde ze gedenken I, 23, 14–15.

swar dû sîn ze rehter nôt bedarft unde dîn hûsfrouwe unde dîn kint und ander dîn gesinde I, 24, 19–20.

dâ wir an lernen unde lesen unde singen I, 48, 2.

sô kumt strit und urliuge unde sterben unde manslaht unde schelm unde hunger I, 64, 8–9.

den grôzen herren unde den heiligen unde den gerehten unde den guoten sant Franciscum I, 65, 2–4.

der liute und ir lîbes und ir guotes und ir sêlen und ir êren I, 110, 20–21.

Ir sult an der erden lernen und an böumen und an dem korne und an den bluomen und an dem grase I, 157, 11–13.

mit wagenen unde mit karnen und mit rossen unde mit eseln I, 268, 12–13.

itewîz unde hunger unde frost unde durst unde hitze unde trûren unde leit I, 293, 1–2.

jüden unde heiden unde ketzer I, 464, 16–17 (während fünf zeilen vorher die gleiche wortfolge asyndetisch vorkommt. Im zweiten falle aber wird ein langsames ausklingen des satzes bezweckt, während das erstemal eine pointiertere wirkung ohne bindewort bevorzugt wird); ferner I, 521, 12, 553, 26–27, 571, 23–24.

sîn grôze triuwe und liebe und minne II, 15, 33.

an freuden und an wunne und an êren und an wirde II, 213, 7–8.

daz ist kiusche und armuot und gehôrsam II, 260, 22.

Längere disjunktive reihen, die eine gewisse mannigfaltigkeit von vorstellungen bringen sollen, bildet Berthold oft durch verbindung der einzelnen glieder mit *oder*:

aller der meister kunst die ze Parîs sint oder ze Orlense oder ze Montpaselier oder ze Salerne oder ze Padowe oder ze Bonônie I, 5, 28–30.

sô sol der ein keiser sîn oder ein künic oder ein bischof oder ein ritter oder ein grâve oder diz oder daz I, 14, 10–12.

mit dienste oder mit bete oder mit guote oder mit gotesverten I, 71, 4–5.

Ist ein mensche ze swarz oder ze lanc oder ze kurz oder hogereht oder krump oder ûzsetzic oder unliutsælic oder swie ungestalt ez ist I, 229, 9–11.

Oder negativ mit *weder – noch:*

weder mit roube noch mit diepheit noch mit wuocher noch mit fürkoufe noch mit satzunge I, 279, 34–36.

. . . weder rouber, noch bœse herren, noch nieman in aller der werlte . . . II, 201, 21–22.

. . . weder diep, noch rouber, noch wolf . . . II, 201, 24, 26.

daz iu übele herren, noch unrehte vogte, noch unrehte rihter, noch tievel, noch nieman ûf der erde II, 202, 1–3.

Oder mit *danne:*

Wan er uns anders hât geschaffen, danne die wolfe und danne die vogele und danne daz viech und danne ander krêatiure II, 25, 12–14.

Die mannigfaltigkeit solcher reihen entspringt dem bedürfnis nach rhetorischer fülle, welche gern manche auch ferner liegende dinge streift, um durch interessante vielseitigkeit die rede zu schmücken.

Ähnliches gilt von der bei Berthold nicht seltenen häufung von antithesen:

er sî rich oder arm, gelêrt oder ungelêrt, frouwe oder man, edel oder unedel I, 12, 16—17; ähnlich: 66, 9—10. 309, 10—12.

Er hât uns ze wizzen geben übel unde guot, kalt unde warm, sûr unde süeze I, 13, 14—16.

die dierne unde die knehte, die süne unde die töhter I, 82, 19—20; ähnlich: I, 278, 11—12.

rîcheit âne armuot unde jugent âne alter I, 99, 16.

weder mit gesundem lîbe, weder mit siechem lîbe, weder mit geheizen noch âne geheize I, 119, 6—7.

beide den pfaffen unde den leien, den geistlîchen unde den werltlîchen, den fürsten unde den dienstmannen, den rittern unde den knehten, dem armen unde dem rîchen, dem gebûre als dem koufmanne I, 146, 11—14.

dû slâfest oder wachest, dû ezzest oder trinkest, dû gêst oder stêst, dû ligest oder sitzest I, 167, 19—21.

allez samt, jungez und altez, klein unde grôz I, 184, 7—8.

beide verre unde nâhen und ûf unde nider I, 210, 5—6.

die jungen unde die alten, die frouwen unde die man I, 236, 2—3.

hie der lewe, dort der are, hie der tôre, dort der affe I, 253, 11—12.

ez sî kint oder wîp, vater oder muoter, bruoder oder swester, silber oder golt, bürge oder lant I, 273, 11—12.

dâ hæten wir freuden âne trûren, liep âne leit gehabet, frîheit âne gewaltesære, gesuntheit âne siechtuom, rîcheit âne armuot I, 346, 6—8.

hunger unde durst unde frost unde hitze I, 508, 30.

Er betwinget im die man unde die frouwen, den jungen unde den alten, den herren unde den kneht, den pfaffen unde den leien, den rîchen unde den armen, den geistlîchen unde den werltlîchen I, 522, 36—39.

Einen wichtigen platz unter Bertholds wirksamen stilmitteln nimmt die unterbrochene wiederholung von wortverbindungen ein.

sô sint sie îtel tôren ... und sint doch îtel tôren I, 2, 26, 30—31.

daz wir ez ze rehter zît niezen und ze rehter wîse, unde trinken ze rehter wîse I, 19, 33—34.

Ir müget aber gar wol guotiu pfant nemen ... daz ir guotiu pfant dar umbe nemet I, 26, 39—27, 3.

mit maniger grôzen arbeit unde mit manigem grôzen widerstrîten unde mit maniger grôzen anevehtunge I, 30, 9—11.

dâ legent uns die unsæligen tiuvel aber zwô lâge ... Dâ vâhent die unsæligen tiuvel vil nâch alle die werlt mite I, 37, 13—15.

von unrehter vorhte und von unrehter liebe (oftmals wiederkehrend in verbindung und einzeln) I, 39, 8—9, 12—13, 16, 37, 38, 39, 40, 3, 29, 33, 41, 2, 13, 30, 33, 35, 42, 5, 6, 47. 17—18.

wan in hânt beide lâge gevangen, die tiuvel habent in mit beiden lâgen bestricket. Die hôhvertigen sint ouch mit beiden lâgen gevangen ... I, 42, 3—5.

von allen den engesten unde von allen den nœten I, 47, 22—23.

Unde swie gar grôze kraft die sternen alle samt mit einander habent, doch habent die siben planêten sunder grôze kraft I, 51, 13—15.

daz ir fride machen sult: under einander sult ir fride unde suone machen, wan daz ist ein grôziu tugent, der fride machet I, 56, 3—5.

unde sullet scharpfe pîne haben unde bitter leit umb alle iuwer sünde. Wan swenne dû bitter leit hâst, sô ist gotes fride an dir I, 57, 17—19.

iuwer arbeit: diu nimet ende, iuwer armuot nimet schiere ein ende, aber iuwer freude und iuwer richeit diu nimet niemer ende I, 58, 23—25.

Sô wil ich iu iezuo ein grôz zeichen sagen, daz unser herre aller tegelîche tuot, wan er tuot disiu zeichen aller tegelîche: er tuot diz aller tegelîche, daz er . . . I, 80, 4—6.

Reht als bî dem anegenge diu werlt mit wazzerflüete ze der hellen fuor, alsô wirt sie bî dem ende der werlt mit sündenflüete ze der hellen varn I, 80, 37—39.

Sô dû dar umbe als lange brinnest, als manic tûsent jâr als tropfen in dem mer ist, sô hebet dîn martel alrêrst an, und als manic tûsent jâr als stoubes in der sunnen ist, und als manic tûsent jâr als loubes unde grases ûf erden ie gewahsen ist I, 82, 33—37.

dû solt rehte mâze und rehte wâge in dînem hûse haben: sô wirt dir got wegende mit der rehten mâze unde mit der rehten wâge I, 121, 17—19.

Nû sint drîer leie liute die êwiclîche lebent unde drîer leie liute die ewiclîchen sterbent I, 125, 37—38.

die dâ ze banne sint und ander liute mit in ze banne bringent I, 129, 30.

sô künnen wir deheiner slahte liste vinden noch deheiner slahte wege I, 137, 1—2.

Dâ sult ir sehen . . . wie liep iuch hât gehabet der almehtige got, und ir sult in herzeclîchen liep hân, wan er hât iuch âne mâzen liep gehabet. Nû seht, wie liep iuch got hât I, 140, 17—21, ähnlich: I, 359, 1—3.

Wan allez ir leben habent sie niwan nâch sünden unde nâch schanden gerihtet unde schament sich deheiner sünden noch schanden I, 155, 26—28.

Und alle die iemer zuo dem himelrîche komen wellent, die müezent alle ûf dem wege der barmherzikeit zuo dem himelrîche komen 172, 4—6.

daz iu daz in dem vegefiure abe brinnet. Und als ez danne in dem vegefiure abe gebrinnet gar . . . I, 183, 20—21.

Unde wære halt, daz er dir ein grôz leit hæte getân der dem dû haz unde nît treist, dû soltest im dannoch weder haz noch nît tragen I, 187, 24—26, vgl. auch 227, 4—8.

bî ir lebendem lîbe oder nâch ir lebendem lîbe I, 193, 17.

dâ nam er iemer mêr ûf an êren und an guote. Dâ nam der künic Saul abe an êren und an guote unz an die zît, daz er unrehtes tôdes erstarp; dâ nam Dâvît ûf an êren und an guote, unz daz er ein heilic ende nam I, 230, 19—23 (formelhaft).

Wan diu sêle niht danne himelischer dinge begern solte unde sie von himelischen dingen ist I, 241, 30—32, ähnlich 35—36.

Und alle die in daz geheizen lant wellent kommen, die müezent dise zwô unde vierzic tugende haben . . . oder sie koment niemer in daz geheizen lant I, 249, 15—18.

Wiltu aber den gelust des lîbes lâzen fliegen unde wilt dem geluste des lîbes allez nâch volgen I, 254, 36—38.

Unser herre hete alles des genuoc geschaffen des diu werlt bedarf, als er der vische in dem wâge gar genuoc geschaffen hât, und anders des man bedarf. wan er der sternen an dem himel genuoc geschaffen hât I, 257, 25—28.

daz er schîne ... als ein fûlez holz unde stinke als ein fûlez holz I, 265, 20—22.

unde viengen swen sie wolten unde sluogen swen sie wolten I, 270, 6—7.

dû solt gein nieman keinen tœtlichen haz tragen unde nît. Wan swenne dû tœtlîchen haz unde nît treist I, 277, 29—31.

Dû solt aber ein pfant von im nemen: daz gan dir got wol, daz dû ein pfant von im nimest I, 280, 39—281, 1.

der edele frîe herre, dâ wolte er uns ouch geben eine edele frîe willekür ...... daz er (der mensche) die edeln frîen hêrschaft, daz edel himelrîche, mit der edeln frîen willekür besitze I, 296, 2—10.

mit grôzer wirde unde mit grôzer andâht unde mit grôzer dêmuot I, 300, 25—26, 30—31.

mit aller ir dêmüete, mit aller ir andâht, mit aller ir heilikeit I, 301, 37—38.

Ez gênt drîe wege zem himelrîche von der heiligen kristenheit. Unde swer der drîer wege niht einen gêt, der gêt dâ bî unde gêt in die helle ... Dise drîe wege daz sint drîer hande liute I, 309, 1—4.

als Lucifer ... verstôzen unde verworfen wart, alsô werdent dise nescher unde nescherinne verstôzen unde verworfen I, 311, 11—14.

Wan als wir drîer hande êliute haben unde drîer hande witewen, alsô haben wir ouch drîer hande meide I, 336, 17—19.

Dû morder der rehten buoze, dû hâst uns die rehten buoze ermordet I, 394, 9—10.

in der wîse daz er kristenglouben krenke, wan dâ mite wære rehte der kristengloube gekrenket I, 491, 35—36.

unde swâ diu sêle mite geniset, dâ ist ouch der lîp mite genesen I, 508, 13—14.

unde dienent im noch hiute als willeclîchen und als snelleclîchen als des êrsten tages. Unde dâ von sol im der mensche willeclîche unde snelleclîche dienen I, 559, 39—560, 2.

Ir sult für gedenken als der âmeize, der dâ für gedenket I, 561, 31—32.

Daz aller minneste wort daz ir an iuwerm gebete ie gesprâchet unde die aller minneste venje læt er under wegen niht noch den aller minnesten fuoztrit I, 563, 9—12.

Die sint alle ze himele komen ûf dem herten wege und darumbe gêt frœlichen ûf dem herten wege in die heiligen buoze II, 41, 19—21.

mit unrehter liebe, mit drîer hande unrehter liebe II, 60, 3—4.

Hier, wie öfter, ist eine erklärende bestimmung das motiv der wiederholung (vgl. Strobl bd. II s. 307).

Wan sie die sünde ûf erde hânt begangen, darumbe wil got ûf erde über sie rihten II, 99, 5—6.

hât ez disiu driu dinc und bringet disiu driu dinc sîn êwarten II, 122, 31—32.

daz ir in gar liep hœtent, wan er hât iuch gar liep II, 168, 11—12.

Und wolte ein mensche umb anders niht ze himele komen, sô möhte ez doch gerne darumbe ze himele komen, niur daz ez . . . II, 174, 4—6.

Die êrsten êliute die gote liep sint, daz sint alle die zuht und mâze haltent an dem bette, wan zuht und mâze diu zwei hât got geboten. Wan zuht und mâze ist ze kirchen guot und ze strâze . . . und an allen steten ist zuht und mâze guot . . . Und dâ von wil ouch der almehtige got, daz man zuht und mâze an dem bette halte II, 191, 1—7.

. . . *daz wir niht ze schanden werden. Wan swer . . . sich bewollen hiete mit unflâte als ein swîn, der wære gar ze schanden worden* II, 201, 13—16.

Wie nach allem bisherigen zu erwarten ist, fehlt bei Berthold unter den eindrucksvollen wiederholungen dieser art auch die erneuerung solcher formelhaften wortverbindungen nicht wie sie als einzelerscheinungen bereits erwähnung gefunden.

Daz eine würzelîn ist, wie man rehte unde redelîche die selben erzenie sol enpfâhen. Daz ander würzelîn: wie man sie rehte unde redelîche sol halten I, 306, 4—6, ferner: 311, 21, 24, 32—33, 330, 17—19.

Bî dem aller êrsten nâch der bevilhede sol man gelten unde widergeben oder fristunge gewinnen; danne sol man gelten unde widergeben mit ir willen I, 332, 9—11, ferner II, 48, 30—49, 8, wo die verbindung: *gelten und widergeben* auf 18 zeilen 7mal, und II, 52, 28—39, wo dieselbe verbindung auf 12 zeilen 4mal begegnet, ferner II, 123, 1—5, 14, 22, 24.

unde dar an müget ir als wol lernen unde lesen . . . dar an sult ir lernen unde lesen bî dem tage I, 506, 10, 16.

Jâ hæten wir an den tiuveln hazzes unde nîdes genuoc. Wan alliu diu unsælde . . . daz ist niwan von dem hazze unde von dem nîde I, 465, 29—32, 23—25, 466, 4—9.

Von diesen beispielen aus Berthold gelten die Worte R. M. Meyers: ‘die wiederholung an hochbetonten, aber durch . . zwischenräume getrennten stellen, sie wird . . . angewandt, um inhaltlich wichtige punkte gleichsam durch herausgehängte fahnen zu markieren’ (Altgerm. poesie, s. 507).

Einigemale sucht Berthold bei ähnlicher wiederholungstechnik einen satz zu analysieren:

Die haltent stæten fride mit dem tiuvel. Der ist sô stæte, daz halt under allen sündern nieman sô stæten fride hât mit dem tiuvel I, 243, 21—23.

Diu sehste tugent . . . diu heizet snelleheit an gotes dienste: daz dû gote solt dienen mit snelleheit I, 255, 4—6 (wo allerdings für das substantiv *dienst* das zugehörige verbum eingetreten ist).

Es schien geboten, eine grössere zahl von beispielen für die erneuerung von wortverbindungen in Bertholds predigt aufzuführen, um durch die verschiedenartigen fälle ein klares bild zu geben von

der ungemeinen vielseitigkeit der wiederholungstechnik, welche dieser redner aufbietet, um seinen worten eingang und nachdruck zu verschaffen.

Das volkstümliche gepräge bleibt bei allem künstlichen und kunstvollen, das wir an Bertholds stil wahrnehmen, doch fast durchweg gewahrt.

So ist z. b. das oxymoron zu geistreich und subtil, um in den drastisch-populären ton von Bertholds predigt ganz zu passen, und begegnet nur an einer stelle:

unde huop sich ein fridesamer strît in dir I, 199, 4–5 (vgl. R. M. Meyer a. a. o. s. 40 f.).

Eher schon stimmen zu Bertholds art wendungen von beabsichtigtem handgreiflicherem widerspruch, wie:

Unde daz dâ wîn unde brôt ist, daz ist danne weder wîn noch brôt I, 302, 31–32.

Als besonders wichtig für die rhetorische wirkung der predigt Bertholds seien zuletzt einige fälle der ellipse genannt (vgl. R. M. Meyer a. a. o. s. 74—75). Die sparsamkeit im ausdruck, die in ihr zu tage tritt, steht in seltsamem gegensatz zu jenem sichtbaren bemühen um fülle und überfluss der diktion, die wir oben bei Berthold beobachtet haben. Beides, so werden wir sagen dürfen, entspricht der jeweilig gerade vorliegenden tendenz der rede.

Über die eigentümliche erscheinung des angedeuteten gegensatzes sagt Hermann Paul:

'Die sparsamere oder reichlichere verwendung sprachlicher mittel für den ausdruck eines gedankens hängt vom bedürfnis ab. Es kann zwar nicht geleugnet werden, dass mit diesen mitteln auch vielfach luxus getrieben wird. Aber im grossen und ganzen geht doch ein gewisser haushälterischer zug durch die sprechtätigkeit. Es müssen sich überall ausdrucksweisen herausbilden, die nur gerade so viel enthalten als die verständlichkeit für den hörenden erfordert' (Prinzipien der sprachgeschichte 4. aufl. s. 313).

Wollte man den begriff der ellipse im weitesten sinne fassen, so müsste man zugeben, 'dass es zum wesen des sprachlichen ausdrucks gehört, elliptisch zu sein' (ebenda s. 313—14). Alle fälle, in denen ein subjekt bei neuem prädikat, eine präposition bei neuem substantiv, ein substantiv bei mehrfachem adjektiv, ein prädikat u. dgl. sich ergänzen [1] lässt, wären hierher zu rechnen, und auch bei Berthold

1) Paul allerdings verwirft den begriff der ergänzung bei der uneigentlichen ellipse. Vgl. a. a. o. s. 314 f.

würde neben aller beobachteten verschwendung jener geist der sparsamkeit stark zutage treten, der das ganze sprachleben durchwaltet. Nur wenige beispiele mögen dies andeuten:

der verkouft luft für brôt unde machet ez mit gerwen I. 16, 11.
sô ist ez hol und ist ein læriu rinde I, 16, 12—13.
sô hât der daz wahs gevelschet, der daz olei I, 16, 22—23.
Der arme mac niht minner geben, noch der riche mêr I, 264. 5—6.
Sô heizet ein mortaxt smeichen, sô heizet einiu schelten, einiu lougenen in der bîhte und einiu schelten got und sîn muoter II, 71, 35—37.
und gewinnet der mit satzunge, der mit fürkoufe, der mit wuocher, der mit roube, der mit steln, der mit sacrilêje, mit symonîe, mit unrehter vogetîe, mit unrehten zöllen . . . II, 102, 4—7.

Wichtiger aber ist es, einige fälle aufzuführen, in denen die ellipse in einer regelrechten lücke besteht, bei welcher der unvollkommene zusammenhang aus der situation heraus zu ergänzen ist. Wendungen dieser art sind bei Berthold oft von grosser lebendigkeit.

z. b. *Ie græzer sünder, ie tiefer helle, ie heizer fiur, ie græzer marter* II. 229. 7—8.

In der regel ist es der imperativ, dessen sinn zu ergänzen ist und aus dem zusammenhang mit voller sicherheit ergänzt wird. Paul fasst (a. a. o. s. 134) solche wendungen als primitive aufforderungssätze. Ob hier wirklich ein wort syntaktisch ergänzt werden muss, ist übrigens eine streitfrage (vgl. R. M. Meyer a. a. o. s. 74 f.).

vil wunderlîchen balde in starke buoze, oder in den grunt der helle! I, 71, 21—22, 90, 1, 92, 11, 93, 18—19, 205, 13—14, 34—35, 206, 27, 207, 1—2, 275, 36—37, 277, 17, 278, 26—27, 313, 8—9, 327, 35—36, 452, 24—25, 454, 27—28, 543, 38—39, 547, 13—14, II, 51, 32, 56, 35—36.

BONN. H. HASSE.

ZUR FRÜHNHD. GRAMMATIK.

Im anschluss an A. Semler, Frühnhd. endungsvokale (diss., Freiburg i. B. 1909), wozu die beiden aufsätze Zfdwortf. 11, 36—44 und 44—47 eine ergänzung bilden[1], möchte ich hier einige bemerkungen machen.

1) Diese — offenbar kurz vorher erschienen (febr. 1909) — werden zwar eingangs der diss. zitiert, auffallenderweise ist aber ihr material nicht weiter benutzt, so dass hier eine lücke für das gesamtbild entsteht.

Voran wäre einiges über die arbeit selbst zu sagen. Zunächst ist nämlich der titel irreleitend, da der inhalt der genannten dissertation nur einen teil des themas behandelt, denn von dem wichtigsten hieherfallenden kapitel, dem vokalschwund (syn- und apokope), ist überhaupt nicht, von dem nächst bedeutsamsten, der erhaltung und schwächung von vollvokalen, wenigstens nicht prinzipiell die rede. Umgekehrt wird aber der begriff 'endungsvokale' in einem weitern sinn als sonst gefasst, indem darunter nicht bloss die unbetonten 'endungen', d. h. flexionssilben, sondern überhaupt alle neben- und unbetonten silben, soweit sie nicht vor dem hauptton stehen, begriffen – freilich nicht auch behandelt – werden. Endlich bedarf auch das 'frühnhd.' einer einschränkung: S. scheint nämlich im wesentlichen bloss material aus der zeit von der mitte des 15. bis zu der des 16. jh. benutzt zu haben, während das erste und letzte jahrhundert der frühnhd. periode nur recht spärlich – die erste hälfte des 17. jh. überhaupt fast nur durch den theoretiker Henisch – vertreten ist[1]; ich sage 'scheint', denn S. lässt uns gar keinen blick in das system tun, nach dem seine auswahl erfolgt ist, ja gibt uns nicht einmal ein verzeichnis der von ihm benutzten quellen[2]. Was die diss. überhaupt behandelt, ist schwer in kürze zu sagen. In der hauptsache ist es viererlei: 1. das frnhd. auftreten eines nicht haupttonigen vollvokals für einen andern vollen vokal oder für ein tonloses *e* im mhd.; 2. erhaltungen von nicht hauptbetonten vokalen, aber nur in so weit, als sich die fälle in ihrer äussern form mit denen der ersten gruppe berühren; 3. zwei fälle von schwächung eines nebentonigen diphthongs; 4. ein paar vermutliche sprossvokale. Die ebenso kurze wie unklare einleitung scheint allerdings auf die absicht hinzudeuten, dass eigentlich nur das erstgenannte problem zur darstellung kommen sollte. Die erwähnten gruppen sind aber keineswegs auseinandergehalten, sondern zu einem fast unentwirrbaren knäuel verballt, in mechanischer weise – und noch dazu ganz unübersichtlich – lediglich nach der äussern gleichheit der in betracht kommenden 'endsilbe' und dann alphabetisch (!) geordnet. Dadurch wird natürlich das

1) Eine erklärung findet dieser umstand in der bemerkung S.s, Zfdw. 11, 37, wonach er die frnhd. zeit nur von 1450–1550 rechnet; eine solche sonderterminologie ist, um so mehr im vorliegenden davon überhaupt nichts erwähnt wird, wegen der daraus entstehenden verwirrung mit entschiedenheit abzulehnen. Der schaden dieser beschränkung ist allerdings im vorliegenden fall nicht zu gross, weil sich unser problem in der tat hauptsächlich in diesem jahrhundert abspielt.

2) Das ist um so misslicher, als man infolge der mangelnden angabe der von S. gebrauchten editionen häufig zitate gar nicht feststellen und nachprüfen kann.

heterogenste unter einen hut gebracht, und so ist nur begreiflich, dass der verf. zur erkenntnis seines problems nicht gelangen konnte, obschon bemerkungen an einzelnen stellen und bei einzelnen worten zeigen, dass er es gelegentlich geahnt hat. Noch ein anderer umstand hätte beachtung verdient, nämlich dass bei fremdwörtern durch fortlaufende oder neue anlehnung an das grundwort teilweise ein anderes verhältnis besteht als bei einheimischen. Auch hat das gelegentliche hereinziehen von eigennamen die sachlage noch kompliziert. So verdient die dissertation lediglich als rohmaterial, das aber erst noch der verarbeitung harrt, beachtung.

Ich möchte nun hier den versuch machen, die Semlersche sammlung nach innerlichen gesichtspunkten im extrakt vorzuführen, was nicht immer ganz leicht und deshalb wohl auch nicht ganz überflüssig ist, denn nur so zeigt sich das problem überhaupt in seinem wesen, und erst dann können einige anmerkungen hinzugefügt werden. Ich habe mich absichtlich in der hauptsache auf das belegmaterial von S. beschränkt, da es als solches immerhin brauchbar ist und, wie der verf. mit gewissem recht betont, eine notwendige ergänzung zu einer lücke in den wbb. bildet[1]; im übrigen habe ich, wo es mir geboten erschien — es war dies besonders zur feststellung des erstmaligen auftretens der worte mit dem neuen vokal unter zuhilfenahme von Lexer und Benecke und späterer belege an der hand des Dtschen wb. der fall, — oft zusätze aus den wbb. gemacht, ferner das aus J. Albrecht, Ausgewählte kapitel zu einer Hans-Sachs-grammatik (diss., Freiburg i. B. 1896), welche arbeit S. merkwürdigerweise nicht kennt, einschlägige eingefügt; eigenes habe ich dagegen nur wenig aus gelegentlich gemachten notizen hinzugetan. Es kommt ja hier nicht auf unbedingte vollständigkeit, sondern, nur auf die prinzipiellen gesichtspunkte an. Zur leichtern möglichkeit der vergleichung war in anbetracht der zerrissenheit der arbeit die beifügung der jeweiligen seitenzahlen bei S., die gleich auf die form in ( ) folgt, geboten; alle zusätze habe ich durch * und angabe der eventuellen quelle gekennzeichnet. Sonst habe ich mich bemüht, das zusammengehörige möglichst zusammenzurücken.

I. Auftreten eines neuen vollvokals.

1. *a*.

-ôt, -uot > *-at: heimat* (30 31) (schwäb.-alem. seit 2. hälfte d. 15. jh., bayr. u. md. seit beginn d. 16. jh.), *-ant* (19) (* Seb. Franck [Dtsches

1) Freilich hätte ihm trotzdem die stetige vergleichung manchen wertvollen wink gegeben.

wb.], Maaler); (daneben erhalten *heimût* (63/64) alem. noch oft bis Geiler [vgl. dazu noch II, 3] und auch westmd. noch bis Waldis 1548; geschwächte form *heimet* (30/31) ostfr. 1424 und allgem. 2. hälfte 15. jh. bis mitte 16. jh., ostfr. u. ostmd. noch ende 16. jh., *Grimmelshausen [Dtsches wb.], hochalem. noch bis mitte 18. jh.). *monat* (37–40) (*schon im 14. jh. [Weig.[5]], dann bayr. seit 1432, allgem. seit mitte 15. jh. und herrschend seit anf. 16. jh., nur ostmd. erst teilweise seit Luther); (*manot* alem.-schwäb. öfter noch bis Wyle 1478; *monet* Ulmer urk. 1303, oberd., ostfr. u. westmd. allgem. seit mitte 14. u. anf. 15. jh. bis anf. 16. jh., schwäb.-alem. b. z. mitte d. 16. jh., hochalem. noch 1572; ostmd. gilt bis Luther und überwiegend noch bei ihm *mond*). — *kleinat* (32–35) (schon ende d. 13. jh. bei Ulr. v. Lichtenst.[1]), Nürnb. polizeiordn. d. 13./14. jh. und oberd. allgem. seit mitte 15. jh. bis gegen die des 16. jh., schwäb. noch bis Zimm. chron., *auch Fischart [?, nach Lazius], *vereinz. noch Ayrer [Albr. 13], md. nur vereinz. i. lauf d. 16. jh.): (*kleinot* bleibt im md. stets die fast ausschliessliche form, häufig auch im ostfr. und alem., dagegen schwäb. erst wieder seit d. 2. hälfte d. 15. jh. u. bayr. seit Aventin, in d. 2. hälfte d. 16. jh. in beiden dial. wiederum häufig, z. b. *auch Nas: *kleinet* bayr. schon Ulr. v. Lichtenst., dann im 14. jh. u. allgem. seit anf. 15. jh., verschwindet dann in der hauptsache b. mitte 16. jh. wieder, aber noch Sachs, *Nas und Zimm. chron. und *selbst noch Ayrer [Albr. 13], doch ostmd. nur vereinz. 1540). — Vereinzelt noch: *sterbatt* (= mhd. *sterbôt* m. n.) (42) (*schon 1354 [Lexer], Hugs Villinger chron.) (*-ot* alem. b. 1400; *-e(n)t* *schon mitte 14. jh. [Lexer], Steinhöwel, Wickram); hieher viell. auch *kuncklat* (37) (Geiler) (vgl. dazu d. Dtsche wb.).

-ut > *-at*: *wismat* (43) (Mathes. 1562, Golius 1579); (*wismut, -mût* [63/64 und dazu Kluge[6] u. Weig.[5]] seit 1. hälfte d. 16. jh.).

-ît, -it > *-at*: *samat* (40–42) (*schon ende 13. (?)[2] und im 14. jh., ganz gewöhnlich im 15. jh. b. mitte 16. jh. und schwäb.-alem.-westmd. selbst noch i. d. 2. hälfte, ostmd. aber überhaupt nur vereinz. [Luther, Mathes.]), *-ant* (19) vereinz. (ostfr. u. bayr. im 15. jh.); (*samit* schwäb. noch im 15. jh., md. zuweilen noch durchs 16. jh.: *samet* *schon Heinr. v. Türl. [Lexer], dann seit d. 1. hälfte d. 15. jh.). — *kramat*[*vogel*] (35/36)

1) Die hs. stammt aus dieser zeit, während S. mit unrecht das entstehungsjahr 1255 ansetzt; auf die gleiche zeit weisen wohl auch die belege bei Lexer, denn der reim *:rât* im Biterolf beweist wohl eher die verdumpfung des *â* als das umgekehrte.

2) Für die bei Lexer scheinbar darauf bezüglichen belege finde ich an den betreffenden stellen *-ît;* Benecke verzeichnet ausschliesslich *-ît.*

(ostfr., schwäb., alem. seit d. 15. jh. bis in die 2. hälfte d. 16. jh., westmd. nur 1587); (*kranwid* ostfr. u. bayr. i. 14. u. 15. jh.: *kramet* seit ende 15. jh. u. bes. im 16. jh.).

-ed(e), -et, -e(n)t > at: hemat (31/32) (schwäb., alem., bayr. u. ostfr. öfters ende 15. u. 1. hälfte 16. jh., noch *Lazius-Fischart(?), Sachs u. Zimm. chron.); (daneben überall *hemet, hembd*). Sonstige fälle ziemlich vereinzelt: *taffat* (42/43) (schwäb. vereinz. i. 15. u. 16. jh. und *noch Moscherosch [Dtsches wb.]), *-ant* (20) (Nürnb. polizeiordn., Sachs [*s. dazu Albr. 12]) (daneben *-et*); *hewat* (32) (vereinz. schwäb. i. 15. jh.). – Über die fälle mit *-at* für *-acht* (adjektivsuff.) und *-ant* s. unten.

Daran schliessen sich: mittelvokal des schw. praet. *-et(e)* und part. praet. *-et*, seltner endung d. 3. sg. praes. *-et > -at* (43/44) (wie z. b. [sg. u. plur. praet.] *begegnatt, eroberatt, ferordnat, feronaten* usw.; [part. praet.] *gehandlatt, gekochatt, gemachat* usw.; [3. sg. praes.] *feirat, fassat* usf.) (bes. schwäb. [am meisten i. d. Villinger chron.], seltner alem. u. ostfr. während d. 14. u. bes. 15. jh., vereinz. b. ins 16. jh. [ganz ausnahmsweise noch einmal i. d. Zimm. chron.]).

Dazu noch das fremdwort *bankatieren* (44 unten) (Dietenberger, Waldis) (vgl. dazu Weig.).

-uz > -as: kappas (50) (*schon im 14. jh. [Lexer], Zimm. chron.); (*kabus* erhalten schwäb.-alem. anf. 15. jh.; **kabes* seit anf. 14. jh. [Lexer], *kabs** schon im 15. jh. [Lexer] und noch 2. hälfte d. 16. jh.).

-îs (-ois, -eis), -is > as: wam(b)as (52) (*schon anf. 13. jh. [Lexer], oberd. allgem. noch b. gegen mitte 16. jh., schwäb. noch Zimm. chron.); (*wambis* vereinz. nur westmd. i. d. 2. hälfte d. 16. jh. [daher wohl eher neuvokal als erhaltung]; *wam(b)es* *ebenfalls schon um 1200 [Lexer], dann noch Murner, Sachs u. Zimm. chron. u. *selbst noch b. anf. 18. jh. [Weig.]; **wamz* seit 15. jh. [Lexer u. Dtsches wb.]). *iltas* (50) (vereinz. Prag 1560); (sonst regelmäss. *iltis; iltes* zuweilen ostfr. [*Megenberg (Lexer), noch Sachs]).

Über einige vielleicht hergehörige bildungen *-us, -es > -as* bei Sachs s. Albr. 10/11.

* In *küraß* (Sachsenh. 1453) neben etwas älterem und gewöhnlicherem *kurisz, -isch* (seit 1439, noch bis ins 18. jh. [Lexer, Weig., Kluge]) liegt wohl stärkere anlehnung ans franz. grundwort vor, während letzteres vielleicht durch kontamination mit mhd. *kurrît* entstanden ist (s. Lexer).

-îch, -ich > -ach: wegrach (= wegerich) (47) (vereinz. schwäb. 1490); *entrach* (47) (vereinz. alem. 1557). – Hieher gehören wohl auch die

diminutivbildungen auf *-lach* (46 47)[1] (vgl. dazu das von Albrecht s. 22 u. 24 bemerkte) (schwäb. wie *dinglach, knäblach, mädlach, stublach* usw. [1362–1531] u. ostfr. [*schon 1400 (Schmellers wb. I, 1426)–1561]; (daneben auch *-lich: dinglich* Aventin, Dürer 1506, Sachs [*zu letzterm Albr. 22–25], *Ayrer [ebda. 25]).

-eht (*-oht*) > *-at* (43.44) öfter bes. schwäb. (14. jh.–2. hälfte 16. jh.: *ainfaltigat, hynckat, nackattend* [part.]), ostfr. (anf. 15. jh. – Sachs: *fiereckat, hinckat, nackat* usw.), auch alem. (15. u. 1. hälfte 16. jh.: *büchlat* [= bucklig], *gablatt* [= gabelig]) und vereinz. bayr. (*narrat* Aventin). Daran schliessen sich (47 48) *knorrach* (= knorrig) (alem. 15. jh.), *runtzlacht* (Maaler) und die erweiterung *-achtig* (wie *spitzachtig, narrachtig, fleischachtig, steinachtig* usw.) (westmd. zuweilen ende 15. jh., Morgant 1530 und bes. Maaler 1561).

**-om* > *-am*: *bräutigam* (schon ende 13. jh., dann Luther, Sachs [Albr. 8], Fischart, Ayrer [Albr. 9], Lohenstein [Lexer, Benecke, Dtsches wb.]); (*-om* noch Geiler, *-em* im 14. jh. [aao.]).

-em > *-am*: *brosam*(*e*) (6) (wohl mit anlehnung an *same*) (zuerst bei Steinhöwel, alem. seit anf. d. 16. jh., ostmd. bei Luther [immer] und dann allgemein zunehmend); (*-em, -en* noch bis z. mitte d. 16. jh., alem. noch i. d. 2. hälfte). – *busam* (7) (öfters bei Luther, *auch Alber [Weig.][2] u. alem. bei Wickram [u. öfter] u. hier vereinz. noch 1598). – *eidam* (9) (bayr., schwäb. u. ostmd. mitte 15. jh., dann bei Luther u. von hier ab auch in andern dial.); (*-em, -en* überall noch 1. hälfte d. 16. jh., bes. ostfr. u. alem., in letzterem auch noch i. d. 2. hälfte). – Dazu noch die fremdworte: *bisam* (4/5) (öfter alem. seit ende 15. jh. u. durchs 16. jh. [auch Fischart], seltner schwäb., sonst nur vereinz. i. 16. jh.) (sonst regelmäss. *-em, -en*); *chrisam* (7 8) (aus lat. *chrisma*, viell. durch anlehnung an *balsam* [s. u.]) (schwäb.-alem. seit anf. 16. jh. u. hier ziemlich oft im 16. jh.) (sonst regelmäss. *-em*, so auch stets Luther). – Andere fälle sind mehr vereinzelt: *atam* (3) (Geiler, Fischart); *widam* (10) (Zimm. chron.); *besam* (4) (Henisch); wohl auch der fluss *Dreisam* (9) (schon 1436, dann bes. seit ende 15. jh.). Unsicher: *freysam* (10) (alem. 1532). Mit anlehnung an andere *-am*-bildungen:

1) Vielleicht liegt hier aber auch teilweise schwächung der diphthongierten form *-leich* vor, so dass sie unter III fallen. Wie ich eben noch sehe, fasst Behaghel (Gesch. d. deutschen sprache[3], § 357) sie als mit der kollektivbildung auf *-ach* (s. I, 2) identisch auf: woher kommt aber dann das *l* und warum zeigen auch seine belege *-lich* als die ältere, *-lach* als die jüngere form? Das richtige wird Lenz, Zfhdma. 4, 213, getroffen haben, der von der gemeinsamen auslautsform *-li* für *-lin* und *-lich* ausgeht.

2) Wird auch von Semler, Zfdw. 11, 44 unten, verzeichnet.

deisam (mhd. *deisme*) (8) (alem. 1528, 34 u. 37), *bilsam* (4) (alem. 1532 u. 48, Henisch) (sonst immer *-en*); *brachsam* (fisch) (5 6) (schwäb. 1483 u. 1591). – Vereinzelt als endung: *wisam* (10) (Wyle).

* Vgl. dazu für Sachs und Ayrer auch noch Albr. 8 9.

*-*în*, -*îm* > -*an*, -*am* (Semler, Zfdw. 11, 36–44): *pilg*(*e*)*ran* (vereinz. westmd. 1483 u. *Lazius-Fischart), *-am* (seit d. 15. jh., oberd. u. ostfr. sehr oft von der 2. hälfte d. jh. b. z. mitte 16. jh. [*auch Sachs [Albr. 9]], seltner westmd. u. noch weniger ostmd. [nur in d. 1. hälfte d. 16. jh., aber auch Luther], weniger in d. 2. hälfte d. 16. jh. [*auch Nas], noch durchs 17. jh. [Ayrer (*über diesen noch Albr. 9), Albertinus 1612, Opitz, Harsdörffer, Abraham a st. Cl.] und vereinz. b. ins 19. jh. [Dtsches wb.]); (*pilg*(*e*)*rin* [*-ein*] oberd. noch häufig bis gegen mitte 16. jh., ostmd. Luther, westmd. noch im 15. jh., auch *pilgri* im alem. von d. 2. hälfte d. 15. jh. b. auf Maaler 1561, *pilg*(*e*)*rim* [*-eim*] ziemlich selten, aber überall seit d. 15. jh.; *pilgren* nur ganz vereinz. anf. 16. jh., *-m* etwas häufiger von mitte 15. jh. an oberd. u. westmd. b. Waldis 1542, *pilger* seit anf. 15. jh. bes. alem. u. seit ende überall häufig [ausser bayr.-ostfr. ?]).

-unt > *-a*(*n*)*t*: Vereinzelt: **liumat* (15. jh.) (Lexer), *leumandt* (19) (Eyb 1511, Hug 1532) (sonst *-unt*(*d*) und umdeutungen [62 u. *Lexer], *-ut* [63 64, *Lexer u. Dtsches wb.]; *-*ent* schon Notker [Dtsches wb.], *-et* [64] *schon Konr. v. Würzb. [Lexer] und noch im 15. jh., **liumt* seit 2. hälfte 13. jh. [Lexer] bis ins 17. jh. [Dtsches wb.]).

-ent > *-ant*: Vereinzelt: *wisant* (= wisent) (20) (*schon im 14. jh. [Lexer]); *tausant* (20) (westmd. 1515).

-en(*t*) > *-a*(*n*)*t*: *zimant* (19) (alem. 1534 [öfter], *Sachs [Albr. 13]), häufiger *-at* (43) (schwäb. 1490 [öfter], alem. 1534 [öfters] u. 1578, *Sachs [Albr. 13]); (daneben *-ent*, *-et* [19 u. *Albr. 13]). – Ferner vereinzelt: *galgannt* (20) (Nürnb. polizeiordn. d. 13./14. jh.); *zehat* (abgabe) (43) (schwäb. 1525); *dutzat* (30) (vereinz. i. 15. jh. u. *Sachs [Albr. 12]); *yrgant* (20) (westmd. 1515); *ennat* (30), *jennat* (32) (vereinz. Zimm. chron., neben gewöhnlichem *-et*); *zwischant* (19) (Ulmer urk. 1357), *-at* (43) (vereinz. schwäb. u. alem. um d. wende d. 15. 16. jh.). Dazu noch die unsichern: *tegatt* (= der degen) (43) (Hugs Villinger chron.); *kemmat* (= kamin) (32) (alem. 1557); *wisat* (= wiese) (43) (Habsb. urk. 1303).

-en(*d*) > *-and*: *weiland*[1] (17) (schwäb.-alem. u. ostmd. seit 2. hälfte 15. jh., im letztern bes. Luther, bayr. urk. Maxim. 1511 u. 12, *Nas.

1) S. scheint die form für ein part. praes. zu halten.

ostfr. seit 1511 u. 28. westmd. erst Alber 1530); (*-end* noch in d. 1. hälfte d. 16. jh., bes. bayr.).

Part. praes. *-end* ~ *-and* (17): *eiland(s)* (öfters b. ins 16. jh.); andere nur vereinzelt (15. jh.).

3. plur. praes. *-ent* ~ *-ant* (*mainant, nemant*) (17) (vereinz. schwäb. u. alem. i. 15. jh., zuweilen noch i. d. 1. hälfte d. 16. jh.).

-en ~ *-an* in nominal- und verbalendungen (14 15) (z. b. *mulinan, wisan, tochtran; zwischan; lazan, e∫∫zemerckan* usw.[1] im oberd. öfter (bes. alem. u. schwäb.) während d. 14. u. 15. jh. u. selbst noch bei Pauli 1522) (*vgl. noch Weinh., Mhd. gr. § 82, Alem. gr. §§ 79 u. 112, Bayr. gr. § 8, Kauffm., Gesch. d. schwäb. ma. § 115).

*Hieher wahrscheinlich auch *lerman* (stets bei Sachs [Albr. 9/10], auch Nas, Zimm. chron. und sonst im 16. jh. [s. Dtsches wb.], womit *lerma* (neben *lermen*) bei Ayrer (Albr. 10) identisch sein wird.

*Weiter zählt hieher *-en* > *-a* vereinz. bei Sachs (*thunna* [= tonne], *crona* [mit anlehnung ans lat.?]) und bei Ayrer (*arra* [= draufgeld]) (Albr. 8), wozu man auch *pot: Velta* (Sachs) und *botz leida* (Ayrer) (9) rechnen wird (sonst liegt in den hier angeführten bildungen das verstärkende *-ja* vor).

-er ~ *-ar* in suffixen und endungen (21–23) (z. b. *abar, niendart, destar, wüchar, aerkar, zwingar, statthaltar, dienar, keisar* [wohl mit anlehnung ans grundwort]; *almareien, schelmarey; trucknar* (adj.), *süessar; opfarten* usw.) im oberd. meist während d. 14. u. 15. jh.. aber auch noch im 16. jh. (bayr. Aventin [öfters] **cedar* sogar noch bei Balde; schwäb. Hugs Villinger chron. [oft] und zuweilen noch Zimm. chron.; alem. vereinz. bei Geiler, Zwingli, Seb. Münster, Wickram[2]), seltner auch ostfr. (14. 15. jh., *über vereinzeltes bei Sachs s. Albr. 10, wozu noch *kiffarbeiskrawt* [Goetze, schwank 332 öfters]) und ganz vereinz. westmd. (aber *cantzlar* [wohl wieder mit anlehnung] noch i. d. 2. hälfte d. 16. jh.) u. selbst ostmd.[3] (*vgl. auch noch die litt. bei *-an*). — Zweifelhaft bleibt die hergehörigkeit von eigennamen (s. 24–27) wie *Isar* (seit anf. 16. jh. [Aventin usw.]; früher u. noch Zimm. chron. *-er*) (wohl auch mit anlehnung an die lat. form), *Neckar* (seit c. 1500; daneben i. 16. jh. häufiger noch *-er*), *Ungar* (vereinz. kais. kanzlei seit anf. 15. jh., aber überall noch im 16. jh. selten, erst im 17. jh. durch-

1) Ein teil des von S. hier behandelten gehört aber zur vokalerhaltung (s. u.).

2) Die aus Fischart nach Kehrein II, s. 23 angeführten worte gehören aber nicht hieher, da es sich an der betreffenden stelle der Geschichtsklitterung um eine absichtliche sprachentstellung handelt (s. die ausg. v. Alsleben [1891] s. 44).

3) Auch hier gehört aber ein teil der von S. genannten fälle zur vokalerhaltung.

gedrungen; gewöhnlich durchs 16. jh. -*er*) (wohl ebenfalls mit anlehnung [s. Weig.[5]]), *Kolmar* (hieher?)[1];

*-*er* > -*a* ligt vielleicht in *potz marta* (kaum verstärkendes -*ja*) bei Sachs vor (Albr. 6).

*-*el* > -*al* in der mittelsilbe kommt bei Sachs in *adalar* (daneben seltner *adler*) vor (Albr. 10).

*-*e* > -*a* findet sich bei Sachs und Ayrer in *alta* (die belege aus beiden zeigen stets bezug auf eine weibliche person, nie auf eine männliche = *alter*)[2] (Albr. 6) (schwerlich ist hier mit A. das suffix -*ja*, wie in einem teil der darauffolgenden fälle, anzunehmen).

2. *i.*

-*uz* > -*is*: **horniss*[3] (14. jh. [Megenb.] [Lexer], 15. jh. [Diefenb.], Luther, Schottel usw. [Dtsches wb.]), auch -*üsch* (Waldis), diphth. -*eis* (Steinhöwel, Mathesius u. noch Frisch) und -*euss* (Diefenb., Kräuterb. 1588), dazu die erweiterungen -*issel* (Vok. 1495, Kirchhoff 1581, Schiller), -*üssel* (1533) -*üschel* (Waldis), -*eissel* (Steinhöw.), -*eussel* (Sachs, Mathes.), hieher viell. auch die umbildung *horlitz* (Megenb. usw., noch ende 18. jh., vgl. auch Semler 58) (aber wohl mit anlehnung an das unter II verzeichnete suffix) (zum ganzen Dtsches wb. u. Weig.[5]); (-*us* erhalten Maaler, Weckherlin, Pinter 1688, diphth. -*aus* Dasyp., Seb. Franck, Maaler, Fischart, Golius 1582, *selbst Balde; geschwächt *hornessel* vok. 1470, 1482, *hörnse* (*hornse*) ende 15. jh. [Diefenb.], Mathes., noch 1690, *hurns* Schottel, *horssel* 1581 [Dtsches. wb. u. Weig.]). – *kappis* (50) (*schon im 14. jh. [Lexer], durchs ganze 16. jh., bes. schwäb.-alem.) (andere formen unter 1).

-*as* (-*asch*) > -*isch*: *harnisch* (53–56) (bayr. vereinz. schon ende d. 13. jh. bei Ulr. v. Liechtenst. [gewöhnlich aber -*asch*], auf den andern gebieten erst seit mitte 15. jh., seit beginn d. 16. jh. überall verbreitet), -*üsch* (bei N. v. Wyle); (*harnasch* ostmd. noch bei Luther 1521, westmd. bis Alber, ostfr. *vereinz. noch bei Sachs [Albr. 11], oberd. noch sehr oft bis mitte des 16. jh., schwäb. noch oft Zimm. chron., *selbst noch Stieler [Dtsches wb.] und Luzern [*harnast*] sogar noch i. d. 1. hälfte d. 18. jh.; geschwächt **harnest* Glarner urk. d. 14. jh. [Lexer], *harnesch* schwäb., alem., westmd. seit anf. 15. jh. bis in die 2. hälfte d. 16. jh. [Maaler

1) Die übrigen, an dieser stelle verzeichneten namen fallen aber wohl unter II.

2) Sie stehen sämtlich als anrede mit ausnahme eines einzigen (Ayrer 33. 2398, 6), wo es subjekt des satzes ist.

3) Die ahd. belege bei Graff, worauf das Dtsche wb. verweist, scheinen unsicher, da sie weder von Schade noch Kluge und Weigand wiederholt werden.

harnest, westmd. 1578 *harners*, *-ersch*], ostmd. nur Luther, **harnsch* Stieler [Heyne]).

-ez,- es > *-is:* Vereinz. md. in *obiss* (52) (Rothe 1440), *schoultis* (schultheiss) (52) (Kölner chron. 1499), *kariss* (karesse) (51) (Schwenckfelt 1603): über spätes *wambis* s. unter 1.

-ach > *-ich(t)* (s. Weig. unter *-icht* u. Wilmanns II, § 276) (46–47) bes. ostmd. (*kerich* Leipz. urk. 1444/46, Luther; *weidich(t)* urk. 1474, 1541, Ad. Siber 1579; *roericht* ebda. 1579), selten oberd. (*kerich* Seb. Franck 1539, *kerich*, *geroerich* Sachs [*dazu Albr. 26], *Ayrer [ebda. 27]); (*-ach* in *aschach*, *reisach*, *roerach*, *weidach*, *spülach* usw. ausser ostmd. noch häufig bis ende 15. jh., *gerörach* noch Aventin, *risach* Wickram; *risech* schles. 1340).

*Hieher jedenfalls *-eht* (adjektivsuff.) > *-icht* (s. Weig.[5] unter *-icht* [im Dschen wb., von Paul, Kluge, Heyne nicht verzeichnet], ferner Grimms Gramm. II, 380–84, Wilmanns I, § 305 u. II, §§ 353–354, Weinhold, Mhd. gramm. § 264, Kehrein II, §§ 85–88, für Sachs u. Ayrer bei Albr. 27–30)[1].

*Auch *-ec* > *-ig* (s. Weig.[5] unter *-ig* [in den andern wbb. nicht verzeichnet], dann Grimm, aao. II, 289–95 u. 297–306, Wilmanns I, § 305 u. II, §§ 343–352, Weinhold, aao. § 275, Kehrein II, § 67)[1].

*Ebenso auch *-esch* > *-isch* (s. Weig.[5] unter *-isch* [die übrigen wbb. nichts], Grimm II, 375–77, Wilmanns I, § 305 u. II, §§ 355–359, Weinhold § 278, Kehrein II, § 84)[1].

*Weiter mittelsilbiges *-e-* > *-i-* vor *g* (s. dazu Weig. unter 'bräutigam', dagegen anders ebda. unter 'nachtigall'): *briutigum* (zuerst Heinr. v. Freiberg [Benecke], dann *breutigam* Luther [überwiegend] [Dtsches wb.], Nas, Balde usw.), dazu *preutiger* (bei Vintler [Dtsches wb.]): (gekürzt *brutgom* Geiler, *breutgam* Luther, Fischart [Dtsches wb.]). – *nachtigall* (seit dem 14. jh. [Megenb., Wolkenst.] [Lexer], weiter bei Steinhöwel, Seb. Franck, Wickram, Spee, Grimmelsh. usw. [Dtsches wb. u. Heyne]); (daneben *nachtegall* Teufels netz, Serranus 1552, und noch Rachel 1664; *nachtgall* Vok. 1469, Seb. Franck, Maaler, Fischart [Dtsches wb.]).

-en(t) > *-i(n)t:* *zimmint* (*schon Hugo v. Langenst. [Lexer]), *-it* (43) (Seb. Franck 1534).

*Hieher ferner der md. wandel von (vor-, mittel- und endsilbigem) *-e* > *-i* (ausser den obigen *-ez*, *-es* > *-is*): seltner u. kürzer auch im alem.

1) Vgl. zu diesen suffixen auch noch Hoffmann, Vokalism. v. Basel [1890], § 239 und § 240, Vetsch, Appenzeller ma. [1910], § 115; Haldimann, Vokalism. v. Goldbach [Zfhdmaa. 1904], § 98; Kauffmann, Gesch. d. schwäb. ma., § 105, 5 und 1.

u. schwäb. (Weinh., Alem. gr. § 23 u. auch § 115, Kauffm. §§ 114 u. 116 am schluss; zu den maa. vgl. Hoffmann, Vokalism. v. Basel, bes. §§ 235, 237, 240, Vetsch, Appenzeller ma. §§ 115 u. 119; auch Haldiman, Vokalism. v. Goldbach § 97 [nur in vorsilben *bi-*, *gi-*]; Schild, Brienzer ma. I, §§ 118, 119 u. 121 [weitgehend]; Kauffm. § 105).

*Im zweiten kompositionsglied: *daling* (*tolling*, *doling*, *dillingk*, *dollig*) (= mhd. *tâlanc* > *tage-lanc*) (oft im 14. u. 15. jh. [Lexer], Zürich 1545 [*talig*], Sachs [*daling*, *doling*] [zu diesem Albr. 33] [Dtsches wb.]); (gekürzt *dőlet*, *tålen*, *dőle*, *dőlent* im 14. 15. jh. [Lexer], über *dalame*, *dalome* [noch Tschudi, Manuel] > *doleme*, *dolme* [Geiler, Murner, Frey] s. Dtsches wb.). – *mittich* (oberd. seit ende 13. jh. u. oft im 14. jh. [Lexer]) (daneben gleichzeitig *mitteche*, *mittche*) (über mundartlich *mittig* s. d. Dtsche wb.). – *herczig* (schwäb. 1524 u. öfter im 16. jh. [Fischer wb.]) (über mundartliches vorkommen im alem. s. noch Hoffm. § 240, 5). – *knopslich* (vereinz. im 15. jh. [Dtsches wb.]), *knoblich* (Züricher arzneibuch um 1650 [hs.] [Schweiz. id.]) (über mundartliches *knobli(ch)* s. noch Vetsch § 109 und Kauffm. § 105, 5).

Anm. *Aus den maa. ist hiezu noch das verbreitete *-tac* > *-di(g)* im alem. (Heimburger, Ottenheimer ma. [Beitr. 13] § 87, Hoffm. § 240, 3; Vetsch § 109, Haldimann § 98, Schild § 121) und schwäb. > *-dig* (*-dich*) (Kauffm. § 105, 5), teilweise auch i. bayr. > *ti(g)* (vgl. Dtsches wb. unter 'tag') zu nennen; in der literatur scheint es aber nicht nachweislich zu sein, wobei allerdings zu beachten, dass das einschlägige im Schweiz. id. und teilweise auch im Schwäb. wb. noch nicht erschienen ist, obschon die form sicher bis ins 14./15. jh. zurückreicht [1].

3. *o* [2].

-at > *-ot*: Ganz vereinz. *commot* (= kummet, vgl. Weig.[5]) (36, letzte zeile) (Dtsch.-preuss. vok. d. 15. jh. und *auch zuweilen im spätern 15. jh. [Diefenb., Hätzlerin] [Lexer u. Dtsches wb.]); (*-at* noch Geiler, Sachs, Zimm. chron.; *-et* schwäb. 1438 u. dann seit beginn d. 16. jh. alem. u. ostfr., **kunt* schon Suchenwirt u. Diefenb. [Lexer]).

Anm. In vereinz. *gromot* (= grummet) (30) (Dtsch.-preuss. vok.) liegt wohl lautgesetzlicher wandel von langem *â* > *o* vor.

-ît > *-ot*: *samot* (41/42) (vereinz. alem. ende 14. jh. u. i. 15. jh.).

-ach > *-ocht*: *kerocht* (46) (vereinz. bayr. gegen 1500), **-ot* (Vok. 1482 [Lexer]).

-em > *-om*: *gadom* (Semler, Zfdw. 11, 44 45) (vereinz. westmd. 1496

1) Über andere mundartliche fälle im Alem. s. noch Heimb. § 87, Hoffm. §§ 235, 237, 238, 240, 2 u. 5, Vetsch § 115, Haldimann § 98, Schild § 125 (silbe *-es* > *-is*, *-nuss* > *-niss*, *-ung* > *-ig* [dieses *-ig* kann Hoffm. aber vereinzelt auch schon aus dem 16. jh. belegen [*meinig*]], *-heit* > *-hit* u. einzelnes).

2) Vgl. dazu auch Weinh., Mhd. gr., § 83, und Alem. gr., §§ 26 und 116.

u. 1569). – *eidom* (10 u. 9. Zfdw. 11, 45) (westmd. 1558–72 [öfters] u. Henisch 1616).

*-*în, -îm* > *-om*: *pilg(e)rom* (Semler, Zfdw. 11, 42) (hin und wieder westmd. mitte 15. bis anf. 17. jh.).

*-*unt* > *-ot*: *lûmot* (= leumund) (Weist. [Lexer]).

*-*alt* > *-olt*: *herolt* (vgl. Weig. u. Kluge) (seit 15. jh. und dann im 16. u. 17. jh. durchgesetzt [Lexer, Dtsches. wb.]) (aber *-alt* noch Lazius-Fischart).

*Mittelsilbiges *-e-* > *-o-*: *Hugonotten* (Nas).

4. *u*[1].

-at > *-ut*: *commut* (= kummet) (64) (ganz vereinz. *schon um 1500 [Dtsches wb.] und Prag 1560).

-ît, -it > *-ut*: **samut* (Sachs [Albr. 12 u. auch sonst noch]). – *kramutz-vogel* (63) (vereinz. Esslinger chron. 1548/64).

Verbalendung *-ôt* > *-ut* (64): 3. sg. *dienut* und part. *gedingut, giordenut, gehufut* [alle Ulmer urkb. [1296]) (vgl. dazu auch noch Kauffm. § 114).

-as (*-asch*) > *-usch*: *harnusch* (56) (*Böhm. urk. d. 2. hälfte d. 15. jh. [Lexer], Beheim ['häufig', nach Lexer 'immer']).

-îs > *-us*: *firnus* (50) (vereinz. *schon im 15. jh. [Lexer] und bei Mathes. 1578); (sonst stets *-is, -eis* [letzteres *schon im 15. jh. [Lexer], Luther. Prag 1560]; *-*es* schon im 14. jh. [Lexer]). *–*wam(b)us* (1432 bis anf. 16. jh. [Dtsches. wb.]).

*-*om* > *-um*: *briutegum* (schon in der 2. hälfte d. 13. und noch im 14. jh. [Benecke, Lexer]).

*-*am* > *-um*: *balsum* (Semler, Zfdw. 11, 44) (vereinz. westmd. ende 15. jh. [Harff]); (die andern formen s. II, 1). – *selsum* (= seltsam) (aao.) (vereinz. ebda.); (gewöhnlich *-sam*, vereinz. *-sem*). – *langsum* (aao. 45) (vereinz. bei Alber [1539]).

*-*em* > *-um* (Semler, Zfdw. 11, 44–46): *widdum* (westmd. seit ende 15. jh., Frankf. urkunden d. 16. jh.; Zimm. chron.); (sonst schwäb. nur *-en* [anf. 15. jh. u. noch 1. hälfte 16. jh.], *-em* [Zimm. chron.]). – *atum* (bes. alem. 1. hälfte d. 16. jh. [Vok. 1508, 12, 13, Wickram, Frey], schwäb. öfters anf. 16. jh., westmd. vereinz. 1535). – *erdbidum* (alem. bei Gengenbach, Wickram; schwäb. öfters 1. hälfte 16. jh.). – Mehr noch vereinzelt sind: *gadum* (westmd. ende 15. jh. u. 2. hälfte 16. jh.); *brosum* (westmd.

1) Hiezu vgl. auch Weinh., Mhd. gr., § 84 (Bayr. gr., § 31 u. Alem. gr., §§ 30 u. 118).

1472 u. 77, Seb. Brant): *busum* (Alber); *eidum* (westmd. 2. hälfte 16. jh.); *bisum* (westmd. 1480 u. 96, Alber); *crisum* (schwäb. anf. 15. jh. u. 1. hälfte 16. jh.); *besum* (Alber); *bodum* (ders.); *freysum* (westmd. 1484, Alber); *deysum* (Alber); *bresum* (= brachse) (Alber [öfter]). Vereinz. als endung: *wasum* (= der wasen) (Alber).

*-*în, -îm* > *-um*: *pilg(e)rum* (Semler, Zfdw. 11, 42) (westmd. ende d. 15. jh. u. öfter durchs 16. jh. und noch Heymonskinder 1604 [oft]; schwäb. i. d. 1. hälfte d. 16. jh. [bei Eck regelmäss.]).

-ant > *-ut: demut* (*-ût*) (= diamant) (63/64) (bei Sachs, Maaler, ostmd. i. d. 2. hälfte d. 16. jh., Henisch 1616).

-ent > *-unt: abunt* (62) ([*auch zuweilen im klass. mhd. (Benecke)], ostmd. urk. d. 15. jh.). – *togunt* (62) (ostmd. i. 15. jh.). – *mogunt* (?) (62) (Rothes chron.). – *ennunt* (62) (Habsburger urk. 1303, Ulmer urk. v. 1338 u. 70), *yenunt* (62) Ulmer urk. 1356).

-en(d) > *-unt: weilund* (adv., = vormals) (63) (Ulmer urk. 1354 u. noch Zimm. chron.[1]; Aventin; auch vereinz. ostfr. [i. 16. jh.] u. alem. [1580]), *dieweilund* (konj.) (63) (Aventin).

*Im zweiten kompositionsglied: *talung* (*tolung, tailung*) (= mhd. *tagelanc, tâlanc*) (schon um 1300, dann oft im 14. u. 15. jh. [Benecke, Lexer, Dtsches wb. u. Schmeller]).

*5. In fremdwörtern.

Hier ist wohl auch einiges von den vorigen abschnitten und aus II zu berücksichtigen. Sonst sei erinnert an:

Die lat. worte auf *-ul-: insul* (im 14./15. jh., im 16. u. 17. jh. ganz gewöhnlich u. noch anf. 18. jh. [Lexer, Dtsches wb.]); *articul* (vgl. Weig., Fischart [im Dtschen wb. nicht]); *titul* (Fischart, bes. im 17. jh. [auch Opitz (s. Baeseke 76)] u. noch 1. hälfte 18. jh. [Dtsches wb.]); *clausul* (Fischart); *discipul* (Nas); *capitul* (1683 [Dtsches wb.]); *inful* (erst im 18. jh.? [Dtsches wb.]).

Kirchliche worte wie: *altar* (zuweilen auch mhd. [Benecke u. Weig.], dann wieder ausgedehnt seit der reformation [vgl. Dtsches. wb.]).

Hieher wohl auch *cithar* (Semler 22) (bei Fischart).

Weiter noch: *sigil* (*sigiln*) (schon im 14. u. 15. jh. [Lexer, Benecke] und im 16. [auch Nas] u. 17. jh. [Dtsches. wb.]).

1) An den vielen bei S. angeführten stellen kann ich es aber nur einmal (IV, 19) finden.

II. Erhaltung von vollvokalen.

1. *a.*

-ât: arzat (28 29) (alem. u. ostfr. noch b. ende 15. jh., schwäb. b. 1536); (geschwächtes *arzet* [*auch schon im klass. mhd. vorkommend (s. Lexer u. Benecke)], *arzt* aber ostfr. schon im 14. jh. u. allgemein gewöhnlich bes. seit 2. hälfte d. 15. jh.). *grummat* (30) (noch durchs ganze 16. jh.); (*-et* zuerst bei Luther). *omat* (40) (schwäb. u. alem. öfters noch durchs 16. jh. und noch Henisch); (kürzungen *schon im 14. jh. [s. Weig. u. Lexer] und dann im 15. jh.). – Vereinz. *leibat* (= leinwand) (37) (1470).

-ach in ortsnamen (47) (schwäb. belege).

-am: balsam (3 4) (fremdw.) (frühnhd. fast ausschliesslich); (*-em* nur vereinz. alem. u. ostfr. im 14. jh. u. öfters westmd. noch bis gegen ende 15. jh.).

-ant, -and: barchant (19 20) (bis ins 16. jh., westmd. noch 1560), *barchat* (29) (schwäb. noch 1536 u. alem. noch Wickram u. Fischart), *barchan* (15) (vereinz. Leipz. urk. 1464). – *alant* (19 20) (schwäb. u. alem. aus dem 15. jh., westmd. 1551 und *noch heute [s. Weig.]); (*allent* alem. 1548). – Vereinz.: *zillant* (19) (alem. 1448 u. 1548 und *weiterhin [s. Weig. unter 'zeiland']); wohl auch hieher *abant* (20) (ostmd. urk. v. 1411).

Daran schliesst sich *-ant* (*-and*) in alten erstarrten part. praes.: *heiland* (18) (nur so) (**heilent* vereinz. im 13./14. jh. [Lexer]); *weigant* (19) (im 15. jh. u. noch Zimm. chron.); *fiant* (18) (öfter nur noch im westmd., hier aber noch in d. 2. hälfte d. 16. jh.); *valant* (18) (vereinz. noch im 15. jh. u. noch bei Wickram) (*valend* vereinz. im spätern mhd.).

-an(d): jeman(d), nieman(d) (16 17) (frnhd. schon von anfang an regel); (daneben *-en(d)* noch im 14./15. jh. ziemlich oft und selbst zuweilen noch 1. hälfte d. 16. jh.).

-ân: Polan (13/14) (häufig noch in d. kanzleien d. 14. u. 15. jh., vereinz. noch in Senders chron. von 1536), *Poland* (mit umdeutung) (20) (nicht selten im 15. jh., alem. noch öfters 1. hälfte d. 16. jh., vereinz. ostfr. noch in d. 2. hälfte). – *cristan* (14) (einigemale noch bis ende 15. jh.).

-ân, -an: in ortsadverbien (*dannan, swannan, wannan, vornan, hindan, hinan*) (15) (oberd. nicht selten noch im 14./15. jh., alem. noch bei Brant u. Murner), *hinanthin* (19) (schwäb. noch 1532).

-an: zitwan (14/15) (alem. noch 1512, westmd. noch 1555). Wohl

auch *zyman* (15) (= zimmt, vgl. Weig.) ostfr. 13./14. jh.) und vielleicht auch *heidan* (14) (sofern = paganus) (vereinz. alem. i. 14. u. 15. jh.).

-ar: in eigennamen wie *Sigmaringen* (22) (Zimm. chron.; neben *Sigmeringen* bayr. schon 1303 11 u. Zimm. chron.); *Volmar* (22) (Zimm. chron., daneben *Volmer*); *Weimar* (27) (nur so seit d. 14. jh.). Ferner im fremdwort *kretschmar* (s. Weig.) (23) (im 15. u. d. 1. hälfte d. 16. jh., daneben oft *-er*).

*Erhaltung eines zweiten kompositionsglieds: *banckart* (Nas); *-sal* bei Sachs u. Ayrer (Albr. 7/8)[1].

*Vgl. auch das fremdwort *sillabe* (nicht selten noch im 16. u. 17. jh., vereinz. noch 1718) (neben mhd. *sillebe*, *silbe* u. letzteres seit d. 16. jh. das gewöhnlichere) (Dtsches wb.).

2. *i*.

-îs: *anis* (48/49) (stets)[1]. – *erbis* (*-eis*) (= erbse) (49/50) (noch durchs ganze 16. jh. ober- u. md.); (*erbes* alem. vereinz. schon im 14. jh. und dann alem., ostfr. u. md. oft im 16. jh.; *erbs* im 16. jh. bes. im alem., sonst selten). – Über *firniss* I, 4.

-is: *kürbis* (51) (überwiegend erhalten); (daneben *kürbes* *vereinz. schon im spätern mhd. [s. Lexer] und noch im 16. jh. zuweilen alem. u. md.; *kürbs* *vereinz. schon Megenb. [Lexer] und im alem. im 16. jh. in der regel, auf andern gebieten nicht häufig). – Hieher wohl auch *segis* (52) (= sense) (alem. noch i. d. 1. hälfte d. 16. jh., später mit anlehnung an 'eisen' als *segeysen*; daneben auch *seges*[*en*] bei Steinhöwel, Pauli, Wickram); ferner vereinz. *Wormis* (52) (öfters bei Rothe); vielleicht noch *krebis* (51) (ebda.). – Über *iltis* s. I, 1.

-itz: In vogelnamen wie *giwitz*, *stiglitz*, *emmeritz* usw. (56/57) (slav. entlehnung, s. Kluges wb. unter 'kiebitz' und 'stieglitz' und Suolahti, Dtsche vogelnamen [Strassb. 1909], einl. s. XXIII). – In den ostmd. orts- und flussnamen auf *-itz* (wie *Lausenitz*, *Trebitz*, *Pegnitz* usf.) (58) (ebenfalls slav. bildung, s. Heintze-Cascorbi, Dtsche. familiennamen [[3]1908] s. 178); vgl. auch noch unter IV. – In dem bayr.-schwäb.-ostfr. verbalsuffix *-itzen* (59; dazu Albr. 36–39). – Ferner *grenitz* (57/58) (slav. lehnw. d. 14. jh. [s. Weig. u. Kluge]) (bayr.-schwäb. noch oft, sonst vereinz. im 16. jh. und *noch Albertinus 1601 [Kluge]). – Sonstige unsichere und vereinzelte worte (57/58): *kestnitz* (im 15–17. jh. [s. dazu Weig.]);

1) Dass frnhd. im md. der ton auf der zweiten silbe gelegen habe, ist eine willkürliche annahme.

erlitz (fischname); *häberitz* (dohne); *tilitz* (dolch): *turnitz* (badstube) (viell. zu russ. *dvornitza* [Dtsches wb.]) u. a. m. Umbildung wohl in vereinz. *ainicz, ainlitz(ig)* (= einzig, einzeln) (58).

3. *u.*

-uot (-ut): heimût (auch umdeutungen *heymmût, heynmût* bei Geiler) (64) (s. I, 1).

-unt: leumunt(d), -ut (und umdeutungen) (62 u. 63/64) (s. oben I, 1). – Wohl auch vereinz. *tusunt* (62) (schwäb. urk. v. 1297).

-und[1]: Im part. praes. im bayr., schwäb., ostfr. u. vereinz. alem. (63) (belege schwäb. nur b. 1300, bayr. u. ostfr. b. anf. 16. jh. gegeben, *tatsächlich aber bayr. u. schwäb. viel länger, so bei Berthold v. Chiemsee fast regelmässig gebraucht und noch tief im 17. jh. erscheinend [Weinhold, Bayr. gramm. § 289 u. Alem. gramm. § 372]). – Danach wohl gebildet *ietzund* (62) (schon im klass. mhd. [s. Lexer] u. frnhd. fast regelmässig); (*ietzend* daneben im 14. u. 15. jh. nur vereinz.).

Das übrige zu diesem ganzen abschnitt ist bereits unter I mitbehandelt.

Auf ergänzungen zu diesem kapitel, bei dem die wichtigsten teile fehlen, sei verzichtet, da es hier ja nicht selbstzweck ist.

III. Fälle von diphthongschwächung.

Bayr.-schwäb. *-aim* (= mhd. *-eim*) > *-am: Beham* (11 12) (schwäb. anf. d. 15. jh., oft 1. hälfte d. 16. jh. u. noch Esslinger chron. 1548/64; bayr. bei Beheim bis Aventin; sonst vereinz. Nürnb. im 16. jh. [so bei Sachs] und alem. [Strassb. 1487]); (*-aim, -eim* in der kais. kanzlei noch b. gegen 1500 u. zuweilen noch Aventin, schwäb. noch vereinz. in d. Zimm. chron., ostfr. öfter seit anf. 15. jh. und *noch Ayrer [Albr. 9]; *-em* bayr. u. schwäb. schon häufig seit d. 1. hälfte d. 15. jh., vereinz. auch ostfr., dann i. d. 2. hälfte d. 15. jh. u. 1. hälfte 16. jh. die gewöhnliche form, so auch regelmässig Zimm. chron. und *stets bei Nas). – *oham* (12) (*vereinz. schon 14. jh. [Lexer] und häufiger im schwäb. v. d. 1. hälfte d. 15. jh. bis 1531; vereinz. Nürnb. bibel 1483, *auch Sachs [Albr. 9] u. Strassb. bib. 1485); (*-em* schwäb. seit 1. hälfte 15. jh. bis Zimm. chron., alem. bei Agricola 1537, Fischart, *bayr. Nas). – Daran

1) Dieses stellt sich, wenigstens vom frühnhd. standpunkt aus, als erhaltung dar, da es bereits im 12. jh. (Vorauer und Milstätter hs.) erscheint (Weinh., Bayr. gr., § 289).

schliessen sich die bayr. u. schwäb. ortsnamen auf *-ham* (12/13) (bei Beheim. Widmanns Regenb. chron. 1547; Knebels Keisheimer chron. 1531; *sie reichen übrigens teilweise bis heute [z. b. *Lochham* (bei München)]. **honigsam* (Bib. v. c. 1474 [vgl. Beitr. 37, 139 anm. 2] [Kehrein I, § 43], Sachs [Albr. 9]).

*Suffix *-lein* > *-la* (zuweilen bei Sachs, öfter bei Ayrer [Albr. 6/7]) (dazu wohl auch *ein weila* [Sachs (Albr. 6, zeile 15)]), vgl. dazu auch noch Weinhold, Bayr. gramm. § 244.

Hier fügt sich wohl an: *Allmanden* (19, zeile 19) (Hugs Rhetor. 1532) (*schon 1241 *algmande* [Dtsches wb. unter 'allgemeinde']) [1].

-aur > *-ar: nachbar* (23/24) (vereinz. bayr. mitte 15. jh., ostmd. u. ostfr. i. d. 2. hälfte d. jh., häufiger überall ausser alem. erst 1. hälfte 16. jh., ostmd. bes. bei Luther, alem. erst vereinz. bei Fischart); (*-ur*, *-aur* erhalten alem. noch gewöhnlich im ganzen 16. jh. und *noch im 17. jh. [Platter, Moscherosch] u. selbst im 18. jh. [Dtsches wb.], bayr. [*so auch Nas] u. schwäb. häufig noch 1. hälfte d. 16. jh., aber auch noch i. d. 2. hälfte, westmd. vereinz. noch 1587, ostmd. nur aus d. 15. jh.: *-er* nicht selten 2. hälfte 15. jh. [s. Lexer], zuweilen noch 1. hälfte 16. jh. [Rebhun 1535, *Schmelzl 1545 (Dtsches wb.)] und noch Sachs, **nachprn* [weist. v. 1603 (Dtsches wb.)], **nachberlich* [mitte 17. jh. (Dtsches wb.)]).

**-auch, -ouch* > *-ach, -och: knoblach, -loch* (im 14./15. jh. [Lexer], Sachs, Alber, Opitz u. öfter, noch Stieler [Dtsches wb., weitere belege noch Kehrein I, §§ 42 u. 68], auch Balde). – *weirach, -roch* (ende 15. u. anf. 16. jh. [Kehrein aao.]).

IV. Einige fälle von sprossvokal.

Hieher rechne ich:

-ib: wittib (60/61) ([*witiwe* schon Walther v. d. V.], *vereinz. schon anf. 14. jh. [Lexer] und dann oberd. u. ostfr. seit d. mitte d. jh. und ganz gewöhnlich bis mitte 16. jh., westmd. erst im 16. jh. [neben *wittwe*], *ostmd. bei Opitz [1628]).

-itz: Kostnitz (= Konstanz) (58/59) (bayr. seit 14. jh. u. dann auch ostfr. u. schwäb. und vereinz. alem. bis gegen die mitte d. 16. jh.). *Bregnitz* (= Bregenz) (59) (bayr. u. schwäb. ende 15. u. 1. hälfte 16. jh.).

Wohl hieher auch: *widuwe* (= witwe) (61) (vereinz. westmd. ende 15. jh.) (doch auch mhd. [s. Lexer]).

1) Möglicherweise zählt auch hieher die bereits behandelte diminutivbildung auf *-lach* < *-laich* (*-leich*) < *-lîch*, darüber oben I, 1 (s. 42).

Von diesen vorstehenden vier erscheinungen interessiert uns in der hauptsache naturgemäss nur d i e e r s t e, die u n s e r e i g e n t l i c h e s p r o b l e m umfasst. Im einzelnen ist allerdings die entscheidung der zugehörigkeit oder nichtzugehörigkeit von worten nicht immer ganz leicht und mit absoluter sicherheit zu treffen; das überhebt aber keineswegs der verpflichtung den versuch einer ausscheidung dennoch zu machen, da ja nur durch möglichst scharfe abgrenzung des problems dessen wesen auf die spur gekommen werden kann.

Überblicken wir nun die obige übersicht dieses teils und vergleichen sie mit S.'s anordnung, so zeigt sich die gruppe mit dem neuvokal *a* am wenigstens verändert. Sie nimmt auch jetzt den quantitativ ersten platz ein, obschon sie durch grössere ausscheidungen von worten fast aus allen 'typen' und selbst kleinern gruppen, bei denen sich das *a* teils als erhaltung teils als überrest des ersten teils eines diphthongs darstellt, eine nicht ganz unwesentliche einbusse erlitt; hinzuzufügen war dagegen nicht viel oder doch nichts, was die signatur wesentlich verändert hätte: einzelnes von S. da und dort später aufgeführtes, einiges aus Albrecht; am wichtigsten war der zusatz von S.'s zusammenstellung über *pilgran-, -am.* Freilich war eine durchgreifende umgestaltung der anordnung des stoffes, besonders durch genaueres herausarbeiten des verhältnisses vom mhd. zum frühnhd. vokal, vonnöten. Was hier die frage nach der zugehörigkeit der einzelnen worte betrifft, so ist diese beim grössten teil über jeden zweifel erhaben, so *-at* = mhd. *-ôt, -uot,* auch die übrigen fälle mit *-t*, im adjektivsuff. *-at* = ahd. *-oht,* wie in den meisten der sonst mehr einzeln auftretenden fälle. Sehr zweifelhaft scheint mir bloss, ob *wambas* hergezählt werden darf, schon deshalb, weil hier das *a* viel früher als bei allen übrigen worten und gleichzeitig mit den andern formen auftritt, man wird daher am ende besser eine unmittelbare schwächung aus dem altfranz. grundwort *wambais,* die sich dann einigermassen zur erscheinung III stellen würde, oder mit dem Dtschen wb. 'anschluss an mlat. *wambasium*' annehmen. Über das diminutiv *-lach* habe ich bereits oben in der fussnote gesprochen. Sonst ist nur noch schwer die grenze zu ziehen bei den eigennamen auf *-ar,* die man entweder wie oben den fällen mit *-er* - *-ar* gleichsetzen oder als neuanlehnung oder auch fortleben des alten vollvokals fassen kann; letzteres ist wenigstens bei den von mir unter I aufgeführten worten wegen des späten auftretens des *a* nicht wahrscheinlich, die beiden andern möglichkeiten berühren sich aber bis zur unentscheidbarkeit. Noch eine andere gruppe oder wenigstens einige worte davon könnten

auf den ersten blick zweifel erregen, nämlich *-am* = *-em*, da hier zunächst an ein weiterleben des ahd. *-am* gedacht werden möchte; indessen ist hier in den meisten fällen das *e* im mhd. so gut und ausschliesslich gesichert und fällt anderseits das wiedererscheinen des *a* durchweg in eine so späte zeit, dass ich einen direkten zusammenhang der beiden *a*-formen für ganz ausgeschlossen halte. Viel stärker und bedeutsamer hat sich die situation bei *i* verschoben. Hier bleibt von S.'s ganzem material, da das meiste vokalerhaltung — so der ganze typus auf *-itz* und fast alles von dem auf *-is* — und das *i* in *wittib* sprossvokal darstellt, als wichtiger nur noch *harnisch* übrig, zu dem sich aus dem material für *a* noch die kollektivbildung *-ich(t)* - *ach* gesellt. Anderseits gab es hier aber ganz grosse gruppen zu ergänzen; sie hat zwar S. mit vollem recht im einzelnen nicht in seine behandlung einbezogen, da sie von einer art sind, dass sie zum teil noch sehr umfangreiche und subtile untersuchungen erfordern — so die adjektivsuff. auf *-icht*, *-ig*, *-isch* und auch das *i* unbetonter silben im md. und alem., welche nach S. 'bekannte erscheinung' ja noch eines der dunkelsten gebiete bildet[1], — jedoch vermag nur deren wenigstens prinzipielle mitbehandlung licht in die sache zu tragen. Freilich gehen gerade hier die ansichten noch auseinander. Für *-icht* ist die annahme eines neuvokals wegen seiner genesis aus ahd. *-oht* allerdings die einzig mögliche; in *-ig* scheint sie mir wegen des zusammenfliessens von ahd. *-ac* und *-îc* wenigstens das am nächsten liegende, wenn hier auch die möglichkeit der verdrängung der ersten bildungsweise durch die letztere nicht ausgeschlossen ist; zweifelhaft liegt die sache auch für *-isch*, da nach Weinhold das *i* auch im mhd. zu überwiegen scheint[2]. Hinsichtlich des *i* in *bräutigam*, *nachtigall* ist jetzt die annahme eines neuvokals herrschend[3]. In den übrigen fällen ist, von einzelheiten

1) Diese erscheinung im md. wäre schon darum heranzuziehen gewesen, weil sie eine gewisse parallele zu dem von S. behandelten oberd. *a* in endungssilben bildet.

2) Während Grimm (Gramm. II, s. 294) für *-ig* erhaltung des *i* unter verdrängung der *-ac*-bildungen annimmt — wohl nur infolge eines momentanen versehens nimmt er sie an dieser stelle auch für *-icht* (bei diesem selbst fehlt aber eine erklärung) in anspruch, für *-isch* findet sich nirgends eine angabe, — sind, nachdem schon Weinhold für *-ig* (§ 275) eine unsichere andeutung gemacht hat, bes. Kauffmann (a. a. o.) und im anschluss an ihn Hoffmann für die obige erklärung eingetreten, die dann deutlich für alle drei suffixe Wilmanns (I, § 305) und noch unzweideutiger Behaghel ([3] § 199) zum ausdruck gebracht haben und der sich neuerdings auch P. Schmid (Zfda. 51 [1909], 287) anschliesst; dagegen gibt Paul (Mhd. gr. § 58) die ansicht Grimms über *-ig* wieder, und Haldimann (a. a. o.) glaubt dafür phonetische gründe geltendmachen zu müssen.

3) So in den wbb. von Kluge[7], Paul[3], bei Wilmanns (I, § 322), Behaghel

abgesehen der neuvokal so gut wie sicher. Das gilt doch jedesfalls auch von *horniss,* während das Dtsche wb. eine entwicklung *-ûz* > *-auss* > 'umgelautet' *-äus, -eis* > 'mit schwächung' > *-is* anzunehmen scheint, wogegen aber spricht, dass *-is* älter als *-äus, -eis* ist. Die kleinste gruppe ist die mit dem neuvokal *o.* S. führt sie nicht gesondert auf. Einiges hat er gelegentlich in seine diss. eingestreut, anderes findet sich in den beiden genannten aufsätzen von ihm, dies und das in den wbb. Sie bleibt aber ganz unbedeutend. Wichtiger ist wieder das auftreten eines *u.* Auch hier scheidet reichlich die hälfte des von S. aufgeführten als erhaltung aus: auf der andern seite wurde das durch den wichtigen 'typus' in S.'s aufsätzen wettgemacht, wozu sich noch einiges bei *i* eingestreute und ein paar andere ergänzungen gesellten. Auch in den worten des typus *-em* > *-um* liegt dem ganzen sachverhalt nach bestimmt überall ein neues *u* vor, auch da, wo ein ahd. *-um* zu grunde liegt (wie in *widum, atum, gadum, busum, eidum*): zweifelhaft bleiben höchstens die vereinzelten *togunt, abunt.* Semlers annahme (Zfdw. 11, 46), in *erdbidum* sei das *-um* 'irgend eine nebenform des suffixes *-ung*', d. h. wohl, es liege eine vermischung von mhd. *ertbidem* mit ahd. mhd. *ertbibunge* (mhd. auch *ertbidemunge*) vor, halte ich für überflüssig, da es sich in nichts von den ebenfalls alem.-schwäb. um die gleiche zeit erscheinenden *atum, widdum* unterscheidet; hingegen scheint mir volksetymologische umbildung in *demut* (= diamant) recht wahrscheinlich.

Was nun die erklärung der ganzen erscheinung betrifft, so ist S., wie gesagt, zu keinem resultat gelangt; er bringt uns zwar in der einl. zu seiner diss. alles mögliche bei, doch hebt immer ein satz den andern auf. Zunächst ist es für die erkenntnis des problems ganz belanglos, ob im me. oder einer andern sprache etwas ähnliches auftritt, da ein innerer zusammenhang ja natürlich nicht besteht, sondern sich darin lediglich eine allgemein sprachgeschichtliche bzw. sprachpsychologische tendenz verkörpert. Richtig ist, — und das herausgehoben zu haben, bildet ein wesentliches verdienst S.'s, — dass bestimmte erscheinungen auf bestimmten gebieten bes. hervortreten, ebenso, dass mit entlehnung aus einem literaturdialekt in den andern zu rechnen

([3] § 192), P. Schmid (Zfda. 51, 287), während Lexer im Dtschen wb. für *nachtigall* erhaltung 'wie in *bräutigam*' (Grimm hatte dort auf eine erklärung verzichtet) und Heyne wenigstens für ersteres in seinem wb. 'versteinerte form' annehmen. Eigenartig ist die stellungnahme von Weigand[5], wo unter dem stichwort '*Bräutigam*' für neuvokal, unter '*Nachtigall*' für vokalerhaltung ('wie in *bräutigam*'!) eingetreten wird.

ist, aber jedesfalls schon gegen das ende d. 15. jh., nicht erst seit 1530. Eine richtige erkenntnis steckt auch in dem satz. 'dass dieses unbetonte *e* dem betonten nicht gleich ist, sondern je nach der ma. und den benachbarten lauten verschiedene färbung annimmt'[1]; aber in der verallgemeinerung, wie es S. meint, wandelt sie sich in das gegenteil. Denn 'der unverkennbare einfluss der kons.'[2] trifft, wie obige zusammenstellung zeigt, höchstens bei einem, nicht auch für die drei andern in betracht kommenden vokale zu. Bei *m, n, r* sollen 'sich die dinge aus der natur der laute ergeben', obschon S. im satz vorher zugibt, dass auch schon im 16. jh. wie 'heute vor nasal und liquida in unbetonter silbe überhaupt kein vokal gesprochen' wurde und es ausserdem durchaus nicht zu begreifen wäre, warum auf denselben gebieten zwei so verschiedene vokale, wie *a* und *u*, wozu fürs md. noch das nicht mitbehandelte *i* kommt, erscheinen. Was S. mit diesen ziemlich dunklen sätzen meint, wird allerdings erst durch den einleitenden absatz zu dem zweiten der mehrfach genannten aufsätze (Zfdw. 11, 44), der im übrigen dasselbe bringt, einigermassen klar. Hier wird nämlich die ganz sonderbare behauptung aufgestellt, dass '*-um* statt lautgesetzlichem *-em*' 'an die entwicklung des idg. sonantischen *m* erinnere, das im germ. zu *-um* wurde'. S. ist sich offenbar der tragweite dieser aufstellung in keiner weise bewusst geworden, denn dort handelt es sich doch um einen w i r k l i c h erscheinenden sprossvokal, was nach S. selbst im 16. jh. nicht der fall ist und überhaupt gar nicht möglich war, da ja das sonantische *-m̥, -n̥* im alem.-schwäb. und westmd., teilweise auch bayr., weiter zu *-ə* vokalisiert wurde (vgl. Ztschr. 40, 256 ff.), also sich vor ihm gar keine svarabhakti einstellen konnte, denn wie sollte sich in einem alem. *buəsə* (< *buesn* < *buəsm̥*) ein zwischenvokal *a* oder *u* bilden können? und doch stellt S. gerade fürs schwäb.-alem. den 'typus' *-am*, für westmd. den von *-um* als ganz spezifisch verbreitet fest. S. hat den satz, über den ihm am ende doch zweifel aufgestiegen sind, allerdings in der diss. nicht wiederholt, immerhin kann das stehengebliebene nur so verständlich

1) Er ist übrigens fast buchstäblich aus Wilmanns ([2] I, § 269) herübergenommen.

2) Für die wichtige gruppe *-at* ist aber dann s. 28 wieder das gegenteil behauptet: 'so ist die *a*-schreibung nur zum geringsten teil (!) durch den kons. veranlasst', also doch in einem teil! Wie soll man sich das denken, dass derselbe kons. unter ganz gleichen bedingungen eine erscheinung in einigen fällen veranlasst, in andern nicht, und trotzdem tritt hier zuletzt die gleiche erscheinung auf? Übrigens folgt dann hier eine richtige erklärung.

werden, und durch die ausdehnung auf *n* und *r* ist sogar der standpunkt erweitert. Am bezeichnendsten ist es aber, dass S. in der diss. wie im zweiten (unmittelbar nach dem ersten gedruckten) aufsatz gerade einen gedanken ganz hat fallen lassen, den er in seiner ersten arbeit ausgesprochen hatte und der das wesen des problems ganz nahe streift. Dort heisst es nämlich mit bezugnahme auf die neuformen von *bilgerîn, -îm* (Zfdw. 11, 39): „Durch die abschwächung des *i* der endung war die grundlage geschaffen, eine neue reihe von formen zu bilden. Lautgesetzlich sollte *pilgrin* zu *pilgren, pilgrim* zu *pilgrem* werden' und (unten) 'In den meisten fällen wird dieser wenig charakteristische vokal nicht als *e* geschrieben . . . Er nimmt vielmehr je nach der ma. verschiedene färbung an: bald nähert er sich dem *a*, bald dem *u*, selten dem *o*'. Aber schon die unmittelbar folgenden sätze, in denen man liest: 'Doch dürfte diese erscheinung nicht ausschliesslich auf rechnung dieses unbestimmten vokals zu setzen sein. Sicher ist auch die klangfarbe des *m* von grossem, wenn nicht gar entscheidendem einfluss auf den endungsvokal', zeigen mit dem obigen abschnitt aus dem zweiten aufsatz und dem spätern fehlen des gedankens, dass die erkenntnis nur eine scheinbare war. Gerade das zuviel der erklärungsversuche verwickelt S. in widersprüche, anderseits – das gilt bes. für die diss., – wollte er alle vier vokale ohne weiters unter einem gesichtswinkel betrachten, statt sie einzeln unter die lupe zu nehmen.

Beginnen wir wieder mit *a*, so liegen uns auch noch verschiedene andere erklärungen vor, die aber alle, ohne näher auf die frage einzugehen, meist vom nhd., d. h. schriftsprachlichen standpunkt ausgehen und auch nicht immer ganz einheitlich sind. Eine der frühesten ist wohl die im Dtschen wb. (bd. V [1864–73]) zu *kleinat* gegebene, wonach hier 'wie in *heimat*' 'eine ursprüngliche nebenform' vorliegen soll[1]; eine solche deutung war wegen des verhältnismässig frühen auftretens des *a* in diesem wort und dessen völligen fehlens im ahd. einigermassen naheliegend, bei den (auch schon ahd. belegten) worten *heimat* und *monat* wäre jedoch das späte auftreten eines suffixes *-ât* schon höchst merkwürdig; überhaupt war aber eine solche erklärung nur für ein wb., dem die fälle einzeln vorliegen, möglich, da sie sich auf die doch unzweifelhaft zusammengehörige masse der obigen belege in ihrer gesamtheit unmöglich anwenden liess. In einer systematischen darstellung ist sie wohl nur von Weinhold (Mhd. gr.², § 265) wieder-

1) Bei *heimat* und später auch *monat* ist eine erklärung nicht versucht.

holt worden [1]; später dürfte sie keine anhänger mehr gefunden haben. Von den übrigen wbb. geht, soviel ich sehe, nur noch Weig.[5] auf eine erklärung ein und zwar ebenfalls unter *kleinod* sind als mhd. nebenformen 'in der endung geschwächt' *kleinât* (mit langem *â!*), *kleinet* verzeichnet. Wilmanns spricht in bd. I seiner Gramm. (2. aufl.) an drei stellen von unserer erscheinung: § 269 gibt er die von S. wiederholten und vergröberten sätze, allerdings äussert er sich viel zurückhaltender als jener, wenn er sagt: 'unverkennbaren einfluss üben die folgenden konsonanten; vor dem *s* nimmt der laut hohe aussprache an, vor dem *m* tiefe'; eine allgemein zutreffende erklärung ist freilich auch das nicht, und sie leidet, wie dies auch sonst bei ihm in solchen fragen der fall ist, an dem mangel, dass sie ohne rücksicht auf das frühnhd. u. die maa. von der heutigen 'bühnensprache' ausgeht. In § 306 wird lediglich fürs nhd. festgestellt, dass 'einige wörter *a* angenommen haben' (belege: *deisam, eidam, brosamen,* für Luther noch *bosam,* 'vgl. auch die fremdwörter *balsam, bisam, kretscham'; weiland; heimat, monat, zierat*), doch findet dies eine ergänzung durch II, § 262, anm. 2, wo von der existenz eines neben *-ôd* zuweilen vorkommenden suffixes *-âta* im ahd. die rede ist, die (offenbar nach obiger stelle) als aus dem rom. übernommen bezeichnet wird, 'sie mag auch dazu beigetragen haben, dass in den wörtern *monat, kleinat, zierat* das alte *ô* zu *a* geworden ist.' Endlich wird noch § 317 am schluss *bräutigam* (neben *nachbar*) unter 'abschwächung des zweiten kompositionsglieds' aufgeführt. Es sind hier also drei kaum zu vereinbarende erklärungen angegeben. Eine der letztgenannten anschauung nahverwandte deutung findet sich auch bei Behaghel in der 2. aufl. seiner 'Gesch. d. dtschen. sprache', wo der vorgang als eine 'nhd. reduktion der vollen vokale auf ein *a*' (belege: *bräutigam, heimat, monat, sammat;* wieder neben *nachbar!*) bezeichnet wird. Dieser abschnitt ist wörtlich in die neubearbeitung (§ 206) übergegangen; das auffällige aber ist, dass diesmal ein anderer paragraph (§ 198) vorausgeschickt wird, der im anschluss an Semler besagt, dass 'das tonlose *e* in der schriftsprache und im älteren nhd. mehrfach als voller vokal erscheint: *dreisam, eidam, atam, busam; weiland, eilands, Ungarn, hemmat, zwischat*', er trete namentlich in der alem. literatur auf, es sei 'aber bis jetzt nicht untersucht, wie weit solche formen in der lebendigen ma. gesprochen worden sind, ob sie nicht vielmehr ergebnis schriftsprachlicher bestrebungen sind, *hemmat* könnte neben *hemmet* getreten sein, weil *arzat* zu *arzet, gruonmât* zu

1) Dazu wird angemerkt, dass Wackernagel für *-ate* rom. ursprung vermute.

grammet geworden war, weil *niemand* und *niemend* nebeneinander stand'[1]. Diese erklärung kommt entschieden dem sachverhalt viel näher, das merkwürdige ist, wie gesagt, die losreissung der fälle in § 206. Sie berührt sich aber mit der schon viel früher an zwei sich ergänzenden stellen gegebenen auffassung Kauffmanns[2]: in seiner 'Gesch. d. schwäb. ma.' findet sich (s. 135) bereits die stelle: 'So sehe ich denn in der buntheit der schreibungen des 14. 15. jhdts. [einerseits traditionelle orthographie längst untergegangener sprechformen, aus der periode überkommen, da die 'vollen' vokale noch gesprochen wurden, anderseits] moderne versuche den neuentstandenen endungsvocal *-ə*, resp. *-e* wiederzugeben. Die zahlreichen *a*-schreibungen sind aus dem *a*-haltigen timbre des reduktionsvokals zu erklären'; und in seiner an feinheiten reichen 'Dtschen gramm.' heisst es (§ 36, 3): 'Volle endvocale in schwach betonten silben sind [nämlich im nhd.] abgeschwächt . . .; derselbe abgeschwächte vokal wird zuweilen seit dem 14. 15. jh. *a* geschrieben (§ 30, anm. 2) und demgemäss jetzt auch ausgesprochen: *nachbar*, *monat*, *bräutigam*, *eidam*, *heimat*, dagegen *armut*.' Es laufen also in neuerer zeit im wesentlichen drei erklärungen nebeneinander her. Was zunächst den 'unverkennbaren einfluss der kons.' anlangt, so scheint es mir für *a* gerade ganz unverkennbar, dass von einem solchen gar keine rede sein kann, denn, wie das obige material zeigt, tritt tatsächlich das *a* vor allen nur möglichen kons. auf. Auf den ersten blick sind es allerdings bloss wenige kons.: bes. *t*, *m*, *n*, *r*, dann auch *ch* (wozu das häufige festhalten des *a* in der kollektivbildung *-ach* auf oberd. boden I, 2 heranzuziehen ist); eine gemeinsame phonetische basis, die notwendig wäre eine gemeinsame erscheinung hervorzurufen, haben aber diese nicht, und vorzüglich vor *ch*, doch auch vor den andern, erscheint ja auch *i*. Wenn also von einem einfluss der kons. die rede sein soll, so kann das höchstens im negativen sinn geschehen, nämlich dass vor gewissen kons. kein *a* auftritt: so fehlt es ganz vor *g*, auch *tz*, vor *s(z)* und *l* ist es ganz selten und vor *ch* auf ein ganz bestimmtes gebiet, das oberd., beschränkt; diese kons. haben (abgesehen von *l*, wo sich das fehlen aus seiner *i*-haltigkeit in den meisten maa. ohne weiteres erklärt) in der tat etwas gemeinsames, wie noch

1) Diese neue stelle ist mir übrigens erst bekannt geworden, als mein aufsatz im entwurf fertig war.

2) In viel unbestimmterer form, besonders dadurch, dass er gleichzeitig konsonantische einflüsse geltend machte und ihn ausserdem auf alle vier vollvokale ausdehnte, hat aber schon Weinhold (Mhd. gr.[2], §§ 81–84) dem gedanken ausdruck verliehen.

bei *i* zu besprechen sein wird. Das fehlen einer noch stattlichen zahl von kons. des ahd.-mhd. konsonantensystems in der bisherigen aufzählung (*b, p, pf, d, k, w, f, h*) ist aber lediglich ein scheinbares, da diese kons. eben nur vereinzelt oder gar nicht als suffixe mit vorausgehendem vokal vorkommen oder vorkommen können (wegen der konsonantenverschiebung oder auslautsverhärtung, wegen welch letzterer auch *d* mit *t* [so auch in *hemmat*] zusammenfällt, bei *w* wegen des auslautsschwunds [das vereinzelte *witib* ist anders zu beurteilen, s. u.]). Die andere auffassung nimmt eine unmittelbare 'schwächung' oder 'reduktion' des organischen vollvokals zu *a* an, das geht, meines erachtens ganz unzweideutig aus der fassung der obigen stellen von Wilmanns (II, § 262 anm. 2) und Behaghel ([3] § 206) hervor. Diese erklärung hat aber den einen mangel, dass sie nur für eine kleine, wenn auch die mit bezug auf unsere jetzige gemeinsprache wichtigste gruppe möglich ist, nämlich die, wo im mhd. der vollvokal *o* war, so dass hier durch vermittlung von offenem *ǫ* die entwicklungsreihe *ō̆* > *ǫ* > *ą* > *a* (und dann weiter > *ə*) sich ergeben hätte; dagegen ist für die andern vokale eine solche fortlaufende entwicklung des vollvokals nicht angängig, der übergang müsste sich hiebei – eine phonetische unmöglichkeit – sprunghaft ergeben haben; so wäre bes. der übergang des *i* in *a* undenkbar, was z. b. für das von Behaghel unter dieser erklärung aufgeführte *samat* < *samît* gilt. Hier muss also unbedingt zwischen dem organischen vollvokal und dem *a* ein vermittelnder laut liegen und das kann nur *ə* sein; es ist aber dann die notwendigkeit nicht einzusehen, warum die fälle, in denen *o* zugrunde liegt, nicht den gleichen weg gegangen sein sollten, wodurch eine sondererklärung überflüssig wird. Dazu fügt sich aber nun auch jene gruppe, in der das *a* für mhd. *e*, d. i. phonetisch *ə*, erscheint, nur dass eben hier die erste stufe in wegfall kommt; damit erledigt sich denn auch für diese fälle ein eigener deutungsversuch, wie ihn neuerlich Behaghel, offenbar in der erwägung, dass hier von einer 'reduktion' keine rede sein könne, gemacht hat, bzw. fällt er mit dem andern zusammen. Hier liegt also die einzige möglichkeit alle fälle unter einem gemeinsamen gesichtspunkt zu erklären: im gegensatz zur obigen nur für einen teil zutreffenden auffassung einer progressiven schwächung (vollvokal > *a* > *ə*) ist hier *ə* das notwendige durchgangsglied, die reihe lautet also: organischer vollvokal (*ī̆, ō̆, ū̆*) > *ə* > neuvokal *a*. Und dass das tatsächlich der entwicklungsgang war, lässt sich auch aus dem obigen historischen material zu einem grossen teil ganz deutlich erkennen: die form mit *ə* tritt häufig vor der mit *a* auf; am klarsten zeigt sich dies gerade bei der

gruppe mit mhd. *ô*; wenn es nicht überall der fall ist, so kann dies zum teil an den eingangs erwähnten mängeln des Semlerschen materials liegen, doch beruht es mit sicherheit auch darauf, dass man, bes. seit der mitte des 15. jh., die formen mit *e* als zu grobdialektisch zu meiden suchte. – Es erübrigt nun noch, über das *a* selbst etwas zu sagen. Noch jetzt wirft Behaghel an der angezogenen stelle die frage auf, 'wie weit solche formen in der lebendigen ma. gesprochen worden sind'. Die beantwortung der frage scheint mir aber ganz unzweifelhaft: in der l e b e n d i g e n ma. ist hier niemals ein reines *a* gesprochen worden; das gilt selbst dann, wenn in irgendeinem entlegenen Schweizer tal oder auf einer sprachinsel heute wirklich ein solches *a* noch nachgewiesen werden sollte, da hier dann sicher nur eine jüngere weiterentwicklung vorläge. Die masse des oberd. zeigt heute hier kein *a*, sondern ein *ə* (das gilt z. b. fürs bayr., fürs alem. wird es durch Heimb. § 87 bezeugt); dieses *a* aber hat – und hier hat wiederum Kauffmann den richtigen weg gewiesen, – einen ganz unzweideutigen '*a*-timbre', der beispielsweise in der untern und mittlern schicht des Münchner stadtdialekts bis zu einem hellen *a* varieren kann [1] und vom gebildeten laien durchaus als solches empfunden wird. S. hat uns aber nun gelehrt, dass nicht nur die ganze masse der belege mit diesem *a* sich allein aufs oberd. erstreckt, sondern dass es sich auch in den paar fällen, wo es in unserer heutigen schriftsprache durchdrang, zweifellos um eine aus dem oberd., teilweise durch Luther vermittelte, erscheinung handelt. Wenn die *a*-formen im md. westen häufiger und früher hervortreten, so ist das wohl auf den hier stärker von Oberdeutschland aus wirkenden einfluss gerade um die wende des 15. 16. jh. zurückzuführen; oder ist oder war ein *a*-timbre in schwächerem und beschränkterem mass auch hier vorhanden? Unsere frage ist sicher eine dialektische, das hat S. richtig erkannt, aber ihr endresultat, das auftreten des *a*, ist nicht eine solche des l e b e n d i g e n dialekts, sondern des s c h r i f t dialekts; weil S. diese unterscheidung nicht geläufig war, so sah er sich eben im kreis herumgeführt und ringsumher lag schöne grüne weide. Der *a*-timbre der gesprochenen ma. war die notwendige voraussetzung für die erscheinung, aber das *a* war lediglich ergebnis der schriftsprachlichen bewegung und damit stimmt es auch überein, dass manche wichtige typen (so das *-at* für *-ôt*) gerade in der 2. hälfte des 15. jh., in der zeit, wo der schriftsprachliche schwerpunkt in der

1) Dahin möchte ich meine Zeitschr. 40, 357 gemachte und von Feist, Jb. f. germ. phil. 30, s. 218 angezweifelte behauptung einschränken.

Habsburger kanzlei lag, in grösserem masse auftreten und auch nach Mitteldeutschland übergreifen[1]. Und wiederholt sich heute nicht der gleiche vorgang, wenn der bayr. dialektschriftsteller *kumma* usw. schreibt? Die grundlage und das resultat sind für beide die gleichen, der unterschied besteht lediglich darin, dass der moderne schriftsteller mit dem *a* bewusst den dialektischen laut nachzuahmen glaubt, während der bayr. schriftsteller der frühnhd. zeit damit ebenfalls bewusst einen über der ma. stehenden schriftsprachlichen wiederzugeben vermeinte, was sich auch an der regelmässigen wiederherstellung des *-n* zeigt. Um nun nochmals auf Behaghels zweite erklärung zurückzukommen, so müsste sie, um auf alle fälle anwendbar zu sein — so insbes. auf das zur ersten erklärung nicht passende *samat* — die gleiche voraussetzung der zuerst erfolgten vollständigen schwächung haben, da sonst das gemeinsame glied in der gleichung fehlt, dann aber setzt auch sie den *a*-timbre des geschwächten vokals *ə* voraus, sei es nun, dass in fällen wie *arzat* im 14. 15. jh. noch wirklich ein *a* erhalten war, sei es, dass beide schreibungen, *arzat* und *arzet*, mit Kauffm. schon völlig in ein phonetisches *arzət* zusammengefallen waren, denn nur so rechtfertigt sich das lange festhalten an der schreibung *arzat*. Indessen sind die fälle, wo das *a* erhaltung darstellt, bedeutend in der minderzahl gegen die, in denen es neuvokal ist (so bes. in den worten auf *-am*), ja es haben nicht einmal alle fälle entsprechungen; deshalb müsste man, wenn *arzat* nur schreibung war, eigentlich das umgekehrte, ein rapides schwinden des alten *a* durch die vielen danebenstehenden formen mit *e* erwarten oder das *a* in *arzat* als durch die worte mit neuvokal gestützt ansehen. Nimmt man aber an, und ich halte das nicht für gar so unmöglich, dass in *arzat* das *a* noch deutlich war, so konnte bei der geringen zahl der letztern fälle der neue typus zwar begünstigt, aber niemals hervorgerufen werden. — Noch ein anderer punkt ist aber zu erörtern, nämlich wie sich innerhalb des oberd. die verbreitung unserer erscheinung verteilt. Es ist doch sicher, dass im osten die *a*-färbung stärker als im westen ist und jedesfalls auch war (im bayr. stärker als im alem.). Demgegenüber behauptet nun S. auf grund seines

1) Hier möchte ich noch in hinblick auf Weinholds summarische behandlung in seinen grammatiken ausdrücklich feststellen, dass ich die ähnliche erscheinung im frühmhd., die ich nach der allgemein geltenden ansicht in der hauptsache für eine durch den ahd. vokalismus bewirkte orthographische verwirrung halte (soweit es sich nicht um erhaltung voller vokale handelt), nicht so ohne weiteres mit unserer frühnhd. zusammenwerfen möchte, wie eben aus meinem schriftsprachlichen erklärungsversuch hervorgeht.

materials, dass 'die mehrzahl der fälle dem schwäb.-alem. angehöre', und diese ansicht ist jetzt auch auf Behaghel übergegangen. Für die fälle mit der schlusssilbe *-at* (einschliesslich des adjektivsuff. *-at* < *-eht*[1]) scheint mir das nicht mit evidenz hervorzugehen, denn es ist zu berücksichtigen, dass von S. ja fast gar keine bayr. quellen benutzt worden sind; vielmehr glaube ich sogar bestimmt, dass gerade *-at* in Bayern seinen hauptsitz hat. Bei *-ach* (ausschliesslich des zweifelhaften diminutivs *-lach*) erkläre ich mir das öftere vorkommen im alem., soweit nicht wieder äussere ursachen dafür verantwortlich sind, durch die stärkere gutturale lage des *ch* begünstigt. In beiden fällen lag wirklich die silbe *-ət*, *-əch*(*t*) vor[2]. In der silbe *-ar* halten sich, wieder unter berücksichtigung des obigen umstandes die belege so ziemlich die wage, denn obschon die mundartliche grundlage eine verschiedene[3], ist das resultat doch dasselbe. Anders liegt die sache für die nasale *n*, *m*: hier entfallen die belege tatsächlich ganz überwiegend, teilweise sogar ausnahmlos, aufs schwäb.-alem. Dieser umstand beruht aber nicht auf gründen des schriftdialektischen usus oder des stärkern *a*-timbres im westen, sondern erklärt sich — um den ausdruck S.'s, aber in einem andern sinn, zu gebrauchen, — 'aus der natur dieser laute'. In den auslautenden silben *-en*, *-em* war das *e* geschwunden und *-n*, *-m* zu sonantischem *-n̥*, *-m̥*, letzteres dann weiter ebenfalls zu *-n̥* geworden. Dabei waren aber die oberd. maa. nicht stehen geblieben, sondern hatten dieses *-n* weiter zu (einem *a*-haltigen) *-ə* vokalisiert[4].

1) Die sache liegt hier wohl so, dass zuerst der gutturale reibelaut ausfiel, so dass die eigentliche grundlage *-ət* war.

2) Auffallend und eigentlich unerklärlich ist mir, warum in *-ət* oberd. nirgends der vokal synkopiert wurde und es noch heute durchaus *monət*, *hɛimət*, *nackət* usw. heisst, um so mehr als in *mont*, *heimt*, *nackt* usw. keine schweren konsonantengruppen entstanden. Die obige theorie, dass *a* die ältere, *ə* die jüngere stufe sei, rechtfertigt das aber nicht, weil sie z. b. für *krametsvogel* nicht anwendbar ist.

3) Im alem. bleibt grossenteils die silbe als *-ər* bestehen (vgl. Haldimann § 91, Schild § 127, Hoffm. § 217), in gegenden des niederal. und im schwäb. erscheint sie als *-r̥* (Heimb. § 87, Kauffm. §§ 119 und 187), das aber wohl einen leichten vokalischen vorschlag hat; im bayr., aber auch in hochal. gegenden (Vetsch § 167), ist das sonantische *-r̥* spontan weiter zu *a*-haltigem *-ə* vokalisiert: in dieser letzten gruppe bildet also nicht der alte vokal vor dem *r*, sondern das aus *r̥* selbst entstandene *-ə* die grundlage für die schreibung *a*, und das *r* ist auf grund der historischen orthographie wieder ergänzt.

4) Mit Gebhardt (vgl. Zeitschr. 41, 267) halte ich auch jetzt an meiner Zeitschr. 40, 356 ff. gegebenen anschauung von der v o k a l i s a t i o n des *-n̥* gegenüber der von Behaghel modifizierten auffassung ([3]§ 267, 4) fest: wenn jetzt Behaghel die auffallende erhaltung eines ungedeckten auslautenden *-e* im oberd. damit erklärt

Hier trat nun der unterschied ein: während nämlich im schwäb. u. alem. diese vokalisation spontan war, trat sie bayr. nach einem teil der stammschliessenden konsonanten ein, dagegen nach andern (*l, r, d, t, s, š, b* [*p*], *g*) nicht (blieb je nachdem als *-n, -n̥* oder assimilierte sich dem stammkonsonanten, Ztschr. 40, 358). Die basis für die schreibung *-an, -am* war aber nur da gegeben, wo *-n* > *-ə* vokalisiert war, indem die *a*-farbe dieses *-ə* die grundlage für die schriftliche wiedergabe als *a* bot und das *n, m* unter dem einfluss der historischen orthographie (vgl. das in der fussnote über *-r* bemerkte) wieder zugesetzt wurde[1]. Damit verringerten sich fürs bayr. die fälle, wo *-an* auftreten konnte, obschon die schuld für das allzustarke missverhältnis bei S. auch hier zum teil der mangel im material trägt; für *-am* aber mussten sie sich, weil hier rein zufällig bei allen in betracht kommenden worten der stamm auf *-d, -t, -s* endet, nach denen bayr. keine vokalisation > *-ə* eintritt, auf null reduzieren: denn in einem alem.-schwäb. *ōtə, buəsə, besə* war die grundlage für die schreibung *atam, busam, besam* gegeben, während dies in bayr. *ōtn̥, bu*[*ə*]*sn̥, besn̥, braksn̥*[2] in keiner weise der fall war[3]. Damit wäre nun wohl alles wesentliche über dieses *a* gesagt.

Für *o* und *u* gilt in der hauptsache dieselbe beurteilung. Man wird daher *o* nicht mit S. (Zfdw. 11, 42 und nochmals 45) als 'zwischenform' zwischen *a* und *u* fassen, da es sich eben nicht um eine lautliche

dass der schwund des *-n* erst nach dem aufhören des gesetzes von der apokope erfolgt sei, so möchte ich dem entgegenhalten, dass dieses gesetz noch heute lebendig ist, dafür hat Weise ein treffliches beispiel in den worten *glyptothek, pinakothek,* die wahrscheinlich nicht vor gründung dieser institute in München, also am beginn des 19. jh., — jedenfalls nicht vor dem 18. jh., — dem deutschen sprachschatz angehörten, gegeben, auch beweist dies der umstand, dass noch jetzt selbst der gebildete Oberdeutsche, soweit er überhaupt noch einen zusammenhang mit der ma. hat, die aussprache des ungedeckten *-e* als fremd und affektiert empfindet und es im nähern umgang meidet, und dass die apokope auch in den der schriftsprache entlehnten worten regelmässig eintritt.

1) Man beachte aber die in den anm. s. 64 aufgeführten spuren von fällen, wo dies nicht geschah.

2) Die beiden ersten worte haben wohl auch damals schon in der bayr. ma. nicht mehr existiert, wo sie aber als entlehnung aus der schriftsprache gebraucht werden, zeigen sie diese der ma. gemässe form des suffixes.

3) Was **brosam, busam, eidam** bei Luther betrifft, so ist das erste bei ihm wohl sicher durch umdeutung zustande gekommen, den beiden anderen wird ein *-n̥*, das aber einen leichten vokalischen vorschlag hatte, zugrunde liegen, denn blosse entlehnung aus dem alem.-schwäb. wäre doch zu unwahrscheinlich; bei Alber liegt dagegen der fall für **busam** wie im alem. (vgl. Reis, Maa. Hessens, s. 26).

reihe handelt; will man es überhaupt in eine beziehung bringen, so hätte man sich *o* als ein dumpfes *a* vorzustellen, das, wie in den tonsilben, graphisch durch ein *o* wiedergegeben wird. An eine lautliche entwicklung wäre höchstens bei *herolt* zu denken; örtliche bedeutung könnte man ihm nur — aber bei den wenigen belegen auch nur vielleicht — in der gruppe *-om* beilegen und dies in beziehung zu *-um* bringen. Die belege mit *u* sind, obschon im ganzen unter demselben gesichtspunkt zu betrachten, vielleicht nicht völlig gleich zu bewerten. Die möglichkeit, dass im schwäb. *ô* lautgesetzlich zu *u* wurde, möchte ich nicht gänzlich in abrede stellen (zu Kauffmann a. a. o. noch Laistner, Beitr. 7, 552–54); bei *firnuss* hat sicher die oberd. suffixform *-nuss*, bei *weilund* die ebenfalls oberd. form des participialsuffixes auf *-und(e)* mitgewirkt, in *talung* fand anlehnung an das suffix *-ung* statt (über *erdbidum* oben), in *wambus* wahrscheinlich an die lat. maskulinendung *-us*; von einer volksetymologischen umbildung (*demut*) habe ich bereits oben gesprochen. Die an sich nicht grosse gruppe schmilzt also für das ausschliesslich und sicher hergehörige noch um ein teil zusammen. Die einzig grössere gruppe des ganzen typus ist die auf *-um*, bei der immerhin nicht übersehen werden darf, dass sie — was schon S. erkannte, — überwiegend im westmd. auftritt: hatte hier das zugrunde liegende mundartliche *-ə* vielleicht wirklich einen stärkeren 'timbre' nach *u* hin, der dessen schreibung begünstigte? Das wenige ausserdem verbleibende scheint aufs oberd. zu verweisen: *-um* kommt aus den oben erörterten gründen wieder nur schwäb.-alem. vor, während *-ut* und *-usch* (in *harnusch*) mehr dem bayr.-schwäb. zu liegen scheinen; da die formen auf denselben gebieten, ja sogar beim gleichen schriftsteller (vgl. Sachs *samat* und *samut*), neben den gleichen und gewöhnlich mit *a* erscheinenden worten stehen, so kann es sich dabei nur um die schriftliche wiedergabe einer anderen phonetischen auffassung des gleichen unbestimmten vokals *-ə* handeln.

Wesentlich anders und schwieriger als bei den drei besprochenen vokalen liegt die sache für *i*. Hier haben wir es offenbar mit einer doppelten erscheinung zu tun: nur bei einem teil handelt es sich um eine durch die farbe des *ə* bewirkte schreibung, während beim übrigen ein wirkliches *i* vorliegt. Zu den ersteren fällen wird in erster linie das vor-, mittel- und endsilbig bes. md.[1], seltener alem.-schwäb. (nur

1) Hieher gehören natürlich auch die von S. einzig aufgeführten paar fälle von md. *-is* = *-es*.

bis anf. 15. jh.?), auftretende *i* zu zählen sein. Soweit es das md. angeht, handelt es sich jedesfalls auch nur um einen '*i*-timbre', sodass hier ein gewisser parallelismus zu dem oberd. *a* geboten wäre; indessen scheint die *i*-farbe hier wesentlich stärker als dort die *a*-farbe gewesen zu sein, was man aus den nicht seltenen reimen auf echtes *i*, worauf schon wiederholt hingewiesen wurde (Weinh., Mhd. gr. § 81, Behaghel[3] § 192), schliessen muss[1]. Wenn jetzt auf hess. boden ein wirkliches *i* vor *l* erscheint (Reis, Maa. Hessens s. 44), so halte ich das nicht für beweisend, dass mhd. in allen fällen ein solches vorgelegen habe, ebenso wenig wie das oben schon für *a* angedeutet wurde, vielmehr sehe ich darin eine jüngere, auf einen bestimmten fall und lokal begrenzte weiterentwicklung. Wesentlich schwieriger ist die beurteilung fürs alem.-schwäb., da das *ə* auf den gleichen gebieten nicht eine zweifache, eine *a*- und eine *i*-färbung gehabt haben kann. Eine entscheidung können erst umfangreiche, zusammenhängende untersuchungen über das verhältnis der beiden schreibungen zu einander bringen. Im übrigen scheint mir wieder der von Kauffmann (§ 117) gewiesene weg, dass der ältere *i*-timbre durch den besonders seit dem 14. jh. stärker hervortretenden *a*-timbre verdrängt wurde, einen richtigen fingerzeig zu geben. Indessen spielt hier doch noch ein anderer umstand eine rolle: in den praefixen *gi-*, *bi-* (beschränkt auch *fir-*, *zir-*, *ir-* [Schild § 118]), auch in (ungedeckter?) mittelsilbe (Schild s. 95, Hoffmann § 240, 5) erscheint im alem. und in endsilben vor *-s* (in Brienz sogar *-in*, *-it* [Schild s. 95 unten]) alem. und schwäb. nämlich ein wirkliches *i* und es muss also auf diesen gebieten unter bestimmten, nicht näher bekannten bedingungen ein wirklicher wandel von *ə* > *i* stattgefunden haben; ob und inweit sich solche mundartliche erscheinungen, bei denen es sich zum teil zweifellos um einen neuentwickelten vokal handelt, in beziehung zu dem *i* der denkmäler bringen lassen, ist noch ganz ununtersucht geblieben. Weiter kann ich hier auf diese schon viel erörterte aber eben noch nicht zusammenhängend behandelte frage nicht eingehen. — Dass aber für *i* tatsächlich das zutrifft, was für den neuvokal *a* nicht der fall war, nämlich, dass vor bestimmten kons. lautlicher übergang von unbetontem *ə* in *i* stattfindet, zeigt unser übriges material deutlich und wird auch durch mundartliche erscheinungen bewiesen. Freilich aus dem wenigen, was von S.s material wirklich hieher

1) Ein reim auf unechtes *a* kommt nur vereinz. im Karlm. (2 × *hundart : vart*) vor (Weinh., Mhd. gr., § 82).

gehört, ist das nicht zu erkennen und das übrige, was er hereinbezogen, besonders die bildungen auf *-itz*, führten ihn zu dem irrigen schluss, dass 'der osten des hochd. sprachgebiets grössere neigung zu *i* zeige, als die westlichen dialekte' (s. 48), was doch nur daher kam, dass die bei ihm hier einen grossen raum einnehmenden slavischen entlehnungen natürlich im osten in der hauptsache hervortraten. Wir müssen auch hier wieder von den suffixen *-icht*, *-ig*, *-isch* ausgehen. Als einer der ersten hat wohl Kauffmann fürs schwäb. (§ 105) festgestellt, dass *i* 'vor palatalem *-š*, *-s*, *-χ(k)*' erscheint, Wilmanns (I, § 305) hat dies auf die nhd. schriftsprache angewandt ('*i* ist im nhd. die herrschende form des unbetonten vokals geworden vor den palatalen konsonanten *g*, *ch*, *sch*') und Behaghel hat sich dem für die obigen adjektivsuffixe angeschlossen ([3] § 199) [1]). Gegenüber diesen beiden letzten verallgemeinernden aufstellungen ergibt sich aber die frage: wo und in welchem umfang ist in den genannten suffixen dieser wandel lautgesetzlich eingetreten? Für *-icht* gibt es, wie gesagt, keine andere erklärung als die annahme eines solchen. Im oberd. spielt das suffix eine grosse rolle, da aber hier das *ch* schon sehr frühzeitig geschwunden ist, so fehlen die voraussetzungen für einen solchen wandel und heute lautet das suffix in der tat wohl auf dem ganzen gebiet *-ət*; der übergang von *-eht* > *-icht* muss also dem md. angehören, obschon diese bildungsweise infolge der verdrängung durch *-ig* hier viel geringer als im oberd. ist; ob sie heute mehr dem osten oder dem westen zukommt, muss dahingestellt bleiben. Über den historischen entwicklungsgang sind wir noch nicht genügend aufgeklärt, da uns die wbb. im stich lassen; wir sind noch lediglich auf das nicht zu reiche material bei Kehrein (II, § 86–88) angewiesen, jedoch lässt uns schon dieses die richtigkeit der obigen annahme erkennen. Vor 1500 verzeichnet er *-icht* nicht, dabei ist allerdings zu bedenken, dass K.s quellen hier ziemlich spärlich fliessen, fürs md. überhaupt fast versiegen; indess stimmt dazu, dass auch Weinhold (Mhd. gr. § 23 und 264) nur *-eht*, *-oht* (*-et*, *-ot*) kennt. Im 16. jh. erscheint *-icht* zuerst im md. osten bei Agricola (Nürnb. 1529) und Luther (dazu Franke § 148, 4) (nur in späterer zeit?) (ganz vereinzelt *-et* [K. § 87]), im westen bei Alber (Frankf. 1540), Dietenberger (zuerst Mainz 1534, K. nach Köln 1571) (dieser zuweilen auch

1) Eine zusammenstellung aller fälle, die in den gegenwärtigen maa. auf *-ig*, *-ich* auslauten, gleichviel ob es sich um erhaltung oder neubildung des *i* handelt, hat Lenz in einem aufsatz 'Auslautendes *-ig*, *-ich* und verwandte wortausgänge im deutschen', Zfhdmaa. 4 (1903), s. 195–215 gegeben.

noch *-echt, echtig*), Wiecl (Mainz 1546) (spätere belege nur aus Opitz, Fleming, Lohenstein, Hoffmannswaldau); daneben kommt aber auch noch später *-et* vor, so oft in Cisners übersetzung von Aventins 'Annales' (Frankf. 1580; vgl. dazu meine bemerkung Beitr. 37, 144 f.) und vereinzelt noch bei Rollenhagen (Magdeb. 1595) und Fleming (Lübeck [c. 1642]). Dem md. schliesst sich gleichzeitig Sachs (dazu Albrecht s. 27–29 und s. 14) an, bei dem aber das oberd. *-et* (*-at*) noch gewaltig überwiegt. Im oberd. steht zunächst noch ganz ausschliesslich *-echt* (*-acht*), *-et* (*-at*), so im 15. jh. (scheinbar auch bei Eyb), dann in weiter ausdehnung gebraucht von Geiler, mit einer einzigen ausnahme bei Seb. Münster (Basel 1544) (meist *-echtig,* sonst *-echt*), regelmässig auch bei Fischart (wenigstens im druck), dann vereinzelt *-et* Moscherosch (ausg. Strassb. 1677) und *-echt* Grimmelshausen (ausg. Nürnb. 1685), aber stets noch *-et* (*-echt*) bei Abraham a. St. Cl. (über *-at, -acht, -achtig* s. oben); ein ganz alleinstehendes *-icht* verzeichnet K. zuerst aus Münster, doch liegt hier möglicherweise ein druckfehler vor, denn die nächsten belege vermag er erst aus Moscherosch (d. ob. ausg., hier aber mit ausnahme des einzigen obigen *-et* immer) und Grimmelshausen (ob. ausg.) (*-icht* und *-igt*) beizubringen, allerdings zeigt sich handschriftlich auch bei Fischart schon ein *-icht* (Beitr. 36, 139). Schwieriger ist die beurteilung für die beiden anderen suffixe. Was *-ig* anlangt, so möchte ich jedesfalls fürs md., das ja unter zurückdrängung von *-icht* das eigentliche verbreitungsgebiet dieses suffixes ist [1], entschieden für die lautgesetzliche entwicklung von *e* > *i* eintreten, einerseits, weil hier nach der bemerkung Behaghels ([3] § 195, 4) die vokalschwächung früher und weitgehender stattgefunden hat, andererseits, weil durch die spirantische gestalt des *-g* ein sehr naher parallelismus mit *-echt* > *-icht* vorhanden war; indessen lässt sich auch im oberd. ein solcher wandel vor (palatalem) verschluss-*g* trotz Haldimann [2] nicht von der hand weisen, da bei *-tag* > *-dig*, *-u(n)g* > *ig* eine blosse anlehnung an das suffix *-ig* schwer zu begreifen wäre. Immerhin ist besonders fürs alem. oder teile desselben damit zu

1) Wenn Weinhold (Mhd. gr. § 275 fussn.) bemerkt, dass die md. dichter die bildungen auf *-ec* nicht lieben, so bliebe die behauptung noch auf ihre richtigkeit zu untersuchen.

2) Der beweis, den Haldimann für die erhaltung erbringt, nämlich dass in Goldlach wegen der geschlossenheit des *i* in *-ig*, die zu sonstigem vertreter des ahd. *i* stimmt, das alte *i* vorliegen müsse, ist nicht zwingend, da die geschlossenheit auch erst sekundär zustande gekommen sein oder aber in der kontamination mit *-lîch* begründet sein kann.

rechnen, dass erhaltung des ahd. langen *î* – wie sie nachgewiesenermassen alem. auch in anderen fällen besteht, – unter aufsaugung der ursprünglichen adj. auf *-ac* vorliegt. Es besteht aber noch eine dritte möglichkeit, nämlich kontamination mit *-lîch*. Behaghel stellt sie zwar ([3] § 271, 4) völlig in abrede, doch scheint sie mir schon durch Heimburger (§ 71) für die Ottenheimer ma. – und derselbe zustand gilt, meines wissens, auch in anderen elsäss. gebieten, – in ganz unzweideutigerweise nachgewiesen zu sein [1], und für Bayern möchte ich diese erklärung beinahe als die mir wahrscheinlichste annehmen. Es muss aber noch ein umstand ins auge gefasst werden, dass im oberd. *-ig* überhaupt nicht die rolle wie im md. spielt, indem es hier, gerade umgekehrt wie dort, durch die bildung mit *-et* (*-echt*) eine starke einbusse erlitten hat; es bliebe hier also noch für die oberd. maa. zu untersuchen, welche adj. auf *-ig* (wenigstens in späterer zeit und noch heute) als autochton anzusehen sind und inwieweit es sich um aus dem md. (durch vermittlung lebendiger übertragung oder der schriftsprache) entlehnte worte handelt. Dieser letztere faktor kommt aber in ganz besonderem mass für *-isch* in betracht, denn es scheint beinahe, dass die jetzt im oberd. vorkommenden und nicht häufigen adj. auf *-isch* erst vom md. her eingedrungen sind [2]. Wir wären also in erster linie auch hier auf wandel im md. angewiesen, der oberd. wegen der zu erwartenden synkopierung in der form *-esch* wenig begreiflich wäre. Hinsichtlich des historischen materials für diese beiden suffixe ist unsere erkenntnis noch mehr im argen als bei dem erstbehandelten. Aus den reichen belegen bei Grimm, Wilmanns und Weinhold ist nichts zu entnehmen, da sie keine rücksicht auf die form des suffixes nehmen, die beiden letzteren überhaupt, ersterer vielfach, auf angabe der schriftsteller verzichten [3]. Zu *-ig* macht Grimm bloss die bemerkung, dass manche, 'namentlich Wolfram nur *-ec* zu kennen scheinen' (oder gilt dies nur für die *ac*-bildungen?) und nach Weinhold 'brauchten

1) Die gleiche ansicht findet sich neuerdings wieder bei Lenz, Zfhdmaa. 4, 199.

2) Für Basel wird *-isch* von Hoffm. ausdrücklich als 'undialektisch' bezeichnet, nach Haldimann hat es in Goldbach 'in der ma. jetzt keine bedeutung mehr. Die heute gebräuchlichsten adj. auf *-is* sind wohl lehnworte', dasselbe scheint den wenigen belegen nach auch für Appenzell, wo ausserdem 'bei diesen adj. der vokal meist synkopiert' wurde (Vetsch § 90, 5 e und § 115), und im schwäb. der fall zu sein, ebenso gilt dies wohl für Bayern.

3) Lediglich vom standpunkt der bedeutungslehre betrachtet das letztere suffix auch Götzes diss., Zur gesch. d. adj. auf *-isch* (1899).

die mhd. dichter *-ec* und *-ic* nebeneinander'[1]. Bei *-isch* ist nach Grimm 'der vokal vor dem *sch* *e* oder *i*, wird aber, wenn tonlose silbe vorausgeht, weggeworfen, nicht wenn stumme', indessen will es mir nach den belegen doch auch hier fast scheinen, als ob die einzelnen autoren bald diesen bald jenen vokal bevorzugten; noch viel unbestimmter drückt sich Weinhold aus: 'der vokal, der auch als *e* erscheint, wird zuweilen synkopiert'. Im weiteren verlauf sind wir wiederum einzig auf Kehrein angewiesen. Es ist zunächst daran zu erinnern, dass sein material mit ganz geringen bruchstücken aus zwei hss. von der wende des 14./15. jh. einsetzt, es folgen dann die (als ostmd. anzusehenden) statuten d. Dtschen ordens von 1442, und erst mit der 2. hälfte des 15. jh. setzt es reichlicher, allerdings mit eigentlich ausschliesslich oberd. quellen ein (Beheim, Hätzlerin, Wyle; Schilling, Alem. bib. v. c. 1474, Brant, Geiler; selbst die beiden werke des als Ostfranken einzig nach Mitteldeutschland weisenden Eyb sind wegen des druckorts (Nürnb. [vgl. Meisner-Luther, Erfind. d. buchdruckerk. s. 104] und Augsb.) in der hauptsache hieher zu rechnen). Von *-ig* verzeichnet K.s umfangreiche (über 15 seiten, darunter allein 4½ b. incl. Geiler, umfassende) sammlung ausschliesslich diese form, ausgenommen sind nur zwei späte versbelege aus dem 17. jh. mit synkopiertem vokal (*hiessge* Flem., *eigen-händgen* Lohenst.). Das ist irreführend, wie schon das wenige mir augenblicklich zur verfügung stehende material zeigt. Die form mit *e* kann auch ich momentan nicht belegen, doch dürfte sich im (wenigstens früheren) 15. jh. sicher noch das eine oder andere beispiel finden. Dass aber auch im 15. und 16. jh. vokalausstossung vorkommt, liegt zunächst für die dichtung ohne weiteres auf der hand (z. b. *heilg, künngen* Brant, *eincher, küng* Murner [Stirius s. 38], *manch* [poetisch schon im klass. mhd.], *weng* Sachs [Frommann s. 41] und noch häufig ähnliches, *heilger, heilgen* [sehr oft], *vnsinger* bei Fischart [in älteren schriften]); jedoch auch in der prosa kommt sie noch ziemlich lang vor: *mang* (*-eu*) schon Megenberg (Lexer), *eincherley* Murner (Instit., Stirius a. a. o.), *heilgen* Nas, *gemainglich* Fischart (hs., ganz vereinzelt, sonst stets *-ig*, s. Beitr. 36, 139). Bei *-isch* führt K. neben der gewöhnlichen *i*-form auch synkopierte formen und zwar aus prosaischen quellen auf, denen ich noch einige zufüge: *hübsch* Megenb. (Lexer), *hübschen* (*künsch* [kaum hieher]), Alem. bib. v. c. 1474, *bůlscher* Wyle, dann besonders Geiler *hübsch, welschen, hünsch, linschen, eselsch, heydensch,*

1) Wilmanns drückt diesen gedanken noch schärfer aus ('ohne unterschied').

irdensch, Murner *anheimsch, römschen* (Instit.) (Stirius s. 38), auch bei Luther 'wird das *i* zuweilen ausgeworfen' *adelsch* (1527), *altvettelsch* (noch bib. v. 1545) (Franke s. 132) (K. hat nur *endeudsch*) und noch bei Fischart (ob. hs.) ein vereinzeltes *latinsch* (sonst immer *-isch*); in der poesie sterben sie wohl nie aus (ausser *deutsch, welsch, hübsch* verzeichne ich noch: *römsch, römsche(en), närrscher, närschen* Brant, *nersch, diebsch, biebsch, niederlensch, leckersch* Murner [Stirius a. a. o.] und K. führt auf: *thebanschen, rheinschen* Opitz, *närrsch* Hoffmannsw.). Als eine *e*-form, die K. nicht mehr kennt, führe ich aus Brant *münchesch* (Narrensch. 105,5) an (doch hat er sonst *i*: *närrisch* [öfter], *zänckisch*). Es bleiben also die hauptfragen, die unter reichlicher beiziehung der mundartlichen verhältnisse zu beantworten wären, für diese beiden suffixe bestehen: wie verteilt sich das vorkommen der bildungen seit mhd. zeit überhaupt auf die einzelnen dialektgebiete? wie stellt sich das verhältnis der *i*- und *e*-form auf diesen gebieten? wann nimmt die schwach-, beziehungsweise deren jüngere fortsetzung die schwundform den grössten raum ein?, und endlich: ist vielleicht das verhältnis der *e*- zur *i*-form von gewissen kompositionellen momenten abhängig (mittelsilbe: endsilbe, stellung nach unbetonter silbe)?; für die schwundform können den richtigen aufschluss natürlich nur belege aus der prosa geben, höchstens da, wo unbetonte – ebenso leicht ausstossbare – silbe dem suffix vorausgeht, ist ein versbeleg jenen gleichwertig. Einstweilen lässt sich nur soviel sagen, dass die *e*-form als solche um 1400 bis auf letzte reste verschwunden ist und die *i*-form also bereits im 14. jh. den sieg davon getragen hat; es ist daher auch ganz unwahrscheinlich, dass letztere jemals ausgestorben ist. Das beweist indessen nichts gegen den wandel von *e* > *i*; ich denke mir vielmehr die sache so, dass gerade, als der vollvokal im schwinden begriffen war, das neue lautgesetz eines übergangs von *e* in *i* unter gewissen konsonantischen bedingungen einsetzte, so dass hier einerseits die reste des alten *i* gehalten wurden, während andererseits der geschwächte vokal eine rückläufige bewegung durchmachte. Auffällig bleibt allerdings der zeitliche unterschied gegenüber *-icht*, um so mehr als im md. der konsonantische unterschied zwischen *-ig* und *-icht* ein sehr geringfügiger war; das liegt aber vielleicht lediglich in der schreibung: denn nachdem das *ə* einmal einen starken *i*-timbre bekommen hatte, war es für *-ig, -isch* wegen der schon bestehenden *i*-schreibung näherliegend sie durchzuführen, als für *-echt*, wo sie erst neueingeführt werden musste. Nach dieser längeren erörterung können wir nun zum rest des neuvokals *i* übergehen. Bei

den kollektiven auf *-ach* zeigt sich dasselbe verhältnis wie bei den adj. auf *-eht: -ich(t)* ist zunächst die md., besonders ostmd., form, während das oberd., wie es sonst *e > a* wandelt, hier am alten *a* festhält (vgl. dazu Wilmanns II, § 276,2); indessen ist doch nicht zu übersehen, dass immerhin auch das oberd. (das bayr. aber wohl nur ganz selten) fälle eines übergangs von *-ech > -ich* kennt, wie *mittich, knoblich* beweisen. Bei *bräutigam, nachtigall* gilt wohl bei all denen, die überhaupt hier neuvokal anerkennen (s. o.), die annahme, dass das *i* unter einwirkung des folgenden *g* zustande gekommen. Wir sind (besonders für das erstere wort) über das auftreten des *i* im 14. und 15. jh. noch ganz ungenügend unterrichtet und können darum nicht sagen, von woher die formen kommen; doch sind sie schwerlich bloss md. Fürs alem. wäre dann immerhin in rechnung zu ziehen, ob der wandel nicht in offener mittelsilbe (im sinn von Hoffmann § 240,5) eingetreten ist; an sprossvokal wird man kaum zu denken haben, da die synkopierte form die jüngere zu sein scheint[1]. Unter dem einfluss des *g* stehen vermutlich auch *daling, -ig*, bei dem zugleich einfluss des adjektivsuff. *-ig* und in flektierter form *-igen > -ing* vorliegt, *herczig* und die mundartlichen *-tig, -ig < -ung*, doch kann wegen *-heit > -hit* die wandlung auch ohne einfluss des kons. stattgefunden haben. Bei *harnisch* müsste man erwarten, dass die umbildung zuerst in Mitteldeutschland auftreten würde. S. bringt aber die zwei frühesten belege aus Bayern (Ulr. v. Lichtenst. [hs. ende 13. jh.] und Chron. 1398); das spätere material bestätigt zwar unsere erwartung auch nicht mit völliger sicherheit, immerhin hat aber das md. doch einen vorsprung von ein paar jahrzehnten (ostmd. 1440, westmd. 1442, dagegen Nürnb. 1462, schwäb. 1490 und bayr. erst wieder gegen 1500) und in diese richtung weist auch das viele zähere festhalten an *a* im oberd., dessen eigentlich mundartliche form aber wohl schon seit dem 14. 15. jh. das – erst am ende des 17. jh. vereinzelt belegte – *harnsch*, für welches, wie auch für das stark zurückbleibende *harnesch*, aus schriftsprachlichen gründen kein raum war. Wie die beiden ältesten belege mit *i* im bayr. zu deuten sind, lässt sich kaum mit sicherheit angeben, am wahrscheinlichsten ist mir momentane anlehnung an das adjektivsuff. *-isch*, die bei einem nur in der kunstsprache geläufigen wort, wie diesem, nicht eben auffällig wäre; den eigentlichen anstoss zur umbildung und deren ausbreitung

1) Übrigens bliebe auch noch das mundartliche verbreitungsgebiet der beiden worte näher zu bestimmen.

wird man dann im md., wo sich *-isch* lautgesetzlich, nebenher aber auch wieder unter einfluss des adjektivsuffixes, gebildet haben dürfte, zu suchen haben. Es verbleibt uns noch *horniss*, bei dem die sache ähnlich liegt. Wenn auch das material der wbb. keine vollständig reinliche scheidung ergibt, so zeigt sich doch mit völliger deutlichkeit, dass die *-is*-form und ihre ableger ostfr. (Megenb., Sachs) und besonders md., vielleicht aber auch schwäb. (Steinhöwel und dann wieder Schiller) und umgekehrt, die mit *-us, -aus* eigentlich oberd. (ausnahme bildet nur der späte Pinter [Frankf. 1688]) ist. Sollten sich die angedeuteten ahd. belege wirklich bestätigen, so haben sie doch schwerlich einen innern zusammenhang mit dem auftreten des *-niss* erst seit dem 14. und 15. jh.; das *i* hat sich hier in übereinstimmung mit den obigen ausführungen offenbar md.-ostfr. und vermutlich auch schwäb. lautgesetzlich vor *s* aus einem *ə* entwickelt, wobei besonders im md. das suffix *-niss* ihm eine nachhaltige stütze geboten haben mag, während im oberd. die dort gebräuchliche form des gleichen suffixes (*-nuss*) der erhaltung der alten form günstig gewesen sein wird: denn die eigentlich mundartlichen formen waren jedesfalls schon seit dem 15. jh. die aus der in einfacher gestalt nicht belegten schwachform **horness* (die aber schon von der *-is*-form vorausgesetzt wird) und erweitertem *hornessel* (das aber vermutlich schon älter als die belege) synkopierten formen des wortes (*hornse, hörnse, hurns, horrsel*), welche aber ihrer stark dialektischen gestalt halber im hintergrund bleiben. Diesem wort schliesst sich dann noch der alem. übergang der abstraktbildung *-nuss* in neuester zeit zu *-niss*, so weit hier nicht schriftsprachlicher einfluss vorliegt, an. Als lediglich willkürliche umbildung, die jeglicher lautgesetzlichen grundlage entbehrt, hat man das vereinzelt übrigbleibende *zimmint, -it* zu fassen, die bei der vielgestaltigkeit dieses fremdwortes (vergl. Weig.) nichts auffälliges hat.

Eine sonderstellung in diesem ganzen kapitel nehmen die fremdworte ein. Wenn bei diesen besonders seit der mitte des 15. jh. bis in den anfang des 18. jh. hinein und zum teil bis heute volle vokale sich einstellen, so beruht das weder auf einem lautgesetz noch auf einer bestimmten klangfarbe des tonlosen vokals. Freilich haben auch sie ihre wurzeln in der schriftsprachlichen bewegung, gehen aber nicht von lautlichen momenten in der ma. aus, sondern haben ihren grund in bewusst gelehrter wiederherstellung des vollen vokals nach dem des fremden grundworts, der vorher im mhd. lautgesetzliche schwächung erfahren hatte. So sind es denn auch worte der kanzlei, des humanismus und, besonders seit dem 16. jh., der kirche,

bei denen diese erscheinung auftritt. Allerdings hat sie nicht völlig neu im 15. jh. eingesetzt, obgleich sie erst hier ihre eigentliche ausbreitung erfahren hat; mehr vereinzelt reicht sie auch schon ins klass. mhd. zurück, sodass die kette seit der entlehnung kaum unterbrochen erscheint. Hier liegt eben dann der fall so, dass neben der lautgesetzlich geschwächten form durch jedesmalige (individuelle) anlehnung eines gelehrten schriftstellers oder schreibers an das klar zu tag tretende grundwort sich immer wieder gelegenheit zur wiederherstellung bot, in diesem sinne könnte man z. b. auch das unter II aufgezählte *balsam* hieher stellen und ähnlich ist die sache auch bei *altar*. –

Über die drei andern von S. in das vorstehende problem hineingearbeiteten erscheinungen, habe ich hier nicht viel mehr zu sagen.

Dass es sich bei den in gruppe II zusammengestellten worten um etwas anderes als in der I. handelt, hätte S. schon daran erkennen können, dass eine anzahl der hieher gehörigen wörter bereits um die zeit im absterben begriffen ist, in der die gleichen typen von I erst zur blüte gelangen, nämlich gegen das ende des 15. jh. Zum teil handelt es sich um fortleben langer vokale, wobei ich mich – nebenbei bemerkt, – Kauffmanns anschauung von der rein graphischen bedeutung dieser vokale im 14./15. jh. nicht so bedingungslos anschliessen möchte. Das hat S. (s. 2 und auch sonst z. b. s. 28 oben) erkannt, was ihn aber an der regellosen vermischung nicht hinderte. Aber auch eine grössere anzahl kurzer vokale sind darunter, bei denen die erhaltung ebenso feststeht. Hier geht S. eben gleich im ersten satz seiner dissertation von einer grundfalschen hypothese aus: 'Schon die mhd. dichtersprache duldet in flexions- und kurzen endsilben keine unterschiede in den vokalen mehr. Sie sind zu einem *e*-ähnlichen laut reduziert, der auch in der schrift meist als *e* wiedergegeben wird'; durch das gleich darauf für den umstand, dass 'dennoch' die nhd. schriftsprache 'vollen endungsvokal kenne', gegebene *leumund* wird der satz aber sofort unzweideutig ad absurdum geführt[1]. Es ist aus dem schon früher angedeuteten zu vermuten, dass S. eine stelle bei Wilmanns ([2]I, § 269), wo aber nur von den flexionssilben die rede ist, missverständlich verallgemeinert hat. In fällen wie *leumund* hat aber wohl noch niemand die erhaltung be-

1) Für die arbeit ist es indes bezeichnend, dass S. auf s. 18 auch diese behauptung selbst wieder aufhebt; es ist von den 'erstarrten part. praes.' die rede: bei ihnen dürfte der vokal noch auf die zeit zurückgehen, wo die part. praes., regelmässig auf *-and* gebildet wurden.

stritten. Unbedingt möchte ich unter die erhaltung auch die ortsadverbien auf *-an*, deren *a* neben gewöhnlicherem *e* durch die ganze zeit gut bezeugt ist, wobei vielleicht anlehnung an die praep. *an* die bewahrung begünstigt hat, zählen. *jemand, niemand* schliessen sich insofern den oben besprochenen fremdworten an, als hier infolge des etymologisierens von den mhd. doppelformen die mit *-man* den sieg errang. Etwas ähnliches gilt auch für die auf I und II verteilten ortsnamen auf *-ar*: hier ist an ein archaisches fortleben in der urkundensprache neben der schwachform zu denken; deshalb bleibt auch die trennungsgrenze ganz unsicher. Dass sich ein *i* vor *s* bewahren konnte, ist bei der umgekehrten tendenz, ein *e* in *i* zu wandeln, nicht auffällig; deshalb befremdet es auch bei *-itz* nicht, wobei – ausser den verbalbildungen auf *-itzen* – noch der umstand später entlehnung aus dem slav. zu berücksichtigen ist. Damit wird dann auch die lange erhaltung der superlativbildung auf *-ist*, die von S. nicht behandelt wurde, aber ebenfalls (in verbindung mit *-ir, -or, -ost*) noch eine untersuchung verdiente, zusammenhängen. Dass überhaupt dieses kapitel noch lange nicht ausgeschöpft ist und was da alles noch zu wünschen wäre, davon könnten vielleicht schon die dürftigen notizen in meiner Einführ. ins frnhd. (§§ 77–87) einen schwachen begriff geben.

Noch weniger kann die andersartigkeit der unter III aufgeführten erscheinung zweifelhaft sein: hier handelt es sich mit bestimmtheit um eine progressive schwächung, indem diese zuerst nur den zweiten bestandteil des diphthongs zum schwinden brachte, um erst dann weiterhin den nun einfachen vokal - *ə* herabzumindern. Bemerkenswert ist hier nur, dass im gegensatz zu der (freilich nicht ganz unzweideutigen) auffassung von Wilmanns und Behaghel Kauffmann für *nachbar* das *a* als eine sekundäre schreibung von *ə* ansieht, also als neuvokal im sinne der erscheinung I auffasst. Das ist aber nun durch das gerade für dies wort besonders reichhaltige material S.s ganz offensichtlich widerlegt: das *a* ist teilweise diphthongschwächung und in diesem stadium – um mich eines ausdrucks Heynes zu bedienen, – als 'versteinerte form' des 16. jh. – unter dem einfluss Luthers – in der schriftsprache bewahrt geblieben, während die maa. noch im 15. jh. zur vollkommenen reduktion fortgeschritten sind (*nachbər* - *nachbr* - *nachbə*).

Bei den paar unter IV zusammengestellten worten ist der vokal nirgends mit völliger sicherheit als sprossvokal zu erweisen. Immerhin kann man für deren wichtigstes, *wittib*, kaum eine andere deutung

wahrscheinlich machen; denn bei der annahme eines lautgesetzlichen wandels des mhd. *e* > *i* wie oben vor bestimmten kons. stünde nicht nur der fall eines solchen übergangs vor *w* beziehungsweise *b* völlig isoliert da, sondern, was weit auffälliger wäre, bliebe der umstand, dass die form ausgesprochen oberd., ganz speziell die des bayr., ist, während sie md. erst spät und nur neben *wittwe*, im osten gerade fast gar nicht, auftritt, kaum zu verstehen, da man ihre direkt umgekehrte verbreitung erwarten müsste. Dagegen gibt die auffassung als sprossvokal eben hiezu den schlüssel: durch den eintritt von syn- und apokope war ein unaussprechbares *witw* > *witb* entstanden, bei dem der eintritt einer svarabhakti, deren qualität wohl in erster linie von dem *i* der tonsilbe bestimmt wurde, unausbleiblich war; deshalb gieng auch gerade von der gegend der frühesten und stärksten *e*-beseitigung, von Bayern, diese neue form aus und wurde hier die allein herrschende. *widuwe*, dessen ganz vereinzeltes *u* völlig an der grenze der entscheidungsmöglichkeit liegt, interessiert kaum. Dass sich in *Kostnitz*, *Bregnitz* der vokal nicht lautgesetzlich aus *e* entwickelt haben kann, ist wegen der ganz zweifellosen entstehungsgeschichte dieser namen von vornherein klar, ebenso wie die tatsache, dass ein innerer zusammenhang mit den slav. ortsnamen auf *-itz* nicht besteht. Hingegen muss damit gerechnet werden, dass eine kanzleimässige umbildung nach der verbreiteten gruppe dieser letzteren vorliegt, was noch dadurch an wahrscheinlichkeit gewinnt, dass die formen gerade dem osten eigen sind, so dass das *i* auf nicht rein phonetischer einschiebung beruhen würde. Auch hier bliebe des interessanten und untersuchenswerten noch genug: das sprossvokalische *ə* zwischen mhd. *î*, *û*, *iu* und folgendem *r* (*l*), ferner das (besonders im westen, vgl. Reis, Maa. Hessens s. 45) noch heute mundartlich häufige erscheinen von *e* und *i* zwischen bestimmten auslautenden konsonantenfolgen.

Dieser aufsatz konnte und wollte die probleme lediglich streifen und durch anwendung aufs ganze eine bekannte, aber zu wenig beachtete materie, in ein deutlicheres licht rücken; andererseits bemühte ich mich aber auch zu zeigen, dass das grosse gebiet der 'endsilbenvokale' durch S. kaum zum kleinsten teil ausgeschöpft ist.

MÜNCHEN. VIRGIL MOSER.

MISZELLEN.

Grabhügel und königshügel in nordischer heidenzeit.

In bd. 42 s. 1 ff. dieser zeitschrift habe ich mich mit der bedeutung der heidnischen grabhügel im rechtsleben der Skandinavier befasst. Die abhandlung Axel Olriks in 'Danske studier 1909', s. 1ff., auf welche die redaktion s. 8 anm. 3 aufmerksam macht, war mir unbekannt geblieben. Um zu ihr stellung zu nehmen und gleichzeitig einige nachträge zu liefern, gehe ich auf den gegenstand nochmals ein. Schon A. Bugge hat in den 'Vikingerne' (II, s. 162), sowie in 'Vesterlandenes indflydelse' s. 78 auf das sitzen der könige auf hügeln hingewiesen, ohne indessen der bedeutung des brauches nachzugehen.

Olrik hat ausser den von mir angegebenen stellen einige weitere zitiert. Er nimmt auf Vǫlsunga saga cap. I (ed. Bugge s. 86) bezug, wo die wunschmaid dahin fliegt '*sem konungrinn er ok sat á haugi: hon lét falla eplit í kné konunginum: hann tók þat epli ok þóttist vita, hverju gegna mundi: gengr nú heim af hauginum ok til sinna manna*' . . .

Ferner auf Helga kviða Hjǫrvarðssonar, wo es im prosatext vom sohne des Hjǫrvarðr heisst:

'*Hann sat á haugi, hann sá ríða valkyrjur níu*', während freilich die verse nichts davon enthalten.

Bugge in den Vikingerne II, s. 326 führt aus, dass ein grosser teil der vapentaks und hundertschaften in Norfolk und Suffolk auf '*hou*' (= *haugr*) endigen. „So finden wir in Norfolk Grimeshou- und Grenehouhundertschaft; unter den vapentaks sind Aslaceshou, Calnodeshou und Hawardeshou in Lincolnshire zu nennen. Alle diese herade haben wie 'Grimshaug' ihren namen von dem hügel erhalten, wo die bauern sich versammelten und thing hielten. Der thinghügel lag auf dem gut, wo der heradshäuptling ursprünglich seinen wohnsitz hatte. Der Grimshügel gehörte zum hof Grimestuna, der seinen namen nach einem Vikingerhäuptling namens Grim erhielt; der Hawardeshou oder 'Haavardshügel' gehörte zu Hawardshof, nach Haavard genannt; der Greneshou gehörte zu Grenesuuilla usw. Maneshou vapentak in Yorkshire hat den namen nach dem thinghügel, der auf Manestorp lag, das wieder nach einem häuptling namens Manne den namen führen mag" usw. Alle diese hügel werden künstlich aufgeführte gewesen sein. Auch der Tynwaldhügel auf Man war ein künstlich aufgeführter hügel, wie Worsaae-Meissner, Die Dänen und Nordmänner in England, Schottland und Irland, Leipzig 1852, S. 183 berichtet.

'Dieser hügel, welcher mitten in einem tale an der westküste der insel steht, . . . soll ursprünglich aus erde aus allen siebenzehn kirchspielen der insel aufgeworfen worden sein. Er bildet vier terrassen oder stufen; die unterste ist acht fuss, die zweite sechs fuss, die dritte vier fuss und die oberste sechs fuss breit. Zwischen jeder stufe oder terrasse sind drei fuss und der umfang des berges beträgt etwa zweihundertundvierzig fuss." (Vgl. ähnlich Bugge, Vikingerne I, 184.)

Wenn ich (s. 10 der abhandlung) von der christlichen zeit meinte, dass sich das sitzen des königs auf einem hügel nicht mehr nachweisen liesse, so entgieng mir der von Olrik verwertete bericht in Flateyjarbók II, s. 24 (= Fornm. s. V, 160). Hier erzählt bischof Sigurd dem könig Knut von Dänemark, wie einfach der heilige Olaf als junger Vikingerkönig lebe.

'Allewege wenn er auf seinen königssitz gelangt und die auserlesensten

leckerbissen ihm vorgelegt werden, dann kann man bemerken, dass da ein hügel ist, auf dem er gewohnt ist zu sitzen. Da ist im hügel verborgen ein krüppel, der isst alle leckerbissen, aber Olaf isst salz und brod.'

Dass auch hier ein künstlicher hügel in frage kommt, ist kaum zu bezweifeln.

Schliesslich mag noch erwähnt werden, dass die alten könige öfters den zusatz ,at haugi' haben, so Björn at haugi, Saurr at haugi. Hierüber hat O. Almgren, 'Kung Björns hög 1905 (Arkeolog. monogr. utg. af kungl. vitterh. hist. och ant. akad. nr. 1) gehandelt.

Was bedeutet das 'sitja á haugi'? Olrik weist mit recht darauf hin, dass der könig nicht bloss zur zeit der volksversammlung, sondern auch, wenn er allein war, auf dem hügel sass, dass man auch den hügel nicht bloss als eine art aussichtspunkt ansah zum ausspähen und beaufsichtigen, sondern das sitzen auf dem hügel als attribut der königlichen würde, dass ein bestimmtes zeremoniell vorläge. Dies ist schon deswegen anzunehmen, weil es eben ein künstlicher hügel war.

Auf der anderen seite ist Olrik auch schon auf den vergleich des königshügels mit dem 'logberg' gekommen. In der tat zeigt dies der Tynwaldhügel auf Man ganz deutlich. Olrik zieht zum vergleich heran, dass die *volva* vom *seiðhjallr* herab und der *þulr* vom *þular stóll* herab ihren vortrag vornehmen, und er bringt auch die 'Salhaugar' auf dem bekannten runenstein des 9. jahrhunderts damit in zusammenhang.

Alles dies ist richtig. Aber es widerspricht auch nicht meiner hypothese, dass die königshügel grabhügel waren, sei es stets, sei es häufig. Wenn z. b. nach den Buggeschen bemerkungen über die englischen verhältnisse die hügel nach bestimmten männern (Grimr, Havarðr, Aslakr) genannt werden, so waren es eben die grabhügel dieser männer, mutmasslich alter kleinkönige. Und wenn der im hügel verborgene krüppel die leckerbissen, die könig Olaf vorgelegt werden, aufisst, so ist es erklärlich, wenn ein grabhügel mit zugang zum inneren dazu benutzt wird. Aber es ist auch auffällig, dass der hügel zu Upstallsbom ursprünglich ein heidnischer grabhügel war. Jedesfalls gewinnt man von hier aus eine einheitliche erklärung für die hügel als bevorzugte orte heidnischer königssitze und thingversammlungen; es waren geheiligte orte[1].

1) Lehrreiche zusammenstellungen über die benutzung alter grabhügel als thingstätten in späterer zeit in Dänemark gibt Carl Neergaard in den Aarbøger for nord. oldkyndighed og hist. 1902, s. 292 ff.

GÖTTINGEN. KARL LEHMANN.

Zu Paul Fleming.

Der von Lappenberg noch benutzte einzeldruck von Flemings gedicht *Germaniae exsulis ad suos filios sive proceres regni epistola* 1631 (mit übersetzung) ist nach Goedeke im Grundriss (2. aufl.) s. 61, nr. 6 verloren und noch nicht wieder aufgefunden.

Ein exemplar dieses einzeldruckes befindet sich auf der universitätsbibliothek in Halle in einem sammelbande, der die nummer nv. 1919 trägt. In dem bande selbst ist es nr. 57.

HALLE A. S. F. SARAN.

Zu Hebbels Judith.

In seiner einleitung zu Hebbels Judith sagt Werner (Sämtliche werke 1, XXIII): 'Die angabe des theatermanuskripts, er sei einmal an einem trüben novembermorgen (nicht 'novemberabend') in der Münchener galerie durch das gemälde des Giulio Romano auf die fast vergessene fabel geführt worden, ist wohl nur eine nachträgliche erinnerung; in den tagebüchern und briefen wenigstens findet sich keine spur.' Mir scheint es unstatthaft, die sicherheit von Hebbels gedächtnis für das erregende moment seines ersten dramas zu bezweifeln, da die notiz (Werke 1, 410) schon aus dem jahre 1840 stammt und wir ausserdem, was Werner entgangen ist (der ähnlich bei der Genoveva die Wesselburener anfänge, beim Diamant die szene im Münchener englischen garten nicht erwähnt: vgl. Briefe 6, 144. 4, 398), ein zweites direktes zeugnis in Hebbels brief an Engländer vom 23. februar 1863 haben (Briefe 7, 303): 'Die Judith wurde durch ein bild, das ich in der Münchener pinakothek erblickte, in mir angeregt.' Es ist das verdienst Wernickes, dies bild aufgespürt und mit einigen erläuternden notizen im oktoberheft 1908 der Süddeutschen monatshefte (5, 2, 467) allgemein zugänglich gemacht zu haben, wenn es uns auch bitter enttäuscht und nur deutlich macht, wieviel Hebbel in dasselbe hinein, nicht aber aus ihm herauszusehen imstande war. Das bild ist aus Mannheim nach München gekommen und führt heute die nummer 662 in der alten pinakothek: bis auf die zeiten des ersten amtlichen katalogs galt es für ein werk von Giulio Romano, als solches kannte es Hebbel; seitdem schreibt man es mit starkem vorbehalt Franz Floris zu.

Wichtiger ist noch etwas anderes. Zinkernagel hat in seiner geistvollen rede über Goethe und Hebbel (s. 28) darauf hingewiesen, dass Hebbel in seiner eigenartigen psychologischen formung der Judith als einer schliesslich nicht von der vaterlandsliebe, sondern vom durst nach rache für den eigenen geschändeten leib getriebenen einen vorgänger in Heine gehabt hat in seiner beschreibung der Judith Vernets (Sämtliche werke 4, 33 Elster), die auch Hebbel später in Paris sah (vgl. Tagebücher 2, 390). Diese beobachtung möchte ich durch eine zweite ähnliche ergänzen. Im gleichen jahre 1831, in dem das Stuttgarter morgenblatt Heines Pariser gemäldeberichte brachte, erschien der dritte band der 'Briefe eines verstorbenen', der bekanntlich zuerst von den vier bänden des das grösste aufsehen machenden reisetagebuchs hervortrat und den schriftstellerischen ruhm des fürsten Pückler begründete. Dort wird eine angeblich von Cigoli gemalte Judith im besitze des lord Churchill in Blandfordpark mit folgenden worten beschrieben (s. 270): 'Eine welt von empfindungen liegt in diesen inhaltsschweren zügen. Es ist nicht das gesicht einer jungfrau mehr, sondern schon das einer jugendlichen frau. In den feuchten, schwimmenden augen sind zu deutliche spuren der vergangenheit zu lesen und um den üppig schwellenden, noch wie entzückten mund verrät ein leises beben, dass sie, wenngleich wider ihren willen, doch die lust kennen gelernt. Stärker aber war im geiste ihre liebe zu gott und vaterland und darum blieb fest ihr früherer entschluss. Das opfer musste dennoch fallen, aber kein triumph hebt ihre brust: sinnend, über gedanken brütend, die ihr selbst nicht ganz klar sein mögen, schreitet sie dahin, die zarte hand krampfhaft in die locken des furchtbaren, aber männlich schönen hauptes gedrückt, das sie jetzt wie bewusstlos mit sich fortträgt'.

Hebbel hat unglaublich viel gelesen: hat er eine dieser stellen oder beide gekannt? Weder für Heine noch für Pückler kann man es aktenmässig nachweisen,

aber man möchte es für selbstverständlich halten, dass ihm beide werke nicht unbekannt gewesen sein können. Jedesfalls fand also seine eigenste auffassung der motive der alttestamentlichen heldin von mehreren literarischen seiten her kräftigen widerhall und das dürfte ihn bestärkt haben, seine idee künstlerisch zu verwirklichen.

JENA. ALBERT LEITZMANN.

LITERATUR.

Richard M. Meyer, Altgermanische religionsgeschichte. Leipzig, Quelle & Meyer, 1910. XX, 645 s. 16 m.

Der verfasser sagt im vorwort, er hätte sein buch lieber nach altem gutem brauch 'germanische mythologie' genannt, hätte nicht dieser titel eine verwechslung mit den beiden mythologien E. H. Meyers allzu nahe gelegt. In dem gefühl, dass dieser grund allein die getroffene wahl noch nicht rechtfertigt, fährt M. fort: 'vielleicht hat aber der titel, den ich gewählt habe, auch seine sachliche berechtigung; denn auf die spezifische entwicklung der religion habe ich überall auch die eigentliche mythologie schon zu orientieren gesucht', und an anderer stelle heisst es: 'vor allem müssen wir die religiöse evolution innerhalb des weiten zeitraumes, den unsere darstellung zu umspannen hat, stärker betonen, als dies zumeist geschieht' (s. 6.). — M. scheidet also den begriff 'religion' deutlich von dem begriff 'mythologie'. Will man das aber, so ist ihr verhältnis zueinander, wie mir scheint, notwendig in dem sinne zu formulieren, dass wir unter religion die summe der gefühlsmässigen (subjektiven) beziehungen des einzelnen zu den in der mythologie (objektiv) gegebenen gewalten oder personen verstehen. — Die religion kann zutage treten in dem gefühlsgehalt der einzelnen mythischen erzählung, in der kulthandlung (des einzelnen wie einer gesamtheit, da ja auch bei dieser der einzelne religiös beteiligt sein kann), vor allem aber in dem verhalten des einzelnen in seinem täglichen leben, sofern eben bei ihm die gefühlsbeziehungen zu den mythischen personen auf dieses verhalten einfluss gewinnen. Ob uns unsere quellen eine darstellung der vorchristlichgermanischen religion in diesem sinne überhaupt gestatten (wie sie für die Griechen E. Rhode versucht hat[1]), lasse ich dahingestellt. M.s buch jedesfalls gibt sie nicht und will sie gar nicht geben.

Seine definition von 'religion' sieht zwar zunächst der eben gegebenen sehr ähnlich: 'Die religion ist trotz ihres allgemeinen, die gemeinde oder den stand verbindenden charakters von allem anfang an unlöslich an das individuelle erlebnis und das individuelle bedürfnis gebunden, während die mythologie durchaus im kollektivbesitz der gemeinschaft ruht, soweit nicht eben persönliche bedürfnisse sie religiös umformen' (s. 4); schon etwas anders liest sich s. 5: 'Wir definieren also religion als die summe derjenigen vorstellungen und handlungen, die auf einem persönlichen verhältnis zwischen menschen und mythischen gestalten beruhen'; und wenn es dann gleich darauf weiter heisst: 'Somit ist schliesslich, empirisch betrachtet, die

1) Kleine schriften II, s. 314 ff. (Man beachte besonders s. 320: 'In der betrachtung der fülle dieser göttergestalten und ihrer besonderungen wird sich nicht verlieren dürfen, wer die religiösen vorstellungen der Griechen sich und anderen verdeutlichen will. Auch nicht in der verfolgung der geschichten und sagen, die diese göttervielheit in beziehungen zueinander und zur menschenwelt zeigen'.)

religion nichts anderes als die gesamtheit der von einer gemeinschaft ausgeübten kulte samt dem dahinter (mehr oder minder bewusst) stehenden vorstellungskreis', so scheint mir da ein bedenklicher richtungswechsel vorzuliegen. Die ganze definition läuft schliesslich darauf hinaus, dass 'religion' für M. im grunde doch nichts weiter ist als die summe von mythologie und kultus. Und dem entspricht denn auch der inhalt seines buches, der sich im ganzen mit dem inhalt etwa der Mogkschen 'mythologie' deckt: den 'Allgemeinen und speziellen voraussetzungen' (60 seiten) folgen die kapitel 'Niedere mythologie' (88 seiten), 'Höhere mythologie' (252 seiten), 'Kultus' (37 seiten), 'Weltanschauung' (43 seiten; das kapitel entspricht dem 15. bei Mogk 'Eddische kosmogonie und eschatologie'). Erst das 7. kapitel bringt endlich die 'Geschichte der altgermanischen religion' (50 seiten); aber hier wird nur das in den vorhergehenden kapiteln über die entwicklung der germanischen mythologie und des germanischen kultus gesagte mit allerlei ergänzungen straff und übersichtlich zusammengefasst. Kapitel 8 behandelt die 'Altnordische theologie', das letzte die 'Geschichte der germanischen mythologie' (d. h. der mythologischen wissenschaft) vor und nach J. Grimm. — Man sieht: es ist im ganzen der gleiche stoff in der gleichen anordnung, wie wir sie von den zahlreichen mythologien der beiden letzten jahrzehnte gewohnt sind. Ich hebe das hervor, weil ich andere vor der enttäuschung bewahren möchte, die ich selber erfuhr, als ich ein buch über germanische 'religion' erwartete und eine 'mythologie' vorfand. — Der wert des M.schen buchs als einer mythologie wird dadurch nicht berührt.

Dieser wert scheint mir weniger in der mitteilung neuer resultate als in der kritik alter, gern geglaubter hypothesen und in dem hinweis auf neue probleme und neue möglichkeiten zu liegen. — So war mir gleich im ersten kapitel der abschnitt 'Zur formenlehre der mythologie' (s. 12—26), der gedanke einer 'mythologischen morphologie' anregend. Was M. dann aber an eigenen beobachtungen ausführt, ist sehr verschiedenwertig. Treffend ist die gegenüberstellung von mythus und märchen (s. 14 ff.; gegen Wundts behauptung, das märchen sei als gattung älter als der mythus), mit dem glücklich geprägten satz: 'Das märchen, das uns heute als inbegriff der naivität erscheint, ist vielmehr die älteste nicht rein naive dichtungsgattung' (s. 14). Als eine seltsame entgleisung dagegen will es mir erscheinen, wenn M. über das stilistische verhältnis der mythologie zur heldensage behauptet: die heldensage hafte durchweg an einem bestimmten ort, die ungeheure mehrzahl der mythen dagegen besitze überhaupt keinen lokalen irdischen bodenpunkt; mythische erzählungen, die an bestimmte örtlichkeiten anknüpfen, wie die bergentrückungssagen vom Kyffhäuser und Untersberg, seien darum von der heldensage beeinflusst (s. 23—24). Die dinge liegen da vielmehr so: wir haben die mythen prinzipiell zu scheiden in solche, die die mythischen personen nur untereinander in beziehung setzen, die also ganz in der mythischen welt spielen — diese entbehren notwendig des irdischen bodenpunktes —, und in solche, die die mythischen gestalten mit menschen in beziehung setzen, die von dem mythischen erlebnis eines oder mehrerer menschen erzählen; diese haften ebenso notwendig wie die heldensagen an einer bestimmten irdischen örtlichkeit; und da zu ihnen die unendliche menge von geschichten der 'niederen mythologie' und damit auch die bergentrückungssagen gehören, so darf aus deren irdischer lokalisierung gewiss nicht auf einen einfluss von der heldensage her geschlossen werden. — Was M. dann weiter über mythus und heldensage vorbringt (s. 24—25; z. b. die 'heldensage' operiere gern mit einer grossen zahl von personen und neige zu detaillierter schilderung) leidet

an der unklarheit, dass zwischen der noch ungeformten, echten heldensage und ihrer dichterischen verarbeitung im heldenlied und -epos nicht deutlich geschieden wird.

Der abschnitt über die 'Typische entwicklung der mythologie' (s. 26—46: Augenblicksgötter — Fetischverehrung — Animismus — Dämonismus — Götterglaube) bringt nichts neues. Das 2. kapitel ('Spezielle voraussetzungen', s. 47—59) sucht in zwei abschnitten das 'indogermanische erbe' und den 'germanischen faktor' gegeneinander abzugrenzen, sicher ein kühner und dankenswerter versuch, der nur leider noch zu recht wenig nennbaren resultaten führt.

Aus dem 3. kapitel ('Niedere mythologie', s. 66—151), das mir die schwächste partie des ganzen buches scheint, sei hervorgehoben, dass M. zur erklärung der nordischen *fylgjur* den glauben an eine doppelte seele des menschen heranzieht (s. 79), dem wir schon im alten Ägypten und noch heute bei einigen negerstämmen Afrikas begegnen. Dass die riesen mit den zwergen zusammen in einem paragraphen behandelt werden (s. 119 ff.), ist schade; ausser der abweichung vom menschlichen normalmass haben sie nichts gemeinsames. Die zweiteilung der elbischen geister in licht- und dunkelelben (s. 116) ist wohl nur eine systematisierende erfindung Snorris.

Mit dem 4. kapitel ('Höhere mythologie', s. 152—404) kommt M. zur darstellung des germanischen götterglaubens, und man spürt sofort: erst hier fühlt er sich recht in seinem element. Hier kann er die bekannte schärfe seiner kritischen begabung spielen lassen, kann quellen gruppieren und werten, ursprüngliche mythen rekonstruieren, alte behauptungen verwerfen und neue aufstellen. Das vermehrte interesse des verfassers gibt sich schon im sorgfältigeren aufbau der untersuchungen und in der runderen darstellung zu erkennen. Jeder gott bekommt seine eindringende spezialabhandlung: nicht resultate werden mitgeteilt, sondern der leser wird schritt für schritt von den quellen aus zu den dahinter zu erschliessenden älteren formen des mythus und der mythologischen vorstellung geleitet. Dass jede neue erkenntnis so ausführlich begründet und scheinbar erst vor den augen des lesers aus dem material herausgearbeitet wird, gibt dem M.schen buch seine ausgesprochene eigenart, den stil der akademischen vorlesung, die nicht so sehr ergebnisse aneinanderreiht, als die wege der forschung aufzeigt. — Der nutzen einer solchen behandlungsweise ist der, dass selbst dem gläubigsten leser klar werden muss, wie vieles auf dem gebiet der germanischen mythologie problematisch ist, wie viel es da noch zu tun gibt. Eine gefahr liegt andererseits darin, dass die ergebnisse doch eben nur 'scheinbar' erst vor unseren augen erarbeitet werden: der immerhin begrenzte umfang eines solchen buches zwingt zu einem hastigen, abgekürzten beweisverfahren, das sich gelegentlich mit der prüfung der einzelnen beweisgründe auf ihr gewicht nicht lange aufhält.

So geht z. b. die erschliessung einer deutschen Balderlegende aus dem zauberspruch verblüffend schnell (s. 314—315): Dem rosse Balders wird beim ritt in den wald der fuss verrenkt — ein göttertier wird nicht plötzlich unwohl — auch Wäinemoinens ross wird durch den pfeil eines alten bösen Lappen tödlich verwundet (!) —, wir dürfen also mit einiger wahrscheinlichkeit behaupten: 1. Balder besass schon in der gemeingermanischen mythologie einen gegenpart, der ihn schädigt; 2. die schädigung hieng vermutlich mit jagd und schuss zusammen (wie stimmt das zu '*birenkit*'?). — Und von dieser basis aus geht es nun erst weiter: mit hilfe der zum mindesten unsicheren 'resultate' von A. Kuhns untersuchung über den indogermanischen mythus vom schuss des wilden jägers auf den sonnenhirsch (Zeitschr. I, s. 89 f.) und der

rein phantastischen, jedes beweisversuches entbehrenden vermutungen von Losch ('Balder und der weisse hirsch', Stuttgart 1892) gelangt M. zur aufstellung des folgenden entwicklungsganges für die germanische Balderlegende: ursprünglich wurde Balder selbst vom wilden jäger getroffen, dann wird für den gott dessen tier, der hirsch, dann für diesen das geläufigere ross eingesetzt, endlich die heilung hinzuerdichtet, und zwar durch die eifrigen Wodansdiener, die ihren gott (befremdend genug) an zweiter stelle einschieben. 'Nun war man so weit, dass man aus der alten legende vom täglichen ritt des lichtgottes und seinem fall einen heilspruch für verletzte reitpferde machen konnte!' — Auch vor dem jüngsten Trierer fund, der den rein heidnischen ursprung des zweiten Merseburger zauberspruches überhaupt in frage stellt (Zeitschr. f. d. alt. 52, s. 174 u. 179), war eine derartige ausnutzung des spruches im hinblick auf die freie variation, der gerade die zauberspruchliteratur ausgesetzt ist, wo immer wir sie genauer verfolgen können, eine methodische ungeheuerlichkeit. — Ähnlich schnell geht die gewinnung der 'urgeschichte Völunds' (s. 164—165) oder die erklärung von Skadis bräutigamsschau und erstem lachen (s. 210—211) vor sich. — Da aber solche hastigkeiten mit der ganzen haltung des M.schen buches in engem zusammenhang stehen, so sie noch einmal darauf hingewiesen, dass mir gerade in dieser haltung auch wieder ein wert zu liegen scheint: befreiung der kritik und anregung zu eigenem forschen.

Ein abschnitt wie der über Wodan freilich (s. 224—270) zeigt noch andere werte. Hier bringt M. es zu einem geschlossenen und darum eindrucksvollen aufbau. Die zentrale grundanschauung von Wodan ist ihm — ein wenig abstrakt zwar — die der mächtigen bewegung; aus ihr leiten sich ihm alle anderen vorstellungen ab. Breit ausgeführt wird vor allem der gedanke, dass die idee vom fortleben nach dem tode, das nur Wodan seinen dienern zu schenken vermochte, den sieg und erfolg der Wodansverehrung begründet habe (s. 245 f). Hier (und nachher noch einmal bei Thor) finden wir auch einen ansatz zu dem versuch, den gefühlswert der individuellen Wodans r e l i g i o n darzustellen, wobei allerdings ein sehr viel detaillierteres eingehen auf das persönliche verhältnis der genannten einzelnen zu ihrem gott erwünscht gewesen wäre.

Das wichtigste kapitel des ganzen buches ist das siebente: 'Geschichte der altgermanischen religion' (s. 485—535). Zwar geht es auch hier nicht ohne gewagte und zum teil recht befremdende vermutungen ab (die mythologie des runenalphabets s. 488 f., die aufnahmezeremonien des geheimen Odinbundes s. 512—513); aber dass der versuch überhaupt einmal gemacht wurde, germanischen götterglauben und götterdienst von den ältesten gemeinsamen zeiten an in ihrer entwicklung bei den einzelnen stämmen bis zum erlöschen im christentum auf engem raum zusammenfassend darzustellen, gibt dem kapitel einen bleibenden wert.

Über den stilistischen geschmack lässt sich nicht rechten. — Die M.sche darstellung liebt das spiel mit analogien ('hinter dem doch wohl eine ahnung dauernder verhältnisse liegt', s. 483!) in einem für mein empfinden über das zweckdienliche weit hinausgehenden masse; sie ist dabei von den beiden anfangsmotti bis zu den boshaft scherzenden abschiedsworten s. 632 von einem sprühregen rein persönlicher zwischenbemerkungen übergossen. Einem anderen mag ein solcher stil den stoff beleben und persönlich näherbringen — mir hat er die gerechte beurteilung des buches wesentlich erschwert.

STRASSBURG i. E. FRIEDRICH RANKE.

Elisabeth Haakh, Die naturbetrachtung bei den mittelhochdeutschen lyrikern. [Teutonia . . . hrg. von **Wilh. Uhl.** 9.] Leipzig, Eduard Avenarius 1908. VIII, 88 s. 2 m.

Es erweckt von vornherein misstrauen, wenn jemand es unternimmt, im rahmen einer kurzen abhandlung mit ganz allgemeinem titel über ein so umfangreiches gebiet sich wissenschaftlich zu äussern. Es scheint nicht gut möglich, in wenigen worten über die frage der naturbetrachtung unserer gesamten mittelhochdeutschen lyrik mehr als oberflächliche reflexionen vorzubringen. Solche schaffen aber nicht wissenschaftliche ergebnisse. Dass die vorliegende arbeit diese nicht zeitigen kann, gesteht die verfasserin auch im vorwort selber ein, indem sie für die vernachlässigung der neuesten literatur und der kritischen ausgaben um nachsicht bittet. Die abhandlung wird somit von vornherein dem leser als ein halbwissenschaftliches produkt vorgeführt. Und dieser erste eindruck verstärkt sich bei der lektüre. Man wird, wenn man die arbeit im zusammenhang durchgelesen hat, kaum eine förderung wissenschaftlicher art verspüren; man fragt oft, nach welcher richtung hin die verfasserin das problem bearbeitet, welche besondere aufgabe sie sich stellt, und man erkennt schliesslich, dass sie kein deutliches ziel scharf ins auge fasst, sondern sich auf grund liebevoller beschäftigung mit der mittelhochdeutschen lyrik über ihre persönlichen eindrücke äussern möchte. Das tritt klar in den oft überschwenglichen gefühlsäusserungen hervor, die ihre sachlichen erörterungen durchbrechen und dem ohnehin nicht gerade musterhaften stil etwas naiv-unbeholfenes verleihen.

Mangel an präzision ist wohl das erste, was unangenehm auffällt. Man sucht in der einleitung die fragestellung für die eigentliche abhandlung und findet statt dessen nach phrasenhaften allgemeinen bemerkungen folgende sätze: 'Wie kommt der mittelhochdeutsche lyriker dazu, das stille rauschen dieser quelle (nämlich der naturliebe) in lied und ton zu übersetzen? Wie erklärt es sich, dass das naturgefühl im 12. jahrhundert nach einem dichterischen ausdrucke sucht, den es in den vorhergehenden jahrhunderten nicht erstrebt hatte?' Diese frage erhält nach einigen historischen betrachtungen die beantwortung: 'Die günstigen zeitumstände und die provençalischen muster weckten poetischen unternehmungsgeist und mut, und die dichterische zeit greift in überströmender äusserung eines lange gehemmten naturgefühls zu allen naturbildern, die sie vorfindet'. Es folgt eine zusammenfassung eben dieser elemente. Diese erklärung ist so oberflächlich, dass sie nichts für das problem beibringen kann. Wollte die verfasserin eine antwort darauf geben, woraus sich der plötzliche aufschwung der mittelhochdeutschen dichtung überhaupt erklärte, dann musste sie sich eingehender über die kulturgeschichte des mittelalters verbreiten und die revolution der geister um 1200 klarzumachen suchen aus den vielen elementen eines sturmes und dranges, die sich damals als grundlage einer neuen kultur zeigten. Die spärlichen angaben über die mythologische naturanschauung bei den Indo- und Urgermanen, die von der kirche unterdrückt, aber zugleich wider willen bereichert sich schliesslich bahn brechen, der kurze hinweis auf orient, kreuzzüge und troubadourlyrik, endlich die betonung der volkstümlichen grüsse können nicht als erklärung der 'plötzlich aufspriessenden poetischen gestaltung der naturliebe' befriedigen.

Nach dieser einleitung forschen wir vergebens nach der formulierung des themas für die eigentliche arbeit. Welches sind die leitlinien der untersuchung? Wie disponiert die verfasserin ihre gedanken? Der leser muss sich selbst mühsam

eine ordnung heraussuchen, denn eine äussere einteilung fehlt. Macht man sich die mühe, dann ergibt sich folgende gedankenreihe:

I. Reine naturlyrik ohne minnelyrik gibt es kaum.

II. Natur- und liebesgefühl werden teils nebeneinandergestellt, teils verflochten. Erst kommt jenes, dann dieses zum ausdruck. Natur- und liebesgefühl werden als gleich oder gegensätzlich aufeinander bezogen (frühling, winter auf freude und leid).

III. Welchen stoffkreis beherrscht die naturbetrachtung des mittelhochdeutschen lyrikers? Hierin haben wir wohl das eigentliche thema der verfasserin zu sehen; denn dieser teil der abhandlung ist der umfangreichste. Die pflanzen, tiere, mineralien, die gestirne, wolken und winde, luft, erde, wasser werden hinsichtlich ihrer verwendung in der dichtung besprochen. Es wird zunächst allgemein ausgeführt, dass die naturbeobachtung wenig entwickelt, die landschaft als solche nicht gegenstand künstlerischer darstellung ist; nur einzelheiten beachtet der dichter. Dann bespricht die verfasserin die einzelnen elemente.

Rose, singvogel und linde sind der älteste und festeste, volkstümlichste bestand. Besonders gilt dies von der linde; mit recht erklärt die verfasserin, dass das vorkommen dieses baumes als ein kriterium nationaler richtung und in einem lateinischen gedicht als ein zeichen deutscher herkunft beansprucht werden muss. — Dass die lateinischen vagantenlieder Carmina Burana nr. 34, 108, 114, in denen die tilia erscheint, deutsche erzeugnisse sind, ist hieraus wie aus metrischen gründen evident. Dass sie aber nun auch übertragungen deutscher lieder seien, ist trotz Richard M. Meyer noch durchaus nicht bewiesen. — Die sänger, die von der linde sprechen, führt dann die verfasserin als vertreter volkstümlichen naturgefühls auf (Dietmar, Johansdorf, Veldecke, Neidhart), während sie hervorhebt, dass die im engeren sinne höfischen dichter, Hausen, Reinmar, selbst Walther, ferner Morungen, bes. die Schwaben, diesen baum nicht erwähnen oder nur vereinzelt nennen.

Eine ausführlichere betrachtung ist der rose gewidmet. Hier tritt der schon erwähnte mangel der darstellung, die unklarheit, ganz besonders in die erscheinung. Es fällt dem logisch denkenden menschen nicht so leicht, den gedankengang der verfasserin sofort zu begreifen. — Die rose wird von den höfischen dichtern vor Walther und von diesem selbst ausser in bildlicher weise kaum verwendet. Die verfasserin erklärt dies daraus, dass 'die kunstmässige reflektierende dichtung über die abstrakte idee grüble, d. h. über den begriff »blumenpracht«, nicht zur sinnfälligen einzelerscheinung greife' wie die volkstümliche; dass sie erst allmählich dazu komme, dem begriff eine anschauliche einkleidung zu geben. Wo nicht volkstümlich-nationale oder gelehrt-klerikale technik den weg vorgezeichnet, habe sie, die junge mittelhochdeutsche kunstlyrik, sich noch nicht an sicheres umreissen der einzelerscheinung gewagt, sie habe das erst später durch benutzung älterer volkstümlicher vorlagen gelernt. Und zwar ist es Neidhart, der nach E. H. diese frische volkstümlichkeit in die lyrik bringt, und dessen verdienst um die wiederbelebung des naturgefühls die verfasserin mit den wunderlichsten phrasen in den himmel hebt. Merkwürdigerweise erhalten wir gar keine belege zu dieser these; kaum ein beispiel erläutert die grossen worte, die ihm gewidmet sind. Wir müssen es also ohne weiteres glauben, dass mit Neidhart das kindliche naturgefühl der kunstlyriker zum männlichen heranreift. Verfasserin betont, dass sie hier in diesem einen punkt den epigonen einen vorzug vor den klassikern einräume, die ihr in diesem falle ja als kindliche stümper erscheinen, wie der vergleich mit der malerei andeutet. Es kommt

dabei so recht das gefährliche leichtfertiger behauptungen über literarische beziehungen zur erscheinung! Wie sich die verfasserin den einfluss der Neidhartschen lyrik auf seine zeitgenossen denkt, ist durchaus verworren. Walther, Wolfram, Jakob v. d. Warte, Werner von Teufen, Bûwenburc, Wildonie werden zur erläuterung als beeinflusst angeführt. Die meisten beispiele liefern dabei nun aber Walther und Wolfram, die älteren zeitgenossen des Neidhart, die doch zur klassischen periode gehören; und es soll doch eben den epigonen das bessere naturgefühl nachgerühmt werden. Somit erscheinen die beiden klassiker als ihre eigenen epigonen! Dass durch Neidhart die rose erst hoffähig geworden, erhellt also nicht aus dieser darstellung.

Unter den singvögeln nimmt — wie leicht erklärlich — die nachtigall die hauptstellung ein. Es wird behauptet, dass sich im preise der vögel das naturgefühl mit besonderer anmut und stärke ausspricht; auch dieses ist nicht verwunderlich, stehen uns doch die vögel um eine bedeutende stufe näher als die pflanzen, und sind sie doch durch ihren gesang den menschlichen sängern direkt verwandt, indem sie ihre gefühle in tönen ausdrücken. — Die verwendung der übrigen naturerscheinungen, gestirne, winde, luft, erde, wässer, wird nur sehr oberflächlich behandelt.

Etwas eingehender bespricht die verfasserin die 'vermenschlichung der natur', d. h. die personifikation der naturerscheinungen, besonders der jahreszeiten. Wenn die verfasserin dieses stilmittel aus der 'sehnsucht, etwas menschlich gestaltetes neben sich zu sehen' erklärt, so klingt die formulierung doch recht banal.

Ein resumé in etwas gezwungenem stil fasst die ergebnisse zusammen, die nicht eben bedeutend zu nennen sind. Danach hat sich das liebeslied zuerst auf die naturbetrachtung gestützt, bis die ritterliche minnedichtung ihr die „rolle der gürtelmagd“ zuwies und 'ihre roten wangen durch die blässe der reflexion und symbolik angekränkelt' wurden. Nachdem Neidhart ihr eine neue selbständigkeit und blüte verschafft, werden wenige generationen danach herrscherin und dienerin eingesargt. — Der schrift, die zu diesem ergebnis gelangt, wird man kaum eine 'beherrschende' stellung in der wissenschaftlichen literatur prophezeien können.

ALTONA-OTTENSEN. BERNHARD LUNDIUS.

Briefe an Wolfgang Menzel. Für die literatur-archiv-gesellschaft herausgegeben von **Heinrich Meisner** und **Erich Schmidt.** Mit einer einleitung von Richard M. Meyer. Berlin, verlag der literatur-archiv-gesellschaft (Leipzig, in kommission bei Otto Harrassowitz) 1908. XIV, 295 s. 10 m.

Hundert jahre nach Gottsched war Wolfgang Menzel in Deutschland der allmächtige; trotz Reichels mohrenwäsche eine sehr viel sympathischere erscheinung, ein mann, dem man wohl einseitigkeit und beschränktheit in ästhetischen dingen zum vorwurf machen, aber mut und konsequenz, eine unglaubliche arbeitskraft und persönliche ehrenhaftigkeit nicht abstreiten kann. Sein nachlass, der wohl zu den umfänglichsten aus dem zweiten viertel des neunzehnten jahrhunderts gehört, ist nun in die hände des Berliner literaturarchivs übergegangen, und der vorstand hat ihn zunächst seinen mitgliedern und dann auch weiteren kreisen durch den druck zugänglich gemacht. Die form eines privatdruckes erklärt es wohl, dass wir über den bestand des nachlasses keine nähere nachricht erhalten. Nach den 'denkwürdig-

keiten' von Menzel muss dieser viel mehr enthalten haben, als hier vorliegt; es scheint sich also um eine blosse auswahl zu handeln. Die herausgeber haben sich damit begnügt, die briefe mit einem (sehr sorgfältigen) register zu versehen. Auf den wunsch der nachkommen hat R. M. Meyer eine einleitung vorausgeschickt, deren biographischer teil sich an Gödeke und die Allgemeine deutsche biographie anlehnt, während zu der charakteristik Meyers früherer essay (Gestalten und probleme, Berlin 1905, s. 164–180) die grundzüge lieferte, nicht ohne dass der rastlos fortstrebende verfasser sein urteil im ganzen und im einzelnen (vgl. in bezug auf die nebenbuhlerschaft Gutzkows und die meinung von Prölss die einleitung s. XIII mit den Gestalten s. 174) neuerdings erwogen und nötigenfalls berichtigt hätte.

Von dem reichtum der briefsammlung vermag die publikation, welche die briefschreiber alphabetisch anordnet, kein geschlossenes bild zu geben. Vorzuziehen ist bei einem bunten material immer die chronologische anordnung der briefe, weil dabei wenigstens der mittelpunkt, d. h. der adressat, in ruhe bleibt und sich das gleichartige von selber zusammenfindet, während man bei der alphabetischen anordnung beispielsweise die auf den bundestagsbeschluss bezüglichen stellen sich aus dem ganzen alphabet zusammensuchen muss. Bei der chronologischen anordnung genügt ein personenregister, um sich die briefe der einzelnen korrespondenten zusammenzustellen; bei der alphabetischen aber bedürfte es auch noch eines genauen sachregisters, um die gleichen themen zusammenzusuchen. Für den, der die sammlung nicht bloss benutzt, sondern auch liest, ist es vollends eine qual, von einem briefschreiber auf den andern zwischen fünf dezennien hin- und hergeworfen zu werden, und wie im taumel legt er zuletzt das buch aus der hand, das einmal von dem alten und dann wieder von dem jungen Menzel erzählt hat, ohne dass er einen faden hätte festhalten können.

Ich versuche es, ein ruhigeres und einheitlicheres bild von der briefsammlung zu geben, ohne mich streng an die chronologie zu binden; und ich berücksichtige nicht bloss die literaten, welche die briefe geschrieben haben, sondern auch die bedeutenderen persönlichkeiten, von denen in den briefen die rede ist.

Zu den ältesten korrespondenten Menzels gehören seine freunde aus der zeit der deutschen burschenschaft und des turnwesens, die beiden Follen und Massmann, die auch in seinen 'Denkwürdigkeiten' eine sehr grosse rolle spielen. In den mittelpunkt der literatur tritt er sogleich mit seinem buch über die Deutsche literatur, das von Heine mit ungeheucheltem lobe als das bedeutendste werk seit Friedrich Schlegels vorlesungen anerkannt wird, und das ihn nicht bloss mit dem alten romantiker Tieck, sondern auch mit der jungen generation, die sich später das Junge Deutschland nannte, in verbindung brachte. Die beziehungen zu Tieck werden freundschaftliche und dauern bis zu dessen tode fort; seine briefe enthalten interessante nachrichten über die scheidung seiner schwester von Bernhardi und über Friedrich Schlegels tod, sie zeigen sein interesse für Mörike; Ed. von Bülow gedenkt auch der fortsetzung des Cevennenkrieges. Die briefe von dem Dresdner romantiker G. A. Maltitz (wie auch einer von Gutzkow) beweisen, dass Tiecks vorlesungen nicht von allen als ein vergnügen empfunden, sondern von manchen seinem gespräch nachgesetzt wurden. Mit Görres ist Menzel auch in dessen ultramontaner periode noch in bestem einvernehmen geblieben, und seinen nekrolog Arnims hat er gewiss herzlich willkommen geheissen.

Die späteren Jungdeutschen sehen in dem verfasser der 'Deutschen literatur' und in dem redakteur des 'Literaturblattes' anfangs ihren anführer in dem

kampf um die moderne literatur. Am deutlichsten tritt das in den briefen Gutzkows hervor, der oft und warm schreibt, während es Laube bei einer hochachtungsvollen annäherung bewenden lässt. Fleissig schreibt auch Heine, dessen briefe freilich nicht unbekannt sind, in seiner Münchener zeit und einmal auch noch aus Paris; er ist von Menzel auch später immer mit kritischen sammetpfoten behandelt worden, was schon den zeitgenossen aufgefallen ist und ihm von den religiösen und moralischen (Knapp, Gräfin Hahn-Hahn) sehr zum vorwurf gemacht wird. Mit Börne verbindet ihn eine zeitlang die verehrung für Jean Paul und der hass gegen Goethe und Napoleon, bis er dann später in Menzels deutscher gesinnung Franzosenfresserei erblicken wollte . . . Das ändert sich freilich nach der kriegserklärung gegen das Junge Deutschland im Literaturblatt 1835 (der name 'Junges Deutschland = Giovine Germania' nach analogie von Giovine Italia im brief Gutzkows vom 21. märz 1834). Man erkennt die verheerende wirkung der artikel aus den briefen. Dass Leo zustimmt, wundert uns nicht; er agitiert aber in Halle und veranlasst auch Ulrici, sich von der 'Deutschen revue' Gutzkows loszusagen, mit der auch Rosenkranz nichts mehr zu tun haben will. Die leute in akademischer stellung lassen den jungdeutschen redakteur zuerst im stich! Aber auch so harmlose menschen, wie der Elsässer Stöber und wie Simrock (der nur von Menzels Goethehass nichts wissen will), folgen nach. Ja noch mehr, in dem vermeintlichen jungdeutschen lager fehlt es nicht an felonie. Wie wenig diese sogenannten Jungdeutschen miteinander gemein hatten, ersieht man auch wieder aus diesen briefen. Gutzkow urteilt von anfang an über Laubes persönlichkeit und sein 'Junges Europa' recht abfällig und gehässig. Börne teilt noch nach der Menzelschen denunziation (die er aber damals vielleicht noch nicht gelesen hatte) dessen abscheu vor den schriften Gutzkows und Wienbargs und weigert sich nur, diesen abscheu auf die persönlichkeiten der verfasser zu übertragen. Mundt aber versichert noch im jahre des bundestagsbeschlusses, dass er und Kühne mit Gutzkow und Wienbarg nie einen bund geschlossen und sie nur ganz flüchtig kennen gelernt hätten. Es ist recht bezeichnend für das steigende ansehen der Menzelschen kritik, dass sowohl Mundt als der junge Nathusius für frühere angriffe auf ihn förmlich abbitte leisten.

Der herausgeber und kritiker des in Süddeutschland und besonders in Österreich weit verbreiteten und den ton angebenden Literaturblattes ist es denn auch, der seit 1835 die hauptrolle spielt. Es handelt sich nun meistens darum, durch mehr oder weniger verblümte schmeicheleien von dem literaturpapst eine wohlwollende besprechung zu erreichen. Erfreulich sind diese briefe selten, oft aber recht lehrreich. Am unausstehlichsten erscheint die junge gräfin Hahn-Hahn in ihren briefen, die Menzel selber in seinen 'Denkwürdigkeiten', wohl auf grund persönlicher eindrücke, so reizend findet. In ihrem ersten brief verzichtet sie auf jeden ruhm, in den beiden folgenden verlangt sie gleich einen weltruhm, sonst ist's nicht der mühe wert; und an der unbefangenen kindlichkeit ihrer briefe wird man bald irre, wenn sie sich erkundigt, ob man solche briefe auch drucken lassen kann. Die Bettina, so scheint es, hat es ihr angetan. Zu den interessantesten briefen gehören die an Grabbe, der das bekenntnis ablegt, dass ihn Schillers feuer zum dichter gemacht habe und der sich für das buchdrama einsetzt. Sein wechselndes verhältnis zu Immermann erklärt er aus der verschiedenheit ihrer naturen; auch seine rezension des Bettinabriefwechsels und die jüngst wieder aufgefundene besprechung des briefwechsels zwischen Goethe und Schiller (Literarisches echo XII, 1234 f.) werden erwähnt. W. Alexis äussert sich über die novelle und ergreift für Walter Scotts und

Tiecks historische romane partei, modifiziert aber später seine ansicht zugunsten der Menzelschen. Die briefe Freiligraths, Redwitz' und Riehls sind unbedeutend, sehr interessant aber die von Bogumil Goltz und vor allem der (freilich schon in den 'Denkwürdigkeiten' gedruckte) von Jeremias Gotthelf, ein bekenntnisbrief über seine kunst. Als entdecker von grossen talenten kann Menzel nicht in anspruch genommen werden; er bestimmte mehr den mittleren durchschnitt der literatur als ihre spitzen und höhen. Hebbel hat ihm nur einmal ein paar zeilen geschrieben; O. Ludwig, Keller u. a. kommen gar nicht vor. Dagegen hat er den romandichter Spindler gemacht und Mosen (der eine weltsprache für ebenso unmöglich erklärt wie eine weltdichtung) gefördert. Mit C. F. Meyer, der ihm seinen erstling zur besprechung schickt, stehen wir an der oberen grenze seines einflusses.

Mit dem Jungen Österreich ist Menzel nicht bloss in literarische, sondern gelegentlich seiner Wiener reise auch in persönliche berührung gekommen. Am innigsten hat sich wohl Anastasius Grün an ihn angeschlossen. Castelli stellt sich mit einer sehr naiven bitte ein, indem er sich bei dem Goethefresser durch eine berufung auf den 'obermeister Goethe' zu empfehlen glaubt; er hat offenbar die 'Deutsche literatur' und das 'Literaturblatt' gar nicht in der hand gehabt. Saphir zeigt sich hier wie gegenüber Hebbel und Genast von der harmlosesten seite. Höchst wichtig für die geschichte der Wiener zensurverhältnisse, des jesuitismus und der durch ihn hinausgezogenen gründung der Wiener akademie und für die erneuerung der österreichischen volkshymne sind die briefe von Hammer-Purgstall, der auch die starke benützung englischer zeitungen in Schlossers Weltgeschichte behauptet. Eine sehr beachtenswerte schilderung von Grillparzers persönlichkeit in seiner traurigsten zeit enthalten die briefe Gutzkows aus dem jahre 1833.

Die korrespondenten aus Schwaben sind infolge des persönlichen verkehrs nicht zahlreich und ihre briefe unbedeutend. Nur die von Kerner verdienen erwähnung, der sich sehr mannhaft wehrt und einer der wenigen, wo nicht der einzige ist, der weder um ein lob noch um eine rezension bettelt. Seine briefe behandeln bloss spiritistische fragen und gehen von einem heftigen angriff aus, den Carové in dem 'Literaturblatt' gegen Kerner und Eschenmayer gerichtet hatte. Dagegen erscheint der liederdichter Albert Knapp in seinen langatmigen predigerbriefen als ein böser kampfhahn; er hetzt nicht bloss gegen Heine und Börne, und gegen das sündenbabel Paris, sondern auch gegen D. Friedrich Strauss.

Knapp versucht es auch, Menzel, der eine zeitlang katholischer anwandlungen verdächtig schien, beim wahren christentum, d. h. beim protestantismus, festzuhalten; die briefe von Menzels altem freund Leo, von Hengstenberg und von Philipp Nathusius weisen in dieselbe richtung. Von katholischer seite aber trat, 20 jahre nach ihren exaltierten mädchenbriefen, die inzwischen übergetretene gräfin Hahn-Hahn an ihn heran, indem sie sich auf eine äusserung Menzels über den Marienkult berief; und drei jahre später wollte ein bayerischer theologe, Enders, finden, dass Menzel sich in seinem Literaturblatt schon so oft von den protestantischen prinzipien losgesagt habe, dass man ihn nur beim worte zu nehmen brauche, um ihn in den schoss der alleinseligmachenden kirche zurückzuführen. Aber Menzel starb als protestant.

Eine nicht geringe anzahl von briefen wendet sich nicht an den literaten, sondern an den gelehrten: sie zeigen, dass Menzel, der eine zwar sehr oberflächliche, aber weit ausgedehnte gelehrsamkeit besass, auch in diesen kreisen sich keines geringen ansehens erfreute. Von germanisten melden sich J. Grimm

(der das buch über Odin sehr freundlich aufnimmt), Uhland, Simrock, Pfeiffer, Rochholz und Wackernagel (der mit behagen erzählt, dass er mit seiner mystifikation, den fragmenten von Waltram, sogar Lachmann habe aufsitzen lassen, der schon untersuchungen angefangen und auffallende reime und sprachformen bemerkt habe). Von und über Schmeller, dessen verdienste Menzel in seinen 'Denkwürdigkeiten' so schön zu würdigen weiss, enthalten die briefe leider nichts. Von historikern kommen Hormeyr, Leo, Vilmar (kurhessische frage) in betracht; am meisten angegriffen erscheint Gervinus. Ein paar sehr schöne briefe des chemikers Liebig verdienen besondere erwähnung.

Das theater ist durch Eduard Devrient, der sich, wie in seinem bekannten buch, über theaterschulen ergeht, und durch den genialen Seydelmann vertreten, der so hübsche satirische bilder einer badegesellschaft entwirft, dass man auch die übrigen briefe (es soll nach den 'Denkwürdigkeiten' 292 f. ein ganzer stoss gewesen sein) zu lesen wünschte. Auffallend und bezeichnend für die rasche erwärmung und erkältung des literaturpapstes ist es, dass Seydelmanns briefe (wie die von Spindler) aus dem 'Du' plötzlich in 'Sie' übergehen, ohne dass, wie bei Spindler, ein konflikt zu bemerken wäre. Nach seinem abfälligen urteil über Sophie Schröder in den 'Denkwürdigkeiten' scheint Menzel übrigens von der schauspielkunst recht wenig verstanden zu haben. Freilich hat er sich dagegen aber auch über den von den Stuttgartern so sehr überschätzten Grunert ein kühles urteil bewahrt.

Wie tief das ansehen Menzels ins volk drang, davon zeugen die langen briefe des schreibseligen und biederen dichterdrechslers Daniel Hirtz in Strassburg, eines naturdichters, wie die zeit des Uhlandschen 'Singe, wem gesang gegeben' so viele erweckt hat. Und wie hoch er nicht bloss als politiker, den die könige von Preussen und von Württemberg in ernsten stunden um seine meinung befragten, sondern auch als literat in ansehen stand, das beweisen die briefe, in denen ihm der kronprinz Max von Bayern den entwurf der satzungen zu seinem deutschen dichterverein zur begutachtung vorlegen lässt. Dass sein ruhm endlich auch nicht auf Deutschland beschränkt blieb, erfährt man aus einem eigenhändigen brief von Bulwer, der ihn als einen der kühnsten und erleuchtetsten kritiker anredet, welche Deutschland, das land des kritizismus, jemals hervorgebracht habe.

Auch in die klassische periode fällt oft ein blick zurück, wenn auch nur ein brief von Jean Paul mitgeteilt werden kann. Albert Knapp berichtet nach G. H. Schubert, der wieder eine fromme adelige dame als gewährsmännin anführt, von einer blasphemischen äusserung Goethes über das kreuz und seiner antichristlichen und niedrigen gesinnung. Mundt freut sich, ein jahr nach Goethes tod anstatt der unzeitgemässen feier des Weimaraners in Berlin ein Tieckfest begehen zu können. Laube beklagt sich, dass ihm Menzel mit dem spott über Goethes plattes 'befestetes' bäuchelchen zuvorgekommen sei; es sind die in Chamissos Deutschem musenalmanach auf 1833 s. 5 gedruckten verse 'Woher hat es der autor?' (Weimarische ausgabe 4, 150) gemeint, in denen aber nur von einem 'gemästeten bäuchlein' die rede ist, während sich das 'befestete' auf den autor selbst bezieht. Das ungedruckte gedicht, welches Goethe nach dem briefe von Mundt diesem für seinen Almanach 1831 überlassen hat, ist der 'Dialog zwischen den gnomen, der geognosie und der technik' (Weimarische ausgabe 4, 284 ff.); das bild Goethes fehlt zwar in meinem exemplar und ist auch nicht auf dem titelblatt angekündigt, es muss aber doch beigegeben worden sein, weil sich ein gedicht von [kanzler] Müller s. 9 ('Zu Goethes bild') offenbar darauf bezieht. Das gedicht 'Der eroberer', das Schiller

zugeschrieben wurde und das Müchler in einem brief für sich in anspruch nimmt, ist natürlich nicht Schillers so betiteltes jugendgedicht, sondern das gedicht 'An Napoleon', das Hoffmeister in seiner Nachlese (III, 281) Schiller fälschlich zugeschrieben hat (vgl. GödekeVI, 378). Während seines aufenthaltes in Rom ist Menzel mit dem alten maler Reinhart, dem jugendfreund Schillers, bekannt geworden. In den briefen Reinharts ist von einem Schillerporträt die rede.

Der text scheint rein zu sein. Aber in dem briefe Kerners s. 158 beginnen die verse, wie auch der abdruck in den 'Denkwürdigkeiten' zeigt, schon mit 'Strausskritikus'. In dem brief Liebigs muss es s. 188 z. 6, anstatt 'theorie', 'thiere' heissen. In dem briefe von Redwitz s. 223 z. 8 von unten, anstatt 'die Sie', ,der Sie'. In dem briefe Seydelmanns s. 239 z. 2, anstatt 'seiner', 'seine'.

WIEN. MINOR.

Wilhelm Müller, Gedichte. Vollständige kritische ausgabe, mit einleitung und anmerkungen besorgt von **James Taft Hatfield.** Nebst porträt und einer faksimilebeilage. Berlin, B. Behrs verlag 1906 (Deutsche literaturdenkmale 137). XXXI, 514 s. 6 m.

Der Amerikaner Hatfield, der sich in den letzten zehn jahren durch herausgabe von tagebüchern, briefen und schwer zugänglichen gedichten schon so manches verdienst um Wilhelm Müller erworben hat, legt hier eine kritische ausgabe der gedichte vor. Ausgeschlossen sind die unreifen jugendversuche und die übersetzungen. Da Müllers handschriften einem brande zum opfer gefallen sind, war der herausgeber nicht in der lage, ungedrucktes zu bieten; und auch die lesarten der schon gedruckten gedichte können nur äusserst selten bis auf die handschrift zurückverfolgt werden. Aber um die sammlung der in den zeitschriften zerstreuten gedichte und für die zurückführung der lesarten auf die ersten drucke hat er sich eifrig bemüht, wobei ihm freilich Alfred Rosenbaum in Gödekes Grundriss (VIII, 255 ff. 707 ff.) bis auf wenige lücken vorgearbeitet hat, die dann auch wieder von Rosenbaum im Euphorion XV, 574 f. nach dem erscheinen von Hatfields ausgabe ergänzt worden sind. Diese ausgabe ist also auch die erste und die einzige, die für wissenschaftliche zwecke benutzt werden kann. Denn sie ist innerhalb der vom verfasser abgesteckten grenzen vollständig, sie behandelt den text kritisch und gibt in den anmerkungen über die druckvorlagen, die überlieferung und die lesarten erschöpfende auskunft.

Nicht ganz einverstanden bin ich mit der anordnung der gedichte. Der herausgeber legt begreiflicherweise die letzten gedichtsammlungen zugrunde: also zuerst die beiden sammlungen der 'Gedichte eines reisenden waldhornisten' mit ihren unterabteilungen, dann die Griechenlieder und endlich die 'Lyrischen reisen und epigrammatischen spaziergänge'. Auf jede dieser drei abteilungen lässt er, wieder auf dieselben unterabteilungen verteilt, eine nachlese der in früheren drucken damit verbundenen, aber nicht in die sammlungen aufgenommenen gedichte folgen. So weit kann ich ihm recht geben, wenn ich es schon vorgezogen hätte, dass die nachlesen in einem zweiten buch zusammengestellt worden wären, so dass die unterabteilungen des zweiten buches parallel mit denen des ersten fortgelaufen wären und man das zusammengehörige leichter zusammengefunden hätte. Nun folgt aber zuletzt noch eine gruppe 'Vermischte gedichte', die von dem herausgeber zusammen-

gestellt worden ist, und bei der die stoffliche anordnung zugunsten der chronologischen aufgegeben ist. Es ist klar, dass das chronologische prinzip hier gar keinen wert hat, weil es nur bei einem verschwindend kleinen teil des materials angewendet wurde. Umgekehrt aber werden durch dasselbe fäden zerschnitten, die Müller selber angesponnen hat; so werden z. b. die lieder, die Müller unter dem titel 'Vaterländisches' im Morgenblatt als eine gruppe veröffentlicht hat, und deren anordnung auch ebenso authentischen wert hat, wie die der grösseren sammlungen, voneinander getrennt. Um ferner diese 'Vermischten gedichte' in die übrigen gruppen einzureihen, muss man sie einzeln aus der chronologischen reihe heraussuchen und, um z. b. die tafellieder Müllers vollständig zu überblicken, erst die gruppen im Waldhornisten und in der nachlese zusammennehmen und sich dann noch die einzelnen, gar nicht als tafellieder bezeichneten nummern aus den 'Vermischten gedichten' zusammensuchen. Das ist gewiss nicht einfach, und eine vereinigung der nachlesen in einem mit den drucken letzter hand parallelen buch hätte einen viel einheitlicheren eindruck gemacht und einen leichteren überblick geboten. Ja, Hatfield hätte in der vereinfachung getrost noch weiter gehen können. Es wäre ihm gewiss erlaubt gewesen, die drei sammlungen epigrammatischer zenturien miteinander zu verbinden. Die dritte ist zum teil kurz vor, zum teil gleich nach Müllers tod erschienen und im inhalt und in der anordnung vollkommen authentisch; Müller hätte sie gewiss in einer zweiten auflage seiner Lyrischen reise als dritten epigrammatischen spaziergang den beiden früheren zugesellt; der gelehrte leser aber hätte durch eine kleine fussnote auf den zusatz aufmerksam gemacht werden können. Man sollte doch nie vergessen, dass eine gedichtsammlung in erster linie für den leser eingerichtet werden muss, und dass die zusammenstellung mehrerer sammlungen in einem bande zu einheitlicherer und übersichtlicher anordnung nötigt, weil sonst aus den einzelnen, an sich ganz hübsch geordneten sammlungen ein sammelsurium entsteht. Aber auch dem gelehrten benützer ist in den meisten fällen durch sternchen u. dgl. im inhaltsverzeichnis (wie ich es in der ausgabe von Saars gedichten gemacht habe) besser gedient, als mit einer künstlichen rubrizierung, über die er sich jedesmal von neuem unterrichten muss.

Den text habe ich bei reichen stichproben im allgemeinen zuverlässig gefunden. Doch muss es 424, 1 'In eines (nicht: des) tempels hallen' heissen, wie bei Schwab steht und wie das metrum verlangt. Den nach 441, 22 auch in der druckvorlage fehlenden vers hat Rosenbaum im Euphorion XV, 574 aus dem ersten druck ersetzt: 'Das würmlein selber lustig wird'. In den anmerkungen muss es s. 468 z. 8 heissen: 'Lieder, die M. nicht in W I² (nicht W I) oder W II aufgenommen hat'[1].

Ein ausführlicher kommentar ist nicht in der absicht des herausgebers gelegen. Zu den liedern von der schönen müllerin wäre (s. 450 ff.) auf Petaks Beitrag zur deutschen mühlenromantik im programm des gymnasiums zu Iglau 1905 zu verweisen. Über Est Est (s. 107 und 463) vgl. Zeitschrift XXV, 142 f. und Reinh. Köhler, Kl. schr. III, 14 f. Die Vinetasage (XXV, 280, 285) haben zuletzt vom sagengeschichtlichen standpunkt aus Wilhelm von Massow (Grenzboten 1908, LXVII, 1) und L. Radermacher in der Zeitschrift für die österreich. gymnasien 1909, 60. bd., 8. u. 9. heft s. 677 f., und vom naturhistorischen aus dr. H. M. in der Neuen freien presse vom 22. dezember 1910 behandelt. Ich verzeichne hier titel und erwähnungen

1) Metrisch ist s. 461 die alte betonung lébendig in einem rundgesang der Berliner Liedertafel vom jahre 1820 zu beachten, die sich auch in Schillers fragmenten von Deutschlands grösse findet.

der sage, die mir im lauf der zeit gelegentlich aufgestossen sind: Herders Ideen IV. teil 4. cap. (nach slawischen quellen: Murko, Deutsche einflüsse auf die slawische literatur 219, 223). Arnims nachwort zum Wunderhorn. S. Schultze, Naturgefühl der romantiker I, 148 f. Vineta, pseudonym für Wienfarg (Hirth, Lyser 75, 105). Freiligrath, An W. Müller. Heine, Nordseebilder. Mosen in Stahrs Nachlass, hrg. von Geiger, 115. H. Th. Schmid, Vineta oder die versunkene stadt, volksmärchen mit gesang und tanz in 3 akten, Stuttg. o. J. E. Werner, Vineta. Roman, 2. aufl., 2 bände, Leipzig 1877. M. Wittich, Vineta, eine moderne hundstagsphantasie, Dresden 1901. Oskar Loerke, Vineta, erzählung, Berlin 1907. Gustav Herrmann, Vineta, gedichte, Leipzig 1908. C. Susan, Rosen am fenster, Berlin 1908. Richard Nordhausen, Die versunkene stadt, roman, Hannover 1911 (?). Henriette Fürth, Vineta, dichtungen, Berlin und Leipzig 1912. Ausserhalb von Deutschland in Selma Lagerlöfs Wunderbarer reise des kleinen Nils. — Über die Sage vom Frankenberger see bei Aachen und über Müllers gedicht (s. 373 und 490) hat Karl Reuschel 1908 in der Festschrift für Vollmöller s. 371 ff. gehandelt.

Leider schreibt der gelehrte verfasser ein schlechtes deutsch; es wimmelt von entgleisungen, und die katachrese ist eine stehende figur. 'Vor blutdurst triefen' (VII) kann man ebensowenig sagen als 'eine überschrift zum erstenmal an verwenden' (467). Englisch-deutsch ist die 'bald zu erscheinende sammlung'. Manchmal wird sogar der sinn zweideutig: gedichte, die zum erstenmal neugedruckt werden (468), wird mancher für bisher ungedruckte halten; und 'ein einziges unbekanntes lied hat die ausgabe nicht gebracht' (449) bedeutet etwas ganz anderes, als 'die ausgabe hat kein einziges unbekanntes lied gebracht'.

Wien. Minor.

Alfred Schauerhammer, Mundart und heimat Kaspar Scheits auf grund seiner reimkunst untersucht. [Hermäa . . . hrg. von Philipp Strauch, VI.] Halle, Max Niemeyer 1908. X, 173 s. 6 m.

Mit einem exkurs über Scheits und Fischarts aufenthalt in Worms.

Die von Konrad Zwierzina und Karl von Kraus eingeführte methode der bis ins einzelne genauen untersuchungen mittelhochdeutscher reime, welche neue kriterien zur bestimmung der entstehungszeit und heimat von dichtungen des deutschen mittelalters geliefert hat, wird in der oben genannten schrift zum ersten male für früh-neuhochdeutsche reime verwendet.

Schauerhammer stellt fest, dass sich Scheit mit erfolg bemühte, nur qualitativ und quantitativ gleiche vokale und qualitativ gleiche konsonanten im reim zu binden, ferner, dass seine reimtechnik sich von der reimtechnik der dichter in der mittelhochdeutschen blütezeit nicht unterscheidet, sein reimgebrauch hingegen sehr von dem jener dichter abweicht. Er findet weiter, dass die verbindung eines mittelhochdeutschen vokals und eines mittelhochdeutschen konsonanten in der sprache des 16. jahrhunderts durch einen vierfachen lautwert vertreten werden könne, und dass man darum vier reimtypen mit je vier möglichkeiten der lautvertretung unterscheiden müsse. Wenn alle aus einer solchen untersuchung der reimwörter eines bestimmten

dichters gefundenen ergebnisse mit der betreffenden lebenden mundart verglichen werden, so glaubt Schauerhammer, 'dass ein solches verfahren uns in bescheidenen grenzen die mittel gibt, die nur im schriftbild vorliegende sprache eines der früh-neuhochdeutschen zeit angehörenden dichters gleichsam im munde des dichters wieder erstehen zu lassen, lebendig zu machen'.

Diese hauptaufgabe verschiebt Sch. auf eine spätere zeit und will in der vorliegenden arbeit besonders die frage nach der heimat Scheits lösen. Nach den angegebenen gesichtspunkten und auf grund eines von Sch. hergestellten vollständigen, nicht veröffentlichten reimregisters aller dichtungen Scheits folgt nun eine ausserordentlich sorgfältige und gründliche, vom mittelhochdeutschen ausgehende beschreibung aller vokale und konsonanten und ihres wechselverhältnisses in den stammsilben der reimwörter, mit allen belegen und mit reichen beispielen aus oberrheinischen dichtungen jener zeit und mit den entsprechenden formen der lebenden alemannischen mundarten. Wertvolle beobachtungen ergeben sich dabei auch über Scheit hinaus, so z. b. über die behandlung der verschiedenen e-laute bei Brant und Wickram (s. 45 f.), der i-laute bei Murner und Fischart (s. 74 f.) und der nachweis, dass der reimgebrauch Scheits sich auch mit dem der franko-alemannischen dichter des 13. und 14. jahrhunderts und der früh-neuhochdeutschen dichter aus dem elsässischen sprachgebiet deckt (s. 45).

Die hauptergebnisse des buches aber sind die nachweise, dass Fischarts lob, sein lehrer sei 'der best reimist zu unserer zeit' (Flöhhatz 1573, Braunes Neudrucke s. 67 v. 64), bei der strengen und konsequenten reimtechnik Scheits zu recht besteht, und dass Scheit, dessen heimat urkundlich nicht erwiesen ist, aus dem Unterelsass stammt. Auch findet hier die heute sehr verbreitete annahme der übereinstimmung zwischen den älteren mit den gegenwärtigen dialektverhältnissen eine neue stütze.

Schauerhammer hat damit eine vorzügliche arbeit geboten, die auch für andere dichter nachgeahmt werden sollte. Zwar sind für diese zeit sowohl die heimat der meisten bedeutenderen dichter als auch die entstehungszeit der wichtigsten dichtungen bekannt. Doch für anonyme reimdichtungen, wo der verfasser unbekannt oder zweifelhaft ist, auch zur gründlicheren erforschung der reimtechnik und der mundartenkunde des 16. jahrhunderts wären weitere ähnliche untersuchungen sehr erwünscht.

* * *

Ich möchte diese gelegenheit benützen, um im anschluss an Philipp Strauchs gehaltvolle monographie über Kaspar Scheit (Allg. deutsche biographie 30, 721—729) einige beiträge zu Scheit, besonders zu dessen aufenthalt in Worms und seinen beziehungen zu Fischart beizubringen, leider nicht tatsachen, sondern nur von tatsächlichen verhältnissen ausgehende vermutungen. Strauch erwähnte schon, dass die weitverzweigte familie Scheit in Hagenau zu hause ist und dass mehrere mitglieder dieser familie im 16. jahrhundert in Heidelberg studiert haben. Doch auch in Tübingen und in Freiburg im Breisgau (immatrikuliert Maternus Schayd de Hagenau 6. mai 1550; Nicolaus Scheydt Hagenawensis 18. mai 1529; baccalaureus artium 18. juni 1530. [Die matrikel der univ. Heidelberg 1386—1662, hrg. v. S. Toepke, Heidelberg I, s. 545 u. 608]. — Nicolaus Schaid ex Hagenau 30. mai 1531 [Die matrikeln der univ. Tübingen, hrg. v. H. Hermelink I. h. 1477—1600, I, s. 268]. — Malternus Scheidt ex Hagenoia 1. märz 1549; Joh. Georgius Scheyd ex Haganoia 23. juli 1584 und Jacob Schaid

Haganoensis 12. märz 1588 [Die matrikel der univ. Freiburg 1460—1656, hrg. v. H. Mayer I, s. 374; 609 u. 632]).

Es ist also höchst wahrscheinlich, dass Kaspar Scheit in Hagenau im Unterelsass geboren wurde, und zwar spätestens um 1520, weil er von 1549 ab in Worms als schriftsteller auftritt und vorher einige zeit in Lyon als korrektor weilte. In Hagenau, welches der sitz der kaiserlichen vogtei und das haupt der zehn mittelbaren reichsstädte im Elsass war, bestand, wie in Schlettstadt, eine alte weltliche lateinschule. Ihr rektor, magister Hilspach, leitete sie im sinne der reformation. Sein nachfolger wurde Hieronymus Gebwiler, der in Schlettstadt und Basel studierte, 1509 als lehrer nach Strassburg und 1524 nach Hagenau kam, wo er bis zu seinem tode (1545) die lateinschule leitete. Er war wie sein lehrer Dringenberg und dessen schüler Wimpheling noch kein ganzer humanist im strengen sinne. Er war ein tüchtiger lateinischer philologe, aber er verstand nicht griechisch. Er konnte also ganz leicht Scheits lehrer gewesen sein. Denn dieser beherrscht das latein und seine schriften atmen den geist des humanismus, aber er kann auch nicht griechisch. Obwohl Gebwiler die ausbreitung der reformation auch durch schriften zu verhindern suchte, trug doch die lateinschule zur kräftigung dieser bewegung bei. Namhafte drucker verlegten hier reformatorische schriften. Viele bürger waren evangelisch gesinnt. durften es aber wegen der vogtei des hauses Österreich nicht öffentlich bekennen. Drei Strassburger prediger stammten aus Hagenau, darunter Capito, der hier 1525 predigte und das sakrament in beiden gestalten erteilte. Im jahre 1540 fand ein religionsgespräch statt, an dem auch Melanchthon und die Strassburger Butzer und Capito teilnahmen. (Allgemeine deutsche biographie 8, 486 f. Kämmel, Gebwiler. — J. Rathgeber, Elsässische reformationsgeschichte. s. 94—101. T. W. Röhrich, Geschichte der reformation im Elsass 1, 391—393; 414—417; 2, 240; 3, 5.)

Scheit konnte also schon in Hagenau die neigung zum lutherischen bekenntnis fassen und ist darin während seines aufenthaltes in Strassburg befestigt worden. Dass Scheit in jungen jahren einige zeit daselbst verweilte, ergibt sich schon aus der übereinstimmung seiner reime mit der Strassburger stadtmundart, was Schauerhammer an vielen stellen aufdeckt: sein lob der 'vesten statt, die recht ein silbrin namen hat', mit dem hohen münster und dem 'steiffen sinn' (Frölich heimfart B 3 b), und noch mehr aus seinem näheren verkehr mit vater und sohn Nikolaus Gerbel. Das erfahren wir aus der vorrede zu seiner reimdichtung 'Wol gerissnen vnd geschnidtnen figuren Ausz der bibel', 1554. Ich möchte diese kurze, noch nicht neugedruckte vorrede zu dieser nur in drei exemplaren (British museum, Darmstadt, Münchner hof- und staatsbibliothek) vorhandenen dichtung ganz mitteilen, weil sie wichtige angaben zu Scheits leben bringt.

[A 2a] 'Dem ehrwürdigen vnd hoch gelehrten Docter Nicolao Gerbelio baider Rechten Doctori meinen günstigen herren zu handen.

Nach dem ich euch hochgelerter herr Doctor, als ich nachmals auss Franckreich komen bin, etliche wolgerissene, getruckte figuren, so ich von Lion mit mir gebracht hab, gezaigt: vnd darbey des fleissigen berümpten truckerherren Joannis Tornesij, welcher solche figuren mit grossen kosten in die Bibel (die dan solches grössers fleiss wol würdig) reissen lasst, gedachte, das er nemlich der meynung were dieselbigen für künstler, maler, vnd kunst liebhaber, wie man auch die künstliche [A 2b] Holbeinische und fleissige des Sebalds Behmen [Beham], biblische figuren zusamen getruckt hat, sonderlich an tag zu geben, vnd zu iedem figürlin IIII

lateinische Carmina, dessgleichen Italienische, Spanische vnd franzaisische reymen, vil Nacionen zu mehrerm verstand zu setzen. Derhalben auch ich solche summarien vnd inhalt der kapitel zum theil auss lieb des vaterlands, auff das solche künstliche büchlin auch zu uns Teutschen bracht würden, zum theil auss erforderung, vnd belonung truckerherren gedachte figuren mit teütschen reymen begabt hab. Die weil aber gemelter Joannes Tornesius mir sonderlich befolhen, solche Typos einem fürnemen, gelerten, berümpten man, künstler oder kunstliebhaber, dedizieren vnd zuschreiben. Weil auch solche biblische figuren von eim erfarnen, wolgelerten man so fleissig vnd wol dem waren text nach ordiniert, dartzu von dem maler so rein vnd lieblich gerissen vnd mit landschafften, stedtlin, thüren vnd personen so fleissig getzieret, auch von dem formenschneider alle linen so fleissig nachgefolgt, vnd [A 3ª] nichts verfieret worden, das ich solches büchlin würdig gescherzt einem fürnemen gelerten, vnd berümpten man zu zusenden. Als ich abber noch wol eingedenk bin der guten geselschaft, so ich weiland mit ewrem lieben sun Nicolao Gerbelio (der mit fil klag vnd trauren ewer, vnd aller deren, so er bekant gewesen, von hinnen verschiden) gehapt hab, welcher so fleissig in abconterfetung der landschafften, stätlin und schlösser gewaesen, das E. E. ein sonder wolgefallen daran gehapt: zu dem ich auch sonderlich gespürt, was lust E. E. hat anzusehen die kunstreiche kartas vnd landttafflen, auch mancherlay wol geordnete stett, deren ein güte anzal in ewer nützliche Graeciam (darin E. E. allen gelerten, vnd besonder studierenden iugend zum höchsten gedient hat) gehalten sindt:. darauff ich mich selbs wol erinneret, ir würden auch neben andren geschäfften, damit ir die iugent beharren zu fürdren, disse figuren zu zeytten an statt einer erfrischung des gemüts, vnd die müde geister zu erlüstigen von blatt zu blatt vmwenden, vnd übersehen. Auff solche meine [A 3ª] vertröstung vnd hoffnung wil ich das werck ewer ehrwürden vndertheinglich dediziert vnd zugesant, auch darneben mich, sampt dissem büchlin allen künstlern, malern vnd kunstliebhabern befohlen haben. Geben zu Worms den III. tag septembers, im iar MDLI[V]. E. E. gutwilliger Caspar Scheyt von Worms.

Aus dieser vorrede erfahren wir also den anteil Scheits an den Biblischen figuren, seine beziehungen zu Tornesius und vor allem die zu beiden Gerbel. Der humanist Nikolaus Gerbelius kam 1515 nach Strassburg, wurde hier korrektor, später kurialanwalt und von 1525 professor der geschichte; unermüdlich tätig für die verbreitung der klassischen studien. Sein hauptwerk ist die in der vorrede erwähnte Graecia (1550), ein lehrbuch der physischen und politischen geographie des alten Griechenlandes. Er war ein eifriger anhänger Luthers, mit dem er brieflich dauernd in verbindung blieb und darum bis ungefähr 1530 die anfeindungen der (den anschauungen Zwinglis zuneigenden) Strassburger reformatoren erdulden musste. Mit Scheit gemeinsam ist ihm die humanistische bildung, die liebe zur kunst und das lutherische bekenntnis. Strauch (a. a. o. s. 724) vermutet, Scheit sei lehrer des 1526 geborenen gleichnamigen sohnes von Gerbelius gewesen, also hauslehrer oder erzieher. Der etwas unterwürfige ton der vorrede und Scheits erwähnung der vorliebe des vaters für landkarten, wie seine bemerkungen über dessen sohn bestätigen diese vermutung. Der knabe war vielseitig begabt und frühreif. Seine im Strassburger Stadtarchiv aufbewahrten handschriftlichen 'Epistolae familiares' (1540) zeigen für den vierzehnjährigen ein auffällig gutes latein[1]. Ausserdem rühmt

1) Diese briefe (Epistolae ad historiam ecclesiasticam saec. XVI pertinentes IV G.), die ich eingesehen habe, erwähnen Scheit nicht. Zwei von den acht

hier Scheit dessen (wahrscheinlich vom grossvater ererbtes) zeichentalent (Allgemeine deutsche biographie 8, 716 8 Lud. Geiger. Gerbelius. — Adolf Büchle, Der humanist Gerbel. Programm des gymnasiums Durlach 1886). Da der junge Gerbel 1542 starb und Scheit augenscheinlich die trauer des vaters und der verwandten, ferner den nutzen, welche die Graecia bei den studenten gestiftet hatte, miterlebte, ist anzunehmen, dass er sich von ungefähr 1540 ab längere zeit und von 1550 ab kurz in Strassburg aufhielt. Aus dankbarer anhänglichkeit zeigte Scheit nach seiner heimkehr aus Frankreich seinem gönner die biblischen figuren und widmete ihm deren deutsche ausgabe.

Zu seinen lebzeiten befinden sich Scheits auch in Strassburg. Die Imelinsche chronik (Alsatia 1873 74. s. 414) erwähnt zum jahre 1530 einen 'Hans Scheidt, büchsenmeister in Strassburg'; im taufbuch Münster-Neukirche 1551 1571 (Strassburger stadtarchiv N 213) sind viele Scheit als täuflinge eingetragen, deren eltern also schon längere zeit ansässig waren. Später mehren sich die belege für diese familie. Die bezeichnung 'lieber vätter', die Fischart seinem lehrer in der vorrede zum Eulenspiegel (Werke, hrg. von Hauffen 3, 12) beilegt, kann sowohl vetter als gevatter bedeuten (vgl. Goedeke, Fischarts Dichtungen, s. XXII). Für taufpaten sagt Fischart in der Geschichtklitterung s. 167 (zusatz) hintereinander: 'gevatter', 'paten' und 'pfettermann'; im Bienenkorb (1588, s. 107b) 'pfettern' für das holländische 'peters'. Eine blutsverwandtschaft zwischen ihm und Scheit ist unwahrscheinlich. Möglich aber ist es, dass Scheit sein taufpate war. Belegen lässt sich das freilich nicht, da die Strassburger taufmatrikeln erst von 1551 an geführt wurden und Fischart unbedingt um 1546 auf die welt gekommen ist (Euphorion 19, 1 ff.).

Seit dem ausgang der vierziger jahre muss Scheit wohl seinen ständigen aufenthalt in Worms aufgeschlagen haben, weil er schon in der ältesten undatierten, wahrscheinlich 1549 erschienenen schrift 'Newe Zeittungen des Herrn Philippsen' (vgl. Schauerhammer s. 14 f.) und in den zu Worms herbst 1551 erschienenen reimdichtungen 'Grobianus' und 'Lobrede von wegen des Meyen', wo auch die vorrede mit Worms datiert ist, sich 'Scheit von Wormbs' benennt. Gewiss hat er in der ersten zeit kein festes schulamt gehabt, sonst hätte er nicht ohne weiteres seinen Wormser aufenthalt 'mehr denn jahres frist' (1552) unterbrechen können, um dem junker Hans Jakob von Wachenheim in der Rheinpfalz als erzieher seiner kinder und als eine art haushofmeister zu dienen. Er dürfte auch nach seiner rückkehr nach Worms noch längere zeit als hauslehrer gewirkt haben, weil er sich erst auf dem titel der verloren gegangenen schrift 'Reformation der Musica' (1561) als 'paedagogum zu Wormbs' bezeichnet. Er muss also inzwischen, wahrscheinlich ende der fünfziger jahre, ein festes schulamt mit der bezeichnung 'paedagogus' erhalten haben, weil er erst jetzt seinem namen diesen beruf beilegt. Und es ist auffällig, dass vom beginn seiner schriftstellerischen tätigkeit in kurzen pausen eine schrift der andern folgt, während vom 'Todtentanz' (1557) vier jahre bis zur 'Reformation der Musica' verstreichen und danach bis zum tode Scheits nichts mehr erscheint. Denn die in der zweiten ausgabe der 'Wolgerissnen vnd geschnidtnen figuren' (1564) neu hinzuge-

briefen sind gerichtet an den bekannten schwäbischen reformator Joh. Brenz, 'amico et praeceptori suo', der von 1522 1547 in Schwäbisch Hall als prediger wirkte und 1540 dem religionsgespräch zu Hagenau beiwohnte, bei welchem anlass er vielleicht den jungen Gerbel kennen gelernt hat. (Vgl. Allg. deutsche biographie 3, 314–316.)

kommenen bilderreime (84 zum alten und 96 zum neuen testament) rühren, wie Schauerhammer (s. 15 f.) durch eine vergleichende betrachtung der reime schlagend nachgewiesen hat, nicht von Scheit her. Fischart begründet dieses aussetzen der schriftstellerischen tätigkeit Scheits in der vorrede zum Eulenspiegel (a. a. o. s. 12): 'mein lieber Herr Vätter vnd Preceptor Caspar Scheid seliger gedechtnuss, so solche fürhabende matery seinem Grobiano gleichmessig zuhandlen befunden' (nämlich eine versifizierung des volksbuches vom Eulenspiegel), 'aber von wegen Schulgescheftt vnd ernstlicherem studieren darvuon abgehalten'. Es muss ein schwierigeres schulamt gewesen sein, wobei ihm nicht nur der unterricht, sondern auch die vorbereitung dazu — so kann man vielleicht das 'ernstlichere studieren' auffasssen — so viel zeit kostete, dass er von nun ab auf die schriftstellerische tätigkeit verzichten musste. Nur an der lateinschule konnte das der fall sein. Er wird also, wie es in jener zeit auch in Strassburg und Worms üblich war, zuerst lehrer der untersten klasse und dann bei eintretenden lücken allmählich lehrer der obersten klasse und gleichzeitig rektor geworden sein. Denn ein beweisgrund für sein rektorat liegt darin, dass nach dem ableben Scheits (1565) der in Worms geborene magister Friedrich (nicht Johann, wie Strauch a. a. o. 721 irrtümlich angibt) Zorn zum rektor der lateinischen schule berufen wurde. Die erwähnte bezeichnung 'Schulgescheftt' scheint darauf hinzuweisen, dass Scheit in den letzten lebensjahren schulleiter war. Fischart ist als sein schüler in dieser zeit gewiss ein gewichtiger zeuge.

Doch es darf nicht verschwiegen werden, dass Karl Hedicke in seiner tüchtigen dissertation 'Scheits Frölich heimfart' (Halle 1903, s. 21—23) nachweist, dass Scheit des griechischen nicht mächtig war, und daraus folgert, dass er nicht rektor einer lateinschule gewesen sein konnte. Diese begründung ist einleuchtend, und ich habe ihr bei meiner besprechung dieser schrift (Zeitschr. 38, 264) beigestimmt, weil mir damals das lehrziel der Wormser lateinschule nicht bekannt war.

Nun behauptet Heinrich Boos in seiner 'Geschichte der rheinischen städtekultur mit besonderer berücksichtigung von Worms' (Berlin 1901, bd. 4, 356), dass Scheidt an der elementar- oder deutschen schule in Worms lehrte, und verweist hierfür auf die ergebnisreiche schrift von Adalbert Becker, Beiträge zur geschichte der frei- und reichsstadt Worms und der daselbst seit 1527 errichteten höheren schule, Worms 1880. Hier ist aber von Scheit überhaupt nicht die rede, weil selbst im dortigen reichsstädtischen archiv nichts über ihn zu finden war. Zwar gab es eine städtische deutsche schule, die seit 1548 belegt ist, aber über ihre einrichtung und ihre lehrer ist für die älteste zeit nichts bekannt. Sie muss mit der lateinschule in enger verbindung gestanden haben, weil z. b. ein Joh. Lautenschläger, der am gymnasium von 1579—83 wirkte, dann an die deutsche schule als 'rechenmeister' versetzt wurde (Becker s. 59. 79. 81. 95. 97. 108). Es ist darum nicht ausgeschlossen, dass Scheit eine zeitlang an der deutschen schule unterrichtete, doch gewiss nicht in den letzten jahren, weil ihn diese wirksamkeit gewiss nicht von jeder schriftstellerichen tätigkeit abgehalten hätte.

Eine städtische lateinschule ist schon für 1492, eine neugründung im lutherischen sinne erst für 1527 belegt. Diese konnte aber schon einige jahre vorher entstanden sein. Die neue schule wurde in das aufgelassene, später entsprechend umgebaute barfüsserkloster verlegt und 1539 von Karl V. 'confirmiert' (Becker s. 62 ff.).

Weil die alte schulordnung verloren gieng, half sich Becker mit einer sehr vorsichtigen rekonstruktion, indem er überzeugend nachwies, dass die Melanchthonsche,

für einfachere lateinschulen bestimmte schulordnung von 1528 und später mit den erweiterungen von 1538 und der kurpfälzischen ordnung von 1556 von der Wormser schule übernommen worden ist. Danach wurden die schüler in drei 'haufen' unterrichtet, die wieder je nach der zahl der schüler in je zwei bis drei jahrgänge zertielen, so dass der unterricht im ganzen acht bis neun jahre dauerte. Hierfür genügten, wie wir aus den für 1565 erhaltenen angaben ersehen, drei lehrer, der 'rektor' und gleichzeitig lehrer des obersten haufens, der 'konrektor' und der 'kantor', der lehrer des untersten haufens und zugleich leiter des musikunterrichts an der ganzen schule. Bei den eintretenden schülern setzte man die kenntnis des lesens, schreibens und rechnens voraus. Im untersten haufen wurden die anfangsgründe des lateinischen und Luthers katechismus gelehrt. Im zweiten haufen wurde die lateinische grammatik durchgenommen, sowie die Colloquia Erasmi, lateinische fabeln, stücke von Terenz und Plautus verdeutscht, im obersten haufen Vergil, Ovid, Cicero gelesen, ferner dialektik, rhetorik und metrik betrieben mit übungen in abfassung von lateinischen versen und briefen. Erst in dieser stufe wurden die schüler verhalten, nur lateinisch zu sprechen. Ein unterricht im griechischen — das ist erwiesen, — wurde in dieser zeit in Worms nicht erteilt (Becker, s. 80 ff.).

Damit sind Hedickes bedenken behoben. Scheit konnte auch ohne kenntnis des griechischen lehrer und rektor der Wormser schule werden. Des lateinischen war er ja völlig mächtig. Es schadete ihm auch nicht, dass er nicht magister liberalium artium war. (Es ist wahrscheinlich, dass er diesen grad nicht besass, sonst hätte er ihn, wie es damals allgemein üblich war, in den titeln vor seinen namen gesetzt). Von den zwischen 1565—1608 bekannten zwanzig lehrern der Wormser lateinschule sind nur sieben magister (Becker s. 79 f.).

Am 19. september 1565 trat Zorn sein neues amt an. Wenn er also Scheit ablöste, so dürfte dieser erst im sommer dieses jahres gestorben sein, weil eine bei nur drei lehrern sehr empfindliche lücke bald ausgefüllt werde musste. Zorn findet zwei lehrer vor, Crispin Böttcher aus Lüdersfeld und magister Caspar Walter aus Worms. Der erstere stirbt 1567, der andere wird im gleichen jahre verabschiedet (Becker, s. 79—84). Die beiden müssen also die jahre vorher mit Scheit zusammen gewirkt und auch vielleicht lehrer Fischarts gewesen sein. Erst durch Zorn wurde das griechische, und zwar nicht gleich, in Worms eingeführt. Zorn, der, 1528 in Worms geboren, die heimische lateinschule besuchte, von 1552 ab die studien in Heidelberg fortsetzte und daselbst 1558 magister artium wurde, leitete 1560—1561 als 'obrister magister' das mit der universität eng verbundene, neu begründete pädagogium und lehrte hier die griechische grammatik und das neue testament. Wegen der einführung des Calvinismus in die Pfalz verliess Zorn herbst 1561 Heidelberg und leitete bis herbst 1565 als erster rektor das neu errichtete gymnasium in Oppenheim. Auch hier wurde der Calvinismus gewaltsam eingeführt, und Zorn nahm darum den ruf seiner heimatstadt an, wo er als früherer leiter des (ein höheres lehrziel anstrebenden) pädagogiums begreiflicherweise den wunsch hegte, auch die Wormser schule durch einführung des griechischen auszugestalten. Das ist aber erst 1576 erfolgt, nach der hinzufügung der vierten klasse. Wie in Strassburg, so hatte auch in Worms die aufsicht über die schulen ein 'scholarchat', welcher behörde einige ratsmitglieder, ein aus den stadtpfarrern bestellter 'visitator' und als vorsitzender ein gewesener städtmeister angehörten (Becker, s. 87—94).

Noch etwas wäre bei diesen schulverhältnissen in Worms zu erwägen. Wenn Fischart in der oben wiedergegebenen stelle Scheit als seinen praeceptor bezeichnet.

und wenn Strauch (a. a. o. s. 728 f.) in grossen zügen den tiefgehenden einfluss Scheits auf seine schüler aufweist, so kann er unbedingt nur in Worms diese beeinflussung erfahren haben. Denn, wie oben gezeigt, muss Scheit nach 1552 ständigen aufenthalt in Worms gehabt haben. Und Fischart konnte nur in reiferen jünglingsjahren Scheits anregungen in so fruchtbringender weise aufgenommen haben, also auf jeden fall erst in den letzten lebensjahren Scheits [1]. Da nun Fischart, was ich im ersten kapitel meiner noch nicht veröffentlichten Fischart-monographie nachzuweisen versucht habe, das, wenn auch etwas einseitige, doch so hoch entwickelte, von Johannes Sturm eingerichtete Strassburger gymnasium durch mehrere jahre besucht hat, so konnte er an der Wormser schule nichts neues hinzulernen. Jedenfalls aber verlieh ihm die absolvierung dieser schule das recht zur unmittelbaren immatrikulierung an einer facultas artium, wie es z. b. bei Zorn der fall war. Wahrscheinlich hat Fischart den unterricht daselbst nicht lange genossen. Was er von Scheit gelernt hat, konnte nur bei engstem persönlichen verkehr erfolgen. Und wie es in Strassburg allgemein üblich war, dass die gymnasiallehrer und rektor Sturm selbst schüler ins haus nahmen, so hat Fischart sicherlich bei Scheit gewohnt, zumal er ihm durch leibliche oder geistliche verwandtschaft verbunden war.

Hedicke behandelt (a. a. o. 34–42), über Strauch hinausgehend, das verhältnis Scheits zur französischen literatur der ersten hälfte des 16. jahrhunderts [2]. Scheit weilte vor seinem Wormser aufenthalt eine zeitlang in Lyon, damals einem geistigen mittelpunkt Frankreichs, wo er bei dem 'berühmten druckerherren', dem gebildeten Johannes F. Tornesius, für dessen bilderbibel die 1554 erschienenen deutschen reime

1) Der tod seines vaters — wahrscheinlich und spätestens 1561 — und die wiedervermählung seiner mutter am 24. august 1562 dürften die veranlassung von Fischarts übersiedlung nach Worms gewesen sein. Diese eintragung und mehrere andere daten zu Fischarts familiengeschichte habe ich anfang september 1911 im stadtarchiv zu Strassburg gefunden. Sie werden im Euphorion 19. bd. veröffentlicht werden.

2) Als kennzeichen der vorliebe des pfälzischen hofes für die französische literatur weist Hedicke (s. 45) mit recht darauf hin, dass fünf bücher des deutschen Amadis [also II, IV, V, VIII, IX] pfalzgräfinnen gewidmet worden sind. Davon sind verheiratete pfalzgräfinnen: Elisabeth, geb. herzogin zu Sachsen, und Renata, prinzessin von Lothringen, hingegen ist Helene eine geborene pfalzgräfin. Hinzuzufügen ist auch noch buch III und X, das der landgräfin Anna Elisabeth von Hessen, auch einer geb. pfalzgräfin, gewidmet ist. Darauf hat schon 1877 Wilhelm Scherer 'Die anfänge des deutschen prosaromans' (Qu. und F. 21, 68 f.) aufmerksam gemacht und überdies die vermutung ausgesprochen, dass die unbekannten verdeutscher des Amadis, welche im dritten buchstaben ein *V.* zeigen, also z. b. ***F. C. V. B.*** adelige seien. Hier sei auch gleich zu der erwähnung der Amadisoper von Quinault 1684 (in meiner besprechung der Amadisstudien von Pfeiffer, Zeitschrift 42, 475 anm.) hinzugefügt, dass sich nach einer freundlichen mitteilung des direktors dr. Adolf Schmidt in der grossherzoglichen bibliothek in Darmstadt noch ein druck mit der komposition von Lully (Paris 1711) und drucke mit dem texte allein (Paris 1686 und Bruxelles 1709), sowie eine spätere komposition dieses textes durch Joh. Seb. Bach 1779 vorhanden sind. Ausserdem gibt es im 17. und 18. jahrhundert noch eine grosse anzahl von Amadisopern. — Hervorheben muss ich noch, dass die letzten drei bücher des deutschen Amadis (XXII–XXIV 1594 und 1595) n i c h t übersetzungen der letzten drei französischen bücher, XXII—XXIV, sein können, weil diese erst 1615 erschienen sind, sondern erweiterungen der früheren bücher. Auffällig ist es freilich, dass es auch auf dem titel der letzten bücher heisst: 'auß dem Frantzösischen newlich in Teutsch gebracht'. Diese verhältnisse müssten doch einmal festgestellt werden.

verfasste und als korrektor tätig war, wie Hedicke es überzeugend nachweist. In Lyon lernte er die werke der rhetoriker und renaissancedichter kennen. Der einfluss von Clément Marot auf das Maienlob und von Jean Lemaire und Guillaume Cretin auf die Fröhliche heimat tritt deutlich zutage. Auf diesem gebiet war der einfluss Scheits für seinen schüler besonders fruchtbar. Er wird ihn auch hier im gebrauch der französischen sprache so weit unterwiesen haben, dass Fischart bald danach unbesorgt nach Paris reisen konnte.

Dass sich Fischart wirklich in Worms aufhielt, bestätigen auch seine den tatsachen entsprechenden angaben über dortige bauten (Geschichtklitterung s. 88): 'wie solt es stehn, wann der Adam an der müntz zu Worms allein solt schlagen vnd kein mitschlagende Euam haben?' Das prächtigste weltliche gebäude, die münze, ist bei der zerstörung von Worms durch die Franzosen 1689 auch vernichtet worden, aber aus der Hamannschen zeichnung von 1630 (bei F. Soldan, Die zerstörung der stadt Worms, s. 67 und tafel IV) ist diese renaissanceplastik bekannt: Vor dem dach über der grossen uhr zu beiden seiten des baumes mit der schlange Adam und Eva, welche mit goldnen äpfeln stündlich an die glocke schlugen. Fischart hatte bei dieser bemerkung keine veranlassung, auch die fresken aus der Siegfriedssage zu erwähnen, welche der Wormser Nikolaus Nievergalt im auftrage des rates 1493 auf der aussenwand der münze gemalt hat. Diese fresken waren zu Fischarts zeit noch erhalten, weil sie in der aus dem ende des 16. jahrhunderts stammenden Zornschen chronik in der fortsetzung von Wick (s. 444) beschrieben werden: 'Darnach stet fraw Crimhiltin vnd der hörnin Syfridt gemalt mit zwen risen ligendt, darunter stan dise wort: Libertatem, quam majores peperere, digne studeat fovere posteritas; turpe enim esset parta non posse tueri. Quamobrem Wangiones quondam cum Julio conflictati iam tibi Caesar perpetua fide cohaerent' (mitgeteilt in den von H. Boos herausgegebenen Quellen zur geschichte der stadt Worms 3, 379 anm. 1). Aus der erwähnten Hamannschen zeichnung geht hervor, dass diese fresken, die inzwischen wahrscheinlich verblassten, durch andere ersetzt wurden. Ferner erwähnt Fischart in der Geschichtklitterung bei der beschreibung der türme der abtei Theleme Wormser türme (439 f.): 'Einer mit schifer wie zu Worms. . . Vnd fürnemlich an eim der mönch Milchzahn' [wortspiel für Ilsan], 'so gross er war, mit einer kreutzstangen, wie der hörnin Seifried am newen thurn zu Worms gegen dem Rein zu'. Auf der Hamannschen zeichnung (Tafel VII) sieht man auf der Rheinseite des hohen neuturmes nur ein Marienbild. Dass aber wirklich zu Fischarts zeit ein Siegfriedsbild dort bestand, bezeugt Mathias Quade, Teutscher nation herrlichkeit (Köln 1609, s. 146), welcher auch die fresken auf der münze beschreibt: 'wie derselbe drach mit sammt der jungfrau und ihren brüdern sammt Seyfrieden zu Wurmbs auf dem markt an einem überalten gebäu (die münz genannt) ganz antiquitätisch abgemalt stehen . . . und am Rhein uf dem neuen thurm im eck der stadtmauern siehet man auch den Seyfrieden'.

Diese bilder und die lebendigen erinnerungen in Worms, wo die heldensage so tief im boden wurzelte und am längsten nachhielt, haben gewiss Fischart zu seiner beschäftigung mit dieser angeregt (vgl. Boos, Quellen 3, 92 anm. 1 und 563, 28 ff. und Wilhelm Grimm, Deutsche heldensage[3], nr. 135. 141 b. 150. 151 b. 157. 158. 161. 165. 165 b, dazu Zfda. 12, 434. — Bei Grimm nr. 150 sind die aussprüche Fischarts zusammengestellt; nachträge in der Zfda. 15, 330 f.). Freilich müssen auch die literarischen einflüsse in betracht gezogen werden. Die erwähnten fresken sind durch das erscheinen des Heldenbuches veranlasst, dessen erster undatierter druck

vor 1491 herauskam (Goedeke, Grundriss² 1, 274). Ebenso hat Scheit für seine verse im Grobianus 2259 f.:

> Vnd wie Signot den Berner trug,
> Vnd wie Wolff Dietrich würm erschlug,

— zusätze zur quelle — das Heldenbuch benützt. Erwiesen ist auch, dass Fischart dieses werk insbesondere für seine Geschichtklitterung verwertete (Hauffen, Neue Fischartstudien, s. 278). Durch das erscheinen des liedes vom Hürnen Seufried (von 1540 ab) wurde die erinnerung besonders in Worms erfrischt (W. Scherer, Die anfänge des deutschen prosaromans, s. 26).

In aller kürze seien noch die konfessionellen zustände in Worms (nach Boos, Geschichte 4. bd., 42. und 43. kap.) herangezogen, soweit sie für Scheit in betracht kommen. Obwohl Worms bereits 1121 reichsstadt geworden war, hatte sie ihre rechte jahrhunderte lang gegen die immer wieder erneuerten eingriffe der Wormser bischöfe zu verteidigen. Nach der teilweise durchgeführten reformation kam es zu noch schlimmeren reibungen zwischen der stadt und der katholischen geistlichkeit. Ein grosser teil der bevölkerung hatte schon im april 1521 für Luther, der auf dem reichstag vor Karl V. so mannhaft aufgetreten war, partei ergriffen; seine schriften wurden in allen schichten verbreitet; die reformatorische bewegung kam nicht mehr zum stillstand. Während des bauernkrieges (1525) führte der rat in der dominikanerkirche den evangelischen gottesdienst ein, säkularisierte die männerklöster, die für schule und armenpflege verwendet wurden. Doch der dom, einige stiftskirchen und kapellen verblieben katholisch. Von den Strassburger reformatoren empfohlen, kam 1527 Brunner nach Worms, der in briefen an Butzer über das treiben der sektierer klagte.

Das Augsburger interim wurde in Worms sofort (19. juli 1548) und mit grösster strenge durchgeführt. Die einzigen zwei evangelischen prediger, Leonhard Brunner, der in der abendmahlslehre Zwinglis anschauung zuneigte, und Hieronymus Brack, mussten die stadt verlassen, so dass Worms bis 1552, äusserlich wenigstens, katholisch war. Der bischof erliess scharfe mandate, in denen er Worms als *civitas nostra* ansprach. Der verleger Scheits, Gregor Hoffmann, wurde, weil er diese mandate druckte, vom rate bestraft. Nachdem die 1552 vom rat auf das Augsburger bekenntnis bestellten prediger Jakob Pfeffinger und magister Georg W. Kraut die stadt 1557 und 1558 wieder verliessen, berief der rat den magister Nikolaus Pulz aus Nürnberg und Veit Reißner aus der Steiermark. Nach dem Augsburger religionsfrieden 1555 scheint auch das kirchenwesen in Worms zu geordneten verhältnissen gekommen zu sein. Zwar auf dem hier 1557 abgehaltenen religionsgespräch, wo sich die hartnäckigen vertreter der verschiedenen protestantischen richtungen aufs heftigste bekämpften und in feindschaft schieden, rühmten sich die dabei beteiligten katholiken mit recht des sieges. Doch ihr wortführer, der erste deutsche jesuit, Peter Canisius, bewirkte durch seine zahlreichen eindringlichen predigten im dome das gegenteil seiner absicht, denn er befestigte nur den evangelischen glauben in den gemütern der Wormser. Noch während des religionsgespräches wurde hier unter der beteiligung Melanchthons die von dem heimischen prediger Pulz und dem advokaten dr. Philipp Rhinerus entworfene kirchenagenda beschlossen und eingeführt. 1562 wurde ein dritter prediger, magister Israel Ratz, aus Württemberg berufen. Seit kurfürst Friedrich III. 1562 den Calvinismus gewaltsam in die Pfalz eingeführt hatte, schloss sich Worms immer mehr der streng lutherischen richtung an.

Diese ereignisse hat Scheit miterlebt. Sie müssen seine lutherische gesinnung nun vollends befestigt haben. Auch in dieser richtung konnte er auf Fischart einwirken, der aus Strassburg gekommen war, wo trotz der (1552) erfolgten ernennung des orthodoxen lutheraners Joh. Marbach zum superintendenten viele gebildete, darunter der rektor Sturm und einige professoren, den anschauungen der reformierten zuneigten. Denn wenige jahre später hat Fischart in seiner erstlingsschrift Nacht Rab (1570) den angriffen Rabes gegenüber das augsburgische bekenntnis eingehend in allen seinen lehren verteidigt (v. 1872–1969) und sich im Barfüsserstreit v. 110 als 'Lutheran' bezeichnet. Bald danach gewinnt er allerdings eine freiere auffassung vom evangelischen bekenntnis.

Die todesnachricht Scheits gibt schon W. Wackernagel (Fischart, s. 12 anm.) wieder. Vielleicht ist es nicht überflüssig, die daselbst erwähnte stelle ausführlicher mitzuteilen:

Wendelin Hellbach, Grobianus vnd Grobiana. Von unfletigen, groben sitten. . . Frankfurt a. M. 1567. In der vorrede, welche dem stadtarzt dr. Adam Lonicerus und dem magister Joh. Cnipius Andronicus secundus in Frankfurt[1] gewidmet ist wird [3a] von 'Caspar Scheid von Wormbs' gesprochen. .

[3a] 'Dieweil ich aber D. magister' [also Joh. Cnipius] auss ewern schreiben, so jhr auff den christag dises lauffenden 1566 jars an mich gethan, eygentlich vnnd gründtlich verstanden, dass derselbige, [Scheit] im ver-[3b]schienen 65. jare mit Weib vnd kinden, als die Pestilentz daselbst regierte, durch den Tod, des wir alle gleicher vnnd sonder gestalt müssen gewertig sein, von dieser Welt genommen, Habe ich E. A. G. diese bitte nicht können noch wöllen abschlagen. Vnnd wiewol E. A. G. hiebevor der sachen nicht eygentlich gewiss waren, So habe ich doch gentzlich dafür geachtet, dass er eintweder todt oder mit anderen sachen beladen sein würde.'

Es bleibt also bei dieser nachricht ein zweifel übrig. Trotzdem bezeichnet Hellbach [6a] Scheit als 'selig'. Und man kann gewiss die nachricht des magister Cnipius als richtig betrachten.

PRAG-SMICHOW. ADOLF HAUFFEN.

Wilhelm Michael, Überlieferung und reihenfolge der gedichte Höltys [Sarans Bausteine zur geschichte der neueren deutschen literatur 2]. Halle, Niemeyer 1909. VIII, 170 s. 3 m.

Seit vor mehr als vierzig jahren Halms forschungen und ausgaben ein erstes fundament gelegt hatten zu einer zeit, wo man eben erst anfieng, die neuere deutsche literatur in den kreis ernsterer untersuchungen hineinzuziehen, hat sich die wissenschaft um die persönlichkeit und die dichterische entwicklung Höltys kaum gekümmert. Nun sind unabhängig voneinander gleichzeitig zwei jüngere gelehrte an die lockende aufgabe, die hier der lösung harrt, herangetreten: Schissel von Fleschenberg, der als vorläufer einer kritischen gesamtausgabe von Höltys gedichten ein übersichtliches und brauchbares inventar des handschriftlichen materials in München und Eutin vorgelegt hat (Höltyhandschriften, Wien 1908), und der verfasser der vorliegenden, durchweg gründlichen, besonnenen und vorsichtigen arbeit, dessen

1) Zu Lonicer und Cnipius vgl. H. Michel, Heinrich Knaust, s. 134 f. und s. 297. Allg. deutsche Biographie 19, 157 Stricker, Lonicer.

liebevoller fleiß durch schöne gesicherte resultate belohnt worden ist. Was Michael in dieser zeitschrift (41, 59) zur kritik der genannten schrift Schissels ausgeführt hat, scheint mir durchaus wohlbegründet zu sein.

Eine vorbemerkung verzeichnet die handschriften Höltys, die Michael, abgesehen von den Münchener und Eutiner konvoluten, die Schissel inventarisiert hat, im original benutzen konnte, nach inhalt und aufenthaltsort. Die drucke älterer fassungen schon bekannter gedichte, die er in den Göttinger Unterhaltungen von 1770 und 1771 aufgespürt hat, hat er allerdings nicht zuerst entdeckt: es ist ihm entgangen, daß Nutzhorn, von dem er nur den aufsatz im 4. jahrgang der Hannoverschen geschichtsblätter kennt, der jenes journal behandelt, auch jene gedichtabdrücke gekannt und in derselben zeitschrift (2, 29) davon nachricht gegeben hat. An derselben stelle werden auch noch drei prosaübersetzungen Höltys, eine aus dem italienischen, zwei aus dem englischen, nachgewiesen, die hoffentlich Schissel nebst den andern bisher ungedruckten übertragungen aus Bion, Moschos, der Batrachomyomachie, Anakreon, Ariost, Tasso, Shakespeare in einem anhang seiner ausgabe uns bekannt macht. Der erste hauptabschnitt der arbeit gibt dann eine geschichte der forschung und eine kritik der ausgaben. Über Geislers raubdruck von 1782, der nirgends auf handschriften zurückgehen konnte, aber die almanache und anthologien ausgiebig ausgezogen hat, orientiert eine sehr nützliche tabellarische übersicht: eine ganze reihe sicher unechter gedichte, um deren identifizierung sich Redlich verdienste erworben hat, sind hier Hölty zugeschoben; verse unbekannter herkunft, die in einigen gedichten eingeschaltet erscheinen (s. 27), könnten echt sein, wie es die der Olla potrida von 1780 entnommenen fragmente zweier lieder sicher sind; im ganzen ist Geislers sammlung für die kritik wertlos. Die betrachtung der beiden ausgaben, die Voss dem frühvollendeten jugendfreunde zum gedächtnis 1783 und 1804 veranstaltet hat, wird durch einen vortrefflichen abschnitt über die natur des verhältnisses beider dichter eingeleitet, an den sich bemerkungen über den begriff des literarischen eigentums und die weitgehende beeinflussung anschliessen, die die haindichter gegenseitig in ihrer poetischen arbeit nicht nur tatsächlich, sondern auch mit voller absicht und in dem bewusstsein des durch diese gemeinsame kritisch bessernde tätigkeit erhöhten absoluten wertes ihrer schöpfungen aufeinander ausübten. Aus diesen gesichtspunkten ergibt sich denn doch eine etwas andere beurteilung der redaktionellen tätigkeit Vossens an Höltys gedichten, als man sie in Halms abhandlung von 1868 findet, der nicht nur mit starker voreingenommenheit und ohne rechte vertiefung in die anschauungen Höltys an seine arbeit gegangen ist und in Voss nichts als den pedantischen schulmeister sieht, der sich an dem nachlass eines freundes täppisch und pietätlos vergreift, sondern auch, was schon Wolff (Vierteli. f. lit. 3, 548) erkannt hatte, in einzelnen fällen Vossische besserungen annimmt, wo ältere lesarten Höltys selbst vorliegen, die Voss den manuskripten entnommen hat. Vossens standpunkt den gedichten Höltys gegenüber war natürlich nicht der des philologen oder literarhistorikers, der einen kritisch reinen text für forschungen zurechtlegen will: er wünschte das dichterische andenken seines freundes dem ästhetischen genuss der folgezeit durch eine nach seiner anschauung möglichst vollkommene, besonders im formellen gefeilte und gebesserte sammlung zu erhalten. Dass er dabei vielfach nicht ganz glücklich war, ist menschlich; dass uns heute der echte, unverfälschte Hölty lieber und interessanter ist, konnte er nicht ahnen; dass Hölty selbst noch bei lebzeiten beim ausfeilen seiner gedichte sich oft stark durch sein und der andern haingenossen urteil leiten liess und fremde vorschläge bereit-

willig aufnahm (obwohl sie, wie Michael s. 83 bemerkt, meist die ursprüngliche versmelodie stören), gab ihm vor sich selbst die offizielle berechtigung zu seinem verfahren. Vossens ausgabe von 1804 mit ihrer schönen biographischen vorrede verdient jedenfalls nicht das strenge urteil, das Halm über sie ausspricht, der sich doch selbst nicht scheute, seinen Hölty an einigen stellen schulmeisterlich zu verbessern, und das nun nicht mehr, wie bisher, unbeanstandet wird nachgesprochen werden dürfen. In dem kritischen abschnitt über die beiden Halmschen ausgaben wird des herausgebers willkürlichkeit in der interpunktion und orthographie besprochen und mit recht hervorgehoben, dass er hie und da zwei fassungen eines gedichts kontaminiert, ja ein zweifellos von Voss überarbeitetes lied (nr. 73) unter die echten gedichte eingereiht hat, statt die allerdings nur fragmentarisch erhaltene urfassung zu geben; weiter folgen lehrreiche bemerkungen zu den von Halm als anhang der grösseren ausgabe mitgeteilten briefen des dichters, von denen zwei der bearbeitung durch Voss verdächtig scheinen, aus dessen einleitung sie uns allein bekannt sind.

Der zweite hauptabschnitt des buches behandelt die überlieferung der handschriften und die chronologie. Er beginnt mit einer eingehenden kritischen untersuchung des Münchener materials, bei der Michael vielfach zu anschauungen gelangt, die von denen Schissels abweichen, soviel ich sehen kann, durchweg mit recht. Nachdem die frage nach ursprung und bedeutung der verschiedenen paginierungen erledigt ist, ergibt sich, dass Voss den gesamten bestand Höltyscher papiere, den er aus dem nachlass des dichters überkam, in zwei gruppen geschieden hat, die noch heute getrennt sind: in der einen vereinigte er alles, was als schwach, matt, mehr oder weniger druckunreif, fragmentarisch erschien, in der andern alle gedichte, die schon gedruckt waren oder gedruckt werden sollten. Die heute vorliegende anordnung jener ersten gruppe geht noch auf Voss zurück, der die vier verschiedenen teile, aus denen sie sich zusammensetzt und die Schissel unzutreffend als in sich geschlossene und miteinander verwandte 'liederbücher' originaler anordnung ansah, schon verstümmelt überkam, während die anordnung der zweiten gruppe von Halm herstammt, da sie auf seiner ausgabe beruht. Aus der kritischen vergleichung darin enthaltener doppeltexte ergibt sich für die vier teile der ersten gruppe eine sichere chronologie für die zeit vom sommer 1770 bis zum anfang 1771: nach Schissels siglen sind die vier teile zu ordnen H^3, H^2, H^4, H^1. Ausser gedichtniederschriften sind hier auch prosaarbeiten erhalten: ein fragment einer übersetzung von Musaios' Hero und Leander, dessen doppelüberlieferung teilweise verschiedene lesarten des griechischen urtextes voraussetzt, die Michael aus den damals vorhandenen ausgaben nachweist; drei fragmente über das leben Petrarcas und Lauras, beruhend auf Velutellos biographie, de Sades Mémoires und, wie es scheint, Varchis Lezzioni; ein wiederum doppelt erhaltenes fragment aus einer übertragung von Moschos' raub der Europa; auf das bruchstück der Batrachomyomachie, das durch die Eutiner papiere ergänzt wird, geht Michael leider ebensowenig ein wie auf die prosaübertragungen aus Anakreon. Die chronologische bemerkung über den doppeltext aus Musaios, wo eine wörtlich genaue und eine freie übersetzung einander gegenüberstehen, scheint mir (s. 92) nicht zur evidenz gebracht zu sein: dass die freie übersetzung aus der wörtlichen entstand, ist an sich das wahrscheinlichere, und könnte Hölty nicht die aus den lesarten sich ergebenden abweichenden griechischen vorlagen in der umgekehrten reihenfolge benutzt haben, als Michael annehmen zu müssen glaubt? Bei dem stück aus Moschos (s. 96) liegt der fall ganz ähnlich,

eine verschiedene behandlung beider stücke ist also wohl unwahrscheinlich. Die untersuchung der zweiten grossen gruppe von gedichttexten wird dadurch komplizierter, dass meistens eine grössere zahl von fassungen eines und desselben stückes vorliegt (von nr. 82 z. b. nicht weniger als acht), da Hölty die eigenheit hatte, korrekturen nicht in den manuskripten durch durchstreichen und überschreiben anzubringen, sondern lieber das ganze gedicht neu abzuschreiben. Die chronologie der erhaltenen niederschriften wird dann im einzelnen aus den andeutungen über die entstehungszeit, den notizen im bundesprotokoll des hains (die beurteilung der bundesbücher scheint mir durch die darlegungen s. 123 wesentlich gefördert und endlich auf einen ganz sicheren boden gestellt zu sein), der sehr interessanten entwicklungsgeschichte der handschrift des dichters, der ein eigener paragraph und eine tafel mit reproduzierten proben gewidmet ist, den in den gleichzeitigen briefwechseln zerstreuten notizen festgestellt, ein verfahren, das vielfach zu sicheren ergebnissen, zuweilen auch nur zu wahrscheinlichkeiten vordringt, denen man durchweg zustimmen wird. Eine reihe von bisher ungedruckten gedichten Höltys werden im verlauf der untersuchung mitgeteilt (Der gärtner an seinen garten s. 83, Lob der gottheit s. 87, Der wandernde prinz von Troja nach Percy s. 98, Der stern der seelen s. 149; der letztere steht auch bei Schissel s. 34), von andern schon dem wortlaut nach bekannten stücken neue varianten gegeben. Den beschluss macht ein versuch einer chronologie aller bekannten gedichte Höltys in übersichtlicher tabellarischer aufzählung, der von 134 nummern nur 14 als, vom datum der veröffentlichung abgesehen, nicht genauer bestimmbar übriglässt: ich vermisse hier nur das von Schissel s. 23 mitgeteilte Triumphlied der Teutschen nach überwindung des Varus.

Ich schliesse noch eine reihe einzelbemerkungen an. Vossens bearbeitung des gedichtes 'An gott' (nr. 38), zu deren schlussstrophe Halm in seiner abhandlung (s. 19) bemerkt, es werde kaum einem erklärer gelingen, einen vernünftigen sinn herauszudeuten, scheint mir Michael, wie seine paraphrase (s. 51) zeigt, vollständig missverstanden zu haben. Das gedicht drückt bei Voss genau denselben gedanken aus, wie in der Höltyschen urfassung: 'verzeih mir, gott der langmut, dass ich in jugendlichem leichtsinn nicht dich und den erlöser, sondern meine geliebte, eine der verwelkung gewachsene blume, als gottheit verehrt habe und sogar beim beichten und abendmahl die gedanken und gefühle nicht von ihr losmachen konnte'. Wenn Voss statt der schlussworte Höltys, gott habe sein herz vor einem reuigen sünder noch nie verschlossen, einsetzt: 'Jugendlich wähnt' ich tor, dich anzubeten, dich im abglanz, ach! paradiesischer rein' und unschuld', so wiederholt er nur noch einmal den grundgedanken des ganzen, indem er sagt: 'Mein ganzer fehler war, dass ich glaubte, in der verehrung der geliebten (denn sie ist eben der 'abglanz paradiesischer rein' und unschuld') gott zu verehren'. Michael erklärt ganz irrig: 'Nicht der mit sünde befleckte mensch soll sich mit seinem gebet an gott wenden, weil dieser dadurch gewissermassen an hoheit und majestät einbüsst, sondern nur ein von den schlacken irdischen daseins geläutertes herz darf sich ihm nahen'. Von all dem steht kein einziges wort da, und über Vossens bearbeitung ist durchaus kein grund sich zu entrüsten. — Wenn Michael (s. 62) den hinweis auf das idyll der häuslichkeit Hölty so fremd findet, dass er den betreffenden briefpassus darum für überarbeitet halten möchte, so ist doch auf die Mainacht (nr. 49) und Den befreiten sklaven (nr. 98) zu verweisen, wo ähnliche motive anklingen; auch ein nachklang von Goethes 'Wanderer', der im Musenalmanach desselben jahres 1774 erschienen war, könnte vorliegen. — Die auf s. 111 ohne deutung gelassene bemerkung einer frauen-

hand auf einer handschrift von nr. 82, 'Dem seligen geheimerat Marcard eigenhändig überreicht', kann doch wohl nur bedeuten, dass das blatt seinerzeit von Hölty eigenhändig jenem bekannten Hannoverschen arzt überreicht worden ist, dass dieser aber zur zeit der notiz schon tot war; damit ergibt sich das jahr 1793 als terminus a quo für die notiz. Die Eutiner papiere bewahren ein gedicht Höltys mit dem anfang 'Die frommen waffen sing' ich und den held'. Weder Michael (s. 162) noch Schissel (s. 39) haben bemerkt, dass es sich hier um keine originaldichtung, sondern um eine übertragung des anfangs von Tassos Befreitem Jerusalem handelt. Ich hatte das schon nach dem zitierten ersten verse vermutet: die einsicht in das mir gütigst von der Eutiner gymnasialbibliothek zur verfügung gestellte blatt gab die bestätigung. Diese bisher ungedruckten verse Höltys, die den beiden ersten strophen Tassos entsprechen und den sonstigen übersetzungsproben sich anreihen (vgl. Schissel s. 20, 22; Michael s. 97), mögen diese anzeige beschliessen:

Die frommen Waffen sing ich, und den Held,
Der des Erlösers Grab dem Feind entriss.
Er zeigete bey der Eroberung
Viel weise Kriegsgeschickligkeit, und that
Viel Thaten, litt auch vieles Ungemach.
Die Hölle setzte sich vergebens ihm
Entgegen, und vergebens wafnete
Sich das vermischte Volk von Asien
Und Libien. Der Himmel war ihm hold,
Und führte zu dem heiligen Panier
Die irrenden Gefährten bald zurück.
O Muse, die du deine Götterstirn
Nicht auf dem Helikon mit Lorbeern krönst,
Nein, die du einen goldnen Sternenkranz
Im Himmel unter seelgen Chören trägst,
Geuss himmlisch Feur in meine Brust, erhell
Mein Lied, o Göttin, und verzeyh es mir,
Wenn Schmuck ich in die Wahrheit webe, wenn
Ich andre Freuden, als die deinigen,
Mein Lied zu zieren, sang.

Auf der rückseite steht von Vossens hand folgender, soviel ich sehe, gleichfalls ungedruckter anfang einer freien bearbeitung der 5. (bei Voss 6.) elegie aus dem ersten buche von Ovids Amores:

Schwul wars, ein brennender, glutheisser Nachmittag!
Als ich, mit trägem Leib, auf meinem Sopha (zuerst: Bette) lag.
Halboffen waren itzt die Fenster in dem Zimmer;
In einen Wald wirft so die Sonne schwachen Schimmer.
Die Abenddämmerung kämpft so mit Nacht und Licht,
So schimmerts, wenn Auror aus trüben Wolken bricht.
Dies Kolorit vom Licht, wobey ein züchtig Mädgen
Vor Zeugen sicher ist, wünscht mein verschämtes Gretchen.
Sie kam — zurückgeschürzt, durchsichtig, flatternd war
Ihr Kleid, den Nacken schlug ein dunkelbraunes Haar.

JENA. ALBERT LEITZMANN.

S. Nestriepke, Schubart als dichter. Ein beitrag zur kenntnis Christian Friedrich Daniel Schubarts. Pössneck i. Thür., Bruno Feigenspan 1910. 239 s. 5 m.

Unsere kenntnis Schubarts zeigt noch manche grosse und kleine lücke trotz der recht zahlreichen untersuchungen, die ihm bereits gewidmet worden sind. Da des dichters grosse popularität nur zu oft veranlassung gab, seinen namen zum aushängeschild für vers, wort oder anekdote zu missbrauchen, so ist es überaus schwer, seinen geistigen besitzstand wirklich scharf zu umgrenzen. Dazu kommt, dass von seinen überaus zahlreichen produkten nicht wenige anonym in die welt hinausgegangen sind. Die züge dieser literarischen erscheinung fester zu umreissen, erstrebt auch Nestriepkes neuer beitrag — mit bestem erfolg. Er sucht zunächst die eigenart von Schubarts poetischem stil zu ergründen, um alsdann in einem zweiten an sich kürzeren hauptteil an hand der dort gewonnenen resultate das echte von dem unechten zu sondern. Folgt man dem verfasser auf diesem wege, so lässt sich vielleicht die frage aufwerfen, ob der erfolg der aufgewandten mühe wert gewesen. Nicht, als ob das schliessliche ergebnis sonderlich viel zu wünschen übrig liesse. Im gegenteil. Nicht nur sind die neuen zuweisungen ganz ansehnliche, die ganze untersuchung ist mit einer exaktheit und sicherheit durchgeführt, dass man durchaus den eindruck erhält, als könnte hier wohl kaum noch mehr zu holen sein. Nichtsdestoweniger aber wird man gestehen müssen, dass hier lediglich mit den altherkömmlichen massen gearbeitet wird, und dass die feineren massstäbe, zu deren beschaffung der erste hauptteil anlauf nimmt, doch wohl kaum zur anwendung kommen. Damit aber verlieren die beiden teile der arbeit den eigentlichen inneren zusammenhang. Die ganze untersuchung hätte daher zum wenigsten sehr an form gewonnen, wenn der verfasser erst den umfang von Schubarts schaffen genauer bestimmt hätte, um alsdann erst die eigenart dieses schaffens näher zu beleuchten. Denn dieser erste hauptteil überwiegt nicht nur dem umfang nach, auch inhaltlich liegt auf ihm durchaus das hauptgewicht. Denn hier wird die frage behandelt, auf die es dem literarhistoriker letzten endes einzig und allein ankommt, hier wird der punkt berührt, der an das indefinible angrenzt. Auch gibt der verfasser hier zweifellos sein wertvollstes. Wenn er dabei von jedem versuch, die psyche des dichters in höherem sinne zu charakterisieren, grundsätzlich absieht, so kommt das seiner untersuchung nur zugute. Sie gewinnt an geschlossenheit der form. Vielleicht würden wir überhaupt nichts vermissen, wenn nicht der verfasser selber durch seine gliederung des stoffes höhere ansprüche in uns wachriefe. Denn er betrachtet die entwicklung der Schubartschen dichtung nicht rein chronologisch, sondern verfolgt sie mehreremale nacheinander von verschiedenen gesichtspunkten aus. An hand der Elsterschen untersuchungsprinzipien sucht er seine kreise enger und enger zu ziehen. Nachdem er in einem 1. kapitel 'Die psychologischen und ästhetischen grundlagen des stils' eingehend untersucht hat, beleuchtet er in einem 2. kapitel 'Die objektiven ästhetischen apperzeptionsformen', d. h. er verfolgt, wie der dichter ‚fäden verschiedener vorstellungsgewebe zu neuen geweben zusammenknüpft' (s. 49), um sich alsdann erst den ‚subjektiven ästhetischen apperzeptionsformen' zuzuwenden, d. h. den sprach- und kunstmitteln, deren sich der dichter zum ausdruck seiner poetischen stimmung bedient. Vornehmlich wird hier über Schubarts gebrauch der tropen abgehandelt und festgestellt, dass der dichter 'die mittel, vorstellungen und gefühle wirksam zu gestalten, wohl zu gebrauchen weiss' (s. 103). Dann folgt ein 4. kapitel, betitelt 'Schubarts sprachstil'. Es ist das schwächste der ganzen arbeit

— in jeder beziehung. Weit davon entfernt, hier nun wirklich — wie man schon der überschrift nach doch wohl erwarten dürfte — ein resümé zu ziehen und das wahrhaft individuelle aus Schubarts kunstschaffen herauszuholen, begnügt sich Nestriepke damit, die typischsten eigentümlichkeiten seines sprachlichen ausdrucks, nach kategorien geordnet, der reihe nach aufzuzählen. Als würde er der wertlosigkeit seines verfahrens sich selber plötzlich bewusst, wirft er hier sogar den grundsatz chronologischer betrachtung über den haufen, um gleichsam zum ersatz für das so bewirkte zusammenschrumpfen das kapitel alsdann wieder aufzufüllen durch einflechtung Schubartscher äusserungen, über die sprache im allgemeinen und besonderen. Das alles enttäuscht. Am bedauerlichsten aber erscheint mir, dass der verfasser die eigentümlichkeiten des Schubartschen sprachstils nicht auf der folie eines schwäbischen idiotikons zu zeichnen versucht hat. Wenn er auch wiederholt darauf hinweist, dass diese oder jene wendung dem Schwaben Schubart näherliege als uns, so ist zweifellos in diesem punkte nicht genug geschehen. Der verfasser ist allem anschein nach kein Schwabe, und das ist ohne zweifel — im vorliegenden falle wenigstens — ein mangel. Denn solange Fischers grosses wörterbuch nicht vollständig vorliegt, dürfte es kaum möglich sein, sich die genaue kenntnis des schwäbischen sprachgebrauchs wissenschaftlich zu verschaffen. Nur als individuelle behandlung des schwäbischen aber ist Schubarts sprachstil wirklich zu würdigen.

Alle diese ausstellungen sollen des verfassers verdienst nicht verdunkeln. Denn der wert des von ihm gebotenen allein lässt jene überhaupt erst gerechtfertigt erscheinen. Befriedigt es auch die höchsten anforderungen nicht, so erhebt es sich doch weit über eine durchschnittsleistung. Gleich im ersten kapitel überrascht die klarheit und sicherheit, mit der der verfasser seinem stoffe gegenübersteht. Aus allem spricht eine reife des urteils, die überaus wohltuend berührt und über die etwas ungeschickte breite der ganzen untersuchung glatt hinweghilft. Dankbarer freilich wäre man dem verfasser zweifellos trotzdem, wenn er durch diese oder jene äussere zutat uns die übersicht etwas erleichtert hätte, so z. b. durch unterbringung des unwesentlichen in fussnoten oder durch eingehendere gliederung des stoffes auch äusserlich. Eine gewisse entschädigung findet der leser nur in dem umstand, dass er über keine nichtssagenden phrasen hinwegzulesen braucht. Ein künftiger herausgeber Schubarts aber wird dankbar sein für die grosse, dem 2. hauptteil eingereihte tabelle, in der Nestriepke über 800 gedichte Schubarts mit allen erreichbaren daten zusammengetragen hat.

Tübingen. ZINKERNAGEL.

Richard Meszlény, Friedrich Hebbels Genoveva. Eine monographie [Hebbelforschungen, hrg. von R. M. Werner und W. Bloch-Wunschmann IV]. Berlin, Behrs verlag 1910. 175 s. 3 m., geb. 4 m.

Meszlénys arbeit trägt den stempel geistreicher originalität. So sehr der verfasser auch in seiner stellungnahme jedes extrem zu vermeiden sucht, so originell ist doch andererseits sein verfahren und — mehr noch — seine auffassung. Originell ist gleich die einleitung, in der er unter anderem ausführt, dass das verhältnis des schaffenden dichters zu dem empirischen stoff das persönlicher feindschaft, des hasses sei: 'Aus dem hasse des beleidigten entsteht die sehnsucht nach einer ihm konformen gestalt des stoffes. Nur weil er diese unmöglich ausserhalb seiner schauenden seele

auffinden kann, überwindet die kraft der beleidigten empfindung und die der sehnsucht nach versöhnung die natürliche faulheit des menschen' (s. 3 f.). Kaum weniger geistreich ist die im zusammenhang hiermit aufgestellte unterscheidung zwischen theoretischem und praktischem urstoff — zum wenigsten der formulierung nach: 'Streng genommen besteht der dramatische stoff in der kausalität, welche die beziehung der vorhandenen personen zueinander und zu dem weltganzen rein, von der zeitlichen und örtlichen bedingtheit befreit, veranschaulicht. Dieser kausalen urform, dem theoretischen urstoff, steht der praktische urstoff gegenüber, der dieselbe kausalität innerhalb der zeitlichen und örtlichen bedingtheit darbietet' (s. 2). Ausgehend von dieser unterscheidung sucht der verfasser im 1. teile seiner arbeit der umfassenden materialsammlung, die Bruno Golz in seinem Genovevabuch zusammengetragen hat, eine kritischere — oder sagen wir besser — geistreichere stoffgeschichte gegenüberzustellen. Es heisst Golz' verdienst in keiner weise verkleinern, wenn wir auch diese stoffbetrachtung mit dank annehmen. So subjektiv sie auch sein mag, der verfasser leistet hier prächtiges, namentlich in seiner analyse der dramen maler Müllers und Tiecks. Im vergleich zu diesen beiden kapiteln fällt alles weitere, namentlich der ganze 2. teil, die eigentliche betrachtung der Hebbelschen Genoveva, geradezu ab. Der grund liegt darin, dass Meszlény hier mehr zu geben sucht als rein ästhetische analyse. Denn im grunde ist das, was er als ästhetiker über die bedeutung einzelner züge ausführt, nicht weniger geistvoll als seine betrachtung der dramen Müllers und Tiecks. Wertvoll ist namentlich gleich sein erstes kapitel, wo er bei der verfolgung einzelner motive einen überraschend scharfen blick beweist. Störend wirkt nur geradezu, dass er im weiteren auch den versuch macht, dieses einzelkunstwerk in des dichters künstlerischen werdegang hineinzustellen. Denn leider kommt nicht das geringste dabei heraus. Von den fäden, die das werk mit den dramaturgischen ideen des dichters verknüpfen, wird zwar gelegentlich gesprochen, aber kein einziger aufgewiesen. Es ist z. b. nicht wenig bezeichnend für das verständnis, das der verfasser diesen ideen entgegenbringt, dass die bemerkung des dichters in dem kleinen vorwort zur Genoveva, er hoffe auch in dieser dichtung der zeit ein 'künstlerisches opfer dargebracht zu haben', ihm als zeugnis dafür gilt, 'dass die zeit, in der die Genoveva wirklich spielt, weder 732 n. Chr., noch die poetische, sondern 1840 ist' (s. 98). Es ist — soweit ich sehe — die einzige erwähnung und verwertung, die dieses vorwort bei Meszlény gefunden hat. Trotzdem macht er es sich ausgesprochenermassen zur aufgabe, uns das werk auch mit den augen des dichters schauen zu lassen. Freilich versteht er darunter in wirklichkeit die Hegelsche brille. Dementsprechend erscheint ihm als das wichtigste der in dem werk wiederholt durchblickende gedanke, dass das mass der gebundenheit in der individuation den abstand von dem ideal menschlicher vollkommenheit bestimme: 'So stellt sich der allgemeine inhalt der Genoveva als ein schrittweises, durch die nebengestalten in allen abstufungen illustriertes aufsteigen vom vollständigen zwang (Katharina) zur absoluten freiheit (Genoveva) dar' (s. 110). Natürlich gilt dieser gedanke ihm durchaus als Hegelisch. Er bringt ihn direkt mit einer stelle der 'Philosophie der geschichte' in zusammenhang. Die Genoveva ist ihm 'ein kind der Hegelschen hochblüte' (s. 104). Die entgegenstehenden erklärungen des dichters werden kurzerhand mit der unglaublichen behauptung abgetan, dass 'er, eitel genug, bedacht war, die spuren dieser lektüre zu verwischen oder zu verwirren, um seiner originalität vor mit- und nachwelt keinen eintrag zu tun' (s. 113). Die bestimmtheit, mit der Meszlény sich hier äussert, muss

um so mehr auffallen, als sie auf das seltsamste kontrastiert mit der vorsichtigen zurückhaltung, der er sich der neueren forschung gegenüber befleissigt. In der hauptsache begnügt er sich damit, die anschauungen Scheunerts und Walzels – sie gelten ihm seltsamerweise als 'die äussersten pole der Hebbelforschung' (s. 100) – kurz zu skizzieren, um sich zwischen ihnen hindurch eine art mittelweg zu suchen: 'Diese beiden ansichten sind aus so grundverschiedenen, in den persönlichkeiten der verfasser vorbestimmten quellen geflossen, dass von einer stellungnahme, oder gar von einer entscheidung nach rechts oder links, vernünftigerweise keine rede sein kann' (s. 103). Will der verfasser damit andeuten – und das wäre doch wohl die einzige erklärung –, dass er selber keinen anspruch erhebt, in dieser 'heissen frage' gehört zu werden, so wird um so weniger verständlich, wodurch er sich dem toten dichter gegenüber zu einer so unhaltbaren verdächtigung berechtigt fühlt.

Zu greifbareren ergebnissen kommt der verfasser erst da wieder, wo er diese weitgehenderen beziehungen fahren lässt, um das einzelkunstwerk wieder unter die ästhetisierende lupe zu nehmen. Freilich erliegt er auch hier wieder mehrfach der versuchung, die analyse zu forcieren. Was soll man sagen, wenn er, die bemerkung Kuhs von dem gotischen charakter des werks weiter ausspinnend, in aller breite ausführt, wie der grundriss dieses dramas das 'portal-, hallen- oder fenstermotiv der frühgotik' wiederspiegele: 'Nicht die mit schmuck überhäufte spätgotik und ihre zufällige ähnlichkeit mit dem arabeskenwesen im drama, ist das kompositionell wichtige, sondern der echt architektonische grundgedanke der frühgotik: auf zwei pfeilern der spitze bogen. Auf gehen und kommen Siegfrieds die tragödie Golos und Genovevas. Steigung, höhepunkt und senkung (katastrophe) liegen im mittelstück, im bogen, d. h. in der tragödie Golo und Genoveva, die vereinfacht der pyramidallinie Freytags gleicht; jede schuld und schwere ruht auf den pfeilern, auf Siegfrieds gehen und kommen' (s. 132). Um so feiner ist dann freilich wieder manches andere in den anschliessenden betrachtungen. Immer wieder blitzt von neuem ein lichtlein auf. Aber sie werden um so spärlicher, je mehr der verfasser seinen flug zur erde senkt, d. h. je mehr er – um der vollständigkeit willen – auch philologischen fragen sich zuwendet. Alles in allem wird sich kaum behaupten lassen, dass Meszlénys arbeit uns in der erkenntnis vom wesen der Hebbelschen kunst sonderlich gefördert hat. Sie hat uns lediglich eine reihe geistreicher bemerkungen geschenkt. Aber selbst diese werden weit weniger der Hebbelforschung zugute kommen, als der geistigen durchdringung des Genovevastoffes. Fast möchte man behaupten, dass sozusagen nur der titel des buches die schuld trägt, wenn sein inhalt nicht ganz den erwartungen entspricht, mit denen wir an die lektüre herantreten. Nicht der dichtung Hebbels gilt das interesse des verfassers, sondern der Genovevalegende, nicht der form, sondern dem stoff. Überhaupt kommt uns der eigentliche charakter dieser arbeit erst dann genügend zum bewusstsein, wenn wir die mannigfach eingestreuten hinweise auf das Genovevadrama der zukunft ins auge fassen, auf das 'vollendetere kunstwerk, dessen zauberer noch kommen soll' (s. 59). Sollte Meszlény selber vielleicht noch einmal mit einem Genovevadrama vor die öffentlichkeit treten, dann würde seine untersuchung erst ihre eigentliche bedeutung gewinnen. Sie gäbe einen kommentar, wie er aufschlussreicher nicht gewünscht werden könnte.

TÜBINGEN. ZINKERNAGEL.

Albert Fries, Stilistische und vergleichende forschungen zu Heinrich von Kleist, mit proben angewandter ästhetik. [Berliner beiträge zur germanischen und romanischen philologie, veröffentlicht von dr. Emil Ebering XXX. Germanische abteilung nr. 17.] Berlin, Ebering 1906. (IV), 108 s. 3,60 m.

Dieser aus unzähligen einzelbeobachtungen zusammengesetzten studie gegenüber hat eine anzeige, die in diesem falle gewiss nicht anders als allgemein sein darf, keinen leichten stand. Wir haben es mit einem verfasser zu tun, der eine seltene begabung für die formell-sprachliche seite unserer schriftwerke besitzt, über weit ausgedehnte belesenheit verfügt und die fähigkeit komparativer verwendung seiner ergebnisse ausübt. Seine behandlungsart hat er im laufe der zeit manchem schriftsteller zugewandt, wie Treitschke, vornehmlich aber Kleist, diesem letzteren nicht allein in der vorgemerkten abhandlung, sondern auch in Kochs Studien 4 und in einzelartikeln.

Dem ersten blicke scheint unter Kleists altersgleichen zeitgenossen niemand einen so ausgeprägt eigenen stil zu schreiben, so ausgeprägt eigentümliche gedanken zu produzieren, wie er. Trotzdem wusste die Kleistforschung, dass sein stil sowohl formal wie sachlich in abhängigkeit von dichterischen vorgängern stand, und lieferte auch nach dieser richtung hin gelegentliche oder planmässig angestellte untersuchungen. Fries aber hat diese seite des schriftstellerischen wesens Kleists in einer weise durchgenommen und ausgebeutet, wie es bisher nicht der fall gewesen und für derartige arbeiten vorbildlich ist. Er weist z. b. mit unvergleichlichem spürsinn und gedächtnisvermögen für Kleist eine reihe von beeinflussungen durch die bibel und Luthers bibeldeutsch, durch die antike literatur, durch Shakespeare, Calderon, Französisch, Lessing, Goethe, Schiller usw. nach: es überwiegt bei weitem Shakespeare und Schiller, wie es dem dramatischen talente Kleists entsprach. Seine vorliebe für Schiller zeigt sich auch darin, dass, wie Fries sofort öffentlich feststellte, die in der 'Woche' bekanntgegebene, angebliche Kleistode aus dem Koppenbuche nichts als eine umdichtung einer Schillerode war. Wiederholungen gleicher motive und wendungen bei Kleist wurden auch wohl früher erkannt und als philologisches mittel zur bewährung anonymer Kleistischer stücke verwendet: Fries legt diese erscheinung, die namentlich auch bei Herder auffällt, in grosser ausführlichkeit dar. Einen schritt weiter tut er, wenn er Kleists stil und sprache unter rhythmischem gesichtspunkte betrachtet, oder zeigt, wie gewisse effekte künstlich von ihm erzielt werden; wie Kleist sich absichtlich steigert, aufhält, unterbricht, verschränkt, kurz alle die rhetorisch-poetischen mittel verwendet, die er sich mit unverdrossener mühe angeeignet hatte. Hervorsticht unter den kasus die benutzung des dativs, ob er gleich damals wie heute im verkümmerungszustande begriffen ist. Ein wahrer dichter schreibt gewiss mehr das erfahrene als das gedachte nieder, und daher ist es richtig anzunehmen, dass manche unerwartete, durch den stoff nicht notwendig geforderte eigenheit bei Kleist auf züge bei ihm selbst oder den seinigen deutet, was Fries mit der vorsicht, die hier geboten ist, herauszuschälen sucht. Es ist anerkennenswert, dass der verfasser in der materialsammlung eben nicht stecken bleibt, sondern, wo es ihm liegt, zu allgemeinen, poetischen, ästhetischen anschauungen durchzudringen pflegt.

Auch ich suche meinen gewinn aus Fries' darbietungen zu ziehen. In Schillers hoher zeit schrieben die jungen schriftsteller, namentlich schriftstellerinnen, alle wie Schiller. Seine manier war leichter nachzuahmen als die Goethes. Später aber be-

gann Goethes sprache die federn und zungen der jüngeren zu beherrschen, einigen bewusst oder gar erstrebt, den meisten unbewusst. Im wesentlichen ist Goethes sprache unsre sprache geworden. Nicht so bei Kleist. In seiner sprache tritt Goethes einfluss zurück, wie er und Goethe auch im leben sich nicht verstanden. Er geht über Goethe hinweg zu anderen sprachperioden und schriftstellern zurück, die er liest und studiert. Aus diesem weiten sprachbezirk nimmt er das ihm wesensgleiche auf und macht, mit und ohne absicht, daher seine anleihen. Fries' aufstellungen liefern sehr gut und bequem die beweise dafür. Darin ähnelt Kleists herbe art Jacob Grimms herber art, der anders als Wilhelm keine Goethische sprache, sondern eine durch studium der älteren deutschen literatur beeinflusste, reminiszierende sprache schrieb: gewissermassen wie Kleist. Aber darin offenbart sich wieder die dichterisch geniale kraft Kleists, dass er seine erinnerungsmässig durchsetzte, komponierte sprache fest zusammenhielt und zu reiner einheitlichkeit durchbildete. So führt auch Fries gerade durch die vielheit seiner beobachtungen zur stärkung unserer ansicht von der einheitlichkeit des Kleistischen charakters.

BERLIN-FRIEDENAU. REINHOLD STEIG.

Klaus Groths briefe an seine braut Doris Finke. Hrg. von Hermann Krumm. Mit einem bildnis und dem faksimile eines gedichtes. Braunschweig, George Westermann 1910. XI, 264 s. 4 m.

Es sind briefe Klaus Groths aus den jahren 1858—59. Hermann Krumm, der seinerzeit persönlich lange jahre mit dem dichter befreundet war, hat sie, mit guten anmerkungen versehen, herausgegeben. Er spricht den wunsch aus, dass durch ihre veröffentlichung, 'wenn auch mit anderen mitteln und aus anderen gründen, für Groth dasselbe erreicht werden möge, was für Hebbel die unverkürzte herausgabe seiner tagebücher erreichte': 'den menschen besser verstehen und lieben zu lehren'. Briefe Klaus Groths sind bisher nur wenige verstreut erschienen, z. b. an Hebbel, Otto Speckter, an die familie Langen und andere freunde. Seine selbstbiographischen aufzeichnungen aus den jahren 1897, 1898, 1899 waren neben einzelnen kleinen erinnerungen literarischer persönlichkeiten, die im hause des dichters verkehrten, bisher die einzigen quellen, aus denen man den menschen zu verstehen suchen musste, der in seinem plattdeutschen werke nicht sein wollte, der uns aber in seinen 'Hundert blättern', vor allem in dem 'Zweiten fünfzig', das die gedichte 'Heimweh' und 'An meine tante Christine' enthält, und in den gedichten 'An meine frau' manchen schönen zug seiner persönlichkeit zeigt. Ihr wert für die erkenntnis des menschen verschwindet aber beinah gegenüber diesen briefen, die uns fast tag für tag eines für den dichter so entscheidenden jahres miterleben lassen.

Sein empfinden, worin er organisiert sei 'wie eine Cremoneser geige mit romanischen saiten', hat Klaus Groth in seinem ringen um anerkennung und in seinem eintreten für die plattdeutsche sprache manchen gegner geschaffen. Seine selbstbiographischen aufzeichnungen zeigen dies deutlich. Auch kann man sich bei ihrer lektüre des eindrucks einer gewissen autodidakteneitelkeit nicht erwehren. Beides finden wir in diesen briefen an seine braut wieder. Aber es tritt hier weit zurück vor der wärme und dem ernste, womit er um den besitz der geliebten kämpft.

Hier tritt er einem wesen gegenüber, das ihm ganz vertraut. Der bis dahin einsam für seinen Quickborn gelebt hat, findet mit 39 jahren die gefährtin seines

lebens. 'Ich habe die liebe gar nicht gekannt', sagt er, 'was ich gesungen, war sehnsucht nach liebe'. Ja, ich selbst war fast gestorben, da kommt mein guter engel und winkt: noch nicht. Das beste hast du noch nach. Du bist treu gewesen und geduldig, nun sollst du mehr haben, als dir gebührt.' Er denkt mit freuden nach über all die punkte, in denen sie sich ähnlich sehen, und die harmonie lässt ihn 'fast an eine wunderbare vorherbestimmung glauben'. Leidenschaftlich ist die liebe, der diese briefe ausdruck geben, und sie ist rein und gesund.

Der lyrische zug, den wir vom dichter des 'Quickborn' kennen, und, damit verbunden, seine abhängigkeit von stimmungen geben dem buche seine schönheit. Einige jener gedichte, die wir aus dem 4. bande seiner werke aus der sammlung 'An meine frau' kennen, sind diesen briefen schon beigelegt. Das schönste von ihnen ist wohl das in faksimile wiedergegebene gedicht 'Erinnerung':

Wie ein vogelköpfchen sinkt
zwitschernd noch zwischen traum und wachen,
so sank unter meinen küssen
dein haupt in meinen arm.
Das schwere augenlid
hob sich mühselig,
dann senkt' es sich herab über den blauen stern.
Aber der mund lächelte noch,
und erst allmählich glitt der ernst
von der gewölbten stirn herunter,
und athmend,
wie zum erwachen oder zum schlaf,
sagtest du mir glückseligen:
Sei gut gegen mich mein geliebter!

Auch das grübeln über das eigene selbst, das das ganze buch durchzieht — das Groth aber doch längst nicht in dem maße charakterisiert wie Hebbel —, verwundert nicht. Tief bohrt er in seine seele. Stück für stück vertraut er sie der geliebten an, und ihr verständnis wirkt befreiend und beruhigend auf ihn. Es gehören diese stellen zu den wertvollsten des buches, und es ist kein zufall, dass sie sich am anfange zahlreicher finden. Ich möchte hier eine heranziehen, die schon im klareren ton der letzten seiten geschrieben ist: 'Ich habe als knabe und jüngling viel gelesen vom ernst des manneslebens, von trauer und entsagung, aber ich war damals entschlossen, es nicht zu glauben, wie man bei heiterem himmel nicht an wolkengrau glaubt, ich wehrte mich, obgleich ich eine bestimmte ahnung von meinem lebenswege hatte und einer freundin (madame Selle) mehrmals voraussagte, wie es kommen würde und gekommen ist. Dann, in den langen zeiten der entsagung und der arbeit, war allmählich die wolke herübergezogen, und obgleich ich noch vom blauen himmel sprach und dichtete, du weisst, mir war er ganz dick zu, ich hatte den glauben an den reichtum des lebens verloren, wenn auch nicht im allgemeinen, nicht für andere, für glückliche, so doch für mich, ich war ein geistiger hypochonder, der alle seine geistigen gefühle beobachtete und immer kopfschüttelnd dachte: das ist nicht gesund, so ist's nichts, und wenn einmal etwas da war, noch zweifelte, ob's nicht täuschung sei, ob nicht gleich die alte kranke seele wieder losjammern würde. Den erfolg der arbeit hatte ich so ausgekostet ohne heilung, den ruhm des dichters, selbst das bewusstsein genialer geisteskraft: du hast mich ja selbst so gekannt. Nun kam die freude, das glück, deine liebe, ja meine liebe zu dir,

die ganze hingebung. das selbstvergessen; aber der glaube an's glück war so gewichen, wie dem seekranken das gefühl der sicherheit des bodens, wenn er wieder ans land kommt. Die gesunde bebung aller nerven musste erst alle rostigen stellen erschüttern, wie oft hab' ich krampfhaft geweint, dass der tränenstrom mich fast erstickte, mehrmals in deinen armen. Allmählich dringt der alte glaube wieder durch, dass die erde nicht bloss eine schwere schule sein soll, sondern auch ein freundlicher garten, ja leider vergess ich oft die schule und denke nur an den garten. Dann nennt mein Dörchen mich leidenschaftlich, und sie hat recht.' Und wo sie ihn melancholisch findet, da bittet er: 'Lass dich die grübeleien nicht verdriessen, mein süsses kind, es ist auch nur eine andere form meiner neigung für dich, ein anderes kleid des ewig-einen, das uns verbindet. Es wird alles glück und freude, wenn du erscheinst, habe geduld mit meiner leidenschaftlichen natur, die sich nicht ganz bezwingen lässt durch vernünftige überlegung.'

Auffallend stark tritt eine andere seite Klaus Groths in diesen briefen hervor, die man bei dem lyriker weniger vermutet: das selbstbewusstsein, die rücksichtslose konsequenz und der kampfesmut, womit er sein neues ziel verfolgt. Es gilt, die geliebte zu erringen und ihr ein sicheres heim zu schaffen. Seine dichtungen allein geben ihm keinen festen boden. Es ist die zeit, wo sein name allmählich von dem Reuters verdrängt wird. So klammert er sich an das, was er sich auf wissenschaftlichem gebiete erarbeitet hat. Er strebt nach einer professur an der Kieler universität. Aber: 'je höher man den dichter stellt, desto naiver denkt man über sein wissen'. 'Um einen mann wie mich spinnt sich ein ganzes netz von vorurteilen guter und schlechter art, das ist einmal das los des berühmten. Ich werde mitunter dadurch verwirrt, mitunter verzagt, mitunter mutig.' Die ganze einsamkeit seiner stellung fühlen wir, wenn er sagt: 'ich schreibe es Ihnen nicht, damit Sie das vertrauen erst gewinnen, Sie haben es, aber damit andere es Ihnen nicht rauben können, denn das jetzt in der welt umlaufende urteil über einen dichter, das jeder eben als richtig hinnehmen und aussprechen wird, ist: er sei ein unpraktischer, guter mensch, während vor Klopstock ein poet ein gemeiner raufbold und lump war.' Hier treffen wir seiten, die wir aus seinen selbstbiographischen aufzeichnungen kennen. Hart und unverhohlen sind seine urteile über die menschen. Aber er weiss auch, dass es das vertrauen der geliebten ist, das ihm zum weiterkämpfen mut und kraft gibt. 'Vor allen dingen haben Sie mir wieder mut gemacht. Nicht als ob der mut gefehlt, nämlich der ernste, der fest und unverändert sein ziel verfolgt, aber der freudige jugendmut, der nur den glänzenden endpunkt sieht und die schwierigkeiten nicht empfindet.' Und ein ander mal sagt er: 'Daraus mögen Sie die gewalt, die Sie über mich üben, ermessen, ohne Sie hätte ich zagend jeden schritt unterlassen.'

Die ganze schiefe und unnatürlichkeit der stellung, in die Klaus Groth durch seine professur geriet, können wir aus diesen briefen erkennen. Es ist ihm nicht gelungen, sich unter den gelehrten anerkennung zu erringen. Als ihm von allen seiten glückwünsche zu seiner verlobung gebracht werden, empfindet er die kälte und zurückweisung von dieser seite doppelt, und die erbitterung nimmt ihm die gewalt über sich selber, wenn er schreibt: 'Wie viel liebe mir in der welt zugetragen ist, von den verschiedensten seiten, das seh' ich nun wieder an manchen briefen. Ich habe dann immer ein gewisses gefühl von ärger gegen die professorei von Kiel. Im grunde ist's doch ein lumpengesindel, das mich noch am wenigsten gut behandelt von allen. Denn was besitz ich, das ich mir nicht mit gewalt genommen? Wer von ihnen hat meinem ruhm einen stein zugesetzt? Wer mir geholfen? Ich nehme

natürlich einige aus. Aber im ganzen ist leider dies mein gefühl wohl begründet. Ich will es aber unterdrücken, ich quäle die leute wenig dafür, vernachlässige sie bloss etwas; wenn du aber da bist, will ich ganz artig sein, — wenn du mich nachher loben willst. willst du, liebling?' Wie sein dichterisches schaffen abhängig war von der anerkennung seines volkes, so empfinden wir auch hier immer mehr, wie seine kraft erlahmt, die frohe zuversicht schwindet sehr bald, und das, was er sich als pflicht auferlegt, wird ihm zur fessel. So gibt der schluss der briefe wohl die aussicht auf ein trautes dichterheim, unwillkürlich liest man als fortsetzung die gedichte 'Am hochzeitsmorgen' (Werke, bd. 4, s. 264):

Nun fleh ich allen segen
auf dich, du teures haupt,
nun schütt ich alle liebe
auf dich, die mir geglaubt,
nun wandl' ich alle wege
mit dir, du teurer schatz,
und wo wir sind zusammen,
da ist ein selger platz.

Aber das gefühl der einsamkeit bleibt doch, es klingt durch alle freude immer wieder schrill hindurch.

Der wert dieser brautbriefe Klaus Groths ist aber noch nicht erschöpft, wenn wir aus ihnen nur den menschen kennen lernen wollen. Auch über die literarische stellung des dichters finden wir manchen aufschluss und manche ergänzung der selbstbiographischen aufsätze.

Ausser den briefen Klaus Groths an seine braut, denen s. 111 ein brief des baron von Alten, s. 112 ein brief des hofrats Preller an Groth beigelegt sind, finden wir s. 50 einen brief Klaus Groths an den vater von Doris Finke, s. 231 einen brief an 'ohm', s. 117 einen kurzen, aber in seiner treuherzigkeit und liebe schönen brief vom vater Klaus Groths. Die briefe von Doris Finke sind nicht erhalten. Ihr wesen aber, das dem dichter ruhe und sicherheit verlieh, leuchtet uns doch entgegen. Hermann Krumm sagt von ihr: 'Die seltene frau glich, bei feinster bildung, einer jener Shakespeareschen frauengestalten, die ganz natur, jenes wunderbar tiefe, untrügliche gefühl besitzen, das den schärfsten verstand der weisen und erfahrenen beschämt. Das einzelne in einer solchen weiblichen seele mag der steigerung fähig, ja bedürftig sein, vor der geschlossenheit, der proportion des ganzen beugt sich in demut selbst der begabteste mann.'

KIEL. O. THODE.

Hans Tschinkel, Grammatik der Gottscheer mundart. Mit unterstützung der 'Gesellschaft zur förderung deutscher wissenschaft, kunst und literatur in Böhmen'. Halle, Niemeyer 1908. XVI, 320 s. und karte. 8,25 m.

So wenig man es einerseits jemals unterliess, auf die sprachinsel Gottschee als äussersten südöstlichen vorposten der deutschen sprache hinzuweisen, so oft sich die gelegenheit dazu bot, so wenig genau war man bisher darüber unterrichtet, wie nun diese mundart aussieht, oder besser, wie diese mundarten aussehen. Zwar gab es bereits arbeiten darüber von Schröer aus den 70er jahren, und auch Hauffen hatte in seinem buche über die sprachinsel Gottschee, Graz 1895, weitere angaben

gemacht. Aber immer noch fehlte es an einer eingehenden systematischen darstellung nach der heute herrschenden sprachwissenschaftlichen methode. Dass diese aufgabe durch Tschinkel gelöst und der wissenschaft das ergebnis im druck zugänglich gemacht werden konnte, ist der unterstützung durch die 'Gesellschaft zur förderung deutscher wissenschaft, kunst und literatur in Böhmen' zu danken.

Zunächst stellt Tschinkel fest, dass die mundart durchaus nicht einheitlich ist, auch nicht einheitlich sein kann, da die einzelnen teile des gebietes bessere verkehrsverbindungen mit der anderssprechenden umgebung als unter sich haben. Er wählt — also anders als Gerbet — als grundlage der darstellung nicht die mundart des hauptortes, sondern vielmehr die ihm am besten bekannte seines geburtsortes Lichtenbach, gibt aber überall wo es nötig ist, auch die abweichungen der übrigen orte an. Und zwar glaubt der verfasser, dass die wichtigsten mundartunterschiede schon vorhanden waren, als die Gottscheewer aus den deutschen Alpenländern einwanderten. Für mancherlei fragen, vor allem der relativen zeitfolge, kommt gerade dieser mundart zugute die grosse menge von entlehnungen aus dem slovenischen und umgekehrt, so dass für gar manche lauterscheinung ein fester punkt gegeben ist durch die zeit der einwanderung, um 1350.

Ist so die mundart vielfach im wortschatze, wenig in der lautlehre, mannigfachen beeinflussungen seitens der benachbarten slovenischen ausgesetzt gewesen, so fehlt in dieser sprachinsel selbstverständlich jeder einfluss benachbarter deutscher mundarten — ausser der schriftsprache. Dadurch ist sie auch methodisch wie nicht leicht eine geeignet zur darstellung. An ihr sieht man ein völlig reines bild einer nur aus sich selbst heraus sich verändernden mundart. Sie ist, wie sich denken lässt, ausgesprochen oberdeutsch, und zwar in dessen bayrischer färbung. Sie hat mit dem bayrischen gemein die breite aussprache des *a*, die vertretung von mhd. *ä* und *ǣ* durch helles *a* und *ā*, die diphthongierung der alten langen *ī*, *ū*, *iu*, die vertretung des alten *ei* durch einen lautkomplex, den Tschinkel durch *oai* wiedergibt, die erhaltung der alten *ie*, *uo*, *ue* als diphthonge, die bildung der diminutiva durch *l*-suffixe, den verlust des einfachen präteritums und die bildung eines dentalkonditionals auch von starken zeitwörtern. Die in älteren bayrischen denkmälern in ansätzen vorkommende vertretung von *w* durch *b* ist in Gottschee in allen stellungen durchgeführt, z. b. *bais* = mhd. *wīz*, *žbār* 'schwer'.

Dagegen erinnert an andere mundarten aus den Alpenländern die neigung des *l*, in hohles *ł* überzugehen. Wenn es nach vokal sogar zu *u* wird, z. b. *pəhautn* 'behalten', so erklärt Tschinkel dies durch slovenischen einfluss.

Besonders eigentümlich ist der mundart die vertretung von germanisch *f* und *s* durch stimmhaftes *v* und *ž*, während ahd. *f* = germ. *p* und ahd. *ʒ* als stimmloses *f* und *s* erscheint, z. b. *vearžə* 'ferse', *vrassn* 'fressen', *žlūfm* 'schlafen'. Dadurch sind also nicht nur die beiden sonst zusammengefallenen *f*-laute, sowie altes *s* und *ʒ*, sondern auch altes vorkonsonantisches *s* von ahd. *sc* auseinandergehalten, z. b. *žmār* 'schmeer' gegenüber *šārə* 'schere' (ausser wo *s* = *ž* vor stimmlosem laute selbst stimmlos wird wie in *špautə* 'spalte'), sondern es ist sogar altes *ʒʒ* und *ss* getrennt geblieben, z. b. *gebiššə* 'gewisse' gegenüber *assn* 'essen'. Nur in einem kleinen teil des gebietes sind ahd. *s* und *ʒ* in einen zwischen *s* und *š* liegenden laut *ṡ* bzw. *ż* zusammengefallen. Die stimmhafte eigenschaft von *ž* = ahd. *s* und *v* = ahd. *f* = germ. *f* hält Tschinkel (mit Lessiak) nicht für eine neuerung, sondern für erhaltung eines 'wenigstens für einen teil des deutschen sprachgebietes' alten zustandes.

Auf dem gebiete der wortbildung herrscht einerseits neigung zur vereinfachung des flexionssystems — verlust des präteritums, übergang zahlreicher starker in schwache zeitwörter, zusammenfall mehrerer flexionsklassen in eine —, während anderseits im gegensatz zur schriftsprache vieles uralte sich erhalten hat, so wenn bei den diminutiven auf ahd. *lī* sich der wechsel zwischen formen mit und ohne *-n* noch zeigt in dem nebeneinander von nom. acc. *piəble* 'büblein' und gen. *piəblaiš*, dat. *piəblain*, und ferner die mundart auch neubildungen aufweist, z. b. die übertragung der diminutivendungen ohne das *l-* auf verkleinerte personennamen wie *Hanže*, *Hanžaiš*, *Hanžain* oder die der fürwörterbildung zweier verschiedener formen des gen. dat. je nachdem sie attributiv oder substantivisch stehen, z. b. *dan hat* 'des dem selben' (attr.); aber *dan haŧmonš*, *dan haŧmon*(*ə*) (alleinstehend).

Die lautlehre wird uns von Tschinkel, wie es üblich ist, in zwei verschiedenen darstellungen vorgeführt, nämlich erst phonetisch und dann historisch, die wortbildungslehre in einmaliger darstellung, die in der hauptsache den heutigen zustand zugrundelegt aber soviel als möglich historisch ist. Der verfasser zeigt sich gleich gut beschlagen in der historischen grammatik wie in der darstellenden literatur über verwandte mundarten, vor allem den arbeiten von Schatz und Lessiak, wie auch in der praktischen kenntnis der von ihm dargestellten mundart und ihren unterabteilungen, ja sogar der dialektunterschiede in der slovenischen umgebung.

Eine rückhaltlose anerkennung seiner leistung schliesst nicht aus, dass ich einzelnes lieber anders gesehen hätte. So dünkt mich, es hätten die mhd. entsprechungen etwas weniger sparsam angegeben werden können. Ferner wäre eine durchgehende bezeichnung der betonung aller nicht auf der ersten silbe — also germanisch — betonten wörter erwünscht gewesen. Denn wenn wir § 41 über die betonung der fremdwörter lesen: '1. im allgemeinen ist die fremde betonung festgehalten . . . 2. der akzent wird auf die erste silbe zurückgezogen', wie sollen wir hieraus klug werden über die betonung etwa von *rubaitn* 'roboten', *kajuən* 'kujon'?

Kann man, wie Tschinkel in § 116 tut, beim *ia-* oder *ea-*laut in *khrianən* 'krönen', *dianən* 'tönen', *khleašter* 'klöster' von 'mhd. *œ* in lehnwörtern' sprechen? Die sache ist doch vielmehr die, dass wir lehnwörter mit *ō* haben, und dass von diesen dann ganz wie von altem deutschem sprachgut, und innerhalb der deutschen sprachgeschichte, flexionsformen und ableitungen mit umlaut gebildet werden.

Vergeblich sucht man in der historischen lautlehre nach einem hinweis auf den erklärungsversuch in § 26, a für die vertretung von *s* durch *h* in *dar haŧə* 'der selbe' und seinen ableitungen, z. b. *ahaut*, *ahautre* (wie betont?) = mhd. *dāsëlbst* 'dort, daselbst' (§ 187) und einigen anderen wörtern.

Alles in allem hat uns Tschinkel durch sein schönes buch die mundart der sprachinsel Gottschee aus einem unzugänglichen traumland in die greifbare nähe gerückt, aus der wir sie so vollständig und wohlgeordnet wie er sie uns vorlegt, zu unseren studien verwerten können, und hat damit der deutschen wissenschaft, dem bedrohten deutschtum und sich selber ein gleich würdiges denkmal gesetzt.

ERLANGEN. AUGUST GEBHARDT.

Emil Gerbet, Grammatik der mundart des Vogtlandes. Lautlehre. Mit einer karte. [Sammlung kurzer grammatiken deutscher mundarten, hsg. von Otto Bremer. Band VIII.] Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1908. XXII, 455 s. und 1 karte. 18 m.

Aus zwei seminarvorträgen über den vogtländischen vokalismus und konsonantismus ist die arbeit Gerbets zu der vorliegenden stattlichen grammatik der mundart des Vogtlandes erwachsen, die in einer vortrefflichen einleitung eine allgemeine charakteristik der mundart gibt, nach örtlicher und stammlicher einteilung, nach den grenzen gegen aussen und zwischen den einzelnen untermundarten, nach den einflüssen, die gestaltend und umgestaltend auf sie einwirken, nach dem verschiedenen aussehen der mundart bei grosseltern, eltern und kindern, stadt- und landbewohnern, fremden und einheimischen, während der hauptteil die lautlehre darstellt, eingeteilt in eine phonetische und eine historische darstellung der einzelnen laute und der wichtigsten lautwandlungen der mundart, einen kurzen abschnitt über fremd- und lehnwort, textproben. Auf eine wortlehre ist wie auf eine satzlehre verzichtet, abgesehen von ein paar kurzen paragraphen in der einleitung.

Hatte der verfasser zuerst die mundart seines heimatdorfes Trieb an der Elster zum ausgang und mittelpunkte der darstellung gewählt, so hat er später auf wunsch des herausgebers die 'vogtländische normalmundart', d. h. des mittleren sächsischen Vogtlandes, also die um Plauen, als mittel- und kernpunkt aufgestellt, um den sich alle übrigen herumgliedern. Mit dieser umarbeitung gieng noch eine andere hand in hand, nämlich dass gerade in die zeit, da Gerbet seine arbeit begründete, Bremer seine lautschrift, wie er sie zuerst in der 'Phonetik' gegeben hatte, durch die in seiner schrift 'Zur lautschrift' gegebene ersetzte. Dazu kam noch, dass die einbeziehung sämtlicher vogtländischer mundarten in den bereich der darstellung und die feststellung der grenzen für die einzelnen erscheinungen eine ganze anzahl von reisen nötig machte, die noch dazu in eine zeit fielen, zu der der verfasser schon längst in einem anderen mundartgebiete in amt und würden ist. Ich erwähne dies hier besonders, einerseits um darauf hinzuweisen, welche unsumme entsagungsvollen fleisses und unverdrossener hingabe in dem buche steckt, und andererseits weil sich nur so scheinbare widersprüche erklären, so wenn gelegentlich (§ 3, 1) von 'der ersten hälfte dieses jahrhunderts' die rede ist, oder wenn die ersten paragraphen sich ausschliesslich mit Trieb beschäftigen. Die einleitung ist bereits 1896 gedruckt und dachte sich das werk noch in der hauptsache nach dem alten plane.

Diesem vorteil eines wichtigeren, spannenderen gegenstandes steht aber ein anderer nachteil gegenüber: wir haben kein einheitliches ziel der darstellung, wir haben ein nebeneinanderlaufen verschiedener darstellungen, die einander fortwährend kreuzen und unterbrechen, uns nicht zur sammlung kommen lassen.

Und in diesem sinne wäre es m. e. besser gewesen, ruhig die grammatik auf éine vogtländische mundart zu beschränken, und einer künftigen vergleichung mehrerer solcher vogtländischen grammatiken die bereitstellung derjenigen ergebnisse zu überlassen, die sich aus der mundartenmischung auf die kolonisations- und kulturgeschichte des Vogtlandes ziehen lassen.

Da es sich in diesem buche um eine vergleichende darstellung einer mundartengruppe handelt, so fehlen hier die aus den bisherigen grammatiken in Bremers sammlung bekannten tafeln, sowohl die tabellarischen übersichten der gegenseitigen entsprechungen zwischen mhd. und der mundart, als auch die stammbaumartigen

übersichten über die relative zeitfolge der lautwandlungen, von denen namentlich die letzteren ohnehin von den lesern kaum so benutzt und gewürdigt werden wie es der — meist vom herausgeber — darauf gewendeten mühe entspricht. Nur die nicht allzuvielen sicheren punkte finden sich in der einleitung verzeichnet.

Gewiss ist die 'mundart des Vogtlandes' für unsere wissenschaft weit wichtiger als die mundart in des verfassers heimatdorfe Trieb oder sonst irgend einer ortschaft im Vogtland, und sicherlich hat auch die darstellung, die Gerbet gegeben, eine ganze menge von fragen beantwortet und eine weit grössere zahl weiterer fragen eröffnet; handelt es sich doch um ein stück des grossen ostmitteldeutschen kolonisationsgebietes, in das die Deutschen durch verschiedene eintrittspforten vordrangen, durch eine jede ihre heimische mundart mitbringend: aus der oberdeutschen Oberpfalz, aus Ostfranken, aus dem östlichen Thüringen. All diese verschiedenen bestandteile spiegeln sich im heutigen Vogtländischen wieder, und zwar nicht nur so, dass ein teil des Vogtlandes geradezu oberpfälzische mundart spricht, ein anderer sich mehr ans mainfränkische anschliesst usw., sondern auch so, dass im g a n z e n Vogtlande mundarterscheinungen aus a l l e n heimatgebieten seiner kolonisatoren anzutreffen sind, dass vor allem ausgesprochen oberdeutscher und ausgesprochen mitteldeutscher wortschatz im ganzen Vogtland nebeneinander in der leute mund ist. Wir haben daher in Gerbets buche ein liebevoll gezeichnetes abbild im kleinen dessen vor uns, was sich im grossen, auf dem gebiete der schriftsprache seit Luther langsam aber sicher in ganz Deutschland abgespielt hat, sich auf dem gebiete der umgangssprache in unseren tagen besonders merkbar abspielt: die verschmelzung verschiedener sprachformen zu einer einheit, die bald von hier, bald von da aufnimmt, was ihr behagt.

Im grossen und ganzen stellt sich die vogtländische mundart, als einheit betrachtet, dar als eine übergangsform zwischen oberdeutsch und mitteldeutsch, die in ihrem vokalismus entschieden nach der oberdeutschen seite hinneigt, während der konsonantismus stärker ausgeprägt mitteldeutsch ist. Teilt sie auf jenem gebiete mit den benachbarten meissnisch-erzgebirgischen mundarten die entrundung der *ü* und *ö* zu *i* und *e*, so ist ihr andererseits die monophthongierung von *ei* und *au* zu *ē* und *ō* unbekannt, die ja schon stark zum niederdeutschen hinüberleitet, und geht sie auf diesem gebiete in dem wichtigen unterscheidungsmerkmal bezüglich der auslautenden mhd. nasale weder mit dem oberdeutschen, noch mit dem meissnisch-obersächsischen zusammen: das *-n* ist geschwunden, hat aber heute fast nirgends mehr eine näselung des vokals erhalten.

Während der wortschatz in etwa dem gleichen masse oberdeutsch wie mitteldeutsch ist, zeigt die wortlehre gar vieles entschieden oberdeutsche, so die bildung von verkleinerungen mit *l*, *lə*; ebenso die satzlehre in der wortstellung und in der bevorzugung des zusammengesetzten perfekts gegenüber dem einfachen präteritum, von dem nur ein — von allen verben schwach gebildeter — konditional allgemein üblich ist.

In der hauptsache scheint die mundart noch recht fest im volke zu wurzeln, trotz den heutigen verkehrsverhältnissen und der beweglichkeit der bevölkerung in solch industriellem gebiete, wenngleich die beeinflussung durchs meissnische sehr stark ist.

Auf dem grenzgebiete der laut- und wortlehre ist mir als besonders altertümlich aufgefallen der umlaut in movierten fem. wie *də Hændsə* frau Hans, *de Dnelə* frau Knoll.

Was die äussere form betrifft, so scheint Gerbet auf eine falsche bahn geraten zu sein in dem bestreben, das zusammengehörige möglichst in einem satze zu sagen. Dadurch entstehen satzungetüme, die erst nach mehrmaligem, um nicht zu sagen oftmaligem lesen verständlich sind. Oder gibt es jemanden, der gleich beim ersten lesen den satz s. 79, § 68 verstehen kann „halblänge ist — ausser in diphthongen, ferner im satzzusammenhang, wie nhd. für laute, die sonst im isolierten worte einfache länge zeigen — vokalen vor $r+$ konsonant, besonders einigen wörtern, deren vokalquantitäten wieder örtlich wechseln können, auf $r+m$ eigentümlich"?

Neben diesen durch das ganze buch hindurchgehenden, endlos langen satzgefügen ist mir noch aufgefallen, dass der verfasser oft nicht recht klar sagt, was er meint. So wenn er s. 132, § 139, anm. 4 sagt '*fæn(d)sdr* kann nicht aus mhd. *venster* (KLUGE, Wb.) entstanden sein', so sieht das auf den ersten blick so aus, wie wenn er meinte, das vogtl. wort müsste ganz anderen ursprunges sein. Sagen wollen hat er aber sicher nichts anderes als dass dem vogtl. *fæn(d)sdr* eine andere mhd. lautgestalt als mit umlauts -*e* zugrunde liegen muss. Wir sind eben gerade bezüglich der genaueren lautgestalt der ahd. mhd. entsprechungen romanischer lehnwörter durchaus nicht sicher, was als das normal-ahd. oder -mhd. anzusetzen ist. Insbesondere der ansatz *ë* oder *e* ist wohl bisher in den wbb. nur zu oft auf grund des heutigen lautes in einer bestimmten mundart erfolgt, während wir vielleicht in solchen wörtern überhaupt keine 'normalform' aufstellen können — vgl. z. b. das nebeneinander von *seml* und *sεml*, also mhd. *semel* und *sëmel* in einander ganz nahe verwandten mundarten. Aus diesem grunde sehe ich auch nicht ein, warum das lat. *agrimonia* > mhd. *odermenig* gerade *ë* gehabt haben muss, wie Gerbet in der gleichen anmerkung schreibt. Und dann ist es doch nicht richtig, dass diese form, vogtl. *ódrmèniχ*, 'unsicherer herkunft' sei, wie Gerbet behauptet.

Was mag aber die anm. in § 141 (s. 133) bedeuten, '*iƨ*, *ir* ist mehr im s. zu hause, kann daher nicht gut als normalvogtld. hingestellt werden'? Mir ist es völlig unklar. Zwar hat es den anschein, wie wenn damit sollte gesagt sein, dass in der verbindung mit folgendem *r* das mhd. *i* durch einen anderen laut ersetzt wurde. Allein man erwartet vergeblich einen verweis auf die angabe, durch welchen.

Wenn der verfasser § 271, 3 den schwund des mhd. *i* oder *e* in wörtern wie *bfæŋ* pfennig, *wiŋ* wenig, *nαrs* närrisch, *mors* mürrisch, *rαis* reussisch, *brαis* preussisch, *frandsés* französisch, *sægs* sächsisch zusammenfasst durch die bezeichnung 'in formen aus nebenbetonten wörtern', so soll damit doch wohl eine erklärung gegeben sein. Ich glaube jedoch, dass hier die nebenbetontheit des wortes nicht den geringsten einfluss gehabt hat, sondern nur die stellung des mhd. mittelsilbenvokals in unbetonter silbe in den flektierten formen, wie Gerbet auch eingangs des paragraphen andeutet, und dass dann der schwund auch auf die unflektierte form übertragen wurde.

Manchmal lässt auch die art, wie Gerbet die bedeutung der idiotismen angibt, einige zweifel offen, so z. b. wenn er § 55 eine form mit südlicher und eine mit nördlicher lautgestalt als beweis für verschiedene herkunft des wortschatzes anführt mit den worten »*āwr*, *ewr* bair. 'äber' *efr* frk. 'äfer' tauig«. Hat nun das vogtl. *ewr*, die bedeutung des bairischen 'äber' (*āpər*), nämlich freiliegender, insbesondere nach der sonnenseite zu freiliegender abhang und nur *efr* die fränkische bedeutung 'tauig', oder haben im vogtl. beide formen die frk. bedeutung?

Oder wenn wir § 57 zwar erfahren, dass *mæd* 'mett' ein fleischerausdruck ist, was er bedeutet aber erst im register nachschlagen müssen.

Das wort *gôlìχt* inseltlicht kommt nicht weniger als 7mal vor. Niemals aber ist weder ein versuch zur etymologischen erklärung gemacht, noch gesagt, dass es bis jetzt unerklärt ist. Wenn Gerbet die etymologie dieses wortes kennt, warum enthält er sie den lesern seines buches vor?

Selbstverständlich kann es auch einmal vorkommen, dass in den Gerbet ursprünglich fremden gebieten eine erscheinung falsch beobachtet oder aufgefasst ist. Wenn er z. b. § 173, anm. 6, sagt, *flaišr* fleischer in dem gebiete, das er als sächsische Oberpfalz bezeichnet (um Adorf, bad Elster) werde nicht die fortsetzung zu dem dortigen lautgesetze sein, mhd. *ei* > *àa* in einsilbigem und *əi* in zweisilbigem worte. *flaišr* ist natürlich ein fremder eindringling an stelle des einheimischen *metsgər*, das Gerbet § 135, a, 1 für das bayerische Vogtland anführt.

§ 134 stellt verfasser das wort *flandš* f übergreifender mund zwischen zwei röhren mit mhd. *vlans* zusammen und müht sich ab das verhältnis dieses wortes zu *flundš* f verzerrter mund zu erklären. Ist *flandš*, das in späteren paragraphen ganz richtig als flantsche gedeutet wird, überhaupt etwas anderes als eine entlehnung des englischen *flauntch*?

Im allgemeinen wird man überhaupt über die art wie Gerbet fremd- und lehnwörter aufführt, öfters anderer meinung sein. Kann man überhaupt ein wort wie *hárləgī* harlekin als ein dem mundartlichen wortschatze angehöriges ansprechen? Handelt es sich hier nicht vielmehr um wörter, von denen der sprechende sich jedesmal bewusst ist, dass sie seinem und seiner umgebung wortschatze fremd sind und die er nun auszusprechen sucht so gut es geht? Und kann man nun die tatsächlich in jedem falle neu entstehende – nicht im verkehr feststehende aussprache überhaupt für die mundartliche lautlehre nutzbar machen? Ich glaube kaum. Ich meine vielmehr, dass in den meisten fällen die aussprache gar nicht als mundartlich, sondern als schriftsprachlich gedacht und gewollt ist. Anders liegt die sache natürlich bei wörtern die wie doktor, oder das adj. gravitätisch wirklich dem wortschatze des täglichen lebens, der volksanschauung angehören, aber doch nicht bei harlekin, diplom, pasquill.

Das register umfasst in zwei abteilungen, einem wortregister und einem grammatischen sachregister nicht weniger als 270 spalten, zu 320 seiten text und scheint, nach stichproben zu schliessen, durchaus zuverlässig zu sein, wenngleich hie und da die kontrolle der kreuzverweise vielleicht hätte etwas genauer sein dürfen. Wozu ist z. b. bei 'knabenkraut' erst auf 'kuckuck' und dort wieder auf 'guckuck(sblume)' verwiesen? Wäre es da nicht besser – und auch typographisch einfacher –, gleich bei 'knabenkraut' den einzigen stellennachweis 232 anm. zu geben?

Das zunächst bedauerliche fehlen eines volkskundlichen historischen und geographischen sachregisters wird nahezu ausgeglichen durch die reichhaltigkeit und übersichtlichkeit des wörterverzeichnisses, in dem alle ort-, flur-, familiennamen durch deutliche und in die augen fallende abkürzungen kenntlich gemacht sind.

Im § 41 ist der satz «1373 kam das 'Regnitzland' mit der hauptstadt (Regnitz-) Hof schon so gut wie für immer an Nürnberg» doch eigentlich recht missverständlich. Da bekanntlich schon bald nachher, nämlich 1427 die direkten beziehungen der Hohenzollern zur stadt Nürnberg aufhörten, muss man gerade durch Gerbets worte 'für immer' verführt werden an die stadt Nürnberg zu denken, während doch das sogen. burggraftum Nürnberg gemeint ist, das späterhin gewöhnlich als markgrafschaft oder fürstentum Brandenburg-Kulmbach (und -Ansbach) erscheint.

Ein störender druckfehler steht s. 130, § 138, anm. 1, z. 3: slavisch *camenice*

lies *kamenice*, und zwar ist er um so störender, als man nun angesichts dieser erfahrung nicht weiss, ob man den s. 1, § 1, mitgeteilten slavischen namen des flusses Trieb *Cocotuia* mit slavischem *c* d. i. *ts* oder mit lateinischem, d. i. *k* lesen soll.

Wenn ich im vorstehenden eine auswahl kleiner ausstellungen gemacht habe, so bin ich mir dabei wohl bewusst, dass eine arbeit von solchem umfang wie diejenige Gerbets, bei ihrer unendlichen fülle von einzelheiten, von beobachtungen, erklärungen, schlussfolgerungen unmöglich frei von kleinen versehen, von ergebnissen sein kann, die nicht auf unbedingten beifall von allen seiten rechnen können.

Im ganzen sowohl wie in fast allen einzelheiten enthält Gerbets buch eine unabsehbare fülle von belehrungen, die wie oben angedeutet, für die vergleichende mundartenforschung die reichste ausbeute ergeben, wenngleich in etwas erschwerter übersicht, und die zugleich vom höchsten werte sind als indirekte zeugnisse für die geschichte der gewinnung des Vogtlandes fürs deutschtum. Auch innerhalb des buches sehen wir auf schritt und tritt diese geschichte wieder und wieder in den ortnamen durchschimmern, die im weitesten masse als mundartliche zeugnisse behandelt und erklärt sind.

Hatte die erste eigentliche grammatik in Bremers sammlung zum gegenstande die mundart einer schon fast niederfränkischen stadt, die zweite eine ausgeprägt ostfränkische mundart, die dritte die mundart einer in der verkehrsgeschichte des ausgehenden mittelalters hochbedeutsamen stadt an der scheide zwischen bayrisch und fränkisch, so liegt die bedeutung der vierten darin, dass wir durch sie auf die grenzen des ostmitteldeutschen gebietes hinübergeführt werden, in dem die deutsche zunge erst in einer zeit erklang, als die grossen lautwandelungen vom althochdeutschen zum mittelhochdeutschen schon abgeschlossen waren.

So ist denn das vorliegende buch nicht nur ein neues, besonders lehrreiches glied in der kette von beschreibungen einzelner deutscher mundarten, aus denen wir wiederum für die gesamtgeschichte unserer deutschen sprache reiche belehrung empfangen, sondern es ist auch dem staats- und kulturhistoriker ein wohl brauchbares rüstzeug und bietet dem volkskundeforscher eine menge versteckte kleine goldkörner.

ERLANGEN. AUGUST GEBHARDT.

Bengt Hesselman, De korta vokalerna *i* och *y* i svenskan. Undersökningar i nordisk ljudhistoria. [Uppsala universitets årsskrift 1909. Filosofi, språkvetenskap och historiska vetenskaper. 5.] Uppsala, a.-b. Akademiska bokhandeln C. J. Lundström, 1909 1910. XX, 250 seiten und 1 karte. 5,25 kr.

Bekanntlich ist altes kurzes *i* und *y* im schwedischen — abgesehen von dehnung in gewissen fällen — bald geblieben, wie in *sitta*, bald zu *e* oder *ä* bzw. *ö* geworden wie in *börda*. Diesen wechsel hatte Axel Kock seinerzeit in der hauptsache so erklärt, dass *i* in geschlossener silbe geblieben, in offener zu *e*, *ä* geworden[1], und dass *y* vor den supradentalen *r*, *l*, *n*, den nasalen *n*, *m* und den frikativen *ð*, *gh*, *v*, *s* zu *ö* geworden sei[2]. Bei dieser ansicht ist nicht nur Kock selber verharrt und

1) Fornsvensk ljudlära s. 454 ff.
2) Arkiv för nordisk filologi 9, 50—85. 235—268.

trägt sie in seiner neuen Svensk ljudhistoria wieder vor, sondern sie ist auch von Noreen in seiner ausführlichen grammatik 'Vårt språk' angenommen worden. Eine anzahl von fällen geht freilich nicht restlos in diesen regeln auf, sondern muss teils durch analogie teils durch annahme anderer einflüsse, z. b. frühzeitiger quantitätänderungen erklärt werden.

So ist denn diese lehre nicht ohne widerspruch geblieben, und es hat insbesondere O. F. Hultman, wenigstens für die ostschwedischen mundarten den übergang von *i* > *e*, *ä* und von *y* > *ö* auf andere weise erklärt[1].

Nun tritt neuerdings Bengt Hesselman auf, um in der vorliegenden umfangreichen schrift, einer erweiterung des einschlägigen kapitels in seiner lizenziatenabhandlung[2] zu zeigen, wie wenigstens für diejenigen mundarten, die als schwedisch im engeren sinn zu bezeichnen sind, also vor allem im uppländischen und seinen nachbarmundarten, andere, aber dafür für *i* und *y* gleichmässige, regeln gelten und deren ergebnisse dann teilweise im wortschatz der reichssprache zum ausdruck kommen, teilweise nicht.

Hesselman stellt nämlich fest, dass in wörtern von den typen aschw. *til*, *bit*, *liva*, d. h. in allen kurzsilbigen wörtern, *i* zu *e* oder *ä*, *y* zu *ö* geworden ist, ausser vor *i*, *u* der nächsten silbe und ausser da wo synkopierte formen mit nicht synkopierten wechseln, also nicht bei den typen *bitin*, *viku* und *sigel: sigla*. In diesen ist *i*, *y* geblieben; ebenso beim typus *vidia* und in den langsilbigen ausser vor gewissen konsonantengruppen, nämlich vor *r* und *l̦* vor anderem konsonanten als *j*, z. b. *dyrr* > *dörr*.

Sein material schöpft Hesselman sowohl aus den reichen sammlungen der aufnahmen lebender mundart, die 'landsmålsföreningen' in Uppsala in den letzten jahren hat anlegen lassen, wie aus der gedruckt oder handschriftlich vorliegenden literatur in den und über die mundarten, wie endlich aus dem alten und neuen mehr oder minder landschaftlich gefärbten schrifttum in der schriftsprache.

Für die von Hesselman behandelten mundarten scheint das durch ihn beigebrachte material den beweis für seine regel in der hauptsache zu liefern, wenn auch hier ebenfalls immer noch einige fälle unerledigt bleiben, und wenn man auch einzelne seiner beispiele als nicht hierhergehörig betrachten möchte: so möchte ich in *syrka*, *sÿrka* 'nasse wiese' nicht altes, gelegentlich gedehntes *ÿ* sehen, sondern vielmehr das wort für eine ableitung von *sūr* 'sauer' halten, wie schon Hellquist[3] getan hat.

Wie freilich das verhältnis der schriftsprache zu den mundarten und dasjenige der in der schriftsprache wechselnden formen zu einander zu beurteilen ist, das bleibt vorderhand noch eine offene frage. Vorläufig scheint für sie die auffassung Kocks besser zu stimmen.

Jedenfalls ist aber Hesselmans arbeit als eine anerkennenswerte leistung treuen unverdrossenen gelehrtenfleisses wohl geeignet, die frage ihrer lösung näher zu bringen.

1) De östsvenska dialekterna 1894.
2) Undersökningar i svensk ljudhistoria 1900.
3) Arkiv 7, 145.

ERLANGEN. AUGUST GEBHARDT.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaktion ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu rezensieren. Eine zurücklieferung der rezensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Abele, Matthias. Halm, Hans, Matthias Abele. [Forschungen zur neueren lit.gesch., hrg. von Frz. Muncker. XL.] Weimar, Alex. Duncker 1912. VIII, 150 s. 5 m.

Anti-xenien in auswahl, hrg. von Wolfg. Stammler. [Kleine texte für vorlesungen und übungen, hrg. von H. Lietzmann. 81.] Bonn, A. Marcus und E. Weber 1911. 68 s. 1,40 m.

Chaucer. — Ewald, Wilh., Der humor in Chaucers Canterbury tales. [Studien zur engl. philol., hrg. von L. Morsbach. 45.] Halle, Niemeyer 1911. VIII, 135 s. 4 m.

Edda (Sæmundar). — Die lieder der älteren Edda (Sæmundar Edda), hrg. von Karl Hildebrand, völlig umgearbeitet von Hugo Gering. 3. aufl. Paderborn, Schöningh 1912. XXV, 483 s. 8 m.

Faust. — Johann Faust. Ein allegorisches Drama von 5 aufzügen [von Paul Weidmann]. Faksimiledruck der Prager ausgabe von 1775; nebst einer lit.histor. einleitung von Rudolf Payer von Thurn und einem anhange. Wien, Brüder Rosenbaum, o. j. (1911). (IV), 80 + 23 p. und 6 faksimiles. 12 m.

Frischlinus, Nicod., Julius Redivivus, hrg. von Walther Janell. Mit einleitungen von W. Hauff, G. Roethe und W. Janell. [Lat. literaturdenkmäler des 15. und 16. jhs., hrg. von Max Herrmann. 19.] Berlin, Weidmann 1912. XCI, 155 s. 5 m.

Glossen. — Michiels, Hubert, Über englische bestandteile altdeutscher glossenhandschriften. Bonn, Hanstein 1912. X, 84 s.

Goethe. — Hagenbring, Paul, Goethes Götz von Berlichingen, erläuterung und literarhistorische würdigung. I. Herder und die romantischen und nationalen strömungen in der deutschen literatur des 18. jhs. bis 1771. [Bausteine . . . hrg. von F. Saran. 9.] Halle, Niemeyr 1911. XII, 84 s. 2,80 m.

— Kettner, Gustav, Goethes drama 'Die natürliche tochter'. Berlin, Weidmann 1912. VIII, 172 s. 3,40 m.

— Wolff, Eugen, Wilhelm Meisters theatralische sendung. Vortrag. Oldenb. und Leipz., Rud. Schwartz, o. j. 40 s.

Goethe und **Schiller.** — Der briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Im auftrag des Goethe- und Schillerarchivs nach den handschriften hrg. von H. G. Graef und A. Leitzmann. Leipzig, Inselverlag 1912. 3 bände. (VIII), 461; (IV), 512; VIII, 279 s. 7,50 m.

Gottfried von Strassburg. — Herold, Kurt, Der Münchener Tristan. Ein beitrag zur überlieferungsgeschichte und kritik des Tristan Gottfrieds von Strassburg. [QF. 114.] Strassburg, Trübner 1911. (X), 90 s. 3 m.

Gottsched. Suchier, Wolfram, Gottscheds korrespondenten. Alphabetisches absenderregister zur Gottschedschen briefsammlung in der universitätsbibliothek Leipzig. [Sonderabdruck aus der Kleinen Gottschedhalle (Jahrbuch der Gottschedgesellschaft) bd. 7 und 8.] Berlin, Gottschedverlag 1912. (II), 83 s. 6 m.

Grimmelshausen. Scholte, J. H., Probleme der Grimmelshausenforschung. I. Groningen, J. B. Wolters 1912. (II), 256 s. und 1 faksimile.

Grønbech, Vilhelm, Vor folkeæt i oldtiden. II., III., IV. København, V. Pios boghandel 1912. VI, 270; IV, 208; IV, 133 s. 13,50 kr.

II: Midgård og menneskelivet; III: Hellighed og helligdom; IV: Menneskelivet og guderne.

Hagen, Gottfried. Dornfeld, Ernst, Untersuchungen zu Gottfried Hagens reimchronik der stadt Köln nebst beiträgen zur mittelripuarischen grammatik. [Germanist. abhandlungen, hrg. von Fr. Vogt. 40.] Breslau, M. und H. Marcus 1912. XII, 320 s. 10,80 m.

Halm, Friedr. – Reinecke, Charlotte, Studien zu Holms erzählungen und ihrer technik. [Sprache und dichtung, hrg. von H. Maync und S. Singer. IX.] Tübingen, Mohr 1912. VIII, 63 s. 2,50 m.

Heinse, Wilh. – Riess, Edmund, Wilh. Heinses romantechnik. [Forschungen zur neueren lit.gesch., hrg. von Frz. Muncker. XXXIX.] Weimar, Alex. Duncker 1911. (VIII), 109 s. 3,60 m.

Hentrich, Konrad, Wörterbuch der nordwestthüringischen mundart des Eichsfeldes. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1912. VIII, 109 s. 4 m.

Hünich, Fritz Adolf, Das fortleben des älteren volksliedes im kirchenliede des 17. jahrhunderts. [Probefahrten . . ., hrg. von Alb. Köster. 21.] Leipzig, R. Voigtländer 1911. (VII), 44 s. 1,80 m.

Jacobi, Fr. Heinr. – Schwartz, Hans, Fr. Heinr. Jacobis 'Allwill'. [Bausteine . . . hrg. von F. Saran. 8.] Halle, Niemeyer 1911. (VI), 78 s. 2,40 m.

Kaestner. – Becker, Carl, A. G. Kaestners epigramme. Chronologie und kommentar. [Bausteine . . ., hrg. von F. Saran. 4.] Halle, Niemeyer 1911. VIII, 230 s. 6 m.

Kern, S. H., De met het participium praeteriti omschreven werkwoordsvormen in 't Nederlandsch. Amsterdam 1912 (Verh. d. k. Akad. von wetensch. afd. Letterk. N. R. XII, 2).

Kleist, Heinr. v. – Schulze, Berthold, Kleists Penthesilea oder von der lebendigen form der dichtung. Leipzig, Teubner 1912. (II), 42 s. 1 m.

Kondziella, Franz, Volkstümliche sitten und bräuche im mhd. volksepos. Mit vergleichenden anmerkungen. [Wort und brauch . . . hrg. von Th. Siebs und M. Hippe. 8.] Breslau, M. & H. Marcus 1912. VIII, 207 s. 7,20 m.

Kraus, Carl v., Mittelhochdeutsches übungsbuch. [German. bibliothek, hrg. von W. Streitberg. I, 3. 2.] Heidelberg, Carl Winter 1912. VII, 258 s. 3,60 m.

Kudrun, textabdruck mit den lesarten der handschrift und bezeichnung der echten teile hrg. von E. Martin. 2. aufl., bes. von Edw. Schröder. [Sammlung germanist. hilfsmittel für den prakt. studienzweck. 2.] Halle, Waisenhaus 1911. XXVIII, 220 s. 3 m.

Leisewitz. – Kühlhorn, Walther, I. A. Leisewitzens Julius von Tarent. Erläuterung und literarhistor. würdigung. [Bausteine . . . hrg. von F. Saran. 10.] Halle, Niemeyer 1912. XV, 84 s. 2,80 m.

Lessing. – Seiler, Friedr., Der gegenwartswert der Hamburgischen dramaturgie. 2. aufl. Berlin, Weidmann 1912. VIII, 88 s. 2 m.

– Spiess, Otto, Die dramatische handlung in Lessings 'Emilia Galotti' und 'Minna von Barnhelm'. Ein beitrag zur technik des dramas. [Bausteine . . . hrg. von F. Saran. 6.] Halle, Niemeyer 1911. (IV), 74 s. und 1 taf. 2,40 m.

Leyen, Friedr. v. d., Die deutschen heldensagen. [Deutsches sagenbuch. II.] München, Beck 1912. VIII, 352 s. geb. 3,50 m.

Ligurinus. – Sturm, Jos., Der Ligurinus, ein deutsches heldengedicht zum lobe kaiser Friedrich Rotbarts. [Studien und darstellungen aus dem gebiete der gesch. ... hrg. von Herm. Grauert. VII, 1. 2.] Freiburg i. B., Herder 1911. VII, 235 s. 5 m.

Lindqvist, Axel, Förskjutningar i förhållandet mellan grammatiskt och psykologiskt subjekt i svenskan. [Lunds univ. årsskr., n. f. afd. 1, bd. 8 nr. 2.] Lund, C. W. K. Gleerup (Leipz., O. Harrassowitz) 1912. XII, 171 s. 3 kr.

Löwis of Menar, August v., Der held im deutschen und russischen märchen. Jena, Diederichs 1912. (II), 140 s. 3 m.

Lundberg, Oskar, och **Sperber, Hans,** Härnevi. [Uppsala universitets årsskrift 1911 nr. 3.] Uppsala, Akademiska bokhandeln 1912. 49 s.

Luther. – Dr. Martin Luthers Deutsche bibel. 3. band. Weimar, Böhlau 1911. LXIV, 580 s. 4°. 18 m.

Matthisson. – Krebs, Walter, Friedr. v. Matthisson. Ein beitrag zur geistes- und literaturgeschichte des ausgehenden 18. und beginnenden 19. jahrhunderts. Berlin, Mayer & Müller 1912. (IV), 197 s. 3,60 m.

Michels, Victor, Mittelhochdeutsches elementarbuch. 2. aufl. [German. bibliothek. hrg. von W. Streitberg I, 1, 7.] Heidelberg, Winter 1912. XV, 324 s. 5 m.

Müller, Alex., Mittelenglische geistliche und weltliche lyrik des 13. jhs. (mit ausschluss der politischen lieder) nach motiven und formen. [Studien zur engl. philol., hrg. von L. Morsbach. 44.] Halle, Niemeyer 1911. XI, 160 s. 5 m.

Müller, Joh. Cadovius, Memoriale linguae frisicae, nach der Jeverschen originalhandschr. hrg. von Erich König. Mit 10 tafeln. [Forschungen ... hrg. vom Verein für niederl. sprachforschung. 4.] Norden und Leipzig, D. Soltau 1911. (VIII), 136 s. 6,40 m.

Mystiker. – Texte aus der deutschen mystik des 14. und 15. jahrhunderts, hrg. von Adolf Spamer. Jena, Diederichs 1912. (II), 218 s. und 1 faksim. 4 m.

Novalis. – Gloege, Georg, Novalis' Heinrich von Ofterdingen als ausdruck seiner persönlichkeit. Eine ästhetisch-psychol. stiluntersuchung. (Teutonia ... hrg. von W. Uhl. XX.] Leipzig, Avenarius 1911. XVII, 188 s. 4 m.

Pschmadt, Karl, Die sage von der verfolgten hinde, ihre heimat und wanderung, bedeutung und entwicklung mit besonderer berücksichtigung ihrer verwendung in der literatur des mittelalters. Greifswalder dissert. 1911. 134 s.

Runinskrifter, Östergötlands, granskade och tolkade av Erik Brate. Första häftet. [Sveriges runinskrifter utgivna av Kungl. vitterhets historie och antikvitets akademien II, 1.] Stockholm, Wahlström & Widstrand 1911. (IV), 96 s. und 32 taff. 4°. 5 kr.

Sachs, Hans. – Hartmann, Julius, Das verhältnis von Hans Sachs zur sogen. Steinhöwelschen Decameronübersetzung. [Acta Germanica ... hrg. von R. Henning. Neue reihe, heft 2.) Berlin, Mayer & Müller 1912. VI, 119 s. 3,20 m.

– Henze, Helene, Die allegorie bei Hans Sachs mit besonderer berücksichtigung ihrer beziehungen zur graphischen kunst. [Hermaea ... hrg. von Ph. Strauch. 11.] Halle, Niemeyer 1912. XVI, 168 s. und 8 taff. 8 m.

Saxo grammaticus. – Knabe, C., Einleitung zu einer neuen ausgabe der Dänischen geschichte des Saxo. Torgau, selbstverlag 1912. (IV), 48 s.

Schaidenreisser, Simon. Schaidenreissers Odyssea (Augsburg 1537). Neudruck. hrg. von Friedr. Weidling. Mit abbildungen. [Teutonia . . . hrg. von W. Uhl. XIII.] Leipzig, Avenarius 1911. XXXIII, 242 s. 5 m.

Schicksalsdrama. Leisering, Konrad, Studien zur schicksalstragödie. Erster teil. [Progr. der Königst. oberrealschule zu Berlin.] Berlin, Weidmann 1912. 32 s. 4°.

Schiller. Beyer, Adolf, Schillers Malteser. [Tübinger dissert.] Tübingen, Laupp 1912. (VI), 79 s.

Leitzmann, Alb., Die quellen von Schillers Wilhelm Tell. [Kleine texte für vorlesungen und übungen, hrg. von Hans Lietzmann. 90.] Bonn, A. Marcus und E. Weber 1912. 47 s. 1,20 m.

Schlegel, Friedr. – Friedr. Schlegels briefe an frau Christine von Stransky, geb. freiin von Schleich, hrg. von M. Rottmanner. 2. band. [Schriften des Liter. vereins in Wien. XVI.] Wien 1911. IV, 426 s.

Schmidt, Erich, Charakteristiken. 2. reihe. 2. verm. aufl. Berlin, Weidmann 1912. (VIII), 390 s. 7 m.

Schmidt, Ludwig, Geschichte der deutschen stämme bis zum ausgange der völkerwanderung. II, 1. [Quellen und forschungen zur alten geschichte und geographie, hrg. von W. Sieglin. XXIV.] Berlin, Weidmann 1911. (VI), 93 s. 3 m.

Siuts, Hans, Jenseitsmotive im deutschen volksmärchen. [Teutonia . . . hrg. von W. Uhl. 19.] Leipzig, Ed. Avenarius 1911. XIV, 313 s. 8 m.

Tacitus' Germania, erläutert von Heinr. Schweizer-Sidler. 7. verb. und verm. aufl. von Ed. Schwyzer. Mit bibliogr. anhang, 6 abbild. und 1 karte. Halle, Waisenhaus 1912. XVI, 118 s. 3 m.

Terenz. – Mangold, Hans Werner, Studien zu den ältesten bühnenverdeutschungen des Terenz. [Hermaea . . . hrg. von Phil. Strauch. 10.] Halle, Niemeyer 1912. XI, 180 s. und 3 tabellen. 6,40 m.

Tieck. – Wüstling, Fritz, Tieck William Lovell. Ein beitrag zur geistesgeschichte des 18. jahrhunderts. [Bausteine . . . hrg. von F. Saran. 7.] Halle, Niemeyer 1912. XI, 192 s. 5 m.

Tscherning. – Borcherdt, Hans Heinr., Andreas Tscherning. Ein beitrag zur literatur- und kulturgeschichte des 17. jahrhunderts. München und Leipzig, Hans Sachsverlag 1912. (VIII), 374 s. 10 m.

Verhandlungen der 51. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Posen 1911, zusammengestellt von Paul Ssymank. Leipzig, Teubner 1912. VIII, 185 s. 6 m.

Weckherlin. – Eitle, Max, Studien zu Weckherlins geistlichen gedichten. [Tübinger dissert.] Tübingen, G. Schnürlen 1911. 92 s.

Weller, Aug., Die sprache in den ältesten deutschen urkunden des Deutschen ordens. [Germanist. abhandl. . . . hrg. von F. Vogt. 39.] Breslau, M. & H. Marcus 1911. (IV), 137 s. 4,40 m.

Witkowski, Georg, Die entwicklung der deutschen literatur seit 1830. Leipzig, Voigtländer 1912. VII, 165 s. 2 m.

NACHRICHTEN.

Am 5. märz 1912 verschied zu Koblenz der hochverdiente kenner und erforscher des deutschen volksliedes und herausgeber der Allgemeinen deutschen biographie, wirkl. geheimrat d. dr. freiherr Rochus von Liliencron (geb. zu Plön 8. dezember 1820).

Dr. Joseph Nadler wurde als ausserordentl. professor für neuere deutsche literaturgeschichte an die universität Freiburg in der Schweiz berufen, der privatdozent dr. Alfred Götze in Freiburg im Breisgau zum ausserordentlichen professor ernannt.

Dr. Hermann Schneider hat sich in Bonn für deutsche und nordische philologie habilitiert.

AUFRUF ZUR BEGRÜNDUNG EINES DEUTSCHEN GERMANISTENVERBANDES.

Mehr und mehr ist in allen kreisen, denen es um die zukunft unseres volkstums ernst ist, die überzeugung zum durchbruch gekommen, dass unser deutsches geistesleben stärker als bisher auf völkische grundlagen gestellt werden muss. Noch findet dies bestreben keine freie bahn. Ihm steht vor allem im wege, dass der unterricht im deutschen an unseren höheren schulen nicht die stellung einnimmt, die ihm in rücksicht auf volkstum und erziehung zukommt.

Zwar weist der wortlaut der lehrpläne nachdrücklich auf die hohe bedeutung dieses unterrichts hin, aber die erfahrung hat gezeigt, dass die dort ausgesprochene mahnung, es sollten alle fächer zur pflege des deutschen zusammenwirken, allein nicht helfen kann.

Wollen die höheren schulen ihre pflicht wirklich erfüllen, die ihnen anvertraute jugend zu fruchtbringender, auf gediegenem verständnis begründeter mitarbeit an der ausgestaltung unseres volkstums und unserer kultur zu erziehen, so ist eine entschiedenere betonung des deutschen unbedingt erforderlich.

Eine vertiefung des unterrichts im deutschen und eine zielbewusste verknüpfung mit den anderen schulfächern ist aber unter den heutigen verhältnissen nicht möglich. Sie zu erreichen, muss der unterricht im deutschen verstärkt und darf auf allen stufen nur von fachwissenschaftlich vorgebildeten lehrern erteilt werden.

Diese müssen auf der hochschule gründlich in alle seiten ihrer wissenschaft eingeführt werden. Zugleich aber müssen an die lehrer insgesamt bei der staatsprüfung höhere anforderungen in kenntnis und verständnis des deutschen gestellt werden.

Endlich ist durch fortbildungskurse und durch reiseunterstützungen dafür zu sorgen, dass die lehrer im amte an ihrer weiterbildung arbeiten können und die fühlung mit der stets fortschreitenden wissenschaft nicht verlieren.

Um dies ziel zu erreichen, erscheint es geboten, nach dem beispiel der religionslehrer, der neuphilologen, der mathematiker und naturwissenschaftler und anderer fachgruppen einen zusammenschluss der germanisten, insbesondere der vertreter des deutschen an den hochschulen und den höheren schulen, zur förderung des deutschen unterrichts herbeizuführen.

Es werden daher alle fachgenossen zu einer begründenden versammlung hierdurch eingeladen, die am mittwoch nach Pfingsten, 29. mai d. js., vormittags 10 uhr, in der akademie zu Frankfurt a. M. (Jordanstrasse 17) stattfinden soll.

Weitere auskunft erteilen direktor dr. Kl. Bojunga, dr. Fr. Panzer, prof. an der akademie, und prof. dr. J. G. Sprengel in Frankfurt a. M. Mitteilungen und beitrittserklärungen bittet man an den letztgenannten zu richten.

AUFRUF.

Die verwaltung von Gottfried Kellers nachlass und die stadtbibliothek in Zürich beabsichtigen eine vollständige sammlung aller noch vorhandenen, zum teil weit verstreuten handschriften und sonstigen reliquien des dichters und malers. Es sollen auf der stadtbibliothek Zürich, wo sich der Kellersche nachlass, sowie in dem Gottfried Kellerzimmer ein Kellermuseum befindet, womöglich vereinigt, zum mindesten nachgewiesen werden:

1. sämtliche briefe des dichters,
2. weitere handschriftliche werke, skizzen, entwürfe in vers und prosa,
3. seine bilder, malerischen skizzen und zeichnungen,
4. übersetzungen Kellerscher werke in fremde sprachen,
5. musikalische kompositionen nach Kellerschen texten.

Es ergeht daher an alle besitzer von Kellerschen manuskripten und bildern, sowie an die verleger von übersetzungen und musikalischen kompositionen die bitte, sich mit dem verwalter von Gottfried Kellers nachlass, herrn dr. Hermann Escher, 1. bibliothekar der stadtbibliothek Zürich, in verbindung zu setzen, ihm ihren besitz namhaft zu machen und solche stücke — manuskripte in original oder abschrift — der stadtbibliothek Zürich, wenn immer möglich schenkungsweise, als einheitlicher sammelstelle zuzuweisen.



BEITRÄGE ZUR KRITIK UND ERKLÄRUNG SKALDISCHER DICHTUNGEN[1].

I. Zu den gedichten von Sighvatr Þórðarson.

1. Unter dem namen Sighvats sind uns im dróttkvætt 139 vollständige strophen, 13 halbstrophen und eine viertelstrophe, im ganzen 1166 verse, erhalten, von denen 9 (d. h. 0,77 %) in den handschriften hendingalaus überliefert sind[2], nämlich:

1. Nesjavísur 2[3] (A 228 = B 217)
   hirð þa er hugði fœðazk;
2. Austrfararvísur 3[1] (A 233 = B 221)
   vara fyrst er ec rann rastir[3];
3. ebda 6[5] (A 235 = B 221)
   þo siamz hitt at hlǫþir[4];
4. Bersǫglisvísur 2[5] (A 251 = B 235)
   Varat áá hal með hiǫrvi[5];

1) Die nachstehenden bemerkungen verdanken einer längeren beschäftigung mit Finnur Jónssons Skjaldedigtning (Ztschr. 41, 231 fg.) ihre entstehung. Dass in dieser ausgabe, deren baldige vollendung wir sehnlichst herbeiwünschen — es lagen mir von den beiden abteilungen A und B je 2 hefte vor [und zwei weitere, die band 1 von A und B abschliessen, empfange ich, während ich mit der korrektur dieses aufsatzes beschäftigt bin] — nicht alle schwierigkeiten beseitigt, nicht alle schäden geheilt werden konnten, ist bei der fülle des zu bewältigenden stoffes selbstverständlich: hier wird noch die arbeit mehrerer generationen nötig sein. Als ein bescheidener versuch, in dieser richtung vorwärtszukommen, nicht als ergüsse eines mäkelnden kritikers, wollen diese beiträge angesehen sein: so oft ich auch meinem gelehrten freunde widersprechen musste, bin ich doch stets der grossen dankespflicht eingedenk geblieben, die wir für sein vortreffliches werk zu erfüllen schuldig sind, das ein wissenschaftliches studium der skaldischen dichtungen eigentlich erst ermöglicht hat.

2) Von diesen führt Finnur Jónsson (Ark. f. nord. fil. 7, 329) — in seinem aufsatze: Ulige linjer i drotkvædede skjaldekvad (wo die lausavísur nicht berücksichtigt sind) — nur 2 auf, nämlich nr. 1 und 4.

3) Varr.: *Varat: vara æk* st. *vara* — *en* st. *er* — *rastar* st. *rastir.*

4) Varr.: *siamc: siaamk: siamok: seam: saum: seek* st. *siamz* — *hlæiðir: hlæði* st. *hlǫþir.*

5) Varr.: *þar* st. *áá* — *hæl* st. *hal.*

5. ebda 6^{5} (A 253 = B 236)
   himin þottumz þa heiðan[1];
6. Lausavísur 1^{7} (A 265 = B 246)
   vel hefir avrriða at egna[2];
7. Laus. 9^{5} (A 268 = B 248)
   þer er allz hann reþ hlyþa[3];
8. Laus. 28^{5} (A. 274 = B 253)
   annat var þa er olafr[4];
9. Laus. 28^{7} (ebda)
   hverr atti þa hræsa[5].

In seinem berichtigten texte hat Finnur Jónsson von diesen 9 fällen von háttlausa 4 durch konjektur beseitigt: in nr. 1 schreibt er mit Keyser und Unger (Ólafs s. helga, Christ. 1849, s. 20) *forðask* st. des sinnlosen *fæðask*, in nr. 2 mit Munch und Unger (Ólafs s. helga, Christ. 1853, s. 272) *fýst* st. *fyrst*, in nr. 4 mit Konr. Gíslason (Njála II, 605) *her* st. *hal*, und in nr. 7 hat er selber, um einen reim zu gewinnen (auf dem unbetonten *réð* kann die hending nicht ruhen), *hlýða* durch das synonymon *heyra* ersetzt, und ich zweifle nicht, dass diese besserungen sämtlich das richtige getroffen haben. In den übrigen 5 versen hat er die háttlausa stehen lassen, ausserdem aber einmal einer lesart den vorzug gegeben, die keine hending enthält, zweimal sogar den handschriftlich überlieferten reim in seiner kritischen herstellung entfernt. Diese drei fälle seien zunächst besprochen.

a) Den ersten helmingr der 19. lausavísa (A 271 = B 250) lesen wir in dem berichtigten texte in folgender gestalt:

Út býðr allvaldr sveitum
Englands, en vér fengum
lítt sék lofðung óttask
liðfæð ok skip smæri.

Ich möchte in der 4. zeile mit K. Gíslason (Udv. 38) der lesart des cod. AM. 73 b fol. den vorzug geben, die Finnur Jónsson (Heimskr. IV, 150) für eine abschreiberkonjektur ansieht:

lið færa, skip smæri.

1) Varr.: *þottuz* st. *þóttumz* — *þa* lässt eine hs. aus — *heiðar* st. *heiðan.*

2) Eine handschr. liest *erja* st. *egna*, was nur als missglückte konjektur eines kopisten gelten kann, der an der háttlausa anstoss genommen hatte.

3) Varr.: *ydr* st. *þer* — *hann* fehlt in einer hs.

4) Varr.: *orir* st. *er.*

5) Varr.: *hvert* st. *hverr.*

Das asyndeton, das Gíslason durch einsetzung von *ok* beseitigt, scheint mir besonders eindrucksvoll.

b) In den Austrfararvísur, dem eigenartigen, von humor durchwürzten und auch kulturhistorisch nicht uninteressanten poetischen gesandtschaftsbericht, den Sighvatr könig Ólafr dem dicken über die in dessen auftrag unternommene reise nach Schweden und seine verhandlungen mit dem jarl Rǫgnvaldr von Skara und dessen vetter, dem Schwedenkönige Ólafr skotkonungr, abstattete – verhandlungen, die schliesslich zur vermählung Ólafs des dicken mit Ástríðr, der unehelichen tochter seines schwedischen namensvetters führten – lesen wir den 1. helmingr der 20. strophe in dem berichtigten texte (B 225) in folgender gestalt:

Sunr lét Ulfs meðal ykkar,
Áleifr, tekit mǫlum,
þétt fengum svǫr, sátta
(sakar leggið it) beggja;

ein blick in den kritischen apparat (A 239) belehrt uns jedoch, dass die háttlausa der 1. zeile erst durch die konjektur des herausgebers entstanden ist, der das von allen handschriften überlieferte *spakr* bereits in seiner ausgabe der Heimskringla (II, 175; IV, 137) in *sunr* geändert hatte. Den genetiv '*ulfs*' bietet nur éine handschrift, die übrigen lesen '*ulfr*', '*ulf*', '*vllr*'. *Spakr ... Ulfr*, wie die besten codices und die älteren ausgaben sämtlich schreiben, ist allerdings schwerlich richtig. Die herausgeber der grossen Ólafs saga helga (Christ. 1853), P. A. Munch[1] und C. R. Unger, nahmen an (s. 375), dass mit dem in der strophe erwähnten Ulfr Rǫgnvalds vater gemeint sei, der also seinen sohn bei den verhandlungen mit Sighvatr beraten haben müsste. Aber Ulfr Tostason (der kaum eine sehr bedeutende persönlichkeit gewesen ist, da die prosaischen quellen nichts über ihn zu berichten wissen) hat die jarlswürde, die ihm, dem leiblichen bruder der königin Sigríðr stórráða, ohne zweifel von deren gemahl, dem könige Eiríkr sigrsæli, übertragen worden war, sicherlich bis an sein ende bekleidet, und dieses ist vermutlich bereits in den letzten jahren des 10. jh. erfolgt, da Rǫgnvaldr schon damals, noch zu lebzeiten Ólaf Tryggvasons, dessen schwester Ingibjǫrg er heiratete, zur herrschaft gelangt war (*er þá var kominn til ríkis í Vestra-Gautlandi*,

1) Kurz vorher hatte noch Munch (Det norske folks hist. I b, 574 anm.) über unsere und die unmittelbar vorhergehende strophe Sighvats (s. u.) seine verständnislose verwunderung zum ausdruck gebracht.

Fms. II, 220). Die erste zeile unseres helmingr ist also höchst wahrscheinlich fehlerhaft überliefert, aber der fehler steckt m. e. nicht in dem worte *spakr*, sondern in *Ulfr:* dieser name, der in dem letzten verse der unmittelbar vorhergehenden strophe[1] steht, war einem abschreiber noch im sinne geblieben und wurde statt eines anderen einsilbigen und vokalisch anlautenden wortes der vorlage eingesetzt, dessen erratung nicht schwierig ist: es war offenbar *jarl*[2]. Wir gewinnen somit den nach form und inhalt tadellosen vers:

Spakr lét jarl meðal ykkar.

c) Der erste helmingr der 18. lausavisa (A 270 = B 250) lautet in dem berichtigten texte:

Gerðisk hilmis Hǫrða
húskarlar þá jarli,
es við Áleifs fjǫrvi,
ofvægir, fé þægi.

es in z. 3 ist eine änderung des herausgebers statt des in der Kringla überlieferten *er* (wofür andere hss. unrichtig *ǫr*, *cf* oder *ǫf* schreiben). Ich glaube jedoch, dass, um die hending zu retten, das *er* beibehalten werden muss[3]: die form ist offenbar ein suecismus, wie *vír* st. *vér* in der 8. zeile derselben strophe (K. Gislason, Njála 2, 600).

Nach erledigung dieser drei verse bleiben demnach nur noch die oben unter nr. 3, 5, 6, 8 und 9 aufgeführten fälle von háttlausa übrig. Von diesen ist jedoch der vers nr. 6. der schon durch seine hypertrophie einen mittelmässigen dichter verrät, von vornherein auszuscheiden: die strophe, in der er sich findet, ist nämlich ohne zweifel ebenso unecht, wie die fabelhafte episode aus Sighvats knabenalter, in welche sie eingeschoben ist, die erzählung, wie der dichter, der zuerst sehr langsam sich entwickelt hatte, durch den genuss eines fischkopfes die poetische begabung empfieng — ein altes wandermärchen, das auch auf irischem boden nachgewiesen ist[4]. Da also diese 'achtsilbige bestie' in wegfall kommt, verringert sich die zahl der reim-

1) Munch (a. a. o.) meinte, dass in dieser strophe Rognvaldr irrtümlicherweise als **bruder** statt als **sohn** des Ulfr bezeichnet sei (!): diese annahme beruht jedoch auf falscher konstruktion: die richtige wortfolge bietet bereits der 12. band der Fms. (s. 86) und dann auch die ausgabe der grossen Olafs s. helga (Christ. 1853) s. 274.

2) Jetzt auch vorgeschlagen von **Björn M. Ólsen** in den Tillæg og rettelser zu Skjald. B s. 682. [Korrekturnote.]

3) Wenn Noreen (Altn. gr. I[3], § 463) bemerkt, dess *er* statt *es* auf westnord. gebiete am frühesten bei Sighvatr belegt sei, so hat er vermutlich diese zeile im auge.

4) S. Bugge, Arkiv 13, 209 fg.

losen dróttkvættzeilen auf 4, und die wahrscheinlichkeit wird grösser, dass wir es auch in diesem kleinen rest überall mit korruptelen zu tun haben, zumal da der dichter, der mit so stolzem selbstbewusstsein in der 29. lausavísa (B 253) erklärt, dass man schwerlich imstande sein werde, ihm *braglestir* nachzuweisen, sicher sich gehütet haben wird, einen so leicht ins ohr fallenden fehler wie eine háttlausa zu begehen. Finnur Jónsson war ehemals derselben ansicht (Ark. 7, 330 verkündet er als seine meinung 'at alle Sigvats vers har, med hensyn til rimene, været regelrette, hvilket er så meget mere rimeligt, som vi ved, hvilken uovertruffen mester Sigvatr var som versificator'), hat aber neuerdings zu einer anderen auffassung sich bekehrt, da er (Heimskr. IV, 150) dem dichter eine gewisse sorglosigkeit in der behandlung des reimes tatsächlich zutraut (und es deswegen wohl auch für unbedenklich gehalten hat, eine überlieferte hending durch konjektur fortzuschaffen). Meine meinung ist demgegenüber, dass die verstösse, die man Sighvatr vorgeworfen haben soll (Fms. V, 209) minder erheblicher natur waren[1], und dass es der mühe sich lohnt, eine heilung auch der letzten 4 vísuorð, die in den handschriften und ausgaben der hending entbehren (nr. 3, 5, 8, 9), zu versuchen.

Nr. 3. Den helmingr, den dieser vers eröffnet, bietet der berichtigte text Finnur Jónssons in engem anschlusse an die lesung der Kringla in folgender gestalt:

1) Als einen solchen verstoss könnte man es z. b. bezeichnen, dass ein paarmal gegen die metrische regel die 2. hebung auf einer kürze ruht, ohne dass ein fuss von dem typus ⏑́ ⏑̀ vorausgeht: Bers. 7^{2} *folgin jǫfurs dolga* und 14^{4} *ǫfgask búendr gǫfgir;* in diesen beiden versen wird der fehler jedoch eher einem abschreiber als dem dichter zur last zu legen sein, da die heilung sich durch einsetzung eines synonymons — z. b. *ræsis* bez. *búmenn* oder *buandmenn* (vgl. K. Gíslason, Aarb. 1881, s. 248) — aufs leichteste bewerkstelligen lässt; richtig überliefert ist dagegen sicherlich der unkorrekte vers *ǫngulgripinn hanga* in der unechten lausav. 1). Auf präpositionen hending und alliteration zu legen, hätte ein sorgfältigerer dichter ebenfalls vermieden (vgl. Bers. 5^{3} *af þvít eignum lofða* und 13^{2} *viðr þeims nú ferr hiðra*). Überfüllte senkungen und auftakte sind wohl meist fehler der überlieferung: sie lassen sich durch streichung überflüssiger wörter gewöhnlich leicht beseitigen: Vestrf. 6^{2} *hygg (þú) at jǫfurr skatna* (zweisilbige senkung in einem verse A 2k ist unerhört!); Erl. fl. 8^{4} *allglaðr (þess) es réð Jaðri*; Erfidr. 21^{5} *skæmr landreki (in) fremri;* vgl. auch unten s. 144 anm. Auch der unmögliche vers Laus. 19^{7} *lætr einǫrð fé firða*, den Sievers (Altgerm. metrik § 61 anm. 3) zweifelnd als ein B erklären wollte, ist wohl aus Sighvats schuldkonto zu streichen: man lese *fé lætr einǫ́rð firða* (A mit nebenton im 2. fusse). Nachlässigkeiten ausserhalb des metrischen gebietes sind z. b. das doppelte *es* Austrf. $17^{1.\,3}$ und Erfidr. 16^{4} der sing. *barg* statt des plur. *burgu*.

þó séumk hitt, at hlæðir
hafskíðs myni síðan
út hverr's Ǫlvir heitir,
alls mest, reka gesti.

An der ersten (5.) reimlosen zeile hat bereits Jón Þorkelsson in seinen Bemærkninger til nogle steder i versene i Heimskringla (Oversigt over det kgl. danske vidensk. selsk. forhandl. 1884, s. 68) anstoss genommen. Er schlug vor, das überlieferte verbum durch ein synonymon zu ersetzen:

kvíðum hinu at hlæðir,

was Konr. Gíslason (Udv. 178) notiert, also der beachtung wert gefunden hat. Es ist jedoch dagegen zu bemerken, dass Sighvatr niemals die 2. hebung eines A-verses auflöst[1], daher ich einer anderen konjektur, die sich zugleich weniger von dem handschriftlichen texte entfernt, den vorzug geben würde. Man ändere *hitt* in *háð*: 'dennoch fürchte ich am meisten die schmach, dass jeder, der Ǫlvir heisst, den fremden (d. h. mich) forttreiben werde'.

Nr. 5. Auch dieser vers ist die erste zeile einer zweiten halbstrophe, die im texte B folgendermassen lautet:

himin þóttisk þá heiðan
hafa, es landa krafðir,
lofðungs burr, ok lifðir,
landfolk tekit hǫndum.

Hier lässt sich der fehler durch einfache umstellung heilen:

himin þá þóttisk heiðan.

Für die verteilung der hending auf auslaut und anlaut zweier wörter gibt es bei Sighvatr mehrere beispiele: Erl. fl. 8[2] *dag þann es mér sǫgðu;* Bers. 5[3] *af þrít eignum lofða;* 7[6] *hug þrít eigi brugðumk* (Wisén, Carm. norr. I, 198); Laus. 18[3] *er við Áleifs fjǫrvi;* dazu kommen zwei fälle, in denen die beiden die hending schliessenden konsonanten durch die compositionsfuge getrennt sind: Bers. 11[3] *ofrausn es þat jǫfri* und Laus. 29[8] *iflaust gera at fifli.*

Nr. 8 und nr. 9. Diese beiden verse gehören der 28. lausavísa an, die der an die guten handschriften eng sich anschliessende B-text (s. 253) in folgender gestalt bietet:

1) Die beiden verse Bers. 18[8] *haukey lifa ok deyja* und Laus. 29[8] *iflaust gera at fifli* sind nicht in vergleich zu stellen: beide sind A 2k, und es ist daher beidemale der auslautende vokal vor dem einsilbigen worte zu elidieren.

Alfívu mun ævi
ungr drengr muna lengi,
es oxamat ǫtum
inni skaf sem hafrar;
annat vas þás Áleifr,
ógnbandaðr, réð landi;
hverr átti þá hrósa
hjalmþornuðu korni.

In der 5. zeile ist nicht bloss die háttlausa störend, denn am ende der dróttkvætt-zeile verwendet Sighvatr sonst **niemals** die zweisilbigen formen des namens *Áleifr*, da der ausgang –́ –̀ überhaupt strenge vermieden wird (Sievers, Altgerm. metrik, § 61, anm. 3). Hier ist also sicherlich etwas nicht in ordnung. Dass Ólafr in unserer strophe deutlich bezeichnet werden musste, da die glücklichen zeiten seiner herrschaft den hungerjahren, die unter dem regiment der Alfíva eintraten, gegenübergestellt sind, ist klar; man darf also keinesfalls den namen durch eine allgemeine bezeichnung des königs, fürsten oder kriegers ersetzen. Aber Ólafr konnte auch als sprössling einer allbekannten persönlichkeit gekennzeichnet werden[1], und so wage ich, wenn auch nicht ohne bedenken, die folgende lesung vorzuschlagen:

annat vas þás sonr Ǫ́stu.

Dass *st* mit einfachem *s* gereimt werden durfte, wird z. b. durch Laus. 27 [5] (*fréttik smás þótt smæstir*) bewiesen, und die verschleifung einer konsonantisch auslautenden silbe mit einer nachfolgenden konsonantisch (aber mit halbvokal!) anlautenden hat eine parallele in Vestrf. 5 [5]: *þér gaf hann mǫrk eða meira.* – Was endlich die 7., ebenfalls reimlose, zeile anbetrifft, so kann hier nur durch einen kühneren eingriff geholfen werden; ich schlage vor zu lesen:

halir ǫttu þá hæla.

Natürlich kann eine solche korruptel, wie die hier vermutete, nur zur zeit der mündlichen tradition entstanden sein, wo leicht der ursprüngliche ausdruck durch ein synonymon verdrängt werden konnte[2]. Für die improvisierten gelegenheitsverse ist diese annahme am ehesten zulässig.

1) Vgl. Sn. E. I, 334: (*skal kenna mann*) ***við ættir þær er hann kom af.***

2) S. unten s. 151.

2. Víkingarvísur str. 6 (B 214 = A 224).

Der erste helmingr lautet in dem berichtigten texte:

Rétt's, at sókn vas en sétta[1]
(snarr þengill bauð Englum
at) þars Áleifr sótti.
(Yggs) Lundúna bryggjur.

vas (z. 1), das in den hss. fehlt, ist von Finnur Jónsson mit recht eingefügt worden, aber das den vers überladende *en* hätte gestrichen werden sollen: die ordinalzahl kann hier des artikels ebenso gut entraten wie in str. 11[1, 2]:

Áleifr vant, þars jǫfrar,
ellipta styr, fellu

und in str. 13[1]:

þrettánda vann þrænda
. . . .
. . . .
sunnarla styr kunnan.

Ferner möchte ich in z. 1 *rétt's* durch *rætt's* ersetzen: 'es ist berichtet worden'. Dass dadurch zugleich skothending hergestellt wird, kommt nicht in betracht, da Sighvatr sehr häufig auch in den ungeraden verszeilen den vollreim anwendet.

3. Víkingar vísur str. 15 (B 216 = A 228).

Im 2. helmingr:

strangr hitti þar þengill
þann jarl, es varð annarr
œztr ok ætt gat bazta
ungr á danska tungu

beziehen alle früheren herausgeber den relativsatz (z. 2 fg.) auf Hákon jarl, Finnur Jónsson dagegen auf *strangr þengill* (d. h. Ólafr Haraldsson). Ich glaube, dass die erste annahme die richtige ist, da es weit natürlicher erscheint, die partikel *es* mit dem unmittelbar vorhergehenden pron. *þann*, das direkt auf sie hinweist, zu verbinden (kein hörer konnte es anders auffassen!). Sighvatr bezeichnet also Hákon als den zweitvornehmsten jarl in Norwegen (darin hätte könig Ólafr

1) Beiläufig sei bemerkt, dass in str. 2[1] ohne zweifel ebenfalls der sing. des numerale herzustellen ist, also (mit verschiedenen hss.) *annat* st. *ǫnnur* gelesen werden muss. Vgl. str. 3 *hríð . . . en þriðja*, str. 5 *víg . . . et fimta*, str. 8 *enn átta styr*, str. 11 *ellipta styr*, str. 13 *þrettánda styr.*

kaum eine beleidigung seiner eigenen person erblickt, während sein ehrgefühl allerdings verletzt werden konnte, wenn der dichter ihn, wie Finnur Jónsson meint, hinter Ólafr Tryggvason an die zweite stelle rückte): der erste jarl an ansehen war sein oheim Sveinn (Hákons vater Eiríkr hatte ja bereits auf nimmerwiedersehen Norwegen verlassen). Daher glaube ich auch nicht, dass der ausdruck *á danska tungu* hier auf den gesamten norden geht. Hákon war der sohn einer dänischen prinzessin: von ihm konnte man also sagen, dass er '*gat bazta ætt á danska tungu*'. Endlich passt auch das epitheton *ungr* am besten auf Hákon ('*en ek lítt kominn af barns-aldri*, Heimskr. II, 39[14]), wenn auch Ólafr digri wahrscheinlich nur wenige jahre älter war.

4. Nesjavísur str. 5[b] (B 218 = A 229):

þvít kristingar kostu
(koma herr í stað verra)
øttu sín, þars sóttusk
seggir hvárra tveggja.

Das *sín* in der vorletzten zeile ist höchst auffallend und kaum zu erklären, jüngere hss. haben daher die änderung in *sér* oder *svá* vorgenommen. Das ursprüngliche ist aber wohl *sýnt*: 'sie hatten, wie der augenschein lehrte, reichliche gelegenheit, verstümmelt zu werden'. Das die alliteration tragende wort erhält dadurch auch einen prägnanten inhalt.

5. Nesjavísur str. 10 (B 219 = A 231).

Die 2. halbstrophe gibt Finnur Jónsson mit engem anschluss an die handschriftliche überlieferung in folgender gestalt:

søkk af sunda blakki
sunnu mørg til grunna,
satt's at Sveini mættum,
samknúta, vér úti.

Diese zeilen, in denen er *mørg* (z. 2) durch das von mehreren hss. gebotene *margr* ersetzte und *vér* (z. 4) in *ver* (d. h. *verr*) änderte, konstruierte und erklärte Sveinbj. Egilsson (Fms. XII, 80; Scripta hist. Isl. IV, 106; vgl. auch Lex. poet. s. v. *blakkr, ver, samknútar*), dem spätere herausgeber und interpreten (z. b. Munch und Unger in der Christ. ausgabe der Ólafs s. helga vom j. 1853, s. 267 und O. Kyhlberg in seiner dissertation Om skalden Sighvat Thordsson, Lund 1868, s. 38–39) gefolgt sind, wie folgt: *margr sunda sunnu verr*

søkk til grunna af samknúta blakki[1]; *satt es* (Svbj. Egilsson schreibt mit mehreren hss. *var*) *at* (*vér*) *mœttum Sveini úti*, 'mancher hüter der meersonne (d. h. des goldes) sank auf den grund von dem rosse der zusammengebundenen taue (d. h. dem schiffe); wahr ist es, dass wir Sveinn draussen trafen'. Dieser erklärung hat sich Finnur Jónsson verständigerweise nicht angeschlossen, da es unmöglich angeht, die ein klares skipsheiti gewährenden beiden wörter *sunda blakki* voneinander zu trennen, und *verr* in der verbindung *sunda sunnu verr* durch kein analoges beispiel sich stützen lässt; er bescheidet sich jedoch insofern mit einem non liquet, als er (in der pros. wortfolge) die wörter *sunnu* und *samknúta* zwischen anführungszeichen[2] setzt und in seiner übersetzung[3] auslässt.

Ich gehe, indem ich eine heilung der stelle versuche, von der annahme aus, dass in dem gänzlich überflüssigen *vér* das mit *margr* (diese lesung verdient offenbar den vorzug) zu verbindende subjekt des satzes steckt, und dieses war vermutlich das wort *bǫrr*. Auch *samknúta*[4] ist sicherlich verderbt: ich möchte diesen unerklärlichen ausdruck durch *svan(s)'útar* ersetzen. Schwed.-norweg. *lut*, dän. *lud* 'lauge' setzen ein altnord. fem. *lút* (gen. *lútar*) voraus, das in unseren quellen freilich nur einmal, in str. 64 der Nikolásdrápa (Carpenters ausg. s. 27), sich findet: *seilist út at fiska hlútu* (l. *lútu*) 'er streckt seine hände zum meere aus' (Lex. poet. 361[a] s. v. *hlút*). *svan(s)-lút* wäre eine nicht üble kenning für 'meer', vgl. altnord. *karfa laug* in den Skáld-Helga rímur IV, 19[3] (Grönl. hist. mindesm. II, 500), ags. *ganotes bæð* (Beow. 1862); überdies wird das wort *svanr* in altnord. umschreibungen der see nicht selten verwendet (bei Sighvatr begegnet

1) Vgl. Hallfreðs Erfidr. 13[1. 4] (B 153): *Sukku niðr af naðri . . . verkendr Heðins serkjar*, sowie Einarr Skúlasons Elfarvísur 1 (Fms. 7. 266): *Margr fell maðr af dreyrgu marblakks á kaf saxi*. und zu der kenning '*samknúta blakkr*' die umschreibung *bjǫrn undinna festa* in einer halbstrophe des Hofgarða-Refr Gestsson (B 296). Aber *samknútar* kann schwerlich für sich allein 'zusammengebundene taue' bezeichnen.

2) Diese fatalen gänsefüsschen. die unverständliche oder noch nicht genügend erklärte stellen bezeichnen, begegnen, was rühmend hervorgehoben sei. bei Finnur Jónsson verhältnismässig selten. während sie z. b. im Corpus poeticum boreale auf schritt und tritt (und oft genug in versen. die ohne schwierigkeit zu verstehen sind) die ratlosigkeit des herausgebers verkündigen.

3) 'mangen en (. . .) sank til bunds af skibet; det er sandt, at vi har mødt Sven ude (på søen)'.

4) Guðbr. Vigfússon (Cpb. II, 128) scheint *samknúta* mit '*syndi-blakki*' (so die ohne zweifel fehlerhafte lesung der Kringla) verbinden zu wollen: 'many a man sunk overboard to the bottom from the ships that were knit together' — das wort *sunnu* ist dabei unter den tisch gefallen.

svan-vangr in den Austrfararvísur 1[8]). Somit wäre zu konstruieren: *margr svan(s)-lútar sunnu bǫrr sǫkk af sunda blakki til grunna* (*satt's at Sveini mættum úti*).

6. Austrfararvísur str. 16 (B 224 = A 238).

Diese strophe hat in der Kringla folgende gestalt:

Búa hilmis sal hiálmum
hirðmenn þeir er svan grenna
her qveþ ek bens ok brynio
beggia cost a veggiom
þvi a ungr konungr engi
ugglaust er þat dyggr
húsbúnaðe at hrosa
hœll er dyr med ǫllo.

An diesem texte hat Finnur Jónsson verschiedene änderungen vorgenommen: er schrieb z. 3 *sék* st. *qveþ ek* (*sé ek* lesen alle übrigen hss.) und *brynjum* (das in mehreren hss. sich findet) st. *brynio*, und dieser entscheidung muss man unbedingt zustimmen. Ebenso notwendig war es natürlich, in z. 6 mit der mehrzahl der hss. *dyggra* zu schreiben; und die lesart *ygglaust* (die ebenfalls in den meisten hss. vorliegt) verdient vor *ugglaust* den vorzug, weil dadurch aðalhending in der geradzahligen zeile hergestellt wird (Jón Þorkelsson, Bemærkninger til nogle steder i versene i Heimskringla s. 68). Dass aber Finnur Jónsson im anschlusse an K. Gíslason (Udv. s. 179) in z. 5 *því á* durch *þvít* (*þvíat* lesen die meisten hss.) und in z. 7 *at* durch *á* ersetzt, kann ich nicht billigen. Gíslason sagt, dass man nicht *því*, sondern *þvíat* an unserer stelle erwarte: mir scheint es dagegen, dass nur *því* ('daher', 'deswegen', infolgedessen') einen vernünftigen sinn gewährt ('das gefolge hat die halle mit helmen und panzern geschmückt, und infolgedessen kann kein könig eines schöneren hausrats sich rühmen'). *því á* ist auch metrisch durchaus unbedenklich, da zweisilbige eingangssenkung in den typen B und C oft begegnet[1]. Dagegen ist die versetzung des *á* in die 7. zeile (*hús-*

1) Beispiele bei Sighvatr für C: Vík. 9[5] *nú hefk orrostur austan*, Nesj. 5[1] *vasa sigmána Sveini*, Austrf. 15[5] *sjá hefr mjǫð-Nanna manni*, Erl. fl. 5[6] *sá vas áðr buinn ráða*, Bers. 8[1] *skalat ráðgjǫfum reiðask*: für B: Vík. 13[2] *þat vas flótta bǫl dróttinn*, Nesj. 5[6] *koma herr í stað verra*, 8[5] *þar hykk ungan gram gǫngu*, Aust. 2[5] *taki hlœgiskip hauga*, 3[1] *vasa fýst es rannk rastir*, 5[4] *erum heiðin vér reiði*, 11[4] *hǫfum lítinn dag slíta*, 16[1] *bua hilmis sal hjǫlmum*, 18[8] *þar á hald und Rǫgnvaldi*, Bers. 2[3] *nú 'ru (nú eru FJ) þegnar frið fegnir*, 18[5] *erum Magnús vér vægnir*, Laus. 3[6] *hǫfum ráðit vel báðir*, 14[7] *nú hefk vætt í dag dróttins*, 18[8] *erum vér of svik skírir*. Vgl. Th. Hjelmqvist, Ark. 10, 213 fg.

búnaði á hrósa) vom übel: das *at* der hss. muss einfach gestrichen werden, da zweisilbige senkungen und elisionen im typus D vermieden werden[1].

Zu z. 3 bemerkte Finnur Jónsson in seiner ausgabe der Heimskringla (IV, 135), dass unsere stelle vermutlich den ältesten beleg für den gebrauch des wortes *ben* als n. (der natürlich durch die einwirkung des synon. *sár* zu erklären ist) biete. Aber bereits in einer dem Gísli Súrsson zugeschriebenen lausavísa (34[3] – A 108, B 103 –) lesen wir: *stór fengum ben.*

1) Von dieser regel finden sich allerdings bei Sighvatr verschiedene ausnahmen, die jedoch sämtlich der schlechten überlieferung zur last zu legen sind. Die betr. fälle sind:

a) Vík. 3[3] *Finnlendinga at fundi.*

Ich streiche das *at* und setze es an stelle des in der folgenden zeile überlieferten *en*; dadurch erhält der 1. helmingr folgende gestalt:

Hríð varð stáls í stríðri
strǫng Herdala gǫngu
Finnlendinga fundi
fylkis niðs at þriðja:

pros. wortfolge: *Strǫng stáls hríð fylkis niðs varð í stríðri Herdala gǫngu at þriðja fundi Finnlendinga.* Es liegt nichts im wege anzunehmen, dass in allen drei gefechten, die im bottnischen meerbusen stattfanden, die gegner könig Ólafs Finnen waren.

b) Bers. 9[3] *folkorrostu at freista*

Das *at* ist entbehrlich.

c) Bers. 12[4] *hót skjǫldungi at móti.*

at ist wiederum zu streichen. Einfaches *móti* (st. *at móti* oder *í móti*) ist häufig genug belegt; s. Fritzner II, 739 a.

d) Laus. 4[6] *látrþverrandi af knerri.*

af muss getilgt werden, da dasselbe wort auch in der folgenden zeile steht (in Finnur Jónssons pros. wortfolge findet es sich nur einmal).

e) Erl. fl. 6[8] *aldr fullara at halda.*

at ist gänzlich überflüssig.

f) Erfidr. 2[2] *óss neista ok þar reisti.*

þar wird zu streichen sein.

g) Erfidr. 22[1] *Sumir tróðu á goð gumnar.*

Hier ist umzustellen: *Tróðu sumir á goð gumnar*, wodurch ein korrekter B-vers gewonnen wird.

7. Erlings flokkr str. 9 (B 230 = A 246).

Den 1. helmingr:

Erlingr vas svá jarla
ǫtt es skjǫldungr mátti
Áleifs mágr at œgði
aldyggs sonar Tryggva

konstruiert Finnur Jónsson folgendermassen: *Erlingr vas skjǫldungr jarla, es mátti svá, at mágr Áleifs, aldyggs sonar Tryggva, œgði ótt* 'E. var en konge blandt jarler, hvis magt var så stor, at Olafr, Tryggves udmærkede söns svoger var frygtindgydende for folk'. Aber *ǫtt* kann ohne zusatz sicherlich nicht 'volk' bedeuten und wird daher (mit früheren erklärern) mit *jarla* zu verbinden sein. Die pros. wortfolge ist m. e.: *Svá vas, at Erlingr, mágr aldyggs Áleifs Tryggva sonar, œgði jarla ǫtt, es skjǫldungr mátti* ('wozu – sonst – nur ein könig imstande war'). Gegen den ausdruck *skjǫldungr jarla* 'ein könig unter den jarlen' wäre sonst nichts einzuwenden; auch Arnórr jarlaskáld nennt den Þorfinnr in der dem andenken dieses fürsten gewidmeten drápa (str. 13², B 318) *snarlyndr konungr jarla* und Oddi litli (Icel. sagas I, 161) die Ermingerðr *konungr sprunda* (Zs. 43, 430).

8. Bersǫglis vísur str. 17 (B 238 = A 256).

In der 1. halbstrophe:

Sigvats hugr mun hittask
Hǫrða-Knúts í garði,
mildr nema mjǫk vel skaldi
Magnús konungr fagni

sind die worte *mun hittask* (z. 1) eine konjektur Finnur Jónssons, die Flateyjarbók liest: *Siguazs hugr* (dies wort ist nach Finnur in der hs. undeutlich, die herausgeber der Fms. und der Flat. schreiben *hugir*) *er hitteg.* Ich halte die konjektur für bedenklich, denn zum *hittask* gehören mindestens zwei, und ausserdem reimt Sighvatr sonst niemals *tt : ts.* Z. 1. 2 können auch in dieser form unmöglich das bedeuten, was die dän. übersetzung Finnurs aussagt (Sigvats hu vil stunde mod Hardeknuds hal). Unmöglich ist auch die auffassung der Fms. (XII, 131) und Wiséns (Carm. norr. II, 130): *Sigvats hugir* (sc. *eru*) *í garði Hǫrðaknúts es hittik* 'S.s gedanken weilen im hofe H.s, den ich aufsuchen werde (ad quem adeo)', da die auslassung des verbums im hauptsatze unerhört wäre. Annehmbarer, wenn auch nicht voll befriedigend, ist die lesung Guðbr. Vigfússons (Cpb. II, 145): *Sighvats*

hugir 'ro hizig . . . 'S.s thoughts lie yonder towards H.s palace' – sollte man dann aber nicht nach *í* den akk. erwarten? – ich weiss jedoch nichts besseres vorzuschlagen.

9. Erfidrápa str. 21 (B 244 = A 262).

Finnur Jónsson bezweifelte mit recht (Heimskr. IV, 176), dass der 1. helmingr:

Áleifr réð et øfra,
andprútt hǫfuð, landi
fulla vetr, áðr felli,
fimtán af því láni

korrekt überliefert ist. Sollte nicht in z. 1 *enu* st. *et*[1] und in z. 4 *frá* st. *af* zu lesen sein? Ich würde konstruieren: *Á*., *andprútt hǫfuð, réð enu øfra landi fulla fimtán vetr, áðr felli frá því láni* 'ehe er durch den tod dieses (ihm von gott verliehenen) lehens beraubt wurde'. Der name *Áleifr* wird von dem dichter willkürlich, bald als ⏗ ⏑, bald als ⏑́ ⏑ verwendet (vgl. Ark. 23, 40), und die auflösung in der 2. senkung der 1. zeile ist ganz unbedenklich (vgl. z. b. Bers. 9[4]: *ferk ef þó skulum berjask*). – Unter den '15 vollen jahren' hat man den zeitraum vom herbst 1014 bis zum herbst 1029 zu verstehen; vgl. Björn Magnússon Ólsen, Aarb. 1878, s. 10 ff.

10. Lausavísur str. 15 (B 249 = A 269).

Die 2. halbstrophe:

seldi Áleifr aldri
(opt vá sigr) enn digri
haus í heimi þvísa
(hann) engum svá manni

konstruiert Finnur Jónsson wie folgt: *Á. enn digri seldi aldri engum manni í heimi svá haus þvísa, hann vá opt sigr*, 'O. den digre gav aldrig nogen mand i verden sáledes sit hoved for det'. Es scheint natürlicher, mit Jón Þorkelsson (Bemærkn. til nogle steder i versene i Heimskr. s. 68 fg.) *þvísa* mit *heimi* zu verbinden und dieses wort als dat. des n. *heimi* zu fassen, das durch zwei Eddastellen (Wörterb. 413[42]) gesichert ist.

1) Vgl. jedoch Arnórr jarlask., Erfidr. 18[5] (B 325): *hefr afreka et øfra* . . . *heilog fold.*

11. Lausavísur str. 30 (B 253 = A 274).

Die 2. halbstrophe bietet die Kringla in folgender gestalt:

fóra ec vist þvi at várom
varðat þer i garða
skrifnaz skíri nafna
script þioð konungr niptar.

Andere handschriften gewähren folgende varianten: in z. 2 *varðr at* bez. *vorðr at* st. *varðat*, in z. 3 *scrifnaþz* bez. *scipnazc* st. *skrifnaz*, in z. 4 *konungs* (unsicher) st. *konungr*. Finnur Jónsson, der sich in seiner ausgabe der Heimskringla (IV, 185) um den offenbar schwer verderbten helmingr vergeblich bemüht hatte, gab ihm dort die nachstehende, auch in Skjalded. beibehaltene form:

fœrak vist, þvít vǫrum
varðr at þér í Garða
skrifnask skírinafna
skript, þjóðkonungr, niptar,

setzte aber die worte *varðr*, *skrifnask – skript* und *niptar*, die er nicht zu erklären vermochte – zwischen anführungszeichen. Die herstellung, die ich vorschlage, möchte ich ausdrücklich nur als einen versuch bezeichnen, den ich gerne zugunsten eines besseren preisgeben würde[1]. Meine lesung lautet:

fœrak vist, þvít vǫruð,
varðir, af mér, í Garða,
skrifnaðir skírnarnafni,
skript-, þjóðkonungr!' -ripti,

und die pros. wortfolge wäre: *fœrak vist at þér, þjóðkonungr! í Garða, þvít vǫruð skrifnaðir af mér skírnarnafni, varðir skriptripti* 'ich wäre sicherlich zu dir nach Russland gegangen (um dich zu holen oder um dort in deine dienste zu treten? – nämlich wenn du nicht nach Norwegen zurückgekehrt wärest), denn du wurdest von mir mit dem taufnamen bezeichnet (**skrifna* 'bezeichnen', zu *skrifan*, f. 'zeichnung, bild'), du der du damals mit dem bekenntnisgewande (den *hvítaváðir*, dem taufkleide) bekleidet warst' – Sighvatr hatte ja an Magnús die nottaufe vollzogen und eigenmächtig den namen für ihn gewählt. Bedenklich war ich wegen des plur. *varðir* (der sing. war ausgeschlossen, weil die synkopierte form *varðr* im

1) Vgl. jetzt Björn M. Olsen in den Tillæg og rettelser zu Skjald. B s. 682 fg. [Korrekturnote.]

11. jh. noch nicht vorkommt[1] und die unsynkopierte *varíðr* metrum und reim zerstört hätte), aber ich fand zu meiner beruhigung wenigstens einen beleg dafür, dass in der ihrzenden anrede auch das prädikat in den plur. gesetzt werden durfte, und zwar in einer lausavísa des Eldjárn (B 407): *þars staddir vǫruð . . . en ganzka drengi, Gíparðr! í hel barðir.* Respektspersonen zu ihrzen war sicher im norden schon seit jahrhunderten feste sitte (bereits Bragi gamli redet ja den Hrafnketill mit Ihr an, und aus dem 9. jh. haben wir ein weiteres zeugnis in der lausavísa der Hildr Hrólfs dóttir nefju, B 27), aber während z. b. im Königsspiegel der vater, der den sohn beständig duzt, von diesem ebenso ausnahmslos mit Ihr angeredet wird, haben die dichter es sich erlaubt, auch in der anrede an fürstliche personen neben dem Ihr das trauliche Du zu verwenden, wenn dieses in metrum und reim sich besser fügte[2].

II. Zu verschiedenen anderen dichtern.

1. Þórir snepill (B 29 = A 33).

Die bekannte lausavísa (im tvístýft) gibt Finnur Jónsson in der handschriftlich überlieferten form:

> *Hér liggr, kjóla keyrir!*
> *Kaldakinn of aldr,*
> *en vit fǫrum heilir*
> *Hjǫlmun-Gautr á braut.*

Warum die von Jón Þorkelsson in seinen Skýringar (Reykj. 1868) s. 45 und von Konr. Gíslason (Udv. s. 61 fg.) empfohlene besserung

1) Noreen, Altn. gramm.^{3} § 504; Finnur Jónsson, Det norsk-islandske skjaldesprog, s. 105 fg.

2) Sogar innerhalb einer strophe wird zwischen plur. und sing. häufig gewechselt: Sighvatr, Austrf. $19^{6.7}$ *tókt . . . nǫ́ðuð*; Laus. $2^{3.8}$ *mátt . . . nátuð*; $6^{5.7.8}$ *fazt . . . meguð . . . kunnuð*; Halldórr ókristni, Eir. fl. $5^{3.5}$ *komt . . . fœrðuð*; Óttarr svarti, Hǫfuðl. $3^{1.7}$ *hratt . . . fóruð*; $8^{1.5}$ *komt . . . lendir . . . fœrðuð*; $13^{1.3}$ *hjótt . . . hafið*; $15^{1.5.7}$ *tókt . . . sóttir . . . óttuð*; Knútsdr. $3^{1.5.7}$ *bart . . . helduð . . . drapt . . . rakt*; $10^{1.3.5}$ *gekt . . . unnuð . . . sóttuð . . . unnuð*; Bjǫrn Hitd., Laus. $7^{1.4.6.8}$ *mátt . . . dáðir . . . máttir . . . runnuð*; $8^{2.4}$ *gekt . . . lóguð*; Arnórr jarl., Hrynh. $5^{1.3}$ *bǫruð . . . gazt*; $11^{1.3.5}$ *skalt . . . bǫruð . . . drótt . . . valdið*; $12^{1.3.7}$ *fórt . . . kynduð . . . unnuð*; $13^{1.3}$ *lézt . . . fenguð*; $14^{1.3.5}$ *fenguð . . . latr . . . hetr*; $17^{1.3}$ *létuð . . . flýr*; Bǫlverkr Arnórsson, Haraldsdr. $7^{3.4}$ *bentt . . . funduð*; Valgarðr $4^{1.3}$ *bautt . . . hafið*; Bjarni Gullbr. $6^{1.5.7}$ *lézt . . . kenduð . . . olluð*; $8^{2.3.5.7}$ *fylgðuð . . . lézt . . . rautt . . . bœðuð*; Eldjárn, Laus. $2^{6.8}$ *vǫruð . . . barðir* usw. Vgl. auch Arnórr, Hrynh. 6 *fjandmenn yðra, yðrir dolgar* neben *fjandmenn þínir*; Valgarðr, Haraldsfl. 6 *þér* neben *yðr* usw.

(*holdum* st. *forum*), durch die z. 3 den fehlenden reimstab erhält, nicht in den text aufgenommen wurde, ist mir unerfindlich. Zum mindesten hätte sie in den noten der abteilung A erwähnt werden sollen.

2. Egill Skallagrímsson.

a) Arinbjarnarkviđa str. 10 (B 39 = A 45).

Auch in dieser strophe hat sich Finnur Jónsson eng an die handschriftliche überlieferung angeschlossen und nur in z. 2[b] mit den früheren herausgebern das im cod. AM. 132 fol. fehlende *aðra* eingesetzt:

> *þar stóð mér morgum betri*
> *hoddfinnondum á hlið aðra*
> *tryggr vinr minn sás trua knáttak,*
> *heiðþróaðr hverju ráði.*

Schon in seinen Kritiske studier (Kbh. 1884) s. 109 wies er mit recht darauf hin, dass in z. 2a das viersilbige wort (trotz des genau entsprechenden *auðfinnondum* in Einars Geisli 3[5]) unmöglich sei, da im kviđuháttr die erste vershälfte nur 3 silben enthalten darf; er meinte jedoch, dass der text an einem fehler leide, der sich nicht verbessern lasse. Dieser ansicht scheint er auch jetzt noch zu sein. Ich wüsste jedoch nicht, was uns hindern könnte, durch eine sehr leichte änderung die sache in ordnung zu bringen und den viersilbler durch den dreisilbler *hoddfiondum* zu ersetzen. *hoddfiandi* scheint mir ein echt skaldischer ausdruck, der zahlreiche parallelen hat: Egill selbst bezeichnet in einer späteren strophe (22) den Arinbjorn als *fégrimmr*, als einen *ofdolgr Draupnis niðja*, als *hringum hættr* (*hættr* ist eine offenbar richtige konjektur); vgl. ferner *gullstriðir* bei þorvaldr blonduskáld (Sn. E. I, 408), *ægis báls hati* in Snorris Háttatal (str. 3), *ormláðs hati* in Sighvats gedicht auf Erlingr Skjálgsson (B 228), *ormsetrs hati* in Arnórs Magnúsdrápa 1 (B 311), *ýsetrs elds hati* in Hallfreðs Ólafsdrápa 1 (B 148), *haukafróns leyghati* in der Sigurðardrápa des Einarr Skúlason (Fms. 7, 87), *hoddgrimmr jofurr* (Háttat. 66), *bauggrimmr* und *gullhættr* (Hátt. 47), *bragna vinr kann gulli hata* (Hátt. 90), *Buðla niðr er baugi hatar* (Fas. 1, 259) usw. usw.

b) Berudrápa (B 42 = A 48).

Mit der einzigen strophe, die von Egils Berudrápa erhalten ist, haben sich neuerdings mehrere gelehrte beschäftigt, da der text der Kopenhagener quartausgabe (s. 705) und die von ihm nur wenig abweichende fassung in Jón þorkelssons textabdruck (Reykj. 1856) s. 210

und 281 — unverändert wiederholt in Möbius' ausgabe der Íslendingadrápa (Kiel 1874) s. 28 — nicht befriedigen konnten, was Finnur Jónsson in den Kritiske studier (s. 119 ff.) zur genüge erwiesen hat. Er selber gab dort der strophe die folgende gestalt:

Heygri fúss á forsa
fallhadds vinar stalla
(*hyggi*) *þegn* (*til þagnar*
þinn lýðr) *konungs mína,*
opt skal arnar kjapta
orð góð of trǫð Hǫrða,
hrafnstýrandi hræra
hregna mín of fregnask,

die jetzt auch in 'Skjaldedigtning' genau ebenso zu lesen ist. Änderungen der handschriftlichen überlieferung (in cod. AM. 132 fol.) sind: z. 1 *fúss* st. *feyrs;* z. 4 *lýðr konungs mína* st. *eiðr konungr mínna;* z. 8 *hregna* st. *regna* und *fregnask* st. *fregna.* In z. 5 lasen die früheren herausgeber *orð,* das sie mit dem nachfolgenden *góð* und mit *mín* in z. 8 verbanden und als akk. pl. des bekannten neutr. erklärten ('meine guten worte'): Finnur Jónsson schreibt dagegen *ǫrð,* das er als nom. sg. des st. fem. fasst, und zwar in der bedeutung 'semen', die z. b. in der kenning *ǫrð Yrsu burðar* 'die saat des sohnes der Yrsa (Hrólfr kraki)', d. i. das gold, in der Sexstefja des Þjóðólfr Arnórsson str. 27 (B 345) bezeugt ist.

Die konstruktion der 1. halbstrophe ist nach Finnur Jónsson die folgende: *Heygri þegn konungs fúss á mína forsa fallhadds stalla vinar; hyggi þinn lýðr til þagnar* 'der dienstmann des königs (der dem gefolge könig Hákons des guten angehörige norwegische edelmann Þorsteinn Þóruson, der den dichter mit einem schilde beschenkt hatte) möge bereitwillig hören auf die ergüsse des langhaarigen freundes der altäre (d. h. auf Odins met, das gedicht): deine leute mögen auf schweigen bedacht sein'. Hieran ist m. e. nichts auszusetzen, namentlich glaube ich nicht, dass Björn Magnússon Ólsen (Ark. 19, 109 fg.), der in z. 1 mit engerem anschlusse an die handschrift *fúrs* lesen will, das richtige getroffen hat, weil, soweit mir bekannt, nirgends davon berichtet ist, dass auf dem *stalli* opferbrände entzündet wurden. Die skothending *heyr*(*i*): *for*(*sa*) darf auch als ausreichend betrachtet werden.

Schwieriger ist die herstellung der 2. halbstrophe. Finnur Jónsson ordnet die worte folgendermassen: *opt skal mín góð ǫrð arnar kjapta*

of fregnask of Hǫrða trǫð, 'hræra hregna' hrafnstýrandi! 'oft soll meine gute, dem schnabel des adlers entströmende aussaat (d. h. mein gedicht: der adler ist der in einen aar verwandelte Óðinn, der den dichtermet entführt) in Hǫrðaland vernommen werden, du steuerer des rappen ...' In den unverständlichen worten *'hræra hregna'*, die er nicht zu bessern vermochte, vermutet Finnur, ohne zweifel mit recht, eine umschreibung des meeres oder einen ausdruck für 'seefahrer', womit *hrafn* zu einem skipsheiti zu verbinden wäre. Ohne dieser andeutung zu folgen, änderte Ferd. Detter in seinem aufsatze über die lausavísur der Egils saga (Halle 1898) s. 27 *'hregna'* in *hreggja* (gen. pl. von *hregg*, n. 'wind', 'sturm'), das mit *hrafn* verbunden eine kenning für 'schiff' abgäbe (wie *byr-hrafn*, Lex poet. 90[b]), und erklärte *'hræra'* als gen. pl. von *hrærir*, m. 'beweger'; die *hrærar hreggja-hrafns* sind nach seiner meinung die segel und deren *stýrandi* ein seefahrer — was natürlich abgelehnt werden muss, da eine solche umschreibung des segels durch keine analogie gestützt wird und man wohl sagen kann: *stýra skipi*, nicht aber: *stýra seglum*. Dagegen war, wie ich glaube, Hjalmar Falk (Beitr. 13, 366) auf dem richtigen wege. Er schlug vor, *'hregna'* durch *hranna* zu ersetzen — zur empfehlung dieser konjektur hätte er darauf hinweisen können, dass die kenning *hranna hrafn* — *skip* auch in der Vellekla str. 10 (B 118) sich findet —, und vermutete ferner, dass *fregnask* statt irgendeines selteneren synonymons in die strophe hineingeraten sei. Dieses seltenere synonymon ist freilich *sannask*, das Falk in den text setzen wollte, schwerlich gewesen, da die bedeutungen von *sanna* und *fregna* sich keineswegs decken; auch war es wohl verfehlt, *'hræra'* durch *heyri* zu ersetzen (*hrafnstýrandi heyri hranna* wäre nach Falk ein schaltsatz), da zu dem verbum ein objekt kaum zu entbehren ist. Ich möchte vorschlagen, die halbstrophe folgendermassen herzustellen:

> *opt skal arnar kjapta*
> *ǫrð góð of trǫð Hǫrða,*
> *hrafnstýrandi hára*
> *hranna! mín of kannask.*

Gegen diese besserungen kann freilich derselbe vorwurf erhoben werden, den Detter gegen Falk richtete: nämlich dass 'diese konjektur sich viel zu weit von der handschriftlichen überlieferung entferne'. Aber man sollte doch nicht vergessen, dass bei so alten gedichten auch mit der möglichkeit gerechnet werden muss, dass ver-

derbnisse bis in die periode der mündlichen tradition zurückreichen können[1]. Schon in dieser zeit kann *fregnask* statt des minder üblichen *kannask* in den text eingedrungen sein: später änderte dann, um die hending herzustellen, ein vorwitziger kopist *hranna* in '*hregna*'. '*hrara*' st. *hára* ist vermutlich eine durch *hrafn*- veranlasste dittographie. Die *hávar hrannir* haben mehrfache entsprechungen: *hávar bǫrur* Sig. kv. sk. 61[3], Guðr. hv. 13[3], Gunnlaugr, lausav. 5 (B 186); *hávar unnir* Reginsm. 16[2].

3. Tjǫrvi enn háðsami (B 94 = A 100).

Nach einer in der Landnámabók (1900) s. 91 berichteten anekdote zeichnete der dichter, dem die hand der Ástriðr manvitsbrekka versagt worden war, die ihre verwandten dann dem Þórir Ketilsson zur frau gaben, das bild der geliebten und das seines begünstigten nebenbuhlers auf die wand seines abtrittes – Paul Herrmann (Island I, 173) übersetzt verschämt: 'auf seine kammerwand' – und jedesmal, wenn er den betr. ort aufsuchte, küsste er das bild des mädchens, während er das konterfei des Þórir anspuckte. Als dann sein oheim Hróarr Tungugoði, der etwaigen händeln, die diese beleidigung verursachen konnte, vorbeugen wollte, die zeichnung abgekratzt hatte, schnitzte der halsstarrige Tjǫrvi, um sein spiel fortzusetzen, die bilder der beiden personen auf den griff seines messers: da man aber im alten Island in solchen dingen keinen spass verstand, war die folge die, dass er selbst, sein bruder Gunnarr und Hróarr erschlagen wurden. Auf diese geschichte bezieht sich die einzige von Tjǫrvi erhaltene strophe:

Vér hǫfum þar sem Þóri,
þat vas sett við glettu,
auðar unga þráði
áðr á vegg of fáða;
nú hefk (rastakarns) ristna
(réðk mart við Syn bjarta)
hauka (skopts) á hepti
Hlín ǫlbakis mína.

Zu diesem, mit sorgfältiger benutzung der handschriftlichen überlieferung hergestellten texte (nur *þráði* z. 3 ist die treffliche besserung Jón Þorkelssons für das in den hss. gebotene *bráði*), an dem ich nichts auszusetzen finde, bemerkte Finnur Jónsson (Landn. a. a. o.), dass er die umschreibung *hauka ǫlbakis Hlín* nicht zu erklären wisse,

1) S. O. v. Friesen, Ark. 18, 71 und bereits K. Gíslason, Njála 2, 503; Ark. 8, 56.

da keine bekannte bedeutung des wortes *haukr* zu passen scheine und *olbarki* ein unverständliches ἅπαξ λεγόμενον sei. *barki* kann jedoch kaum etwas anderes bedeuten als ein gefäss aus buchenholz (wie *eski* ein solches aus eschenholz): *ǫl-barki* ist also, wie bereits Svbj. Egilsson (Lex. poet. 619[b]) richtig erklärte, ein biergefäss, und zwar in dem vorliegenden falle ein gefäss für das *hauka*[1] *ǫl* — vgl. *ǫl ógnar gagla* in Rǫgnvalds Háttalykill 26 (Sn. Edda, Reykj. 1848, s. 244[b]) —, d. h. für das blut, mithin = *hlautbolli*. Ich nehme an, dass Ástríðr (was freilich nirgends bezeugt ist) die funktionen einer *gyðja* ausgeübt hat: nur in diesem falle konnte sie ja als eine *Hlín* des (opfer-)blutgefässes bezeichnet werden.

4. Helgi trausti (B 94 = A 99).

Diese ebenfalls in der Landnáma erhaltene strophe lautet:

Vask þars fell til foldar,
framm sótti vinr dróttar,
Ørrabeinn, en unnar
ítrtungur hótt sungu;
Ásmóðar gafk Óðni
arfa þróttar djarfan;
guldum galga valdi
Gauts tafn, en ná hrafni.

foldar z. 1 ist eine konjektur Finnur Jónssons, der also eine korrekte skothending (*fell- : fyll-*) durch eine minder gute (*fell- : fold-*) ersetzt hat. Ich glaube, dass man *fyllar* beibehalten kann. Freilich ist es ausgeschlossen, dass *falla til fyllar*, was Jón Þorkelsson (Skýr. 1868 s. 47) für möglich hält, dasselbe bedeuten könne wie (neuisl.) *falla til fullnustu, falla dauðan*, oder dass der dichter ein wort wie *ulfs* in gedanken gehabt, jedoch in der strophe es unterzubringen versäumt habe. Die von Jón beigebrachte stelle aus Snorris Háttatal (str. 53): *falla þar til fyllar fjallvargs jǫru þollar* führt dagegen auf eine andere vermutung, nämlich dass ehemals in der strophe ein ulfsheiti vorhanden gewesen, aber durch eine textverderbnis verloren gegangen sei. Der dichter sagt in z. 5 ausdrücklich, dass er den sohn des Ásmóðr (Þorgrímr orrabeinn) getötet

1) Konr. Gíslason (Aarb. 1868, s. 361) bezweifelt, dass *haukr* ohne jeden zusatz in alten gedichten für *Gunnar haukr* u. ä. stehen konnte. Aber Tjǫrvi braucht nicht an die aasvögel der walstatt gedacht zu haben, sondern hatte vielleicht die raubvögel im sinne, die sich vom fleische und blute selbsterbeuteter tiere nähren.

habe: es war also überflüssig, in z. 1 hervorzuheben, dass er dabei gewesen sei, als jener fiel (sonst ist ja dieser ausdruck, als ein schwach verhüllendes eingeständnis der täterschaft, ein paarmal bezeugt: *vaska fjarri . . . grams aldrlokum* Helga kv. Hund. 11[1]; *faðir þinn er dauðr ok var ek þar eigi fjarri* Flat. I, 566[13]; *Stóðkat ek fjarri þá er fell konungr* Víkars bálkr 11[7]). Ich möchte daher vorschlagen, in z. 1 zu lesen:

Vargi fell til fyllar.

Natürlich wäre auch der name eines aasvogels (*hrafni, erni*) möglich, aber wegen z. 8 ist doch der wolf vorzuziehen.

5. Eyjólfr dáðaskald.

a) Bandadrápa str. 2 (B 190 = A 200).

Diese strophe bezieht sich auf die tötung des Skopti Skagason (Tíðenda-Skopti) durch Hákon jarls sohn Eiríkr (c. 975). Skopti war Hákons schwager und schwiegersohn und besass das vorrecht, sein schiff stets unmittelbar neben dem des jarls vor anker zu legen. Diesen platz hatte einmal Eiríkr eingenommen, hatte ihn aber, als Skopti eintraf, auf des vaters befehl diesem abtreten müssen. Um diesen schimpf zu rächen, enterte bald darauf der junge prinz (der damals erst 12 jahre alt war) Skoptis schiff und erschlug ihn. – Finnur Jónsson gibt den 1. helmingr in der folgenden fassung:

Hoddsveigir lét hníga
harða ríkr þás barðisk
logreifis brátt lifi
landmens Kiar sanda

und konstruiert: *Harða ríkr hoddsveigir lét mens Kiar hníga, þás barðisk; brátt lifi sanda landlogreifis.* Ich möchte in z. 1 der lesart *lézt*, die in einigen hss. sich findet, den vorzug geben (vgl. *brátt* z. 3): *harða ríkr hoddsveigir* ist dann als vokativ zu fassen[1]. Ferner halte ich es für bedenklich, in z. 4 *land-* von *mens* zu trennen: *landmen* ist wie *hauðrmen* (vgl. auch *men Karmtar, men Lygra*) ein sjávarheiti, und warum konnte der mächtige Skopti nicht als ein *landmens Kíarr* als ein 'kung på sin våg' bezeichnet werden? Dann ist es freilich notwendig, *sanda* durch *handa*, die lesart der Kringla, zu ersetzen: *logreitir handa* (d. i. *reifir handa logs*) ist eine völlig korrekte umschreibung für 'mann'; vgl. z. b. *eyðir armglóðar* in einer vísa des Grímr Droplaugarson (B 183). Svbj. Egilsson vertrat bereits dieselbe

1) Dem entsprechend würde auch in z. 5 *nam* durch *namt* zu ersetzen sein.

auffassung, und ich glaube durch die vorstehenden ausführungen gezeigt zu haben, dass keine veranlassung vorliegt, von seiner erklärung abzuweichen.

b) Bandadrápa str. 7 (B 192 = A 201).

Die ersten drei zeilen (v. 4 gehört zum 'rekstef') lauten bei Finnur Jónsson in übereinstimmung mit der handschriftlichen überlieferung:

Frák hvar fleina sævar
fúrherðir styr gerði
endr í eyja sundi.

Er konstruiert und übersetzt wie folgt: *Frák, hvar fleina sævar fúrherðir gerði endr styr í eyja sundi* 'jeg har hørt, at krigeren havde fordum en kamp i sundet'. Mir scheint es dagegen auf den ersten blick einleuchtend zu sein, dass *styrr fleina* als ein klares orrostuheiti und *fúrr sævar* (vgl. im 2. helmingr *fúrr vága*) als eine ebenso deutliche kenning für gold zusammengehören, während es unnatürlich ist, *fleina sævar fúrherðir* zu einem komplex zu verbinden (derartige vielgliedrige kenningar sind wohl überhaupt in vielen fällen nicht als vitia poetarum, sondern als errores interpretum zu bezeichnen), zumal da das übrigbleibende *styrr* etwas farblos wäre. *Sævar fúrherðir* ist freilich eine unmöglichkeit, aber in *herðir* steckt offenbar ein fehler[1]: ich lese *skerðir* (vgl. *seims skerðir* in Hallfreðs Ólafsdr. 8[1] (B 150), *skerðir hodda* Plácitúsdr. 12[5], *malma skerðir* in Sturlas Hrynhenda 2[6] = Carm. norr. I, 82, *seiðs hrynleiðar eldskerðir* in Einarr Skúlasons Togdrápa 1 = Cpb. II, 267 usw.) und konstruiere: *Frák, hvar sævar fúrskerðir* (d. i. *skerðir sævarfúrs*) *gerði fleina styr.*

6. Haldórr ókristni.

a) Eiríksflokkr str. 4 (B 194 = A 203)[2].

Den 2. helmingr:

dolgs kvǫðu framm fylgja
fráns leggbita hǫnum
sænska menn at sennu
sunnr ok danska runna.

1) *herðir hjǫrva* (Lex. poet. 331[b]) ist zu streichen, denn Bps. II, 103 (str. 17) steht *hjǫrva hirðir* (dieselbe verbindung auch Sturlunga ed. Kålund II, 267, str. 147).

2) Beiläufig sei bemerkt, dass in str. 2[1] desselben gedichtes das von Finnur Jónsson beibehaltene *einu* der meisten hss. (nur K hat *einum*) ohne frage mit Konr. Gíslason (Udv. 143) und Eggert O. Brím (Ark. 11, 32) in *einni* gebessert werden muss.

konstruiert Finnur Jónsson: *krǫ́ðu svenska menn ok danska dolgs runna fylgja hǫnum framm sunnr at sennu fráns leggbita.* Es ist jedoch wenig wahrscheinlich, dass der dichter die Schweden nur als *menn*, die Dänen dagegen als *dolgs runna* bezeichnet habe. Ich fasse daher *menn* als subjekt des hauptsatzes (*menn krǫ́ðu*) und verbinde *dolgs runna* sowohl mit *svenska* wie mit *danska*. Im übrigen verdient die von Finnur vorgeschlagene wortfolge vor der von Konr. Gíslason (Udv. 143) angenommenen sicherlich den vorzug.

b) Eiríksflokkr str. 6 (B 194 = A 204):

Hét á heiptar nýta
hugreifr (með Áleifi
aptr stǫkk þjóð of þoptur)
þengill sína drengi,
þás hafvita hǫfðu
hallendr of gram snjallan
(varð fyr Vinða myrði
vápnreið) lokit skeiðum.

In z. 6 ist *hallendr* eine von Konr. Gíslason (Njála 2, 914: Udv. 144) vorgeschlagene konjektur st. *Hallands*, das die handschriften einstimmig überliefern ('*halldz*' in cod. AM. 325, VIII, 4° ist ja nur eine abgekürzte schreibung desselben wortes). Aber K. Gíslason hat seine änderung selbst für zweifelhaft gehalten ('rigtignok vilde *hafvita hallandi* være en usædvanlig kending'), und ortsnamen zu beseitigen ist überhaupt eine sehr bedenkliche massregel. Ich behalte daher *Hallands*, ändere aber *hafvita* in *hafvitjar* und verbinde die beiden wörter: die *hafvitjar Hallands* (vgl. *reiðivitjar vals*, Fas. I. 358), d. h. die *vitjar Hallands hafs*, sind die Dänen.

7. Þormóðr Trefilsson, Hrafnsmǫl str. 4 (B 196 = A 206).

Die 1. halbstrophe lautet in dem berichtigten texte:

Meirr vá enn móðbarri
menn at hjǫrsennu
týnir tjǫr-reinar
trá fyrir Ó sunnan.

tjǫr-reinar (z. 3) verstehe ich nicht. Sveinbj. Egilsson (Lex. poet. 818[b]), Guðbr. Vigfússon (Cpb. II, 115) und Konr. Gíslason (Udv. 32. 161) ändern das handschriftliche *tjǫr-einar* in *tjǫr-Rínar*, müssen also *tjǫrr* als ein eldsheiti fassen. Dazu stimmt aber nicht *Týr tjǫrva dýrra* in Hallfreðs Ólafsdr. 9[3] (B 150), wo doch *tjǫrr* als bezeichnung einer

waffe genommen werden muss. Vermutlich bedeutet es 'speer' (nicht 'schwert'), denn das wort gehört doch wohl zu der sippe *tré*, *tjara*, griech. δόρυ usw. Meine besserung *tjǫr-eina* (Eyrb. c. 56. 14) erscheint mir immer noch als die wahrscheinlichste, wenn ich auch *einir* 'juniperus' als glied einer umschreibung für 'krieger' sonst nicht nachweisen kann: vgl. jedoch ausdrücke wie *flein-þollr*, *geir-viðr*, *spjót-runnr* u. a., sowie zu der verbindung *týnir tjǫreina* kenningar wie *tapaðr bragninga*, *eyðir Selundsbyggja*, *fergir Vinda*, *hneigir hlenna* usw. Der wacholder ist freilich nur ein strauch, aber es findet sich ja auch bei Hallvarðr háreksblesi (Knútsdr. 7[1] = B 294) die haselstaude in einer umschreibung der mächtigen weltesche Yggdrasill (*jarðar hasla*: s. K. Gíslason, Aarb. 1868, s. 359 ff.).

8. Þorbjǫrn Brúnason, Lausav. 2 (B 198 = A 208):

Ópakkir kann ekkju
Áta mars, þótt gráti,
fákrennandi fannar
fagrstrykvins, mik kykvan,
því áms lituð ilja
ofnauð 's es skal dauðan
hlýra hǫfgum skúrum
heiðingja mik leiða.

Abweichungen von der handschriftl. überlieferung (cod. Holm. 18, 4°) sind: z. 3 *fák-rennandi* st. *-rennanda*, z. 5 *lituð ilja* st. *'litar imv'* und z. 6 *ofnauð 's* st. *ofnauð*. Den unverständlichen 2. helmingr hatte bereits Jón Þorkelsson in seinen Skýringar (1868) s. 29 zu heilen versucht; er schrieb:

þvíat eims liðar Aumu
ofnauð, er skal dauðan
hlýra hǫfgum skúrum
heiðingja vin leiða,

in pros. wortfolge: *þvíat* [*þat er*] *ofnauð liðar eims Aumu*, *er* [*hon*] *skal leiða heiðingja vin dauðan hǫfgum hlýra skúrum* 'denn der kummer wird für die insel des handfeuers (d. h. die 'goldinsel', die frau) schon schwer genug sein, wenn sie den toten freund des wolfes (d. h. mich) mit heftigen wangenschauern (d. h. tränenströmen) begräbt'. Gegen diese herstellung ist einzuwenden, dass eine frau zwar als *ey baugs*, *ey hringa* bezeichnet werden kann, dass aber niemals, soviel mir bekannt ist, in solchen umschreibungen der name einer bestimmten

insel verwendet wird[1] (der einzige beleg wäre *strind aurriða strandar stalls* in einer verstümmelten vísa des Einarr Skúlason, Sn. E. II, 500. III, 183; und hier ist es zweifelhaft, ob *strind* als inselname gefasst werden darf); ausserdem darf man wohl kaum dem isländischen dichter eine so intime kenntnis der norwegischen geographie zutrauen, dass ihm alle die zahllosen inselnamen der westküste präsent waren. In Finnur Jónssons sonst sehr ansprechender konjektur (zu der offenbar die kenning *litudr hramma varðrúnar viggs* in Arnórs Erfidr. str. 13, B 324, das vorbild geliefert hat) ist zweierlei bedenklich: die ungewöhnliche dativform *lituð* st. *litaði*, für die er (Det norsk-isl. skjaldesprog s. 49) nur éinen beleg (*stálhrǫtuð*) aus der um zwei jahrhunderte jüngeren Hákonarkviða des Sturla Þórðarson (Kon. sögur s. 278) beizubringen vermag, und die beseitigung der skothending (háttlausa kommt bei Þorbjǫrn sonst nicht vor). Ob nicht in dem '*imr*' der handschrift der Odinsname *Ómi* (Grimn. 49[5]) steckt? Ich möchte vorschlagen, mit benutzung von Jón Þorkelssons konjekturen die halbstrophe folgendermassen herzustellen:

Þrít eims liðar Óma
ofnauð's, es skal dauðan
hlýra hofgum skúrum
heiðingja vin leiða,

in pros. wortfolge: *Þrít ofnauð es liðar eims Óma, es* [*hon*] *skal leiða heiðingja vin dauðan hofgum hlýra skúrum,* 'für den gott des goldes (d. i. für mich) wird es schon qual genug sein, wenn sie den freund des wolfes (d. i. mich) mit tränenströmen begräbt'. *liðar eims Ómi* ist ein mannsheiti wie *lófa elda ǫss* in der Olafsdrápa der Bergsbók str. 26, *mundar fúra Freyr* in einer lausavísa des Eindriði Einarsson (B 285) u. a.; zu *heiðingja vin* verglich bereits Jón Þorkelsson *varga vinr*, Helga kv. Hund. I 6[1]. Der gedankengang der strophe ist doch wohl: 'mir ist es zuwider, dass meine frau schon jetzt, während ich noch lebe, über mich weint, denn ihre tränen werden mich noch genug quälen, wenn ich tot bin'. Nach dem volksglauben stören ja die tränen der hinterbliebenen den schlaf der toten (Helga kv. Hund. II, 44; DgF nr. 90 usw.).

9. Þórðr Kolbeinsson.

a) Gunnlaugsdrápa (B 203 = A 213):

1) Häufig sind dagegen inselnamen in umschreibungen des meeres, vgl. z. b. die strophen des Einarr Skúlason in Svbj. Egilssons ausg. der Snorra Edda (Rkv. 1848) s. 233.

Hlóð, áðr Hrafni næði
hugreifum, Áleifi
Gondlar þeys, ok Grími
Gunnlaugr með hjor þunnum.

Um die háttlausa in z. 3 zu beseitigen, änderte Jón Þorkelsson in seinen Skýringar (1868) s. 24 und in der sonderausgabe der Gunnlaugssaga (Reykj. 1880) s. 37 und 56 das überlieferte *þeys* in *hlyms*, das noch Mogk (Gunnl. [2] c. 16, 7) in seinen text aufnahm, während Konr. Gíslason (Udv. 145) *þryms* vorzog, da die korruptel dann paläographisch leichter zu erklären wäre ('*þeyſ*' und '*þrẏſ*' können sich, besonders in undeutlicher schrift, zum verwechseln ähnlich sehen). *þryms* schreibt jetzt auch Wimmer (Oldn. læseb.[6] 103. 151). Finnur Jónsson behält *þeys* bei, was mir doch allzu konservativ erscheint.

b) Eiríksdrápa, str. 13 (B 206 = A 217).

In der 1. halbstrophe:

Gengu upp, þeirs Englum,
ár hrafn gefendr vǫru
langa stund, á landi,
leiðir, upp frá skeiðum

ist das doppelte *upp* äusserst störend. Konr. Gíslasson (Udv. 152) schreibt daher in z. 4 mit einer handschr. *grund* st. *upp* und konstruiert: *Ár-hrafn-gefendr* (d. i. *hrafn-ár-gefendr* 'diejenigen die rabenspeise gewährten'), *þeirs langa stund vǫru leiðir Englum á landi, gengu upp grund frá skeiðum.* Aber dieses nachhinkende *á landi* scheint mir noch weniger möglich, und ich möchte daher vorschlagen, zu lesen: *grams frá skeiðum* 'von den schiffen des königs' (vgl. *hilmis lið* z. 7). – Statt *á landi* wäre korrekter *á land*, aber das metrum verlangte eine zweisilbige form.

c) Lausavísur, str. 8 (B 208 = A 218).

Im 1. helmingr:

Bjǫrn tekr brátt es mornar,
bráðr við illu ráði;
grǫnum es vanr at grípa
glópr við hverju hrópi

ersetzte Sveinbj. Egilsson (Lex. poet. 272[b]), um die háttlausa zu beseitigen, *grípa* durch *grína*, was m. e. vollkommen unmöglich ist. Das richtige ist ohne zweifel *gína:* Bjǫrn schnappt, wie der fisch

nach dem köder (vgl. *gína við agni, gína at flugu*). nach jeder verleumdung, die ihm zugetragen wird, um sie weiterzuverbreiten.

d) Lausavísur, str. 9 (B 209 – A 219).

Die in der jungen papierhandschrift (AM. 581 d α, 4°) lückenhaft überlieferte strophe ist von Finnur Jónsson in folgender weise hergestellt worden:

Ollungis biðk allar,
atgeirs, ok skeið þeira,
(rétt skilk) rammar véttir,
ruðr óps, þærs hlýrn skópu,
at, stríðbendi, standi,
stálgaldrs en ek valda,
blóðugr ǫrn of Birni
bráðgjarn hǫfuðsvǫrðum.

Der herausgeber konstruiert und übersetzt: *Ollungis biðk allar rammar véttir, þærs skópu hlýrn ok skeið þeira, atgeirs óps ruðr! – skilk rétt –, at blóðugr ǫrn standi bráðgjarn of hǫfuðsvǫrðum Birni, en ek valda stálgaldrs stríðbendi* 'indtrængende beder jeg til alle stærke magter, som skabte himmellegemerne og deres bane, kriger! – det er ret, hvad jeg udtaler –, at en blodig örn må byttelysten stå over Björns hoved og at jeg må volde krigeren det'. *ok skeið þeira* (z. 2) ist die vortreffliche ergänzung Finnur Jónssons (in der handschrift steht nur *eða*, und dahinter ist eine lücke freigelassen), die der von Svbj. Egilsson (*eða goð fleiri*), die Halldór K. Friðriksson, Guðbr. Vigfússon und R. C. Boer übernommen haben, weitaus vorzuziehen ist; *bráðgjarn hǫfuðsvǫrðum* (z. 8) statt des vom chart. gebotenen *bráðrauðr hǫfuðsnauðum* ist ebenfalls eine wohlgelungene konjektur, die in ihrem letzten teile durch das zuerst von Boer herangezogene, aber nicht genügend ausgenützte membranfragment (AM. 162 F, fol.), wo st. *-snauðum* '*suarudum*' steht, gestützt wird; endlich mag auch *atgeirs óps ruðr* (z. 2. 4) 'baum des speerlärms' passieren, obgleich *óp* in den umschreibungen für 'kampf' sonst nicht vorzukommen scheint (die handschr. bietet in z. 4 '*raudopz*', was Svbj. Egilsson und die älteren editoren in *rauðóps* änderten und mit *rammar véttir* verbanden, obgleich þórðs gebet sich nicht an die 'kampfgötter', sondern an die erschaffer der sterne richtet). Dagegen bin ich nicht damit einverstanden, dass Finnur das in z. 5 überlieferte *styr* durch *stríð* ersetzt, da hierdurch das kaum entbehrliche dativobjekt zu *valda* entfernt wird und überdies die kenning *stálgaldrs*

stríðbendir, weil der begriff 'kampf' doppelt darin enthalten ist, kaum zulässig erscheint. Völlig unmöglich ist es natürlich, mit Svbj. Egilsson, H. Friðriksson und Boer *stálgaldrs* mit *valda* zu verbinden, da dies verbum nie den genet. regiert[1]; *stálgaldrs* gehört zu *bendi*, und dies muss als apposition zu *Birni* gezogen werden, da die formel *valda ehm ehu* nirgends nachweisbar ist. Demnach wäre die 2. halbstr. zu konstruieren: *at blóðugr ǫrn standi bráðgjarn of hǫfuðsvǫrðum Birni, stálgaldrs bendi, en ek valda styr* ('ich aber der urheber des kampfes sei').

10. Ólafr helgi, Lausavísur str. 5 (B. 211 = A 221).

Als Ólafr Haraldsson auf seiner wikingerfahrt in England sich befand, soll er, wie in der grossen Ól. s. helga (Fms. V, 226 fg.) berichtet wird, bei einigen norwegischen kaufleuten, die eben in London angekommen waren, nach einer gewissen Steinvǫr sich erkundigt haben, der er einmal in früher jugend seine neigung zugewandt hatte. Diese wussten zu melden, dass Steinvǫr verheiratet sei und mit ihrem manne, Þorvarðr galli, '*fyrir norðan Stað*' (also im südlichen Norwegen) wohne. Darauf soll Ólafr in zwei strophen den verlust der geliebten beklagt und sein bedauern darüber ausgesprochen haben, dass sie in einer ihr so wenig angemessenen ehe verkümmern müsse. Die zweite dieser strophen, von der zwei zeilen sich in den sogenannten Liðsmannaflokkr verirrt hatten und erst von Finnur Jónsson an die richtige stelle gesetzt worden sind, lauten in dem berichtigten texte:

Þollr mun glaums of grímu
gjarn síðarla arna
randar skóð at rjóða
ræðinn, sás mey fæðir;
berr eigi sá sveigir
sára lauk í ári,
hinns Grjótvarar gætir,
gunnborðs, fyr Stað norðan,

und der herausgeber konstruiert und übersetzt: *Ræðinn Þollr randar glaums, sás fæðir mey, mun síðarla of grímu gjarn arna at rjóða skóð; sá sveigir gunnborðs berr eigi sára lauk í ári, hinns gætir*

1) Boer erklärt (Bjarn. saga s. 102): 'der genet. hängt von *valda* ab; mehr beispiele Lex. poet. s. 843[a]'. Im Lex. poet. wird jedoch a. a. o. ausser unserer stelle nur noch ein einziger beleg beigebracht, und zwar aus der Sexstefja des Þjóðólfr Arnórsson (B 345, str. 26[3]), wo ohne zweifel das handschriftliche *sinnar* in *sinni* gebessert werden muss.

Grjótvarar fyr norðan Stað 'den snaksomme kriger, der føder kvinden, vil sent være villig til om natten at give sig af med at rødfarve våbnene: den kriger, som besidder Steinvör nord for Stad, bærer ikke sværd så tidlig om morgenen'. Hiergegen habe ich verschiedenes einzuwenden. *glaumr grímu* ist wie *dynr hjalma* in Skúli Þorsteinssons Svoldrarkv. 2[b] (B 283) und in einer anonymen lausavísa (B 399), *hjalms hríð* in der Sigurðardr. des Boðvarr halti (Mork. 222), *hjalma hregg* in Arnórs Þorfinnsdr. 5[1] (B 316), *hjalmþrima* in desselben dichters Erfidr. 14[3] (B 324) u. a. eine deutliche umschreibung für 'kampf', und *grímu glaums þollr* eine ebenso klare kenning für 'krieger': diese worte dürfen also nicht voneinander getrennt werden[1]. Finnur Jónsson fasst *gríma* in der bedeutung 'nacht' und übersetzt *of grímu* 'zur nachtzeit': es ist aber nicht einzusehen, weshalb Ólafr gerade nur an nachtgefechte, die sicherlich höchst selten vorkamen, hätte denken sollen[2]. Ebensowenig darf aber auch *skóð* von *randar* losgerissen werden: *randar skóð* ist eine nicht misszuverstehende kenning für 'schwert' (vgl. *skjaldar skóð* Fms. VIII, 207; *Skoglar skýja skóð* in der Hákonardr. des Þorleifr jarlaskáld 2[3], B 132), und als solche ist es von Svbj. Egilsson (Fms. XII, 112), Keyser und Unger (Ólafs s. helga 1849 s. 100) und Guðbr. Vigfússon (Cpb. II, 107) mit recht aufgefasst worden, während ich es als höchst unwahrscheinlich bezeichnen muss, dass *skóð* jemals als ókent heiti im sinne von 'waffe' verwendet werden konnte[3]. Endlich bedeutet *í ári* (z. 6) sicherlich hier, wie immer, nichts anderes als 'hoc anno', 'i år': so übersetzt es Finnur Jónsson in Sighvats Nesjavísur 11[1] (B 219), und es liegt m. e. keine veranlassung vor, den ausdruck in dem Ólafs flokkr des Bersi Torfuson 3[2] (B 255), wo er ihn durch 'nu straks'

1) Für unmöglich halte ich auch die konstruktion von Hans Sperber (Ark. 26, 279) *þollr arna glaums grímu* (*arna glaumr* 'schlacht', deren *gríma* 'helm', dessen *þollr* 'mann'). Die kenning *arna glaumr* = *orrusta* hat meines wissens nirgends ein analogon.

2) Auch Guðbr. Vigfússon (Cpb. II, 107) fasst *of grímu* so wie Finnur Jónsson. Er konstruiert, wie es scheint: *sá es mey fæðir of grímu* 'who is caressing his lady by night'. *fæða* durch 'caress' zu übersetzen ist schon etwas mehr als leichtfertig.

3) Den einzigen beleg würde eine strophe des Hallfreðr liefern (Erfidr. 11[8], B 152): *hann lét of søk sanna . . . skóð morg roðin blóði.* Aber in *morg* (wofür die varianten '*mær*' und '*morð*' überliefert sind) steckt ohne zweifel ein fehler: es wird *morðs* zu lesen sein (vgl. *skóð Hildar*, Njála [1875] I, 114). Von den belegen, die Hj. Falk (Ark. 5, 260) für die verwendung des abstraktums an stelle des konkretums zusammenstellt, wäre demnach *skóð* zu streichen.

oder (Hkr. IV, 124) durch 'ved daggry' wiedergibt, oder an unserer stelle anders zu verstehen. Ich konstruiere demnach den 1. helmingr: *Rœðinn grímu glaums þollr, sás fæðir mey, mun síðarla gjarn arna at rjóða randar skóð* (*of* ist nur particula expletiva) und übersetze die ganze strophe: 'Der redselige mann, der die frau unterhält, wird selten (d. h. niemals) bereitwillig ausziehen, um das schwert zu röten: auch in diesem jahre wird der mann, der im norden von Staðr die Steinvǫr verpflegt, nicht die waffe führen' (im gegensatze zu uns, die wir in fremdem lande das kriegshandwerk betreiben).

11. Bjǫrn Hitdœlakappi.

a) Lausavísur str. 2 (B 277 = A 300).

Der text dieser strophe, wie ihn Finnur Jónsson gestaltet hat, schliesst sich eng an die handschriften (AM. 551 d α, 4° und AM. 73 fol.) an. Der 1. helmingr lautet:

Hristi[1] *handar fasta*
hefr drengr gamans fengit;
hrynja hart á dýnur
hlǫð Eykyndils vǫðva.

Diese zeilen konstruiert und übersetzt der herausgeber folgendermassen: *Drengr hefr fengit Hristi handar fasta gamans; 'vǫðva hlǫð' Eykyndils hrynja hart á dýnur* 'manden (jeg) har skaffet kvinden elskovs lyst: ofakkels tårer(?) falder stridt på hendes dynpuder'. Den ausdruck *vǫðva hlǫð* hatte bereits Boer (Bjarn. saga s. 81) als 'ohne zweifel korrupt' bezeichnet und die vermutung ausgesprochen, dass in den worten eine umschreibung für 'tränen' enthalten sei; dass Finnur zu diesem gänzlich unbegründeten einfall seine zustimmung gibt, hat mich einigermassen in verwunderung gesetzt. Denn die beiden wörter sind keineswegs verderbt, nur darf man unter dem hier vorliegenden *hlað* nicht den toilettengegenstand, das um den kopf geschlungene schmuckband, verstehen (dieses *hlað* ist ein aus der fremde importiertes lehnwort, s. A. Bugge, Vesterl. indflydelse s. 151), vielmehr haben wir es in unserer vísa mit dem echt nordischen *hlað* (zu *hlaða*) zu tun, das eine aufgeschichtete, aufgehäufte, kompakte masse bedeutet. Svbj. Egilsson war sicherlich auf der richtigen spur, als er (Lex. poet. 407[b]) *vǫðva hlǫð* – ein derberes seitenstück zu den *teretes surae* des Horaz (Od. II, 4, 21) – durch '*nates musculosae*' übersetzte. Der helmingr enthielt nämlich eine –

1) Beide hss. lesen *hristir.*

etwas zynische schilderung des beilagers von Þórðr Kolbeinsson und Oddný Þorkelsdóttir — *gaman* (z. 2) bedeutet, wie an mehreren stellen der Lieder-Edda (Wörterb. sp. 317[23] fg.), geradezu 'liebesgenuss' — und der *drengr* ist selbstverständlich nicht Bjǫrn (die saga berichtet nicht, dass es zum tatsächlichen ehebruch gekommen ist), sondern sein glücklicher nebenbuhler. Mit geringen änderungen (*Hristar* st. *Hristi* und *gaman* st. *gamans*) lese ich nämlich:

Hristar handar fasta
hefr drengr gaman fengit[1]:
hrynja hart á dýnur
hlǫð Eykindils rǫðra

'der bursche hat die umarmung der goldgeschmückten frau erlangt: schwer fallen (beim '*minnespil*') auf das polster die massen von Eykyndils *nates*'. Auch Konr. Gíslason hat vermutlich diese zeilen ebenso aufgefasst, da er (Njála II, 163 fg.) als ihren inhalt angibt: 'min medbeiler fører et yppigt og mageligt liv' (dem der dichter in der 2. strophenhälfte die eigene saure arbeit an bord seines schiffes gegenüberstellt).

b) Lausavísur str. 5 (B 278 = A 301).

In der 2. vershälfte:

en til Jarðar orða
ǫlunreyrar gengr heyra
lítill sveinn ok leynisk
launkarr ok sésk fjarnar

sind *ǫlunreyrar* (z. 2) und *fjarnar* (z. 4) konjekturen Finnur Jónssons statt der von dem chartaceus (AM. 551 d α 4°) überlieferten lesarten '*ṳlreyrar*' und '*fiærri*'; *launkárr* (sic) war bereits von Svbj. Egilsson (Lex. poet. 499[a]) statt des handschriftlichen '*laun krär*' vorgeschlagen worden. '*ṳlreyrar*' erklärte dieser gelehrte (Lex. poet. 622[a]) als gen. sg. eines m. *ǫl-reyrr* 'calamus cerevisiarius (bibendae cerevisiae)', was natürlich abgelehnt werden muss, da es nirgends bezeugt und im höchsten grade unwahrscheinlich ist, dass die alten Nordlandsrecken ihr bier mit hilfe eines halmes schlürften, wie ihre kultivierteren nachkommen den sherry-cobbler. Aber auch mit Finnurs herstellung kann ich mich nicht einverstanden erklären. Er konstruiert und übersetzt: *en lítill sveinn gengr heyra til orða ǫlunreyrar fjarnar*

1) Vgl. Vafþr. 32[4]: *es hann hafeit gýgjar gaman.*

Jarðar ok leynisk laumkarr ok sésk 'men den uanselige svend går hen for at høre hendes (kvindens) ord og skjuler sig hemmeligheds-fuld noget borte, men bliver opdaget'. Die kenning *ǫlunreyrar fjarnar Jǫrð*[1] (*reyrar ǫlun*[2] 'des röhrichts fisch', d. i. die schlange; dessen *fjǫrn* das gold; dessen *Jǫrð*, d. i. 'göttin', die frau) erscheint mir nämlich sehr gesucht und auch deswegen bedenklich, weil bei Bjǫrn derartige monströse umschreibungen sich sonst nicht finden. Ich möchte daher *fjarri* mit den früheren herausgebern beibehalten und *'aulreyrar'* in *ǫl-dreyra* ändern, das in dem eddischen *bjór-veig* (Hym. 8[4]) ein gegenstück findet. *dreyri* bedeutet allerdings gewöhnlich 'blut', aber die durch verschiedene belege (s. Lex. poet. 107[a]) bezeugte grundbedeutung ist 'tropfbare flüssigkeit'. Das konuheiti *ǫl-dreyra Jǫrð* hat zahlreiche parallelen, z. b. *ǫl-Nanna, ǫl-Sága, ǫl-Gefjun, Freyja horn-þeyjar, Hrist mjaðar* usw.

Finnurs übersetzung könnte trotzdem unangetastet bleiben, ja sie stimmt besser zu dem von mir vorgeschlagenen texte, da 'noget borte', das, soweit ich sehe, in dem seinigen keine entsprechung hat, recht gut das *fjarri* wiedergeben würde. Ist etwa dieses wort erst nachträglich (bei der korrektur?) von Finnur geändert worden?

c) Lausavísur str. 7 (B 278 = A 301):

> *Muna mátt hitt, at, hattar*
> *hallland, ek vann grandi,*
> *lítill sveinn, of leiti*
> *látprúðr þars þú dúðir,*
> *ok frá byrjar blakki*
> *brátt, sem orka máttir,*
> *annars snauðr an æðru,*
> *ills kunnandi runnuð.*

Die strophe ist schwerlich in ordnung. Der nebensatz im 1. helmingr (*at ek vann grandi*) ist mir unverständlich ('at jeg slog dig ikke ihjæl' ist zum mindesten eine sehr freie übersetzung). Im 2. helmingr ist der wechsel zwischen sing. und plur. (*máttir, runnuð*) sehr auffallend.

1) Über Finnur Jónssons auffassung dieser drei worte, die mir nicht völlig klar geworden war, bin ich von ihm selbst durch eine freundliche briefliche mitteilung vergewissert worden.

2) Vgl. *fránǫlunn mœrar* (Þormóðr Kolbr., Laus. 10[3. 4]), *reyrþvengr* in einem helmingr des Hallarsteinn (Sn. E. I, 408), *sefþvengr* in Rǫgnvalds Háttalykill 18, 2 (Sn. Edda, Rkv. 1848, s. 242).

d) Lausavísur st. 21 (B 282 = A 304).

Im 2. helmingr:

vart hǫfum verri orta
(vink bjór Hǫars inna)
sekr glæps okr, an ortak,
ísbjóðr! of þik vísu

ist *okr* in z. 3 (das Finnur Jónsson in der pros. wortfolge zwischen anführungsstriche setzt) ganz unverständlich, und der vers, weil die hending fehlt, unzweifelhaft verderbt. Das doppelte *orta* in z. 1 und 3 ist mindestens sehr ungeschickt. Ich möchte die halbstrophe folgendermassen herstellen:

vart hǫfum verri orta
(vink bjór Hǫars inna)
sekr glæps j ǫ r u , o r t r i
ísbjóðr! of þik vísu,

in pros. wortfolge: *hǫfum vart orta verri vísu ortri of þik, jǫru ísbjóðr sekr glæps!* 'ich habe selten eine schlimmere visa gedichtet als die auf dich gedichtete, du verbrecherischer kriegsheld[1]!' Zu *jǫru íss* 'schwert' vgl. z. b. *gunnar íss* in *íss gunnrjóðr* (Sighvats Lausav. 6, B 247), zu der ganzen kenning, z. b. *bjóðr brynþings* (Arnórs Magnúsdr. 6, B 312), *élbjóðr hrotta* (Hauks Íslendingadr. ed. Möbius 22[5]), *gnýbjóðr geira* (Rekstefja 24[7] = Carm. norr. I, 49) usw. – *vísu* (z. 4) ist als acc. mit *verri*, als dat. mit *ortri* zu verbinden.

12. Skúli Þorsteinsson, Svǫldrarkv. 3 (B 283 = A 306):

Myndit øfst, þars undir
árflogni gafk sárar,
Hlǫkk í hundraðsflokki
Hvítinga mik líta.

undir sárar, das die Arnam.ausgabe der Sn. Edda (I, 490) richtig durch 'dolentia vulnera' übersetzt, kann unmöglich eine bezeichnung des blutes sein. Ich lese *unnir sára* (*sára* ist im cod. Upsal. überliefert), wenn auch die hending in z. 1 dadurch minder korrekt wird. *nn* : *nd* reimt z. b. auch Sighvatr, Austrf. 19[5] (*enn : frænda*). Vgl. umschreibungen wie *alda benja* in Rǫgnvalds Háttalykill 16[1] (Sn. Edda. Rkv. 1848, s. 241), *unn-bára* (Geisli 54[6] (Carm. norr. I, 60), *benja kolgu* in Arnórs Hrynhenda 6[6] (B 307) u. a. m.: dass *unnr*, wie es scheint, in den kenningar für 'blut' nicht vorkommt, kann nur ein zufall sein.

1) 'forbryderske' in Finnurs übersetzung ist wohl ein lapsus calami.

13. Arnórr jarlaskáld, Þorfinnsdrápa str. 20 (B 320 = A 347).

Dass der lange wurzelvokal in den zweisilbigen präteritalformen des hilfsverbums *vesa* metri causa gekürzt werden darf, ist eine bereits durch Sievers (Beitr. 6, 312 fg.) festgestellte tatsache. Ebenso können aber auch die zweisilbigen formen von *láta*, wenn dieses zeitwort in periphrastischen ausdrücken verwendet und somit gewissermassen zu einem hilfsverbum degradiert ist, verkürzung des wurzelvokals erleiden, also als metrisch einsilbig behandelt werden (K. Gíslason, Njála 2, 920 fg.; Finnur Jónsson, Ark. 23, 39), und es ist daher nicht nötig, mit Konr. Gíslason (Udv. 123) in der 3. zeile der 2. lausavísa des Þórhallr veiðimaðr (B 182): *lǫtum kennival kanna* das überlieferte *lǫtum* (das Gíslason für metrisch unmöglich erklärte!) durch *skulum* zu ersetzen. Für andere verba, deren bedeutungsinhalt keine schwächung erlitten hatte, die möglichkeit einer verschleifung zweisilbiger formen mit langem wurzelvokal zuzugestehen, scheint mir dagegen höchst bedenklich. In Arnórs Þorfinnsdrápa (20[5]) lesen wir den vers:

nær réðusk ástmenn órir,

wo also in der 1. senkung eine solche zweisilbige form überliefert ist. Ich glaube jedoch nicht, dass man Gíslasons vermutung (Aarb. 1889, s. 347), der dichter habe vielleicht *rĕðusk* gesprochen, beipflichten darf, und möchte annehmen, dass hier eine leicht zu heilende korruptel vorliegt. Es ist ohne zweifel zu lesen:

nær rørusk ástmenn órir

(vgl. z. b. Fms. 8, 181[22]: *mér þætti oss traust at vera, at vér Heklungar myndim enn ýmsir at róaz*): die strophe Arnórs bezieht sich auf ein im Pentland firth geschlagenes seegefecht.

14. Þjóðólfr Arnórsson, Sexstefja str. 30 (B 346 = A 376).

Die 2. hälfte dieser in den handschriften der Snorra Edda überlieferten strophe gibt Finnur Jónssons B-text in der folgenden form:

geirs oddum lætr greddir
grunn hvert stika sunnar
hirð, þats hann skal varða,
hrægamms ara sævar,

und die hiervon abweichenden varianten einzelner codices (z. 1 *græddir* R, *græþir* U; z. 3 *þa* T, *þar* 1 eβ st. *þat* R; *hans* 1 eβ; *verða* 757, 1 eβ) sind bis auf eine (*þá* in z. 3), der Sveinbj. Egilsson den vorzug gab, bedeutungslos: wenn wir ihm folgen, muss natürlich *hirð* als subj.

des relativsatzes und *hann* als acc. gefasst werden — ich halte jedoch Finnur Jónssons entscheidung und auffassung, nach welcher der könig als schirmherr des landes bezeichnet wird, für richtig. Den ganzen helmingr übersetzt Svbj. Egilsson folgendermassen:

Vulturem cadaveris potu aquilae pascens jubet aulicos, qui ipsum tueri debent, omnia loca maritima orae meridianae hastarum cuspidibus munire.

Dass das falsch ist, liegt auf der hand: ein nomen agentis (*greddir*) kann nicht wie eine verbalform oder ein part. praes. (pascens) zwei verschiedene casus regieren. Finnur Jónsson hat das natürlich eingesehen, aber das rätsel, das uns die überlieferung aufgibt, seltsamerweise nicht gelöst (er setzt in der pros. wortfolge '*hrægamms ara*' zwischen anführungsstriche), obwohl es auf den ersten blick einleuchtend zu sein scheint, dass *hrægamms* in *hrægjarns* geändert werden muss[1]: dieses adj., das sonst freilich nicht belegt zu sein scheint, hat ein völlig gleich gebildetes und der bedeutung nach identisches seitenstück in dem *valgjarn* der Helga kv. Hund. I (13[4]). Wohin das wort *sævar* gehört, ist zweifelhaft. Es könnte mit *hrægjarns ara* zu einer kenning verbunden werden (*hrægjarn ari sævar* = *ari gjarn hræsævar* 'der nach leichennass, d. h. blut, gierige adler'), ist aber doch wohl eher zu *grunn hvert* zu ziehen (*gr. hvert sævar* 'jede seichte — also für eine landung geeignete — stelle des meeres'). Die prosaische wortfolge wäre demnach: *greddir hrægjarns ara lætr hirð sunnar stika geirs oddum hvert sævar grunn þats hann skal varða* 'der sättiger des nach leichen gierigen aars lässt sein gefolge im süden jede seichte stelle des meeres, die er zu schützen hat, mit speerspitzen schirmen'.

15. Liðsmannaflokkr str. 2 (B 391):

Margr ferr Ullr í illan
oddsennu dag þenna
frár, þars fœddir órum,
fornan serk, ok bornir,
(enn á enskra manna
glum gjóð Hnikars blóði)
ort mun skáld í skyrtu
skreiðask hamri samða.

1) Der kopist, der diesen fehler verschuldete, war in der skaldischen dichtung, in der *hrægammr* als bezeichnung des aasvogels ein paarmal vorkommt (Vellekla 30[6]; Sturl. Kál. I, 341[10]) allzu gut belesen!

Ich verstehe den überlieferten text nicht. Die nordischen krieger, die bei London fochten, waren dort doch nicht *feddir ok bornir*. Es muss also wohl *ǫ́ru* (*rǫ́ru*) heissen und z. 1–4 auf die Engländer bezogen werden. Der gedankengang ist: 'Mancher kleidet sich heute, um das land, in dem er geboren ist, zu verteidigen, in einen alten zerschlissenen harnisch (auch das passt auf die Londoner bürger, die nicht, wie die wikinger des nordens, auf beständigen kampf vorbereitet waren, sondern in der not lange nicht mehr gebrauchte rüstungen hervorsuchen mussten) – also die feinde sind zahlreich – trotzdem aber wollen wir unter ihnen ein blutbad anrichten'.

KIEL. HUGO GERING.

BEITRÄGE ZUR STILANALYSE DER MHD. PREDIGT[1].

II. Satzverbindungen.

Berthold verbindet seine sätze im allgemeinen auf normale weise. Konjunktionen, wie '*und*', '*dâ*', '*sô*', '*wan*' bilden die häufigsten bindemittel und deuten das verhältnis an, in dem die einzelnen sätze zueinander stehen.

Findet sich asyndetische satzfolge, so wird eine besondere wirkung beabsichtigt:

z. b.: *unde dîn selbes lîbes verlust maht dû allez überwinden: dû maht den schaden der sünden niemer überwinden* I, 555, 7–9.

Unter den übrigen stilistisch wichtigen satzverknüpfungen bei Berthold hebt sich zunächst die wortaufnahme als wirksam hervor (vgl. R. M. Meyer, Altgerm. poesie, s. 312 f. u. 324). Das schlusswort oder die schlusswendung eines satzes wird dabei zu beginn des folgenden wiederholt:

Unde swer got minnet, der minnet ouch allez daz, daz dû got minnet. I, 100, 23–24.

mit dem guote, daz er im bevalch. Im bevalch der almehtige got diz bistuom . . . I, 110, 11–12.

daz beste, daz got ie geschuof: sô geschuof got sô edelez nie . . . I, 124, 17–18.

und allez des der mensche begert, daz begert er anders niht I, 125, 29–30.

. . . ermordent und ertœtent: sie ertœtent manige tûsent sêle I, 129, 9–10.

. . . unde wilt dem almehtigen gote bezzern unde büezen, sô büezest dû vil sanfter I, 135, 23–24.

1) Vgl. Zeitschr. 44, 1.

alle die daz ertrîche bûwent, sie bûwen wîn oder korn I, 151, 13—14.

... unz daz sich got über uns erbarmte. Dô erbarmte sich got über uns I, 153, 10—11.

swâ man sie mâlet, dâ mâlet man ... I, 221, 14.

Und ist daz ir anders niht enhabet, sô habet ir hie unde dort ze wênic I, 253, 20—21.

Unde swer der drîer wege niht einen gêt, der gêt dâ bî ... I, 309, 2—3.

daz ich ie zuo dem manne da spriche, daz spriche ich ouch zuo der frouwen I, 312, 2—4.

Dô got an dem kriuze starp, dô starp der tiuvel an dem gewalte I, 342, 36—37, 521, 30—31.

Der hât ez ouch an îr frîe willekür gelâzen; sô lâzent sie ez danne an den tiuvel ... I, 417, 21—22.

dô er die jüden ûz dem tempel sluoc. Er sluoc sie alsô zornlîche I, 448, 19—20.

die niht haben ze geben, die geben als verre sie mügen I, 529, 14.

Daz dritte dem ir iuch gelîchen sult, daz ist der ameize. Dem ameizen sult ir iuch gelîchen an drin dingen I, 561, 21—22.

warumbe ir ein iegliche vasten vastet. Sô vasten wir ... II, 15, 23—24.

Und dô got die erzenîe machte, dô machte er ... II, 85, 13.

daz ist von aller êrste diu schale. Die schale, daz verstêt der jüde vil wol II, 97, 37—38.

... und wider got lebten. Alsô lebten dise ... II, 98, 12.

Swie man den tiuvel mit iegelîcher tôtsünde krœnet, sô krœnet man II, 108, 27.

Wan dô unser herre den fride gebôt, dô gebôt er den reinen fride II, 127, 4—5, 11.

die hât unser herre nâch im selben gemachet und machte sie durch minne II, 165, 17—18.

Bisweilen wird auch am satzanfang eine ganze wendung neu aufgenommen (vgl. R. M. Meyer, Altgerm. poesie, s. 324):

... werdent eht im die fünf ze rehte. Wan swem die fünf ze rehte werdent ... II, 91, 17—18.

Vor allem aber ist die anaphora zu nennen (vgl. R. M. Meyer, Altgerm. poesie, s. 315 ff., 506). Sie bedeutet die wiederkehr desselben wortes oder derselben wortgruppe am anfang mehrerer aufeinander folgender sätze oder satzteile.

Kleine abweichungen im wortlaut sind dabei gestattet, solange die wesentliche gleichheit der anlautworte erhalten bleibt (vgl. R. M. Meyer, Deutsche stilistik, s. 92 [1]).

[1] „Die anaphora ist ein lieblingsmittel ... der beredsamkeit, weil sie aufstachelnd wirkt wie ein alarmsignal" (a. a. o. s. 93). In der mhd. predigt aber gelangt die anaphora erst mit Berthold v. Regensburg zu grösserer bedeutung (vgl. Ranke a. a. o. s. 126).

Sô künnent die diz, sô künnent die daz I, 2, $_{23}$.

Sô hât der ein unrehtez ölmez, sô hât der daz wahs gevelschet, der daz olei I, 16, $_{22-23}$.

ir velschent daz olei, ir velschent daz anslit I, 17, $_{1}$.

Sie legent stricke unsern ougen, unsern füezen und unsern henden ... sie legent stricke an die strâze, an die ûzvart und an die învart ... I, 29, $_{19-22}$. Ähnlich: *Sie legent uns stricke an dem bette, dâ wir an ruowen solten; sie legent uns stricke in dem slâfe, sie legent uns stricke sô wir wachen; sie legent uns stricke in der kirchen, in der riuwe, in unserr bîhte, in unserr buoze, in unsern gedanken, in unsern worten, in unsern werken: sie legent stricke unsern ougen, unsern ôren, unsern henden, unsern füezen, unserm ezzen, unserm trinken und allen unsern werken* I, 408, $_{8-15}$.

Dû bist in den zehen geboten in ir zwein, dû bist in den siben houbetsünden, dû bist der sünder einer, dem ... I, 41, $_{17-19}$.

Sô ist diu wurze guot, sô ist der sâme guot, sô ist sîn krût guot, sô ist der bluome guot I, 49, $_{22-23}$.

Sie stelnt daz holz, sie stelnt daz smalz, sie stelnt daz korn, sie stelnt daz mel; sô stilt der daz, sô stilt der diz; sô stilt der brôt, sô stilt der kæse, sô daz fleisch, sô daz ei I, 84, $_{29-32}$; ähnlich I, 87, $_{10-12}$.

sie solte dekein gewant an grîfen, sie solte halt die galgen niemer an gegrîfen ... sie solte halt die wirsten natern unde kroten niht an grîfen I, 93 $_{10-12}$.

Ez ist edeler danne sunne unde mâne, ez ist edeler danne silber unde golt, ez ist edeler danne allez edele gesteine, ez ist edeler danne alle wurze, ez ist edeler danne die elementen ... ez ist edeler danne allez daz got ie geschuof I, 95, $_{35}$—96, $_{1}$.

Sô betrâget den, daz er ein pater noster spreche; sô betrâget sumelîchen zuo kirchen ze gênne; sô betrâget etlîchen zuo predigen ze gênne; sô betrâget ouch etelîchen ein almuosen ze gebenne; sô betrâget ouch etelîche einen aplâz ze holne; sô betrâget ouch etelîche daz sie ein kleinez stündelîn mit zühten ze kirchen suln stên I, 102, $_{6-12}$.

Dû solt reiniu hiuser haben, dû solt reine gesinde haben, dû solt rehte mâze und rehte wâge in dînem hûse haben I, 121, $_{16-18}$.

Hâst dû danne mêr danne eine sünde getân ... Hâst dû zwô tœtlîche sünde, sô ist dîn martel zwivalt. Hâstû drîe, dîn martel ist drivalt. Hâstû viere, dîn martel ist viervalt. Hâst dû drîzic, dîn martel ist drîzicvalt. Hâst dû tûsent, dîn martel ist tûsentvalt. I, 128, $_{5-10}$.

Die müezent uns eht daz brôt backen, die müezent uns fleisch veil hân, die müezent uns bier briuwen, die müezent uns den met sieden, die müezent uns die vische vâhen I, 150, $_{15-17}$.

er ist aber snel unde rihtic zuo dem himelrîche; er ist aber scharpf unde herte I, 171, $_{24-25}$.

Er hete dannoch mêre von rîchtuom her Salomôn: er hete guotiu künicrîche, er hete von vihe ein wunder, er hete zwelf tûsent pfert ze sînem satel einigem, er hete ahtzic tûsent wagenros, er hete von einvaltigen wurzgarten ein rîchtuom I, 174, $_{31-35}$.

Sô fürhtent sie allez einz, daz heizet predige. Sô fürhtent sie danne einz, daz heizet erbermede unsers herren. Sô fürhtent sie die milten

küniginne, mîne frouwen sante Marien. Sô fürhtent sie in gar harte . . . I, 201, 25—28.

Daz ist guote glockespîse, daz klinget wol I, 225, 12—13.

Der gît iu allen volle kröpfe, der mac iuch ersetten als ir gert I, 261 10—11.

Ir stelt daz kleine oder daz grôze, ir stelt innewendic oder ûzwendic I, 261, 17.

sie sorgent weder umb êre noch umbe guot . . . sie sorgent ouch umbe himelrîche niht I, 340, 6—8.

Swie edel ein boum ist, swie schône er stêt I, 375, 22—23.

und alse sie den menschen mit einem liste niht gewinnen mügent, . . . und alse sie in mit einem stricke niht gevâhen mügent I, 408, 26—409, 1.

Sô kümt danne diu muome, diu tuot im daz selbe. Sô kümt danne diu amme . . . I, 433, 35—36.

Solt dû einem sîne schuohe machen . . . Soltû einem sînen rok machen, . . . Soltû iht verkoufen . . . I, 478, 38—479, 3.

Und alse er dô gevangen wart und alse man in beslôz in einem kerker I, 489, 11—12.

er verwirfet dich niemer, er verwirfet dich als wênic als Marien Magdalênen I, 491, 19—20.

Daz selbe tuont diu mückelîn unde natern unde kröten; daz selbe tuont die spinnen, daz selbe tuont vil maniger hande crêatûre I, 554, 9—11.

Swaz wehset ûf der erde und swaz wehset in der erde II, 33, 15—16.

Sô heizet ein mortaxt smeichen, sô heizet einiu schelten II, 71, 35—36.

Und swie hôch sie got kostent und swie harte sie in an koment II, 83, 5—6.

sîn wirt halt der tiuvel nâch dem jungesten tage begernde, sîn begernt die verdampten in der helle II, 125, 31—33.

Man singe mettîn, man singe prîme, man singe terz II, 131, 1—2.

Sie viengen Nêrô in einem stricke, sie viengen Jûdas II, 138, 25—26.

Wir predigen von der freude im himelrîche, wir predigen ditz oder jenez II, 144, 2—3.

Wan geræt ez gên den ôren, dû wirst ungehœrende; geræt ez gên den ougen, dû maht wol erblinden. Geræt ez danne gên den lidern, dû maht wol erlamen an beinen oder an armen II, 205, 1—4.

Den werdent die hende gebunden, die krenker werdent ze guoten werken, danne si vor wâren, den werdent die füeze bunden . . . II, 269, 2—4.

Die angeführten beispiele stellen zwar nicht alle, aber doch eine reihe der bezeichnendsten fälle der anaphora bei Berthold dar. Es ergiebt sich, dass ihre zahl eine verhältnismässig beschränkte ist. Berthold hütet sich, seine rede mit anaphorischen mitteln zu überlasten, wie das in der nachwaltherschen spruchpoesie geschah (vgl. Roethe a. a. o. s. 259). Sparsam treten sie bei ihm auf und ungezwungen und erreichen ihre wirkung um so sicherer.

Noch weniger berechnung scheint Berthold bei der epiphora walten zu lassen, die allerdings häufiger auftritt als die anaphora, aber von geringerer stilistischer wirkung ist. Das wiederkehrende betonte wort

oder die wortgruppe steht hier am ende des satzes (vgl. R. M. Meyer, Deutsche stilistik, s. 93).

Einige beispiele mögen genügen:

Swaz mit dem êrsten in den niuwen haren kumt, dâ smacket er iemer gerne nâch. Unde dâ von, wer von êrste daz niuwe kint guotiu dinc lêret, dâ tuot ez iemer gerne nâch: unde wer ez bœsiu dinc lêret, dâ tuot ez iemer gerne nâch I, 34, 21—25.

Sô dû steln oder rouben wellest, sô strît eht wider. Sô dû topeln oder spiln wellest, sô strît eht wider. Sô dû eine vasten brechen wellest, sô strît eht wider: oder eine vîre von vrâzheit oder von gîtikeit nâch guote, sô strît eht wider I, 54, 36—55, 1.

... ez engê danne der zweier wege einen: er sî jung oder alt, arm oder rîch ... sô enmac nieman zuo dem himelrîche komen wan der zweier wege einen I, 66, 8—11.

Ob dû halt einen jüden oder einen rouber betriugest, sô wirt dîn niemer rât. Betriugest dû halt einen grâven oder einen ritter oder einen fürsten, sô wirt dîn aber niemer rât. Swen dû betriugest in aller der werlte ... sô bist dû eht ein ungetriuwer trügener; unde dar umbe sô wirt dîn niemer rât I, 86, 13—19.

Swenne ein alter eine junge frouwen genimet, sô wære eht er sô gerne junc unde tæte er dem lîbe gerne wol: sô ist er doch ein alter grîsinc. Sô kleidet er sich junclîche, sô ist er eht ein alter grîsinc. Sô badet er sich, sô ist eht er ein alter grîse. Sô heizet er im den bart nâhen ûz der hiute schern; sô schirt man im nâhen, sô ist eht er ein alter grîsinc I, 320, 37—321, 3.

Sô ist daz ôre ein D, schône gezirkelt unde geflôrieret. Sô sint diu naselöcher unde daz undertât schône geschaffen reht alse ein kriechsch E, schône gezirkelt unde geflôrieret. Sô ist der munt ein I, schône gezieret unde geflôrieret I, 404, 27—31.

Wan sleht dir der hagel, daz maht dû überwinden; roup unde brant daz maht dû überwinden; friunde verlust unde dîn selbes lîbes verlust maht dû allez überwinden: dû maht den schaden der sünden niemer überwinden I, 555, 5—9.

... und man ist ouch gar schiere und gar snelle ûf dem selben wege dar ze grôzem lône. Sô gêt der ander verre hin umbe und lancsam und gêt ouch zuo dem himelrîche ze grôzem lône II, 154, 22—25.

Ein beispiel sehr wirkungsvoller art:

Und wâ von nam er einen rehten niht? Sich, er nam einen gîtigen. War umbe nam er einen rouber niht? Sich, er nam einen gîtigen. Nû war umbe nam er einen morder niht? Sich, er nam einen gîtigen. Nû war umbe nam er einen æhter niht? Sich, er nam einen gîtigen; uz aller der werlte dâ nam er einen gîtigen II, 208, 31—36.

Das feierlich-nachdrückliche und gravitätische in dieser durchaus rhetorischen erscheinung ist nicht zu verkennen.

Der epiphora eng verwandt und bisweilen kaum von ihr zu unterscheiden ist der refrain (vgl. Wackernagel, a. a. o. s. 422; R. M. Meyer,

a. a. o. s. 94 u. 96). Hier sind die wiederholungen durch grössere pausen getrennt, aber ihre wirkung wird nötigenfalls durch erneute wiederkehr der alten wortfolge gesichert. So kommt eine eindringlichkeit zustande, wie sie bei B. kaum eine andere figur der wiederholung erreicht. Z. b.:

einhalp zuo dem lîbe und anderhalp an der sêle I, 507, 19–20, 21–22, 508, 2, 509, 14–15 (mit kleinen abweichungen).

daz ist ein zeichen daz er sterben wil I, 509, 32–33, 510, 2, 3, 6–7, 8, 10, 12, 13–14, 16–17. (Dieser satz wird nach jedem erörterten krankheitszustande wiederholt, so dass es zuerst eindrucksvoll, zuletzt aber doch ermüdend wirkt. (Vgl. II, 46, 19, 21.)

Marîâ hât den besten teil erwelt I, 549, 9–10, 14–15, 16, 19–20, 21 (die letzten fünf worte mit einigen abweichungen refrainartig wiederholt).

das ist ein zeichen des tôdes II, 46, 22–23, 25–26, 28, 34, 35, 36, 38, 39, 47, 2, 4, 5. (Auch dieser satz, ein mittelding zwischen refrain und epiphora, folgt nach jedesmaliger angabe der krankheitserscheinungen.)

daz ist ein zeichen des tôdes an dem lîbe, unde bezeichent den tôt an der sêle I, 514, 2–3, 23–24, 39–515, 1, 9–11, 29–30, 39–516, 1, 8–9, 35–36, 517, 3–4 (mit geringen abweichungen refrainartig wiederholt).

dû muost gelten und widergeben II, 52, 32, 34–35, 38–39, 53, 6–7. (Eindrucksvoll wird hier durch den noch dazu formelhaften refrain jedesmal nach dem vorher geschilderten umgehungsversuch die rückerstattung des entwendeten gutes zur pflicht gemacht.)

Ein häufiger und besonders wirksamer refrain findet sich II, 216, 8–9, 10–12, 25–26, 217, 20–21, 219, 16–17, 28–29, 220, 11–12.

Bertholds freude an wiederholungen lässt, auch abgesehen von den erwähnten figuren, ganze sätze – bisweilen mit kleinen abweichungen – wirksam wiederkehren:

und enkünnent sie der kunst niht dâ mite man die sêle behalten mac, sô sint sie ître tôren und affen irre sêle. Er lese hôhe oder nider von der sternen loufe, und enkünnent sie der kunst niht dâ mite man die sêle behalten mac, sô sint sie tôren, als der wîse man sprichet ... I, 2, 24–29.

Unde wê dem aber wirs, der sîne martel alle tage mêret mit der zît, die im got ze lebenne hât gegeben! Unde wê dem aller wirste, der sîne martel alle tage mêret mit der zît ... I, 23, 19–21.

ir sult ez heizen toufen, ob ez ze priesters handen komen mac. Geschiht aber, daz ez ze priesters handen niht komen mac ... I, 31, 34–36.

Sô bist dû ouch der sünder einer ... zweimal: I, 41, 24–27.

Dû bist ouch der sünder einer ... zweimal: I, 41, 28–30.

wie daz gesîn müge ... dreimal: I, 53, 1–5.

der gêt dâ bî unde gêt in die helle ... zweimal: I, 66, 3–4, 12–13.

Her Moyses der was vierzic tage ungezzen, her Helyas was ouch vierzic tage ungezzen, der almehtige got was ouch vierzic tage ungâz, dô er mensche ûf erden was I, 103, 23–26.

unde sult sie alle ze tôde slahen, daz niemer muoterbarn genesen müge, unde sult sie alle ze tôde slahen, daz kint in der wiegen, daz kint in der muoter, allez samt ... I, 184, 5–7.

Der ist dar zuo gebunden, er tuo ez gerne oder ungerne, sô muoz er den sac tragen oder swaz man ûf in leit. Sô muoz der ohse, er tuo ez gerne oder ungerne den wagen oder den pfluoc ziehen I, 296, 1–7.

Man suln strîten unde frouwen suln spinnen ... Wan man die suln strîten, frouwen die suln spinnen I, 325, 22–26.

Nû wahset mit einander: fünfmal: I, 367, 15–21; dreimal: 34–36.

ich spriche mêr: in drin wochen: ich spriche mêr: in drin mânôden: ich spriche mêr: in einem halben jâre I, 373, 22–24; ähnlich: I, 292, 15, 17, 19.

der nit unde haz an dem herzen treit; zweimal: I, 465, 24–26.

rehte innen des sô die hende würkent, sô sol der munt sprechen. ... Rehte innen des die hende würkent, sô sol der munt diu wort sprechen II, 85, 39–86, 4.

nim dichz an, daz dû gedultic sîst, flîz dich vier oder aht wochen, daz dû gedultic sîst II, 260, 16–17.

Die art der hier angestrebten – und meistens auch wohl erreichten – wirkung darf mit der des refrains, der epiphora und anaphora, einigermassen auf eine stufe gestellt werden [1]).

Einigemale wiederholt B. schon gesagtes unter besonderem hinweis auf diese wiederholung:

... sît des mâles und ez dîn gemechede wart. Daz wort sult ir mir rehte merken, daz ich dâ spriche: sît ez dîn gemechede wart I, 314, 18–20.

wan etelîchiu ûzsetzikeit kumt von der selben überflüsse. Ich spriche 'etelîchiu' (das prädikat ist zu ergänzen): *wan etelîchiu wirt geborn an den liuten* II, 205, 9–11.

Verflechtungen verschiedener figuren führen zur sogenannten symploke (Wackernagel, a. a. o. s. 427 f.; R. M. Meyer, a. a. o. s. 49).

'Mariâ hât den besten teil erwelt, der wirt ir niemer benomen' ... Sie hât den besten teil erwelt under den engeln; sie hât den besten teil erwelt under den liuten; sie hât den besten teil erwelt (anaphora) *under allen crêatûren und under allem dem daz got ie geschuof ... dâ hât unser frouwe den besten teil erwelt; an allen den dingen, diu guot sint, dâ hât unser frouwe den besten teil an erwelt* (Epiphora) I, 549, 9–21.

gît man dir einen schillinc, den soltû nemen, gît man dir (anaphora) *ein halp pfunt, daz soltû nemen* (epiphora), *gît man dir* (anaphora) *drîzec schillinc, die soltû nemen* (epiphora) II, 28, 5–7.

Eine besondere kombination von anaphora und epiphora stellt die epanalepsis (anadiplosis) dar (Wackernagel a. a. o. s. 426). 'Hier wird der anfang eines satzes am ende des anderen wiederholt' (R. M. Meyer, a. a. o. s. 95).

Ez gêt niht weges zem himelrîche ûz der heidenschaft noch ûz der jüden ê, noch ûz der ketzerie gêt niht weges zuo dem himelrîche I, 357, 6–8.

1) Eine auffallende formale verwandtschaft zeigt B.s redekunst in ihrer neigung zu eindringlicher satzwiederholung mit der predigt Buddhas, wie die überlieferung sie bietet. Vgl. H. Oldenberg, Buddha, sein leben, seine lehre, seine gemeinde (Berlin, 1881) s. 184–190.

Daz heizent allez heilige stete, diz mit wihe begriffen sint. kirchen unde kirchhove ... unde grêde unde kappellen ... daz heizent allez heilige stete I, 446, 22—26.

Als sint ouch die armen liute, die sint ouch unberâten. Ez friuset unde sint ze allen ziten in dem wâge und ist nacket und ist kalt und ist blôz aller gnâden. Alsô sint ouch die armen liute I, 478, 25—28.

ê daz wir âne messe wæren ... ich wolte daz wir über mer füeren den worten, daz wir da messe hôrten, ê daz wir âne messe wæren I, 494, 12—15.

Sich, sô bistû unschuldic, wenne dû imz gewerst, als verre sô dû maht, sô bistû gar unschuldic II, 58, 39—59, 1.

Diese wiederholung am ende will offenbar in erster linie nur dem trägen verstande der zuhörer hilfreich entgegenkommen, indem sie den hauptgedanken zum schluss noch einmal deutlich hinstellt.

Eine andere anordnung anaphorischer und epiphorischer satzelemente begegnet in der künstlichen figur der epanodos, einer art der inversion (Wackernagel a. a. o. s. 426; R. M. Meyer a. a. o. s. 95. 114). 'Es ist ein spiel, das zu den vielen mitteln gehört, mit denen ermahnungen nachdrücklicher gemacht werden sollen' (R. M. Meyer). Aber behauptungen und lehren vor allem sucht B. auf diese weise eindringlicher zu gestalten.

Ez heizet tugent. Tugent, seht, heizet ez I, 96, 16—17.

er heizet: grôziu hôchvart. Grôziu hôchvart, seht, alsô heizet er II, 68, 11—12.

Man lobet tugent für himelriche.... Jâ seht, für himelriche lobet man tugent II, 177, 20—21.

Kann aber bei dieser figur nur von einer nachdrücklichen erneuerung des alten sinnes durch umgekehrte wortfolge die rede sein, so ergibt sich bei ähnlicher anordnung der wiederholten satzelemente ein neuer und überraschender gedankeninhalt: diese erscheinung pflegt man chiasmus zu nennen:

Sô lobet der einen der ze schelten ist: sô schiltet der einen der ze loben ist I, 117, 38—39; vgl. I, 285, 24, II, 200, 8—9.

Und als diu hôhvertikeit von der unkiusche kumet, als kumet ouch diu unkiusche von der hôhvart I, 192, 25—26.

Swaz sie wellent daz wilt ouch dû, unde swaz dû wilt, daz wellent ouch sie I, 227, 31—32.

Der neue bedeutungsinhalt, welcher in dem zweiten teil dieser wendungen zutage kommt, wirkt überraschend, weil er zu dem ersten in einem unerwarteten antithetischen verhältnis steht, zugleich aber harmonisch, weil er die erregung der ersten antithese durch eine sinnvoll umgeordnete zweite wieder zur beruhigung bringt (vgl. R. M. Meyer a. a. o. s. 125). Dieses verhältnis der beiden sich ergänzenden antithesen bestimmt die künstlerische bedeutung dieser heute noch unveralteten rhetorischen figur.

Wenn Berthold sie nur ganz vereinzelt zur anwendung bringt, so mochte ihm der rhetorische wert dieses wichtigen stilmittels noch nicht klar geworden sein, oder er empfand es, ähnlich wie das oxymoron, als zu künstlich, um in der volkspredigt ihm einen breiteren raum zu gönnen.

Gegen die letztgenannte figur kommt der allgemeinen antithese im verhältnis der sätze geringere bedeutung zu. Doch bleibt jeder kontrastierung irgendwie vergleichbarer vorstellungen aus allgemein psychologischen gründen ein wirksamer eindruck gesichert (vgl. Herbert Spencer, The philosophy of style, Essays, bd. II, s. 43). Z. b.:

Jâ wolte ich niht einem hunde oder einer katzen fluochen . . . sô dû fluochest aller der werlte herre I, 267, $_{32-34}$.

der muoz als lange zer hellen sîn als got in dem himel ist I, 385, $_{2}$; ähnlich: 438, $_{13-15}$, 444, $_{17-18}$, 514, $_{7-9}$, 517, $_{10-11}$, II, 92, $_{25}$.

unde wenne daz ein ende habe, daz denne sîn tôt und marter aller êrste an vâhe II, 2, $_{13-14}$.

Gern verbindet sich die antithese mit dem parallelismus (vgl. R. M. Meyer, a. a. o. s. 123). Z. b.:

wie man daz guote getuo unde daz übel gelâze I, 3, $_{12-13}$, 10, $_{23-24}$; ähnlich: I, 507, $_{10}$.

wan iu bezzer ist, daz ir mit eime nideren amte gein himele vart, danne mit einem grôzen zer helle I, 15, $_{29-30}$; ähnlich: I, 16, $_{1-2}$, 278, $_{38-39}$.

Unde hât ir martel nû ein ende, aber ir freude gewinnet niemer mêr kein ende I, 29, $_{6-7}$; ähnlich: 77, $_{31-32}$, 331, $_{31-33}$, 408, $_{21-22}$, 431, $_{15-16}$, 475, $_{5-6}$, 546, $_{12-13}$, 565, $_{10-11}$; II, 120, $_{17-18}$, 152, $_{34-35}$.

Rehte glîcher wîse als daz leben ist aller dinge beste, alsô ist der tôt aller dinge wirste I, 125, $_{6-8}$.

wan ir lebet gerne unde sterbet alle ungerne I, 125, $_{12}$.

Unde swâ sîne prediger stênt, dâ schînet diu sunne, unde swâ unsers herren prediger stênt, dâ regent ez I, 172, $_{17-19}$.

alse drîer hande liute sint, die den almehtigen got frô machent, alsô sint ouch drîer hande liute, die den tiuvel frô machent I, 197, $_{34-36}$; ähnlich: II, 104, $_{6-7}$.

Unde dâ mite nimet dirre mit grôzen arbeiten abe . . .; sô nimet jener mit müezikeit ûf I, 258, $_{13-14}$.

Der arme mac niht minner geben noch der rîche mêr I, 264, $_{5-6}$.

daz irz an dem vîgertage erfüllet daz ir durch die wochen versûmet I, 269, $_{5-6}$.

Dir ist ouch bezzer, dû schamest dich hie vor ein wênic liuten unde daz dir dîn schame nütze unde guot sî, danne dû dich an dem jungesten tage vor aller der werlte schamen müestest unde daz dir daz ze nihte guot ist I, 284, $_{37}$–285, $_{2}$.

die minrent dir dîn vegefiwer unde mêrent dir den lôn oben ûf dem himele I, 331, $_{35-36}$.

die lebent an dem lîbe unde sint tôt an der sêle I, 334, $_{29-30}$.

Sô ist eht dir vil bezzer dû varest mit einer hant in daz himelrîche danne mit beiden zer helle I, 348, 18—19; ähnlich II, 128, 37—39, 129, 2—3, 5—7.

Als wênic man den almehtigen got mit fleischlîchen ougen iemer gesehen mac vor freuden, alse wênic mac man den tiuvel iemer gesehen vor vorhten I, 412, 39—413, 3.

ich gibe iu den wunsch, got gebe iu den willen I, 297, 1—2; ähnlich: 507, 8—9.

als got darumbe gelobt werde und die tiuvel geschendet II, 62, 27—28.

Dâ von ist mir lieber daz dû eine deste lenger brinnest in dem vegefiure, dan daz ir beide iemer brinnent ze helle II, 91, 5—7.

Erbarmestû dich über die in diser werlte, sô erbarmet sich got über dich in der künftigen werlte II, 158, 12—13.

swer diu behaltet der ist behalten und gesegent, und swer sie niht behaltet der ist verlorn und verfluochet II, 211, 19—21.

swenne ein ritter wol gestriten hât dem lônet man wol, der aber übele gestriten hât dem lônet man übele II, 221, 5—7.

haben wir ihtesiht wider meisterschaft willen, sô sîn wir rouber, haben wir ihtesiht ân ir willen, sô sîn wir diebe II, 264, 2—3.

dû solt gedultic sîn gên gote, swenne er über dich verhenget siechtuomes betrüebesal, dû solt ouch gedultic sîn gên dem tiuvel, swenne er dich bekort . . . II, 266, 14—17.

Snîdet ein hant die andern, si snîdet hin wider niht, stœzet sich der fuoz, daz ouge stœzet sich niht dar umbe ûz II, 274, 5—7.

Aber auch der reine parallelismus (R. M. Meyer, a. a. o. s. 113) verfehlt bei Berthold seine wirkung nicht. Z. b.:

Hâst dû gerne êre, dû solt ouch im êren günnen. Hâst dû gerne guot, dû solt ouch im guotes günnen. Hâst dû gerne himelrîche, dû solt im ouch himelrîches günnen I, 359, 21—24.

und alse sie den menschen mit einem liste niht gewinnen mügent, sô kerent sie einen andern dar, und alse sie in mit einem stricke niht gevâhen mügent, sô legent sie im aber einen andern dar I, 408, 26—409 1.

. . . an der bîhte niht entreden als Adam, niht verswîgen als Saul, niht rüemen als Pharisêus II, 224, 18—19.

diu ougen sprechent 'ich sihe niht wan ein brôt,' der munt 'ich enphinde niht wan ein brôt' II, 269, 17—18.

Mit den rhetorischen stilmitteln der steigerung lässt der redner beim aufsteigen zu höhepunkten seine sprache anschwellen. Indem die schwächer wirkende vorstellung an den anfang, die stärker wirkende ans ende gestellt wird, erhält die letztere durch die psychologische kontrastwirkung ein um so grösseres gewicht (vgl. Herbert Spencer, The philosophy of style s. 42—43), und der gleiche vorgang wiederholt sich bei aneinanderreihung mehrerer steigernder satzelemente.

Die stilistik bezeichnet dieses ausdrucksmittel als klimax oder gradation (vgl. R. M. Meyer a. a. o. s. 127).

Eine solche steigerung einfacher art begegnet bei Berthold oft in der wendung:

... *die diu werlt ie gewan oder iemer mê gewinnen kan* I, 1, 4; ähnlich: 20, 11, 25, 37—38, 60, 37—38, 68, 13, 80, 13—14, 87, 38—39, 91, 27—28, 92, 21—22, oder:

diu aller beste wîsheit, diu ie wart oder iemer wirt oder werden mac I, 1, 21.

Hier wird die einzigartigkeit oder unübertrefflichkeit irgendeiner erscheinung in hinsicht auf die vergangenheit betont, aber damit nicht genug: sie wird für alle kommenden zeiten behauptet.

Die bausteine zur klimax werden von Berthold bisweilen mit deutlicher absicht herbeigeschafft. Er sucht steigernde kontraste.

wan daz der tiuvel in vier jâren oder in sehs jâren niht geschaffen mac noch gerâten, daz râtent sie in vier wochen oder lîhte ê I, 6, 21—23.

Alle ir stricke und ir lâge sint schedelich: aber dise drîe lâge sint die aller schedelîchesten die sie under allen ir lâgen habent I, 30, 16—18.

Swie gar edel unde swie wünneclich die heiligen engel sint ..., dannoch ist daz eine dinc wünneclîcher und edeler unde heiliger I, 95, 33—35.

... *des gewant ist liehter denne diu sunne. Wan diu sunne diu hât lieht, sie hât aber niht freuden, sô sint sie lieht und habent freude* II, 201, 8—9.

Die wirkung der gradation steigert sich noch, wenn die zweigliedrigkeit überschritten wird:

An eime hâstû gar gnuoc, an zwein gar vil, an drîn gar unde gar ze vil I, 32, 16—17; ähnlich: 25—27.

weder sterne noch wurze noch wort noch steine noch engel noch tiuvel noch nieman wan got alleine I, 50, 16—18.

sie solte dekein gewant an grîfen, sie solte halt die galgen niemer an gegrîfen. Ich spriche halt mêr: sie solte halt die wirsten natern unde kroten niht an grîfen I, 93, 10—12. Hier finden sich anaphora, parallelismus und klimax zu gemeinsamer wirkung zusammen.

Unde die êwiclîchen sterbent, daz sint eine, den ist wê, den andern den ist wirs, den dritten aller wirste I, 125, 38—126, 1.

Den ist einen alse wol, ... den andern vil unde vil baz, ... sô ist den dritten alse wol, daz ez nieman vollesagen kan noch niemer vollesaget wirt I, 126, 2—6.

Unde der sint drîer leie die got alsô frô machent: die einen frô, die andern frôwer, die dritten aller frôwest I, 196, 12—14; ähnlich: I, 197, 36—37.

... *und der sint ouch einiu edel, diu andern edeler, diu dritten aller edelste* II, 186, 33—34; ähnlich: 187, 8—9.

... *der sint eine dem tiuvele liep, die andern lieber, die dritten aller liebeste* II, 187, 13—14, 15—16, 17—18; ähnlich: 188, 12—13, 190, 33—34, 39—191, 1.

Den ersten ist wê, den andern wirs, den dritten michel wirs II, 227, 29—30.

der sluoc einer vil, der ander mêr, der dritte ein michel teil, der vierde gar vil, der fünfte und der sehste unzellich vil II, 229, 39—230, 2.

Oft charakterisiert Berthold die gradation einmal oder mehrmals durch ein ausdrückliches: *ich spriche mêr*, um die aufmerksamkeit seiner zuhörer auf seine steigerung noch besonders hinzulenken, z. b.: I, 373, 22—24; II, 13, 15—20, 28, 7, 34, 21—25, 42, 13, 55, 20—25, 82, 18—25.

In solchen fällen nimmt dann die klimax meist breiteren raum ein.

Neben dem häufigen: *ich spriche mêr*, verwendet Berthold noch eine reihe steigernder und betonender zutaten, von denen einige genannt sein mögen:

... *daz ez nieman vollesagen mac* (häufig, z. b.:) I, 253, 33; ähnlich: 337, 16—17, 430, 18—19, 447, 2.

... *daz dâ von unmügelich ze sagen wære* I, 540, 3—4; ähnlich: II, 95, 17.

... *daz ez alle zungen niht gesagen künden noch enmöhten* I, 386, 27—28.

... *die niemer munt vollesagen mac* I, 291, 5—6; ähnlich: I, 291, 22, 339, 27, 372, 2—3, 379, 39, 383, 38—39, 384, 27, 443, 7—8; II, 75, 24—25.

... *daz ez iemer unsegelich ist* I, 336, 35—36, 384, 34—35.

... *dâ möhte alliu diu werlt von niht gesagen* I, 371, 27—28; ähnlich: 380, 13.

... *daz ich ez in manigen zîten vollesagen niht enkünde* I, 377, 19.

... *daz ez nieman ertrahten kan* I, 506, 18.

... *daz ez alliu diu werlt niht volle ahten möhte* I, 549, 28—550, 1.

... *daz dâ von nieman gesagen mac* II, 23, 8.

... *daz ez gar unsagebære ist ze sagen, unde dâ von ist bezzer geswigen danne krenclîche gelobet* I, 336, 28—29; ähnlich: 373, 19—20; II, 74, 15—16.

Daz ist tegelich sünde. Nû des mac alles nieman ze ende komen, ir ist ze vil. Ich möhte halt die tœtlîchen vil lîhte in fünf predigen niht gesagen II, 203, 12—14.

'Er weiss atemlose spannung zu erregen' – sagt Wilhelm Scherer in seiner hübschen skizze von Bertholds redekunst. (Gesch. der deutschen lit. 5. aufl. s. 235.) – Und in der tat sind spannende vorbereitungen und ihre plötzlichen wirksamen lösungen ein wichtiger bestandteil in Bertholds stilistisch-rhetorischer technik.

Vorbereitende ankündigungen, wie das genannte *ich spriche mêr*, sind, sofern sie das interesse für das kommende wecken, zunächst hierher zu rechnen.

Sogar verstärkt tritt diese wendung auf: *ich spriche noch mêr* I, 127, 28, 138, 13; oder:

Ich wil ein grôz wort sprechen I, 23, 4, 76, 16—17.

Ich wil ein grôz dinc iezuo sprechen I, 164, 2—3; ähnlich: 411, 7, 494, 11—12; II, 8, 38—39, 9, 11.

Unde den worten daz ir daz selbe dinc liep habet, sô wil ich ez iu nennen I, 96, 8—9; ähnlich: I, 226, 24—25, 236, 18—20, 340, 35—36, 341, 5—6, 395, 22—24, 410, 35—37, 524, 6—7; II, 125, 37—38.

Nû seht, ich wilz iu nennen kurzlichen II, 37, 15.

Oft aber wird die spannung durch viele sätze hindurch genährt und gesteigert, bis endlich die langerwartete lösung kommt.

So: II, 125, 19, wo es heisst: *Sô behaltent niur daz eine dinc,* — ohne dass dieses bei namen genannt wird, während doch immer weiter von ihm die rede ist: *Wan ez ist alsô guot daz selbe dinc,* ... und immer weiter über das angedeutete ding, bis es 125, 37 heisst: *Seht, nû wil ich iu ez nennen* — aber noch

einmal treten andere sätze dazwischen, bis zur endlichen lösung, 116, $_{2-3}$: . . . *und es heizet fride. Fride, fride, seht, alsô heizet ez.* Jetzt aber, nachdem die lösung eingetreten, wird das lang erwartete wort, wie oben ausgeführt worden, in unermüdlicher weise wiederholt (vgl. oben s. 12).

Ähnliche fälle spannender vorbereitung und plötzlicher lösung begegnen mehrfach. Z. b.: II, 202, $_{1-12}$.

Oder: . . . *und allez daz man sie tuon hieze, daz taten sie allez samt, daz man sie niur einer erzenîe über hüebe, diu heizet — gelten und wider geben* II, 52, $_{27-29}$. Auf diesen einen gedanken ist lange die erwartung gespannt worden. Jetzt schliesst der satz wirksam mit ihm in wenigen schweren worten. Ähnlich: *Über einen menschen dâ sult ir iuch gar flîziclich über erbarmen . . . 'Wer ist der mensche, der uns alsô erbarmen sol?' . . . seht, iezuo nenne ich in iu — ez ist der mensche, der dir herzenleit hât getân* II, 162, $_{16-33}$.

Ein gegenstück zu dieser spannung einer erwartung und ihrer erfüllung ist die aprosdokese oder erwartungstäuschung (vgl. R. M. Meyer, a. a. o. s. 76).

Sô wil ich ez doch alsô werlichen nihτ gesprechen. Iedoch sô wil ich ez sprechen II, 131, $_{26-27}$.

darumbe möhtet ir êliute nû slâfen, hinz ich den witewen gesage. Niht aber! Ir sult mit den witewen wachen und hœren II, 193, $_{1-3}$.

Bisweilen beschränkt sich Berthold auf fesselnde andeutungen, welche das klarere verständnis des angedeuteten der phantasie der hörer überlässt:

unde dâ engetürren wir niht von gereden, wan daz ist eht uns verboten I, 243, $_{18-19}$; ähnlich: 92, $_{24-25}$, 279, $_{30}$; II, 152, $_{15-19}$, 199, $_{31}$.

dâ getar ich nû niht von gereden, als iu daz nôtdurft wære 324, $_{39}$—325, $_{1, 7, 9}$; ähnlich: II, 51, $_{26-30}$, 56, $_{29-30}$, 218, $_{32-34}$.

Bisweilen findet sich an solchen stellen der andeutende zusatz: *ein schalkhaft herze verstât mich vil wol* II, 190, $_{26}$, 219, $_{9-10}$; ähnlich: II, 229, $_{15-16}$.

Was die ordnung seines vortrags betrifft, so zeigt Berthold eine ausgeprägte vorliebe für zahlenmässige einteilung und aufzählung. Selbst vor willkürlichkeit und pedanterie fürchtet er sich dabei nicht. Aber für den mittelalterlichen menschen lag in der zahl eine lebendige, geheimnisvolle macht, die wir uns vergegenwärtigen müssen, wollen wir die rolle begreifen, welche das zahlenmässige bei manchen mittelalterlichen autoren spielt (vgl. Ranke a. a. o. s. 99). Aus diesem gesichtspunkt betrachtet, wird bei Berthold manches, was uns als pedantische ungelenkheit und willkür anmutet, doch zu den wirksamen stilmitteln gerechnet werden müssen. Z. b.:

wan ez ist dir zuo vier grôzen dingen guot. Daz eine. . . . Das ander. . . . Daz dritte. . . . Daz vierde. . . . I, 4, $_{37}$—5, $_{7}$.

. . . *der muoz drîer buoze eine lîden. Der ist einiu herte und swær. . . . Sô ist diu ander ouch vil wunderlîchen swær. . . . Diu dritte ist senfte unde kurz*

und ist an zwein grôzen dingen guot. Und dann folgt die einzelausführung: *Diu êrste buoze. . . . Diu ander buoze. . . . Diu dritte buoze . . .* I, 9, 16–30.

Unde die selben drîe lâge legent sie uns iegliche zwivalt. Die êrste lâge legent sie uns sô wir in die werlt varn. Die andern sô wir durch die werlt varn. Die driten lâge sô wir ûz der werlte varn I, 30, 25–29.

Wande nû der tugende drîe sint, mit den dû ze himelriche komen solt ûf dem wege der erbarmherzikeit, die heizent alsô. Diu eine heizet dêmüetikeit, diu ander kiusche, diu dritte milteikeit. Und also sint ouch der untugende drîe, die den drin tugenden widerstênt. Der heizet einiu hôhvart, diu ander unkiusche, diu dritte gîtekeit I, 173, 14–19.

drîe tageweide . . . Diu êrste tageweide daz ist der lûter kristengloube . . . Diu ander tageweide ist daz gedinge. Diu dritte tageweide ist diu wâre minne . . . I, 180, 5–10.

Also gewaltic ist diu buoze wol, daz sie alliu dinc wol tuot, dan vier dinc. Daz ein ist, sie mac nieman von der helle erlœsen, swer dar kumt. Daz ander ist . . . Daz dritte ist . . . Daz vierde ist . . . II, 42, 20–28.

. . . sô nimt er drîer dinge war an dem menschen . . . Daz ein ist . . . Daz ander . . . Daz dritte . . . II, 46, 7–11.

. . . sô sult ir diu vier dinc halten und dannoch zuo den vieren sehsiu, diu er dâ gerâten hât und dannoch zwei, der sint zwelfiu I, 212, 36–38; ähnlich: 213, 35–36.

Gern greift Berthold nach einer breiteren ausführung begründend zurück:

unde dâ von sprichet sanctus Paulus hiute, daz man wisliche werbe I, 1, 9–10; ähnlich: I, 2, 7–8.

Unde dâ von habent ez die guoten liute ûf ertrîche wæger I, 22, 36–37.

unde dâ von sprich ich alsô . . . I, 124, 25.

Unde dâ von geschuof got nie niht sô guotez . . . I, 124, 28.

Dâ von sult ir êren iuwern geistlichen vater, den priester I, 276, 24.

Unde dâ von sol sich nieman lâzen an den jungesten riuwen I. 490, 24–25.

Bertholds volkstümliche redeweise und seine enge anlehnung an die bequeme lässigkeit der umgangssprache trotz aller rhetorischen kunst, wird am besten deutlich aus den syntaktischen anomalieen, die er mit entschiedenheit einer geschraubten korrektheit vorzieht, wenn es fluss und zusammenhang der rede nahelegt.

Das anakoluth (vgl. Wackernagel, a. a. o. s. 420; R. M. Meyer, a. a. o. s. 76) ist in Bertholds predigt keine seltenheit.

Swie vil der almehtige got liute und engele geschaffen hât, unde swie gar klâr er sie gemachet hât . . . unde dâ von sprich ich alsô: unde hæte er . . . I, 124, 18–25.

Die dritten leie liute, die ouch der hôhesten sint . . . hie vor hân ich iu geseit, wes in die pfaffen schuldic sint I, 144, 26–29.

Dô sprâchen sînes vater râtgeben . . . die sprâchen alsô I, 152, 6–8.

Und er sprach . . . unde . . . dô sprach her Salomôn . . . I, 176, 16–18.

Sô werdent die dâ habent erliten . . . die werdent I, 182, 3–4.

Und alle die alsô eraltent . . . ist halt daz etelîche . . . I, 205, 1–4.

Und alsô muoz ein ieglich mensche, swenne sîn sêle von sînem lîbe scheidet, sô muoz ez . . . I, 211, 26—27.

Nû seht, wie die köche unsers herren wie die kunnent kochen I, 226, 9—10.

sô wolte ir ieglichez . . . . *sô ist niendert einez, ez wolte* . . . I, 299, 20—22.

Sô sprichet einer . . . *sô sprichet der man* . . . I, 316, 31—32.

Unde dâ von sprechent die engele alle tage . . . *seht, sô sprechent die engele* . . . I, 366, 34—36.

reht als alle die sternen des himels . . . *die habent alle samt* . . . *Und alsô hât allez himelischez her, engele unde heiligen* . . . *die habent alle samt ir freude und ir wünne* . . . *daz habent sie alle samt von der angesihte gotes* I, 390, 6—13.

Dô der almehtige got sîn grôz riuwe und tugent ersach und daz erkante er ouch . . . *vil wol und tete* . . . II, 4, 16—18.

. . . *wir sullen daz ampt, daz uns got verlihen hât, daz sullen wir durch got üeben* II, 27, 32—33.

. . . *im möhte allez daz bluot* . . . *daz möhte im* . . . II, 34, 23—25.

Und swer sich niht alsô hüeten wil . . . *welt ir iuch dâ vor niht hüeten* II, 61, 36—39.

diu eine, die ez mit wuocher, mit fürkoufe . . . *oder swie dû ez unrehte gewunnen hâst, sô ist* . . . II, 120, 23—24.

daz wir alle tage, die wîle wir leben, sô mugen wir . . . II, 178, 19—20.

Seht, daz wil ich iuch lêren, daz der bâbest noch alle bischove noch alle engele die möhten iuch daz niht gelêren II, 195, 11—13.

das sint drî sô griuliche sünde, daz sie dem menschen alle die wâren riuwe und allen den guoten willen und alle die andâht, die sûgent sie dem menschen ûz dem herzen II, 204, 2—5.

Sô heizen wir die dritten . . . *die heizen wir* II, 212, 15—16.

Weite beispiele des anakoluths II, 214, 16—19, 215, 10—11, 224, 46—47.

Zu den volkstümlichen anomalieen dieser art kann auch die inversion mit *und* gerechnet werden (vgl. R. M. Meyer, a. a. o. s. 58; Paul, Mhd. gr. 6. aufl. § 330, 2). Bei B. entspricht sie dem bedürfnis nach bequemlichkeit für redner und hörer.

unde wirt ir sünden alle tage minner unde niht mêre I, 296, 26—27.

unde hangent dir die schuohe von den füezen I, 368, 37—38.

Unde wolte ich vil gerner daz ich . . . I, 388, 22—23.

unde hât der tiuvel dannoch . . . I, 411, 32—33.

Unde sult ir gote liebe tuon I, 449, 8.

unde singent danne die andern . . . I, 497, 8—9.

und hungert die verdamten sô sêre . . . II, 5, 26—27.

und hât daz got allez dar umbe getân . . . II, 26, 10—11.

und vert er ê gên helle II, 61, 35.

und sprach unser herre zuo den mordern . . . II, 67, 16—17.

und gît man sie niht ze einem mâle II, 88, 31.

Und soltet ir dâ von wol wizzen II, 121 1—2.

und verdienet doch ein mensche mêr ... II, 153, $_{22-23}$.

und hât der iegliche: drier hande engel under im II, 186, $_{9-10}$.

und hât sie doch der almehtige got ... zuo dem himelrîche genomen II, 192, $_{23-24}$.

Einer hât mêr freuden ... wan die andern und ist in doch allen wol II, 226, $_{24-25}$.

Aber auch in anderen volkstümlichen anomalieen folgt Berthold gelegentlich der umgangssprache.

Z. b.: *wan mit den zwein lügen vâhent sie nâhen alle dise werlt mite* I, 39, $_{4-5}$ (anomale wiederholung der präposition).

Bertholds freiheiten gehen weiter. Er lässt direkte und indirekte rede sorglos ineinander fliessen z. b.: I, 199, $_{24}$, 245, $_{31-37}$, II, 3, $_{14-17}$ (vgl. J. Grimm, a. a. o. s. 248: über parallele erscheinungen vgl. Roethe, a. a. o. s. 268), er lässt ohne bedenken 2. und 3. person miteinander wechseln z. b.: II, 7, $_{38}$—8, $_{1}$, 59, $_{13-16}$ (vgl. Roethe, a. a. o. s. 267), wie singular und plural z. b.: I, 2, $_{26-27}$: oder er tritt vom standpunkt eines als redend eingeführten unvermittelt und kühn auf seinen eigenen standpunkt zurück, z. b.: II, 34, $_{18-21}$. Alle diese verstösse zieht B. im interesse der unmittelbaren wirkung seiner predigt bewusst oder unbewusst einer grösseren strenge vor.

III. Besondere stilerscheinungen.

Im zusammenhang der rede gibt es bei Berthold eine reihe längerer stereotyper, wie es scheint, ihm in dieser form eigentümlicher wendungen, welche einmal durch ihre individuelle form, sodann aber durch das formelhafte, das ihnen der häufige gebrauch verleiht, eindringlich und kraftvoll wirken.

Dahin gehören zunächst die zahlreichen wendungen, die von der verbindung *niemer rât werden* abgeleitet sind und welche häufig durch besondere eindringlichkeit hervorragen, besonders wenn sie am schluss des satzes stehen.

Ferner lieblingswendungen Bertholds wie:

dû muost als lange dâ ze helle sîn, als got ein herre in dem himel ist I, 61, $_{5-6}$; ähnlich: I, 75, $_{36-37}$, 101, $_{28-29}$, 106, $_{8-10}$, 115, $_{22-23}$, 127, $_{37-39}$, 174, $_{39}$—175, $_{2}$, 177, $_{28-30}$, 385, $_{2}$, 438, $_{13-15}$, 444, $_{17-18}$, 514, $_{7-9}$, 517, $_{10-11}$; II, 92, $_{25}$.

Vil wunderlîchen balde in gar starke buoze! I, 93, $_{18-19}$. (In dieser oder ähnlicher form sehr häufig.)

... *nû des êrsten an der sêle und an dem jungesten suntage an lîbe und an sêle* I, 93, $_{23-25}$; ähnlich: 135, $_{12-13}$, 191, $_{30-31}$, 195, $_{28-29}$, 205, $_{35-36}$, 207, $_{13-15}$, 228, $_{35-36}$, 263, $_{1-2}$, 334, $_{13-14}$, 342, $_{22-23}$, 413, $_{38-39}$, 414, $_{37-39}$, 423, $_{31-32}$, 435, $_{14-15}$, 449, $_{22-24}$, 461, $_{9-10}$, 472, $_{22-23}$, 523, $_{6-8}$, 526, $_{11-12}$, 529, $_{1-2}$, 543, $_{39}$—544, $_{1}$, 548, $_{11-13}$; II, 25, $_{30-31}$, 43, $_{15-16}$.

Wan swaz uns nützer dinge künftic was und ist ze der sêle, daz hât uns got erzöuget in der alten ê an der liute leben I, 183, 32–34: ähnlich: 463, 5–7: II, 44, 10—11, 67, 32—34, 96, 2—4, 117, 9—11.

Unde daz daz wâr si, daz hât uns got erzöuget in der alten ê I. 203, 32–33.

Daz ist der sihtige tiuvel I, 251, 10; ähnlich: 394, 25, 523, 1, 528, 31—32.

. . . *nâch gotes gnâden unde nâch iuwern staten* I, 248, 16, 262, 32, 328, 3, 422, 36—37, 426, 2—3, 440, 37—38, 456, 3, 472, 13—14, 499, 31—32, 559, 21—22; II, 11, 10–11, 32, 17—18, 43, 9—10, 53, 13, 65, 5—6, 89, 25—26, 235, 33—34.

im (dem tiuvel) zerrinne danne alles des fiwers, daz er iendert hât I, 272, 21, 336, 8–9, 352, 37, 405, 10—11, 560, 38—39; II, 108, 15, 19–20, 110, 17—18.

einhalp zuo dem lîbe und anderhalp an der sêle I, 507, 19—20; ähnlich: I, 507, 21—22, 508, 2, 509, 14–15, 510, 19—20, 551, 1, 562, 5—6, 565, 16—17; II, 26, 13—14, 38–39.

Sodann die oft mildernd einer drohung angefügte klausel: *B u o z e n i m i c h a l l e z î t û z* I, 101, 12, 172, 36, 180, 39, 226, 39, 241, 16—17, 267, 24, 307, 23—24, 330, 2, 430, 26—27, 535, 13—14; II, 92, 24; ähnlich: I, 102, 16, 106, 10, 213, 27—28, 264, 21, 309, 25.

oder: *Bîhte unde riuwe versagen wir nieman* I, 200, 36.

Er schiebt mancherlei kürzende wendungen in den zusammenhang ein, wie diese:

daz wære ze lanc ze sagene, wan dâ von ist ein besunder predige I, 9, 25—26.

daz möhte ich in aller wîle niht ze ende bringen I, 289, 9.

daz würde eht von ieglicher gar lanc ze sagenne I, 388, 9—10.

dâ von ist mir michels bezzer geswigen danne krencliche geredet oder gelobet I, 538, 36–37; ähnlich: II, 74, 15—16.

Und der mac ich ze disen ziten niht gesagen, wan ez wurde als lanc, sam diu predige alle samt II, 92, 30—32.

Ez wurde gar ze lanc und dâ von hân ich iu niht dâ von ze sagen und ze reden II, 207, 18—19.

Andere wendungen, obwohl gering an zahl und klein an ausdehnung, lassen doch den natürlichen fluss der rede anschwellen: die p a r e n t h e s e n (vgl. Paul a. a. o. § 334, 7). Da ihre rhetorische bedeutung gering ist, möge die angabe einiger hauptstellen hier genügen: II, 9, 12—13, 11, 18, 21, 15, 58, 4, 61, 13—14, 92, 24, 123, 10.

Wichtiger ist es, wenn Berthold lange satzreihen hindurch in der e r s t e n p e r s o n spricht.

Das i c h tritt so häufig auf, dass man bei angabe auch nur der bezeichnendsten fälle einen grossen teil aus B.s predigten ausschreiben müsste. Die rhetorische bedeutung solcher persönlich gewandten ausdrucksweise ist nicht zu verkennen. Die predigt, alles akademischen charakters entkleidet, wird auf diese weise in eine vertraulichere sphäre gerückt. Auch in der lehrdichtung des 13. jh. ist die rede in der ersten person ein ebenso beliebtes wie häufiges mittel um einen engen kontakt mit dem publikum herzustellen (vgl. Ranke, a. a. o. s. 106).

Eine ähnliche wirkung wird erreicht, wenn B. sich mit seinem publikum zur einheit des w i r verbindet, was besonders gern am schluss der predigt geschieht.

Daz uns daz allen widervar, mir mit iu und iu mit mir, daz verlîhe uns allen samt unser herre . . . I, 139, 4–6 und oft.

Aber auch am anfang:

Wir begên hiute gemeinliche . . . I, 94, 1 und oft.

dâ beschirme uns der almehtige got vor! I, 135, 27–28 und oft; eine erscheinung, die auch sonst, zumal in der religiösen literatur, nicht selten begegnet (vgl. Roethe, a. a. o. s. 262).

Hierher gehört dann auch die überaus häufige spezialisierte anrede mit dem persönlichen dû oder dem weiter gefassten ir.

Oft verbindet sich mit dieser anrede in der zweiten person die nennung der besonderen gattung von menschen, vor allem von sündern, die B. gerade im auge hat. Z. b.:

Dû trügener, dû mörder, dû wirst schuldic an den liuten! I, 16, 16–17.

Die fülle der anreden, oft durch interjektionen (wie *pfî* oder *ôwê*) verstärkt, ist bei B. eine so grosse, dass der versuch verfehlt erscheint, durch eine geeignete auswahl ein bild davon zu geben, wie persönlich dieser prediger jeden einzelnen in seinem gewissen zu packen sucht. Mit jeder art von sünder tritt B. gleichsam in persönliche unterredung und teilt ihm in klaren worten mit, was er, ohne bekehrt zu sein, nach seinem tode zu erwarten habe oder welche busse von dem reuigen gefordert wird. Unter allen wendungen dieser art tritt die eindringliche drohung gegen den geizigen immer wieder auf und das schroffe *Pfî gîtiger!* – bisweilen ziemlich unvermittelt einsetzend – ist bei Berthold geradezu ein stereotyper ausruf. Den nichtangeredeten empfiehlt B. bisweilen, nach hause zu gehen oder nicht zuzuhören. Gewöhnlich aber folgt auf eine reihe speziellerer ermahnungen wieder eine rückkehr zur allgemeinheit der anwesenden. Z. b. mit der häufigen anrede: *ir hêrschaft alle samt!*

Eine interessante lebendigkeit gewinnt B.s rede durch die fingierten einwürfe aus dem publikum, die der prediger seiner eignen gedankenentwicklung vielfach einstreut[1]. Abgesehn von dem intellektuellen interesse an diesen einwendungen und ihrer beseitigung erhält der vortrag durch solches hin und her eine eigentümliche lebendigkeit und einen geradezu dramatischen anstrich.

1) Über analoge erscheinungen in der mhd. dichtung (Thomasin) vgl. Ranke, a. a. o. s. 112 ff.

'Nû gebiutet mir mîn herre, daz ich roube oder brenne oder einen ze tôde slahe oder sust stümele.' Sich, sô solt dû ez niht tuon. 'Sô nimet er mir swaz ich hân und verderbet mich, miniu kint und mîn housfrouwen.' . . . II, 229, 20—23.

Ir sult an goteshiuser, an spitâle geben, messe frumen. 'Owê, bruoder Berhtolt, jâ gæbe etelîchez vil gerne: sô enhât ez sîn niht.' Hâst dû sîn niht, sich, sô bist dû vor gote ledic I, 25, 33—35.

'Bruoder Berhtolt, sô fürhte ich noch wol zwei.' Waz fürhtest dû aber nû? 'Dâ hœre ich sagen: ich ensulle . . .' Daz ist allez samt gelogen I, 304, 15—20.

Durch die ein wenig ironisch wirkende einführung des eignen namens in den fingierten einwürfen, die häufig begegnet, mochte Berthold seiner predigt noch einen besonderen reiz verleihen.

Noch kühner wird die anwendung fiktiver mittel, wenn Berthold die engel und teufel unmittelbar apostrophiert:

Ir tiuvel, ir hœret mich vil wol hie predigen . . . I, 410, 10—11.

Ir tiuvel, ir sît daz her Jeroboam, sô bin ich ez der wîssage unde bin her gein iu komen ûf disen acker vor dirre stat hie, und ez ist dehein rât, wir müezen dise liute mit einander teilen I, 463, 32—35.

Ir tiuvel sê, warumbe swîgent ir sô stille, daz ir niht sprehent? Nû hœret ir mich doch gar wol. Seht, wie stille sie swîgent II, 55, 6—8.

Ir tiuvel, wellent mir dise kristenliute nû hiute volgen, ich wil sie hiute lêren, daz iu diser kristenliute rehte einer niht wirt. Pfî, ir tiuvel, ez ist iu gar leit, daz ich dise kristenliute iezuo warne II, 59, 11—14.

Ir engele, gesâhet ir ie liute sô herte mê? II, 144, 6.

Ir engele, seht, hætet ir der untugende niht widerstriten, ir wæret von dem himelrîche verstôzen II, 181, 22—24.

Ir engele, nû hœret, ich wil iu ouch für legen, welhe iu dâ liep sint und welhe iu liep werdent II, 190, 35—36.

Engel und teufel werden sogar in antithetischem zusammenhang angeredet:

Ir tiuvele, nû hân ich iu für geleit, welhe iu dâ liep sint . . . Ir engele, nû hœret, ich wil iu ouch für legen . . . II, 190, 33—35.

Der vortrag wird belebt durch fragen. Sie haben bei B. bisweilen mehr rhetorischen charakter, bisweilen aber sind sie in die unmittelbaren anreden eingeflochten. Vor den aussagesätzen heben sich solche fragesätze schon durch den ton der stimme wirksam hervor.

Einige beispiele für die rhetorische frage seien genannt:

Wer solte uns den acker bûwen, ob ir alle herren wæret? Oder wer wolte uns die schuohe machen, ob dû wærest als dû woltest? I, 14, 7—9.

Nû waz hete er durch got sô grôzlîche gelâzen? I, 26, 11—12.

Nû welhez ist der wîngarte, welhez sint diu wînber? II, 168, 36—37.

Für die persönlich gedachte frage:

Ist ieman hie, der ie deheine sünde sô grôz getete, als her Adam tet, daz er ein obez az wider gotes willen? I, 72, 18—20.

Wænest dû dem almehtigen gote sîne erzenîe velschen? I, 298, 26—27.

Ist daz wol gebîhtet, ist daz wol gesnateret? Sol ich dir danne buoze geben? II, 224, 13—14.

Es entspricht dem belebenden zwiegespräche mit seinen fingierten einwürfen und ihrer beantwortung, wenn B. es liebt, selber fragen zu stellen, um selber sie zu beantworten:

Waz gæbe etelicher, daz er niemer gesunt würde? wênic oder halt nihts. Waz gæbe danne etelicher, daz er niemer siech würde? Ich hân ez dar für, er wolte iemer âne fleisch drumbe sîn . . . I, 226, 16–19.

Welhez ist der schatz, der dâ inne verborgen lît? Daz ist eins ieglîchen reinen kristenmenschen sêle I, 357, 10–11.

Waz meinet daz? Seht, daz bediutet . . . I, 417, 26–27.

Wâ von? Daz hât etelicher verdienet, daz er tûsent jâr brinnen solte II, 157, 26–27.

Welhez sint die? Nû hœret, daz sint sehs mûre von sehser hande heiligen in himelrîche II, 167, 8–9.

War umbe gît man im die kerzen in die hant, brinnende, sô ez getoufet wirt? Daz ez danne lûter sî als daz lieht II, 228, 32–34.

Diese zerlegung eines einfachen satzes in frage und antwort, um abwechselung in den ermüdenden vortrag zu bringen, ist eine stereotype erscheinung in der altdeutschen predigt (vgl. Hass, a. a. o. s. 52).

Einmal führt die neigung zu lebendigem gespräch Berthold dazu, die *Buoze* als personifiziertes wesen vor gott redend hintreten zu lassen II, 42, 16–17. (Über personifikationen dieser art vgl. Roethe, a. a. o. s. 271 ff.)

Ein anderes mal bringt Berthold eine wechselrede, die zwischen vater und kind am jüngsten tage stattfindet I, 193, 24–31.

Wieder ein anderes mal begegnet eine wechselrede zwischen teufel und mensch II, 247, 11–13. Ja Berthold wagt sogar ein dramatisches zwiegespräch zwischen gott und dem teufel über das anrecht auf die menschenseele: I, 574, 15–575, 11.

Auch sonst tritt in Bertholds predigt gott selbst redend auf. Z. b.: II, 107, 7–8.

Solche anschaulichen, lebendigen und nicht selten dramatischen szenen wirken im munde des geistlichen volksredners notwendig stärker als eine indirekte erzählung über den selben gegenstand wirken würde.

Mit interjektionen ist Berthold ausserordentlich freigebig, interjektionsworte, wie *ô, wê, ôwê, pfî, sê* deuten den affekt an, der sich bei solchen starken akzenten der rede entlädt[1].

Seligpreisung und verwünschung, erstaunen und entsetzen, hoffnung und furcht finden bei Berthold in solchen ausrufen, die meist be-

1) Dabei ist daran zu erinnern, dass das *ôwê* (*owe*) im mhd. von ausgedehnterer anwendung und bedeutung war als im nhd. (vgl. Paul, Prinzipien d. sprachgesch. s. 179).

rechnet scheinen, ihren leidenschaftlichen ausdruck. Heil- und weherufe in der predigt waren bereits durch die tradition vorgeschrieben (vgl. Hass, a. a. o. s. 74). Einige proben seien wiedergegeben:

Ô wol iuch wart, ir sæligen gotes kinder! I, 58, 22.

Ô wol dir wart, daz dich dîn muoter ie getruoc an dise werlt I, 23, 11–12; ähnlich: 67, 13–14, 105, 36–37, 391, 9–10; II, 8, 24–25.

Ir herren, daz iu got lône! I, 74, 22.

Ô welhe maht riuwe unde buoze hânt! I, 76, 15.

Owê leider! . . . I, 100, 2. 324, 39.

Owê, daz ie dehein touf ûf dich kam I, 118, 33, 155, 30–31, 205, 32, 206, 26–27.

dâ beschirme uns der almehtige got vor! I, 135, 27–28, 243, 4, 279, 30–31, 283, 27–28, 296, 39, 405, 25–26; II, 21, 34.

Owê, armer sünder! I, 188, 14, 16, 238, 28.

Wê dir, daz dich die hunde niht frâzen dîner muoter an der brüste I, 207, 39—208, 1.

Owê, ir reinen gotes kinder! I, 226, 1.

Pfî, daz dich diu erde niht verslant, daz dû mit dem heiligen toufe getaufet bist! I, 244, 36–38.

Owê des! daz dîn herze als versteinet ist . . . I, 247, 30.

Got helfe mir, daz . . . I, 278, 5, 325, 28, 330, 5–6.

wol dich hiute und iemer mêre! I, 337, 10.

Wê dem swerte daz iu gesegent wart! I, 449, 31–32.

Wê dir, daz dich dîn muoter ie getruoc an dise werlt! I, 462, 22–23; ähnlich: 484, 37–38, 494, 18–19.

Eiâ, wol dich wart, daz dich dîn muoter ie getruoc, wie sælic dû bist geborn! II, 37, 20–22.

Wê dir, daz dû dem tiuvel des gevolget hâst II, 56, 31.

wol dan alle zuo dem himelrîche! II, 75, 12–13.

Wê, welch ein erzenîe daz ist! II, 84, 28.

Owê, benniger, wie grôz dîn marter wirt bî den tieveln in der helle! II, 230, 14–15.

Unter den i m p e r a t i v e n, die als rhetorische hilfsmittel Bertholds rede unterstützen, treten zunächst b e t e u e r u n g s f o r m e l n hervor:

Gloube mir I, 35, 25, 36, 5, 275, 15, 306, 33, 320, 3, 490, 2, 513, 34, 532, 35, 533, 1, 28–29; II, 9, 9, 18, 21, 34, 20, 44, 24, 58, 17.

Unde gloubet mir I, 179, 22; ähnlich: I, 496, 1; II, 60, 36, 61, 23–24.

. . . *daz wizzet âne zwîvel* I, 228, 30.

ich sage iu wærlichen II, 9, 4–5.

Das sind formeln, wie sie in gleicher oder ähnlicher form auch sonst häufig begegnen (vgl. z. b. Ranke, a. a. o. s. 109).

Sodann ist der imperativ für Berthold ein wichtiges mittel, die ermattende aufmerksamkeit seiner hörer aufs neue zu fesseln. Er sucht dies zu erreichen durch anreizende wendungen[1] wie:

1) Solche ermahnungen zur aufmerksamkeit vor besonders entscheidenden stellen sind für die altdeutsche predigt überhaupt charakteristisch (vgl. Hass, a. a. o. s. 25. 75).

Nû seht! . . . I, 22, 4, 39, 5, 26, 36, 55, 10, 113, 22, 26, 127, 35, 183, 37, 185, 25, 196, 6, 20; II, 2, 21, 26, 6, 33, 45, 26, 52, 16, 68, 6 und oft. (Oft in der wendung: *Nû seht, ir hêrschaft alle samt.* Auch der singular *sich* ist häufig.)

Nû merket alle samt! I, 406, 8–9, 481, 39–482, 1, 513, 37; II, 46, 16, 64, 38.

Nû hœret alle samt! I, 491, 39; II, 26, 21, 49, 35; ähnlich: I, 511, 31–32.

Nû lernet alle samt! I, 252, 5; II, 46, 3.

Nû hœre sünder . . . I, 370, 4–5.

An paränetischen stellen wirkt der imperativ bei Berthold oft kräftig und unmittelbar; z. b.:

Nû lât hiute alle samt nît unde haz ûz iuwerm herzen I, 28 2–3.

tuo dich sîn selber abe, oder dîn wirt niemer rât I, 62, 27–28.

Lât ez iuch erbarmen, daz sich got über iuch erbarme I, 84, 7–8, 86, 34, 87, 19.

Überaus häufig ist unter Bertholds paränetischen wendungen das streng und bestimmt fordernde *ir sult.*

Wenn Berthold statt referierender erzählung gern die lebendige macht der direkten rede in seine predigt einführt, so ist er andrerseits doch ein meister einer schlichten volkstümlichen erzählungskunst. So tritt ein episches element dem dramatischen zur seite (vgl. Wackernagel, Altdeutsche predigten, s. 366 und 367). Einige beispiele mögen dies erläutern:

Ez was ein fürste in der alten ê, unde der pflac des israhêlischen volkes, unde hiez her Gêdeôn. Mit dem urliugeten die heiden, die hiezen die Philister; die heten einen künic, der hiez her Madiân I, 37, 22–25.

Oder noch glücklicher:

Ez was grâwes ordens vor ziten ein bischof, gar ein heilic man, gereht unde gewære mit predigen unde mit der bîhte, unde dem kam ze einem mâle gar ein rîcher man ze handen, der bat in daz er sîne bîhte hôrte und er sprach zuo im, daz er gar vil unrehtes guotes hæte . . . I, 572, 15–20.

Oder: *Er hete einen marschalk, der hiez Jôâb, zuo dem sprach er* . . . II, 3, 9–4, 14.

Oder: *Ze einem mâle kam unser herre ûf einen berc und der tiuvel kom für in und der tiuvel gedâhte gegen unserem herren alsô* . . . II, 61, 11–22.

Wie dieser erzählerton den stempel der volkstümlichkeit trägt, so gilt das gleiche von Bertholds neigung, sprichwörter in seine predigt einzuflechten (vgl. Strobl, bd. II, einleitung s. XXII). Auch hier sucht B. dadurch zu wirken, dass er seine geistliche botschaft in ein heimisches, dem volke wohlvertrautes gewand kleidet.

Oft sind zwei oder mehrere worte in diesen sprichwörtern durch endreim gebunden (vgl. Wackernagel, a. a. o. s. 439). Z. b.:

swes daz kint gewont, daz selbe im nâch dont I, 34, 37.

selbe tete, selbe hete I, 92, 36.

hilf mir, friunt mîn! hiute mîn, morgen dîn, friunt mîn I, 333, 23–24.

mit unreht gewunnen ist schiere zerrunnen I, 334, 3–4.

swaz der man selbe leist, daz wirt im allermeist II, 260, 30–31.

Bei anderen liegt keinerlei bindung vor:

Selbe tuo, selbe habe I, 323, 29, 471, 30; ähnlich: I, 435, 18, 20–21, 466, 16, 483, 11. (Über das syntaktische dieser formel vgl. Paul, Mhd. gr. § 196, 4.)

Als diu katze ûz kumet, sô rîchsent die miuse I, 85, 6–7.

Daz dû dir selber habest gebriuwen, daz trink ouch selber ûz I, 323, 29—30; ähnlich: 435, 21–22.

wan altiu gurre bedarf wol fuoters I, 417, 16–17, 419, 23–24, 487, 2–3.

swaz zem êrsten in den haven kümt, dâ smacket er iemer mêr gerne nâch I, 483, 20—21; ähnlich: II, 58, 3—6.

Als man den metzen danne gefüllet, sô wirt er abe rîsende I, 513, 36.

sô muoz man an bœsem werde haberstrô für guot nemen ze gelte I, 557, 39—558, 1; ähnlich: II, 39, 27—28.

. . . *breiten riemen snîden ûz fremedem leder* II, 39, 38—39.

daz golt zimet wol bî der wæte II, 139, 11—12.

Der übeln bûch wirt niemer setic II, 144, 20.

Berthold vermeidet es, seine predigt mit c i t a t e n zu überladen. Aber er verschmäht es nicht, seine lehren und ermahnungen durch gelegentliche berufungen auf angesehene autoritäten zu unterstützen. Dass die b i b e l als quelle seiner citate den ersten platz einnimmt, versteht sich von selbst. (An gelegentlichen irrtümern fehlt es dabei nicht; vgl. Wackernagel, Altdeutsche predigten s. 366.) Daneben werden die worte angesehener heiligen herangezogen, besonders Augustins, Martins und Bernhards. Das textwort, welches in einigen fällen die predigt einleitet, wird zuweilen bei der auslegung refrainartig wiederholt.

Z. b.: I, 29, 8–9, 230, 12–14, 289, 14, 291, 20–21, 373, 27, 390, 16–17, 408, 22–23, 409, 13, 474, 6–8, 475, 2, 488, 11–13, 494, 27–28, 495, 3, 497, 34–35, 549, 9–10; II, 25, 28–29, 32, 23–24, 107, 32–33.

Bemerkenswert ist die verwendung des l a t e i n i s c h e n in Bertholds predigten. Die schönheit der lateinischen sprache, welche B. selbst nachdrücklich rühmt (I, 496, 26–27), sollte auch seine rede, wenigstens vereinzelt, schmücken. Daneben aber mochte er mit der suggestiven wirkung rechnen, welche so oft von unverständlichem oder halbverständlichem ausgeht, welche aber bei der gottesdienstlichen sprache dem volke gegenüber von besonderer art gewesen sein mag.

Das textwort tritt vielfach lateinisch, im wortlaut der vulgata, auf und wird meistens von B. übersetzt, allerdings ist diese übersetzung vielfach keine wortgetreue, sondern sucht nur das wesentliche des gedankens wiederzugeben. So gelangt er zu paraphrasen, welche die vorlage bald erweitern, bald einschränken. Auch dieses entspricht dem allgemeinen brauch der altdeutschen predigt (vgl. Hass, a. a. o. s. 1).

Einzelne worte fügt B. gern auf lateinisch ein, wenn er dem begriff, um den es sich handelt, eine besondere weihe erteilen will:

abstinentia, daz ist enthabunge I, 197, $_{18-19}$; *die unschuldigen, innocentes* II, 37, $_{17}$;

oder wenn er die differenz des deutschen wortgebrauchs in verschiedenen landschaften durch ein lateinisches wort zu überbrücken sucht:

unde heizet gedinge eteswâ unde eteswâ heizet ez hoffenunge, eteswâ heizet ez zuoversiht: ez heizet in latine spes I, 546, $_{16-18}$: ähnlich: II, 247, $_{31-32}$:

oder wenn die lateinische sprache willkommene gelegenheit gibt zu drastischen aber gesuchten phonetischen spielereien z. b.:

Daz tiubelîn ... daz schrîet alle zît in sîner stimme: 'hodie, hodie!' ... sô schrîet der unsælige rappe: 'cras, cras' ... I, 423, $_{7-16}$.

Von sprichwörtlichen lateinischen wendungen tritt oft '*mali laici, mali religiosi*' auf z. b.: I, 131, $_{21}$, 144, $_{24-25}$, 215, $_{37}$, 251, $_{9-10}$, 522, $_{39}$–523, $_{1}$, 528, $_{31}$, das nicht übersetzt wird und also wohl auf allgemeinverständlichkeit rechnen durfte (vgl. Unkel, Berthold v. Regensburg, Cöln 1882, s. 55–56 anm.).

Dieser abschnitt wäre unvollständig, wenn er nicht des bildlichen ausdrucks gedenken wollte, der in B.s predigt oft von grosser und natürlicher kraft ist.

'Seine bilder sind nicht gehäuft, aber immer an der rechten stelle gebraucht und aus dem leben gegriffen' sagt J. Grimm (a. a. o. s. 204).

Wie B. die anknüpfung an gegenwärtige lokalverhältnisse liebt, die er zufällig vor sich sieht (I, 164, $_{4-7}$, 413, $_{9-10}$, 420, $_{37}$, 463, $_{38}$, 492, $_{18}$), so hat er überhaupt eine ausgesprochene vorliebe für das anschauliche und bildliche[1]. Dichterische züge sind in seiner persönlichkeit unverkennbar. Mit vollem recht sagt Wilhelm Scherer: 'er sucht immer nach einem sinnlichen anhalt, um geistige dinge daran zu knüpfen' (a. a. o. s. 235).

Er redet in hergebrachten formeln oder metaphern von den *stricken der tiuvele* I, 1, $_{23}$, 33, $_{21, 23}$, 39, $_{2, 33, 36}$, 45, $_{28}$, 47, $_{13}$, 107, $_{39}$, 113, $_{17}$, 132, $_{30}$, 197, $_{24-25}$, 408, $_{8-19}$, 409, $_{15-33}$, 410, $_{31}$, 437, $_{24}$, 462, $_{12}$, 463, $_{26}$, 465, $_{16}$ und oft, und ebenso von ihren *lâgen* I, 36, $_{33, 35}$, 37, $_{13}$, 38, $_{38}$ und oft.

zwei grôziu buoch ... daz ist der himel unde diu erde. Dar an sult ir lesen unde lernen ... I, 48, $_{24-27}$; ähnlich: 506, $_{8-16}$ (eine alte bildliche übertragung, vgl. J. Grimm, a. a. o. s. 208).

Daz ist diu schale. Nû wil ich iu den kern unde die bediutunge sagen I, 39, $_{25-26}$; ähnlich: 185, $_{25-27}$; II, 97, $_{37-39}$, 98, $_{1}$.

Der vergleich (eigentlicher art) schliesst sich an die metapher an:

... daz ist, daz dîn herze als veste sol sîn als ein stein ... Unde dâ von sol dîn herze steinîn sîn, rehte herte als ein flins ... I, 44, $_{34-38}$.

1) Über den vorzug der optischen bildlichkeit vor der akustischen vgl. Jean Paul, Vorschule der ästhetik, 1804, § 71.

sô die tiuvel an dem ende in sigende werden als die regentropfen I, 45, 19—20.

wan ir ist mêr danne stoubes in der sunnen I, 29, 28—30, 1; ähnlich: 39, 33—34, 212, 24—25, 220, 5—6, 11, 19—20, 223, 34—35, 428, 39, 429, 27, 554, 28; II, 2, 12—13, 67, 5.

dû hâst dich gar ze tief in die sünde geneiget, als die sich dâ leiten in daz wazzer sam daz rint unde daz pfert I, 41, 5—6.

Ketzergloube der stinket und ist fûl unde dunkel (metapher) *unde schînet niwan in der vinsternüsse ein wênic, als ein fûlez holz* . . . I, 52, 25—26.

Der eine wec ist linde als pfeller, balmât und sîde und als rôsen, unde sleht als ein hermelîn, und als sleht als ein geliutert golt, und ist süeze und ouch gar senfte als zucker und honig und als balsem . . . *I*, 66, 14—17.

Wan wir alle wâren in Adâme als der kern in einem apfel und als der apfel in dem boume I, 198, 24—25.

Nû wie zimt hôhvart und armuot sament? als der affe ûf dem kunicstuole I, 397, 30—31.

Sô kument ir in die êwigen freude, dâ ez allez ein freude ist, als dâ ein vogel fliuget in den luften, der hât ob im luft und unter im und enneben im und vor im und hinter im . . . *Nû seht, alsô stêt ez in den êwigen freuden* . . . II, 32, 24—28.

sô ist daz heilige kriuze alsô schœne und also lieht, rehte als diu liehte sunne II, 76, 4—6; vgl. II, 86, 32.

Wan alse diu sunne aller der werlte ir schîn lîhet, des hât sie deste minner niht. Alsô sult ir lîhen daz iu got verlihen hât . . . I 26, 25—27; ähnlich: II, 30, 12—15.

Diese beispiele zeigen, wie gern und mit welcher poetischen kraft bisweilen B. seine bilder der natur entlehnt. Daneben begegnen durchgeführte gleichnisse, die in ihrer lebendigen anschaulichkeit die teilnahme fesseln.

Unde dar umbe sult ir iuch vor diesen stricken hüeten, wan der ist sô vil, dâ mite iuch der tiuvel vœht, als der weideman den hasen tuot. Swie wol er fliehen kan der hase unde swie wol er fliehen getar, sô hât im der weideman sîne stricke geleit mit listen: swenne er wil wænen daz er wol geflohen habe, sô gêt er im in die hant unde würget in unde schindet in unde brætet in unde siudet in I, 555, 34—556, 2.

Aller sünder bekêret man etewaz, wan der gîtigen. Wan im ist rehte alsô dem, der in ein wazzer vellet. Der habet allez daz vaste, swaz er begrîfet, des lât er von im niht; sô er halt ertrinket und tôt ist, dannoch lât er ez kûme. Alsô tuot der gîtige, sô er in daz unrehte guot vellet II, 143, 29—34.

Als wênic sô man zin und kupfer von ein ander bringen mac, als wênic mac man dich, gîtiger, von dem unrehten guote bringen II, 149, 32—34.

. . . *swenne ein haven bî dem fiure stêt der niht ze vol ist, daz ezzen gesiudet gar wol* . . . *Rehte alsô stêt ez umbe den magen. Der mage daz ist der haven* . . . II, 204, 16—34.

Es verbietet sich hier, im einzelnen auf die fülle bildlicher mittel einzugehen, welche B. zum zwecke seiner lehr- und busspredigt aufbietet. Zahlreiche gegenstände der täglichen erfahrung, auf welche er zu sprechen kommt, gewinnen für ihn allegorische bedeutung.

Aussatz und ausgebrochenheit entsprechen tödlicher und täglicher sünde.

Wie der arzt jene unterscheiden muss, so muss der priester diese auseinander zu halten wissen; vgl.: I, 112, 19–30; II, 118, 7–122, 34.

Sechserlei sünden oder ihre vertreter erscheinen als sechs mörder und die mordäxte sind die einzelnen äusserungen dieser sünden; vgl.: I, 129–136.

Die anzeichen des todes am leibe werden zu anzeichen des todes an der seele und die parallele wird genau, wenn auch recht willkürlich im einzelnen durchgeführt I, 513–519; II, 46–52. (Die parallele zwischen arzt und priester, leibeskrankheit und sünde begegnet auch sonst, vgl. Ranke, a. a. o. s. 138).

Die fünf finger und zehen werden zu symbolen der fünf pfund, die gott uns befohlen hat II, 26, 3–16.

Die sieben planeten deuten sieben tugenden an I, 51–63. (*Wan ich des willen hân daz ich iu hiute eine letze welle sagen, die sult ir an dem himel lesen, an siben sternen* . . . I, 49, 34–53; vgl. II, 234–237). Das sternbild des wagens und der krone wird in ähnlicher weise ausgelegt: I, 161–168.

Gott wird als oberste sonne den scharen der heiligen, den sternen des himmels, gegenübergestellt, die nach B.s meinung alle ihr licht von der sonne erhalten, wie die heiligen scharen gott ihre schönheit verdanken.

Von naturfreude als selbstzweck kann bei B. keine rede sein. Die lehrhafte, moralische ausbeute bleibt für ihn das entscheidende, dem sich die gemütvolle, meist symbolisierende naturbetrachtung nur als willkommenes hilfsmittel anbietet.

Wo es Berthold darum zu tun ist, seine behauptungen ins ungemessene zu steigern, entsteht bisweilen die hyperbel (vgl. Wackernagel, a. a. o. s. 401–402). – Schon die unter den vergleichen genannte wendung: *mêr danne stoubes in der sunnen* lässt sich hierher rechnen. Sodann:

alsô daz der sünder als manigen tôt muoz liden, als maniger tropfe in dem mere sî II, 2, 16–17.

. . . *als gar ungelîche, daz halt kein dinc nie sô ungelichez wart* II, 5, 3–4.

Sie (diu marter) wirt ouch hundert tûsent stunt swærlicher, herter, pînlicher und jæmerlicher wanne vor II, 23, 12–13.

Der hete mêr wîsheit, danne daz mer griez II, 60, 7–8; ähnlich: 74, 1–2.

wan ir ist alsô vil, sô daz stüppe in der sunnen II, 66, 10–11.

IV. Wirkungen der äusseren form.

Die vorliebe für wiederholung begegnet uns aufs neue, wenn wir die sprache Bertholds von ihrer lautlichen seite betrachten. Nicht das resultat einer erschöpfenden untersuchung, sondern nur eine reihe von beobachtungen soll hier mitgeteilt werden.

Ziemlich häufig begegnen fälle der alliteration.

und sie wânden daz sie wæren wîse I, 3, 10.

Ob dû die sünde niemer gelâzen wilt, dannoch solt dû daz beste tuon daz dû maht: wan ez ist dir zuo vier grôzen dingen guot. Daz eine: daz dir dîn

dinc in dirre werlte deste gelücklicher gêt. Daz ander: ob dû der liute bist die bekêrt suln werden, daz dich got deste ê bekêrt von dînen sünden. Daz dritte: daz dich der tiuvel deste minner mag geziehen zuo sünden I, 4, 35—5, 2.

Dunket dich danne daz ez dir ze guote kume I, 6, 7—8.

wol unde wîslîchen I, 6, 17, formelhaft.

wazzer für wîn I, 16, 10, formelhaft.

sô dû wænest dû habest ez wol bewart, sô hât er dirz gestoln, dû enweist hiute wie; unde sô dû wænest dû habest ein wîtez gewant, sô hâst dû sîn niht I, 17, 29—32.

er wil wizzen, wie wir sie vertriben, alse wênic got des niht enbern wil, wâ daz minneste hâr sî, ... wie dû es âne worden bist I, 19, 19—22; ähnlich: 25, 10.

brennen unde brâten I, 23, 18, 383, 24; II, 6, 26.

keinen lôn umbe dîn lîhen I, 26, 32.

sie legent stricke an die strâze I, 29, 21—22.

Unde sie legent alle ir liste I, 31, 4.

wie wênic ir was unde wie vil der vînde was I, 42, 21—22.

daz dû iemer kranc bist an kristenlîchem gelouben I, 45, 13.

âne wanken und âne wandern I, 53, 15.

Alle die dâ tœtlîche sünde tuont nâch dem toufe I, 69, 5.

Sô læt er den edeln wolgesmaken wîn ûz sûrem wazzer werden, wan die wînreben die ziehent ... I, 79, 27—28.

dînen kinden oder dîner katzen I, 91, 6.

mit willen unde mit werken I, 108, 31.

wer der wîhe wert sî I, 112, 14.

mit dîner wizzende unde mit dînem willen I, 121, 13—14.

keine ruowe wan die wênigen wîle I, 136, 26.

die hœhsten unde die hêrsten I, 142, 26—27.

an der liute leben I, 173, 30.

Wan er grôzer wîsheit wielt I, 173, 32.

griulîche unde grôze I, 186, 21, 568, 4; II, 99, 34, 38.

ze leide unde ze laster I, 198, 8—9.

die dem tiuvel alle tage manic tûsent sêle antwurtent I, 207, 29—30.

ûz der hulde unsers herren I, 208, 7.

wie manicvalt iuwer süntlîchen site sint I, 262, 18—19.

Dû solt wizzen unde niht wænen I, 283, 11—12.

daz diu wort niht gewandelt suln werden I, 298, 28—29.

Sie singent ouch einen sundern gesanc I, 336, 37.

alsô sint sie gesundert an der süezekeit des edeln gesanges I, 336, 38—39.

als wênic wir wizzen wenne uns der tôt kumet, als wênic mügen wir gewizzen, welicher leie tôt ... I, 345, 22—23.

schentlîchen oder schemelîchen I, 350, 24.

wan er wart sîn vil wol gewar I, 357, 13—14.

Hâst dû gerne guot, dû solt ouch im guotes günnen I, 359, 22—23.

... *unde die hôhen heiligen dâ ze himele hânt* ... I, 371, 39.

witze unde wîsheit I, 430, 31.

alse liep iu lîp unde leben sî I, 434, 5—6.

grînent unde grisgrament I, 466, 12—13.

frî unde frô I, 484, 5.

ûf dem wilden wâge I, 505, 11.
brennent oder brechent I, 531, 8; II, 35, 30.
frume frouwen I, 537, 1, 4, 6.
. . . unde gewâgen in einem wilden walde ze sinne I, 542, 25–26.
Und wære daz ir under wilden wæret II, 20, 3–4.
wan wir alle wol wizzen II, 54, 14–15.
und der bœse wiht wolte wænen II, 61, 15–16.
man sol der worte niht wandeln II, 87, 3.

Deutliche assimilation lässt sich an einigen formal wirksamen stellen beobachten:

daz ir der heiligen kunst dâ hœret, dâ von ir wisliche werben künnet I, 5, 16–17.

Wan die wîle dô sie in dirre werlte wâren, dô muosten sie sorge haben, daz sie iht strûchten in die stricke der jagenden I, 29, 9–11

. . . oder eine vîre von vrâzheit oder von gîtikeit nâch guote I, 54, 39–55, 1.

. . . und grisegrament und grîent, sô sie aller meiste mügen, daz dû dester ê verzagest und verzwîvelest II, 20, 14–15.

Beispiele wie diese deuten mit entschiedenheit auf mündlichen ursprung.

Alsdann ist hier der vielen stabreimenden formelhaften wendungen zu gedenken, deren manche schon oben erwähnt worden; wie: *lernen unde lesen; herre in dem himmel; lûter unde licht; rehte unde redelîche; mit worten unde werken; liep — leit; witewen und weisen; bezzern unde büezen; buoze unde bihte; himelische her; lant unde liute; wol noch wê.*

Der überblick zeigt, dass Berthold bei der alliteration das stimmhafte *w* in auffälliger weise bevorzugt und daneben gern *b, d, g, l, s* (*sch*) und *t* alliterieren lässt.

Eine analoge erscheinung rhetorischer herkunft in der altdeutschen predigt ist der endreim (vgl. Hass. a. a. o. s. 73 f.). Auch bei ihm findet eine äussere lautwirkung statt, die sich hier auch auf die vokale erstrekt.

Von den obengenannten sprichwörtern mit endreim abgesehen, kommt bei B. vor:

Das häufige, der umgangssprache geläufige *liegen unde triegen* I, 16, 8, 131, 10, 159, 2, 216, 28, 431, 22, 448, 9, 479, 4, 515, 22.

Ferner ableitungen davon:

lügenheit unde trügenheit I, 150, 10.
lügener unde trügener I, 285, 8, 21; II, 48, 4.
erlogen und ertrogen I, 285, 11.

Sodann: *und allez daz ûf erden lebt und allez daz ûf erden swebt* I, 51, 8–9.

rücken — tucken — gücken I, 231, 11–12.

hilf mir, friunt mîn! hiute mîn, morgen dîn, friunt mîn I, 333, 23–24. (Vielleicht ein zitat.)

sluoc . . . genuoc I, 465, 29–30.

daz salz unde daz smalz I, 479, 6 (vielleicht formelhaft).

Die freude an wiederholungen der verschiedensten art, die bei Berthold uns überall begegnet, lässt ihn gern composita verbinden, bei denen sich das erste kompositionsglied (etwa die präposition) gleicht:

überizzest oder übertrinkest I, 204, 30.
überschalket und übermeinsamet I, 283, 19.
verhertet unde versteinet I, 243, 7, 418, 35—36, 419, 11—12, 437 11—12.
verstôzen unde verworfen I, 311, 12—13, 14.
verspiln noch vertrinken noch verschallen I, 319, 17.
vergelten noch verdienen I, 339, 7.
getriuwe unde gewære I, 255, 21.
gewirdiget unde geêret I, 276, 10—11.
geschœnet unde gewirdet I, 391, 29—30.
ervohten und erzabelt I, 269, 39—270, 1.
ersparn und ermangeln I, 431, 7.
erhangen oder ertrenkt II, 16, 21.
umbevâhet und umbeschrenket I, 360, 25.
volleloben .. unde vollesagen unde vollezelen I, 371, 38.
beschirme unde behüete I, 420, 17.
ungebærde und ungedult I, 427, 32.
ungedult und unzuht I, 427, 36.
ungehabe noch ungedult I, 428, 13.
unglîch und unrehte I, 436, 37.
zerwirfet unde zersleht I, 466, 14.
anbeten und anruofen I, 504, 3.
ûzsetzic oder ûzgebrosten I, 111, 23—24; vgl. II, 117, 34, 118, 7—8.

Einige male reicht die lautgleichheit über die präposition hinaus und es tritt eine konsonantische assonanz verstärkend hinzu[1]:

verderbent unde verdruckent I, 260, 37—38.
verzagest und verzwivelest II, 20, 15
gemerken unde gemelden I, 268, 24.
sô geriselt, sô gerickelt I, 414, 21.
in gewalt und in gewerde I, 574, 18.
ein gespöt und ein gestüppe II, 68, 21.

Seltener, aber formell nicht bedeutungslos sind bei Berthold übereinstimmungen in den endsilben:

êlôs und erbelôs und rehtelôs I, 178, 15—16.
güetlîche und übellîche I, 415, 38.
ûzgange — ingange I, 474, 24.
himelrîche — ertrîche I, 567, 23.

Ein wortspiel eigentlicher art ist mir nur an einer stelle begegnet:

Owê, woltet ir iuch nû daz an nemen, daz ir disiu vier reder gewinnet, sô füeret ir redelich . . . II, 164, 8—10.

1) Wie wirkungsvoll verbindungen dieser art auch heute noch sind, kann damit belegt werden, dass einer der jüngsten meister der poetischen form, Rainer Maria Rilke, sie in seinen schönsten werken vielfach verwendet.

Die rhythmischen erscheinungen bei Berthold, welche die wirkung seiner predigt unterstützen, würden eine besondere, eindringende untersuchung verlangen und können nicht in den kreis dieser arbeit einbezogen werden. Nur wenige beobachtungen seien mitgeteilt.

Bertholds gefühl für die forderungen von sprachrhythmus und sprachmelodie verrät sich vor allem im satzausgang[1].

Das gilt von Bertholds beliebter klausel:

— — *des wirt niemer rât* I, 298, $_{3}$, 300, $_{15}$, oder ähnlichen satzschlüssen, die mit dem schwerbetonten *rât* schliessen. Ähnlich wirkt:

— — *oder swie ez erstérbe âne toúf* I, 32, $_{12-13}$.

— — *als wol als jéner der dâ stílt* I, 217, $_{17}$.

— — *in wirt der nescher lôn unde der néscherinne* I, 337, $_{36-37}$.

Überhaupt schliesst Berthold gern mit einem hochbetonten wort; gewöhnlich aber finden sich zwei solche, die bisweilen durch ein tonloses oder zwei kürzere getrennt sind[2]:

— — *zuo dem áptrünnigen éngele* I, 143, $_{31}$.

— — *oder ir kumet níemer in daz hímelrîche* I, 180, $_{6}$.

— — *oder an den grúnt der hélle!* I, 205, $_{14}$.

— — *unde sint doch schélke unde schélkinne* I, 251, $_{9}$.

— — *vil wunderjæmerlich unde bítter unde hérte ze líden* I, 328, $_{16-17}$.

herter, pînlicher und jǽmerlîcher wanne vór II, 23, $_{13}$.

— — *daz man sie niur einer erzenîe über hüebe, diu heizet gélten und wíder geben* II, 52, $_{28-29}$.

Besonders dann ist dieser schluss mit zwei hochbetonten aufeinanderfolgenden worten wirksam, wenn das zweite von ihnen mit einer unbetonten silbe beginnt:

— — *daz in des pfúndes gebrístet* I, 18, $_{11-12}$.

— — *den sie ze réhte gewínnent* I, 19, $_{5}$.

— — *daz ir sîn deste mínner vergézzet* I, 19, $_{9}$.

— — *daz ir daz wünneclîche himelrîche níemer beschoúwet* I, 180, $_{38-39}$.

— — *und hât sie leider niht geholfen, sie haben daz bœste erwélt* II, 8, $_{10-11}$.

1) Die ästhetische bedeutung der kadenz ist klar erkannt worden von Jean Paul: 'So will das ohr gern auf einer langen endsilbe ruhen und wie in einem hafen ankommen' (Vorschule der ästhetik, s. 538).

2) Auch die satzeingänge bei Berthold sind zu beachten, vgl. z. b.: *Mórder maniger sêle, mórder der rehten búoze, mórder und vélscher himelrîches und értrîches* II, 219, $_{38-39}$.

BONN. H. HASSE.

DIE FRÜHESTEN SCHWEDISCHEN LIEDERHANDSCHRIFTEN.

Die schwedische sprache gilt gegenwärtig unter den germanischen schwestern als besonders geeignet für den gesang. Schwedische sängerinnen und sänger, einzeln und in gruppen, sind seit langer zeit in Deutschland gern gesehene, stets freudig begrüsste, viel gefeierte gäste. In der pflege des gesanges, zumal des eigentlichen volksgesanges, steht Schweden vielleicht an erster stelle. Wohl am spätesten von allen germanischen, auch von den skandinavischen ländern, hat Schweden sich wie dem geistigen leben überhaupt, so den musischen künsten erschlossen. Erst im zeitalter der deutschen kirchenerneuerung, die schnell nach norden übergriff, regten sich beim schwedischen volk die schlummernden inneren kräfte. Die belebung des kirchlichen gemeindegesanges hatte naturgemäss das erwachen des weltlichen volksgesanges im geleite. Deutschland hatte schon im ritterlichen minnesang eine reiche kunstblüte gezeitigt und sich fortlaufend, wenn auch minder erfreulich und glanzvoll, künstlerisch betätigt; im 16. jh. aber verbreitete der trotz aller torheiten und verirrungen ehrenwerte, rühmliche meistersang, das anspruchslose, herzgewinnende volkslied neben dem siegreich überallhin vordringenden kirchengesang, – die reichste lebens- und geistesfülle selbst bei denjenigen schichten, die sonst ausser den alltäglichen bedürfnissen keine höheren anliegen kennen. Erst als auf deutschem boden die schöne blüte ganz unverkennbar zu welken begann, als die gattung des weltlichen liedes dem traurigsten verfall entgegengieng, zeigten sich in Schweden die ersten spuren heimischer lyrik, um nicht zu sagen sangeskunst. Diese frühesten kunstproben und versuche gefühlvoller dichtweise konnten schwerlich anders als unbeholfen und seltsam ausfallen, auch stellen sie sich im vergleich zum deutschen reichtum auf diesem gebiet ungemein kümmerlich dar. Einer schier unabsehbaren menge von gedruckten sammlungen mit und ohne noten, unzähligen einzeldrucken und vielen höchst ergiebigen handschriften deutscher lieder können die schwedischen forscher nur ein paar, etwas dürftig anmutende handschriften zur seite stellen.

In der zeitschrift 'Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen och sv. folklif', Bihang II, 1-4, III, 1 und 2, 1884-1907,

II durch A. Noreen und H. Schück, III durch A. Noreen und J. A. Lundell veröffentlicht, liegen jetzt mehrere liederhandschriften vor, denen man eine wesentlich berichtigte vorstellung vom älteren schwedischen volksgesang verdankt. Leider haben die schwedischen herausgeber sich begnügt, nur die blossen textabdrücke zu geben, es aber nicht nötig befunden, die lieder in den literarischen zusammenhang einzuordnen, ja, nicht einmal verzeichnisse der im druck dargebotenen lieder den heften beigefügt. Wegen dieser mängel der veröffentlichung ist es recht schwierig, sich in den inhalt einzuarbeiten und sich darin zurechtzufinden.

Eingehend scheint sich mit diesen liedern bisher allein Bolte beschäftigt zu haben, dessen gehaltvoller aufsatz: 'Deutsche volkslieder in Schweden', Zeitschrift für vergleichende literaturgeschichte, n. f. 3, 1890, s. 275–302, hauptsächlich den massgebenden einfluss des deutschen auf das schwedische volkslied in älterer zeit anschaulich und überzeugend behandelt. Ihm lagen damals nur die beiden ersten hefte von Bihang II vor, 332 s., während jetzt noch mehr als 400 s. dazugekommen sind, freilich nur dem umfange, nicht so dem inhalte nach der bedeutendere teil der ganzen reihe. Wenn ich nun auch ein paar bemerkungen, die sich mir bei vertiefung in die schwedischen liederhefte darstellten, vorbringen darf, so macht es mir freude, wieder einmal den spuren eines so vielfach bewährten forschers wie Bolte zu folgen und wie manchem anderen, so besonders ihm etwas wesentliches dabei vielleicht aufweisen zu können.

Es handelt sich um folgende liederhandschriften: Nyare bidrag, bih. II, 1: Harald Oluffsons visbok, 1572–73, 44 nummern enthaltend; auf 4 blättern davor 3 liederbruchstücke, zu denen der name Johan Larson und die jahreszahl 1541 gehört; auf gleichfalls 4 blättern dahinter 4 nummern, zu denen die jahreszahl 1581 und am schluss der name Nils Larson gehört (Tillägg I und II: Bih. II, 1, s. 87–93, 94–98). Dieselbe hs. der kgl. bibliothek zu Stockholm enthält noch eine liedersammlung, die nicht mit abgedruckt ist: Slutligen följer en annan visbok från 1700-talet med ny paginering. Det utgöres at 65 blad och är här icke aftrykt.

Bih. II, 2: Bröms Gyllenmärs' visbok, 1615–25, 105 nummern enthaltend, in der bibliothek von Upsala befindlich.

Bih. II, 3: Barbro Banérs visbok, 1657–58, nur 7 erzählende Dichtungen enthaltend (s. 337–382).

Bih. II, 4: Pär Brahes Visbok 'I jan. A:o 1620 Giessae', 11 num-

mern, davon 4 deutsche durchaus minderwertiger gattung, unter den schwedischen ein erzählendes gedicht von 190 strophen (s. 383–484).

Bih. III, 1: K. bibliotekets visbok i 16 : o, 1593, 66 nummern (106 s.).

Bih. III 2: K. bibliotekets visbok i 8 : o, 16.–17. jh., 46 nummern verschiedener herkunft, nachträglich in einem bande vereint, so dass die darin enthaltene handschrift aus ungefähr 17 besonderen teilen zusammengestückelt ist (159 s. – S. [111–126] 127–269).

Wenn das als ertrag einer beinahe dreissigjährigen ausbeute der hauptsache nach alles oder fast alles ist, was überhaupt in betracht kommt, so kann hier von einer besonders reichen und guten überlieferung oder von einem ihr zugrunde liegenden unerschöpflichen vorrat nun und nimmer die rede sein. Die zahl der überlieferten lieder schrumpft noch beträchtlich zusammen, weil viele 2–3mal in der masse vorkommen. Auch sind viele keine selbständigen erzeugnisse, sondern übersetzungen und nachahmungen fremdsprachlicher vorlagen. Zum beweise dessen mag hier zunächst ein in den 'Nyare bidrag' viermal abgedrucktes lied mitsamt seiner bisher nicht erkannten lateinischen vorlage platz finden:

G. E. Klemming, Cantiones morales, scholasticae, historicae in regno Sueciae olim usitatae (Latinska Sånger från Sveriges medeltid, 4. 1887), s. 5:

Vanitatum vanitas,
omnia sunt vana,
nil sub sole stabile
in vita humana,
velut fumus transiit
gloria mundana –
Ista cur amplecteris,
o tu mens insana?

Nyare bidrag t. kännedom om de sv. landsmålen &c., Bihang 2 (1884–94), s. 50: A; s. 147: B; Bih. 3, 1 (1900), s. 98: C; 3, 2 (1907), s. 213: D.

Alle ting på jordene
mödha oss och tvinga,
är alt under solene
fåfeng, slemp och ringa,
som en röck wårt lefverne är,
kan her snart försvinna,
werlden som wi hafvom kär
gör oss allom blindha.

Str. I z. 1 *D* Alltingh som på Jordhenne ähre. 2 *B* mödhar . . . tuinghar. – 3 *A* äre doch wndersolene. *B* solen. *C* som är vnder. *D* ärh dagh. – 4 *A* fåf. mö och r. *B* fåfengt slempt och r. *C* fåfengt klen och r. *D* slem fafengh och r. – 5 *C* wår lemma är. – 7 *BD* verd(h)en. *BCD* hafve. *A* haffuo. – 8 *A* allo. *BC* alle. *D* alla. *B* blindhe.

Coecus es, an oculus
tibi caligavit,
et apertis oculis
coecitas prostravit?
vel tuam dementiam
furor induravit?
Ista non consideras,
neque cor expavit?

Ögha hjerta hugh och sin
äre obehende,
til thet godha mörk och blin(dh),
til thet wrånga wendhe,
ingen drager i hjertat in
thetta wårt elendhe,
hjulet löper snart om kringh,
döden är alles endhe.

Dic miser homuncule,
quidnam cogitasti?
Cuius erunt omnia
haec quae congregasti?
Ad caput reponitur
tibi quod amasti?
Nequaquam: sed possides
id quod ignorasti.

Armer man af myckin nödh,
segh migh tina tankar,
hvadh will tu medh gullet rödh
thet tu saman sankar?
menar tu thet är i nödh
ett förvarat ankar?
Nej: när tu äst hedan död,
annat byte wankar.

Animam diaboli
rapiunt ad poenas,
amici pecunias
dividunt amaenas,
vermes carnem devorant
simul atque venas,
res tua devolvitur
ad manus alienas.

Själan iffrå tinom krop
in til pinan lender,
alt titt godz och saman lop
byta tina frender,
maskar äta köttet up,
sener, ben och tender.
ther tu sette til titt hop,
går i annars hender.

Str. II Z. 1 Si coecus es.

Str. II z. 2 *A* obehendighe. *B* obehendeligh. *C* obenegne. *D* obehändige(ligh). 3 *A* ij thett. *D* I thett goda mörk och blindha. - 4 *A* wendher. *B* venda. *C* wände. *D* vändher. - 6 *B* thetta her elendi. *D* älendha. — 7 *C* hwilket. - 8 *D* ända.

Str. III z. 1 *A* ma och m. n. *BC* Arme man. *B* af möcken n. *C* och mykin kön. *D* Arme mann j mykin nödh. — 2 *B* migh af t. t. 3 *AC* hvart. *B* huat vilt. 4 *BCD* som tu. — 5 *A* är ey n. *B* vore i n. *C* thet hielper j n. *D* vara ey nödh. — 6 *B* it förvoratt a. *C* Eller är en förw. a. *D* Itt. — 7 *AB* skal(l) he(ä)dan dö. *C* skalt sedhan döö. *D* hädan. 8 *A* ett annat. *C* ett annadh. *D* Itt annat.

Str. IV z. 1 *AC* Sielen. *B* Och siälan. *D* Siälen. *CD* ifrån. 2 *D* pinon. 3 *B* alt thet godha tu samman drogh. *D* thitt kosz. 5 *A* matekar. *B* marken äter. *C* matkan. *D* marekar. 6 *AC* seno(r). *B* så när som ben. *C* länder. — 7 *B* til thet tu satte alt tit h. *C* satte. *D* alltt thu sätter. — 8 *A* ij en annars. *B* annors.

Uxori et liberis
res tua[s] liquisti,
pro his miser animam
tuam profudisti,
uxor ducit alium,
quem tu non novisti,
tui obliviscitur,
quam sic dilexisti.

Sic perit memoria
tuorum filiorum,
ipsis succedentibus
prosperis bonorum;
gaudent cum gaudentibus,
ut mos est eorum,
it tui memoria
sonitu verborum.

V 2 tua.
VI 4 in prosperis. 8 cum sonitu.

Hustrun och tin kära barn,
först medh sorghen skenkte,
iffra sinom grat och harm
in til gledjen lenkte,
hustrun tager en annan man,
then tu aldrigh tenkte,
alt thet godha bruker han,
som tu henne skenkte.

Barnen, som tigh woro kär,
tagha gullet rödha,
af them äst tu snarligh här
förglömt medh the dödha,
gledjes medh them som glade är
utan sorgh och mödha,
af thet godz och penninger
hafva the sin födha.

Will tu rett att wara klock
och thet godha lära,
hafver tu ju altidh nogh,
när tu kan tigh nära,
haff i allom tinom hugh,
spar tin heder och ära –
Christi ordh och Salmons bock
gifver oss then lära.

Wenn hierbei die lateinische vorlage gleichfalls auf schwedischem boden gewachsen ist und sich die übersetzung viermal in einem so

Str. V z. 1 *BCD* k(i)äre. – 2 *A* skenker. *C* skämther. *D* som ärhe medh. – 3 *B* och sedhan mäd gråt. *C* ifrå sårgh grått och h. – 4 *A* lenctar. *B* glädhan ländher. *C* lender. *D* åter thill. – 5 *B* taghar. – 6 *A* kendhe. *B* aldri. *D* thett tu alrig. – 7 *BCD* bru(c)kar.

Str. VI z. 1 *BD* vore. *C* haffua. – 3 *ABD* snarlig(h)a. *BD* fehlt: här. *C* sannerligh här. – 4 *CD* glömder. – 5 *A* then som glader. *BD* the gläd(i)as mäd (med) them som glada (-de) är(he). *C* Gledhioms . . . äre. – 6 *C* Vthan all sårgh och mödho. – 7 *B* af tin. *C* thitt. *BC* pen(n)ing(h)ar. – 8 *ABC* födho. *D* ther sin närha.

Str. VII z. 1 *B* Kan tu resligha vara klock. *C* Wil tu rykeligh wara klock. *D* reslig. – 3 *C* Haffuer* – – Schluss fehlt. – – * Kustod till ett förloradt blad. *B* Kan tu alti hafva nock. *D* dogh alrigh nogh. – 4 *A* födha. *B* tigh kan. *D* ther thu. – 5 *A* folck. – 6 *A* ähre. *D* thän häder ock ärhe. 7 *AD* Salomons. – 8 *A* giffue. *B* läran. *D* giffua tigh.

beschränkten kreise vorfindet, so muss dies gedicht offenbar überaus beliebt gewesen sein. Das ist bezeichnend genug für den geistigen zustand Schwedens in früherer zeit, aber schwerlich in gutem sinne. Die vorgetragenen sittenlehren sind nicht nur hausbacken und platt, sondern sie zeigen zugleich einen düsteren, harten und kalten, verbissenen und menschenfeindlichen zug, der in solcher schärfe den zugrunde liegenden worten Christi sicher nicht und auch nicht einmal dem freilich bisweilen etwas bittern prediger der eitelkeit innewohnt, wenn anders die berufung auf Christus und Salomon in der letzten strophe der schwedischen übersetzung sich nicht nur auf diese letzte strophe, sondern auf das ganze gedicht bezieht.

Aus dem lateinischen stammen sicherlich noch mehrere lieder dieser handschriften. Zweimal ist die vorlage benannt in demselben liederbuch, das auch die fassung C des vorigen liedes enthält:

Bihang III, 1, s. 87: In vernali tempore, förswenskat.

Frögde sigh all creatur
Hwart uthi sitt sinne,
Ware gladh uthi sin boo
Bådhe uth och inne . . .

fünf zehnzeilige strophen.

S. 88: Ecce novum gaudium, förswenskat.

Eya hwadh för glädi ny,
Eya hwadh för under
Hendt hafver uthi wår by
I thenna werldzens stunde . . .

vier elfzeilige strophen (vierzeiliger kehrreim).

In der mittelalterlichen übergangszeit von der lateinischen poesie der kleriker zur heimischen in der muttersprache findet sich bei allen bildungsvölkern als bindeglied und gewissermassen als notbrücke jene seltsame zweisprachige mischdichtung, die ja sicher nicht zu den schönsten und wichtigsten erzeugnissen des menschlichen geistes gehört. Auch davon liefern diese Visböcker proben:

Bih. II, 1, s. 79: Wijter fröst [l. Winterfr.] thett kommer medh ijs

& horor hyemalis,
sommor och blomster thett kommer medh pris
& decor estivalis . . .

sechs achtzeilige strophen.

Bih. III, 2, s. 98 (208): In dulci iubilo,
wy siunge och hafve goth mod,
thy wär hiertanz glädie
liger in principio [l. praesepi, o!] . . .
vier siebenzeilige strophen.

Dies letztere stück ist allbekannt; es ist ursprünglich deutsch-lateinisch und besitzt eine sehr umfangreiche literatur: s. Wackernagel, DK II, nr. 640–647 u. ö., Böhme, Altd. lb., nr. 528, Erk-Böhme, Lh. III, nr. 1929, Fischer, Kirchenliederlex. I, 1878, s. 410–412, Julian, Dict. of hymnol. 1892, s. 564, Nodermann, Studier i sv. hymnologi II, 1911, s. 38 u. a. m. Hnr. Hoffmann hat seine 1854 als besonderes buch erschienene sammlung von mischgedichten 'In dulci jubilo' benannt und Bolte für seine abhandlung des gleichen inhalts denselben titel gewählt: Festgabe an Karl Weinhold 1896 s. 91–129.

Lateinischen einfluss auf diese lieder verrät auch die zweimal vorkommende bezeichnung der gesangsweise mit 'More palatino': Bih. II, 1, s. 313: Itt memorial att siungha | hafver jagh satt mig i sin . . . 16 neunz. str. – s. 394: Hörtt an menischligh Creatur | ein unerforschligh miracel . . . 8 zehnz. str. – Bolte (Zs. f. vgl. litg., n. f. 3, 299) will das 'More palatino' auf den mit 'More palatino bibimus' beginnenden studentengesang (lat. Distichon und Anhängsel) beziehen, der sich z. b. in den Hymni studiosorum des Leipziger studenten Clodius vom jahr 1669 mit melodie aufgezeichnet findet. Vgl. jetzt noch dazu die zugleich als doktordissertation erschienene abhandlung Niessens: Das liederbuch des Leipziger studenten Clodius: Vierteljahrsschrift für musikwiss. 7, 1891 – und: Zwei Leipziger liederhandschriften des 17. jh., hsg. von K. E. Blümml: Teutonia, H. 10, 1910, s. 14 [1].

Wenn die lateinische klerikerpoesie sich als internationale vorstufe für versuche in eigener sprache wie bei den anderen völkern auch bei den Schweden bewährt, so übt, wozu schon diese letzten beispiele deutlich hinüberleiten, die deutsche dichtkunst als vorbild und muster einen geradezu beherrschenden einfluss auf die schwedische lyrik in deren anfangszeit aus.

1) Andere verweisungen auf lateinische gesänge zur bezeichnung der melodie noch z. b. Bih. 3, 152: Een tacksäyelse effter måältijdh. Siunges såsom In natali Domini &c. Siungom nu aff hiertans grund (2 siebenz. str. und von der dritten 3 zeilen; vgl. Bih. 3, 13 nur unvollst. erste str.) – 3, 169: Secundum notas. dies est leticiae. Thenn signadhe [dagh] är oss beteedd, 8 zehnz. str.

Mehrere nummern stellen bearbeitungen oder übertragungen deutscher vorlagen dar, ohne jeden versuch selbständiger betätigung, mit nicht grösseren abweichungen und besonderheiten, als den verschiedenen fassungen desselben liedes eigen zu sein pflegen. So finden, vielleicht abgesehen von umstellungen und anderen unwesentlichen verschiedenheiten, genau entsprechende vorlagen im deutschen lieder wie z. b.:

I fordom tijdh war iagh kär och kend: H. Oluffsons Visbok, Bih. 2, 26 – vgl. Vor zeiten war ich lieb und wert: 1582 A 28, B 80; Berl. hs. 1574, nr. 33, 1575, nr. 46 u. ö. – Bolte, Zs. f. vgl. litg., n. f. 3, 279.

I öster recke ther legher itt slott: Bröms Gyllenmärs' Visbok, Bih. 2. 124 – vgl. Niederd. liederb. um 1600, nr. 84 (bzw. 72): Idt licht ein Schlot in Osterryck; Liederhs. des Rostocker studenten P. Fabricius 1603–08 nr. 188: In Osterreich da ligt ein schloss: Fliegende blätter usw. Erk-Böhme, Liederhort I, s. 205, nr. 61 a–g. – Bolte a. a. o. 288–290.

Hiertoligh migh nu frögdas i tenne sommers tidh: BG. Bih. 2, 174 – vgl. Herzlich thut mich erfreuen die fröliche sommerzeit: 1582 A 20, B 72: Berl. hs. 1568 nr. 10 u. ö. – Bolte 280.

Aendoch iag arm och eländigh ähr: BG. s. 178 – vgl. zu den 5 ersten (von 10 im ganzen) strophen: Ob ich schon (Wie wol ich – Dass ich so) arm und elend bin: 1582 A 27 und 227, B 79 und 174; Berl. hs. 1568, nr. 66, 1574, nr. 61, 1575, nr. 45 und 146 u. ö. – Bolte 280.

Huru vill thett migh lyckas: BG. s. 197 – vgl. Niederd. lb. um 1600, nr. 146: Wo wert my denn geschehen; P. v. d. Aelst, Blumm und aussbund 1602, nr. 69: Wie wirt mir dan geschehen; Fl. bl. Erk-Böhme, Lh. III, s. 482, nr. 1680. – Bolte 281.

Utt aff fortuna | Vardth jagh dreffven aff: BG. s. 285 – vgl. Celscher. Liedlein, Königsberg 1600, I, nr. 2 u. ö. Bolte 281–283.

Frisk up mitt hiarta och haff gått mod: BG. s. 289 – vgl. zu den 4 ersten (von 10 im ganzen) die 4 ersten (von 7 im ganzen) strophen des liedes bei Staricius 1609 nr. 20: Frisch auf mein hertz sey wolgemuth. – Bolte 283. – Die fünfte strophe beginnt: 'På jorden är hennas licke ey', entsprechend anfängen deutscher lieder wie: 'Auf erden lebt ihrs gleichen nicht' oder 'Irs gleichen lebt auf erden nit' u. ä. Vielleicht sollte hier ein anderes lied einsetzen.

Jagh hafver sa lenghe standit: Tillägg II, Bih. 2, 94 – vgl. Ich hab(e) so lang(e) gestanden: 1582 A 90, B 5; Berl. hs. 1575 nr. 70 u. ö. – Bolte 279.

Mitt hierta thett är medh sorgh belagt: Tillägg II, Bih. 2, 96 – vgl. Berl. hs. 1568, nr. 59; Heidelb. hs., Pal. 343, nr. 68; Weim. hs. 1537, nr. 20; Weim. jahrb. 1, 104; Wolkans liederbuch: Euphorion 6, 659. – Bolte hat (a. a. o. s. 279) zur vergleichung die vierstrophige fassung der Berliner hs. v. j. 1568 abgedruckt, wogegen die schwedische fassung 6 strophen hat. Ausser der von ihm angeführten Heidelberger hs. bieten auch die beiden anderen deutschen fassungen 5 strophen; die sechste strophe der schwedischen fassung steht für sich und gehört gar nicht zum liede, dessen strophen in den 4 ersten zeilen übereinstimmend ursprünglich gekreuzte reime hatten, die jetzt freilich bei der eingerissenen verwilderung schwer erkennbar sind, während jene vermeintliche sechste strophe mit zwei reimparen beginnt.

Ther stånder ett slott i gröne lundh: Bih. 3, 17 – vgl. Niederd. liederb. um 1600 nr. 72 (66): Dar licht ein stadt in Osterryck; Erk-Böhme, Liederh. I, s. 530, nr. 173.

Es darf übrigens nicht weiter auffallen, dass die meisten der zwischen Deutschen und Schweden gemeinsamen älteren lieder zugleich niederdeutsch vorhanden sind, manche nur niederdeutsch nachgewiesen werden können. Wie für heldendichtung, -sang und -sage, z. b. die Dietrichssage, muss das niederdeutsche gebiet auch für manche mehr lyrischen gedichte zwischen Deutschland und Skandinavien vermittelt haben. Das entspricht nur durchaus den geographischen verhältnissen und historischen tatsachen[1].

Zu den oben genannten schwedischen liedern vgl. Niederd. liederb. (um 1600; Lübeck, Balhorn?), nr. 59 (55): Vor tyden was ick leeff unde werdt; 84 (72): Idt licht ein Schlot in Osterryck; 17: Hertlyck deyth my erfröuwen de frölyke sommertydt; 52 unvollst. Anfang fehlt [= Wiewol ich arm und elend bin]; 146 (132): Wo wert my denn geschehen; 30: Stha ick allhyr vorborgen; 102 (87): Ick stundt an einem morgen usw.

Bedenkt man, dass das niederd. liederbuch nur unvollständig erhalten ist, so kommt man zu dem schlusse, dass das gemeinsame des deutschen und schwedischen volksgesanges fast ganz auf niederdeutscher vermittelung beruht, weshalb immerhin eins oder das andere hochdeutsche lied unmittelbaren einfluss geübt haben kann. Schon wenn man sich nur vergegenwärtigt, was eine stadt wie Lübeck allein, einerseits als geistiger mittelpunkt des niederdeutschen gebietes,

1) Sorgfältige zusammenstellungen über 'gemeinsame volkslieder der germanischen stämme' findet man in der empfehlenswerten dissertation von Paul Alpers (Gött. 1911): Untersuchungen über das alte niederdeutsche volkslied s. 16–23.

andererseits als haupt der Hansa und zeitweise geradezu vorort der Ostseeländer überhaupt, für Schweden bedeutete, so muss das vorwiegen des niederdeutschen einflusses auf Schweden ohne weiteres einleuchten. So wird auch ein bei H. Oluffson vorkommendes lügenlied (Bih. 2, 72), eins jener sonderbaren scherzlieder, die gleichfalls dem niederdeutschen gebiet besonders eigen sind (vgl. Erk-Böhme III, nr. 1103 07), auf Lübeck angewandt: Johaij jagh ridher migh för lybeske broo . . .

In anderen fällen lehnen sich die schwedischen lieder nur in den anfangszeilen oder anfangsstrophen an die deutschen an und nehmen sodann ihren eigenen verlauf, so:

Jagh stodh migh up en morgon: HO.s visbok, letztes lied, 25 str. Nyare bidr. 2, 81; BG. 2, 233 mit 21 str., vgl. 2, 239 Jagh stodh up en morgen så hemligh: Bih. 3, 54 Jagh stodh migh up enn margon stundh, 23 str. Inhaltlich entspricht es dem deutschen, ungemein verbreiteten und beliebten abschiedsliede 'Ich stund an einem morgen': 1582 A 176, B 129; 121 lieder 1534, nr. (22-) 26 (in je 7 str.) u. ö. Erk-Böhme, Liederh. II, s. 544, nr. 742. – Bolte a. a. o. s. 284.

Min ungdoms tidh skall endas nu: BG. 2, 112 – vgl. Mein junges leben hat ein endt: hs. des P. Fabricius, nr. 12, u. ö.

Then största glädie i werden ähr: BG. 2, 183 – vgl. Kein grösser (besser) freud auf erden (nit) ist: 1582 A 42, B 176; Berl. hs. 1568, nr. 122 u. ö. Bolte 286. – Dasselbe, hier 7strophige lied, mit dem anfang: 'Then dag(en) i går framliden är' Bih. 2, 5 und 3, 60, einmal in 6, einmal in 5 strophen (1 und 4 bezw. 1, 2, 5 einerseits und IV bezw. V andererseits für sich stehend).

Kiärast tu moste wandra: BG. 2, 270 – vgl. Gut gesell und du must wandern: 1582 A 250; Erk-Böhme, Lh. II, s. 293, nr. 473. – Bolte s. 286.

Die stehenden formelhaften wendungen, die jeder volksdichtung von anbeginn eigen sind, in den deutschen liedern aber schon gegen ende des 16. jh. dermassen überhandnahmen, dass viele davon den eindruck einer aufs geratewohl zusammengesetzten mosaik machen, diese geläufigen formeln deutscher herkunft trifft man auch in den schwedischen liedern oft genug an. Eine weniger abgenutzte mag als beispiel genügen. In dem schon genannten liede 'Mitt hierta thett är medh sorg belagt' lautet der schluss der vierten strophe (Bih. 2, 97):

> och kunde thett utan döden skee,
> mit hierta jag wille lata uth skaera
> och latha thett innan besee.

In dem liede 'Mitt hiarta bekömrat är' findet man als die sechste strophe (Bih. 2, 143):

> Kunne thet uthan dödhen ske,
> mit hiarta latha edher bese,
> och latha thet up skära
> för edher min hiartans kiära . . .

Damit vergleiche man ausser dem liede, woraus das erstere schwedische nur übersetzt ist, ein anderes deutsches, das zu keinem der beiden schwedischen lieder in beziehung steht:

Pal. 343, nr. 68 'Mein herz ist alles traurens vol'; schluss:

> Ach mocht es sunder den thodt geschehen,
> mein herz wolt ich auf schneiden (hs. 1568: aufschliessen)
> und lassen ir inwendig besehen.

Berliner hs. v. j. 1574, nr. 63 'Ich schweigh und mues gedenken' letzte (vierte) strophe:

> Ach mogt es sunder den toedt geschehen,
> Herzallerliebster mein,
> mein herz wol ich dir uf schneiden
> und lassens von binnen bsehn . . .

Dass die bearbeitungen, übersetzungen und nachahmungen deutscher lieder in schwedischer sprache die strophenformen der vorlagen beibehalten, ist selbstverständlich, und auch in dieser hinsicht erstreckt sich der einfluss der deutschen dichtkunst auf die schwedische sehr weit. Um ausserdem nur ein bezeichnendes beispiel anzuführen, so richtet sich nicht nur das eben genannte 'Mitt hiarta bekömrat är' mit seinen 8 sechszeiligen strophen, sondern auch das ihm unmittelbar vorangehende 'Jagh är elendigh födh' (BG. Bih. 2, 141 mit 8 strophen; vgl. Bih. 3, 63 mit 6 str.) und sogar das diesem vorangehende historische lied 'O Danmarck hör och marck' (BG. Bih. 2, 136) mit seinen 22 strophen genau nach dem schema des bekannten 'Venus du und dein kind', zu welchem deutschen, in zahlreichen verschiedenen fassungen umgehenden liede (1582 B 27 mit 8, Niederd. liederb. 34 u. P. v. d. Aelst, Blumm und aussb., 1602, nr. 85 mit je 11 str. u. ö. Erk-Böhme, Liederhort III, s. 478, nr. 1676) übrigens das 'Jagh är elendigh födh' auch im wortlaut anklänge bietet.

Die gattung des tageliedes ist ein eigenartiges gewächs, das von deutschem auf schwedischen boden verpflanzt worden ist. Die wenigen beispiele davon lehnen sich in art und weise so dicht an deutsche

vorbilder an, dass es nicht schwer fallen könnte, fast für jede zeile verweisungen und beläge aus dem deutschen zu finden: HO. Bih. 2, 71 Jagh wett well hvarest then svennen han är; BG. Bih. 2, 187 Then vinthers nat bådhe kall och långh: Bih. 3, 243 bruchstück (anfang fehlt) — Themn wechter bleff af sinnet wredh. Vgl. Bolte a. a. o. s. 288 anm.

Noch minder selbständig als das weltliche muss naturgemäss das geistliche lied in Schwedens frühzeit sein. Deutschland als die wiege der reformation war auf dem gebiete des kirchlichen gemeindegesanges durchaus bahnbrechend und schöpferisch; es ging so mächtig und mustergiltig darin voran, dass die nordischen länder nicht anders konnten als unwillkürlich seiner bahn zu folgen. Der kenntnisreiche Bolte hat auch darüber manche treffliche bemerkung beizubringen gewusst: a. a. o. s. 292 ff. Auch hier gibt es wieder vollständige übertragungen und mehr oder weniger abhängige nachahmungen mit zahlreichen anklängen und ausgiebiger benutzung des angehäuften formelschatzes. Für das geistliche lied bringen die später als Boltes abhandlung erschienenen liederhefte besonders reichen neuen stoff, der solchermassen bisher nicht berücksichtigt worden ist. Neben dem deutschen muss dabei der lateinische kirchengesang herangezogen werden. Mag die lohnende aufgabe ganz und unverkürzt einer berufeneren feder vorbehalten bleiben! Das von Bolte (s. 293) angeführte lied, 'Jag wet et blomster så lustigt och fint', wovon ihm nur die erste strophe vorlag (Tillägg I: Bih. 2, 91), ist später (1907) vollständig erschienen (8 str. Bih. 3, 211).

Ein sondergebiet hat, wie der skandinavische volksgesang überhaupt, so der schwedische, worin er sich unabhängig und frei von fremden vorbildern bewegen und sich des eigenen vätererbes freuen darf. Die schönen balladen und heldenlieder sind alter, wurzelhafter volksbesitz. Hier hätten die Deutschen eher die nehmenden als die gebenden sein und mit manchem kleinod erzählender dichtung ihre liedersammlungen bereichern können. Wie sehr die heimischen kenner gerade diese gattung als ihren eigentlichen, ureigenen und fast alleinigen volksgesang betrachten, ersieht man z. b. aus der tatsache, dass die sammlung 'Svenska folkvisor' von Geyer-Afzelius (1814–16, n. a. 1880) nur erzählende dichtungen enthält. Aber selbst auf diesem gebiet haben offenbar die Schweden mehr den Deutschen als diese jenen zu verdanken.

Angeführt ist oben schon 'I öster recke ther legher itt slott' (HO. Bih. 2, 124).

Bolte (s. 290 291) will die berühmte ballade von den beiden köingskindern (HO. Bih. 2, 31 The wore tu ädele konunge barn jetzt noch zwei fassungen Bih. 3, 77 und 222) auch auf deutschen ursprung zurückführen. Ob nun seine beweisführung bündig sein mag oder nicht, in seine fusstapfen sind vertrauensvoll getreten Elizabeth Marriage in ihrer ausgabe von 'G. Forsters Frische teutsche liedlein' (Neudrucke 203 206, 1903, s. 234 zu Forster II, 49) und Julius Sahr in seiner gross angelegten abhandlung über 'Die schwimmersage' (Leipziger zeitung, wissensch. beilage, 1907, nr. 30–34).

S. 291 anm. erwähnt Bolte das lied von den 'Winterrosen' und dessen schwedische übersetzung 'Jungfrun skulle vattnet hemta utaf den kålle brunnen'. Davon liegen jetzt aus diesen schwedischen liedersammlungen zwei fassungen vor, eine mit 9, eine mit 8 strophen (Bih. 3, 21 und 241). – Vgl. Es wolt ein megdlein wasser holen: 1582 A 100, B 41; Berl. hs., 1575, nr. 149 u. ö. – Eigens darüber gehandelt hat Petak in: Forschungen zur neueren literaturgeschichte. Festgabe f. R. Heinzel (1898), s. 91–100.

Einen recht minderwertigen zuwachs – minderwertig besonders, wenn man's als seitenstück zu den echten skandinavischen balladen stellt – für die schwedische volksdichtung liefert schliesslich das bekannte lied vom grafen von Rom (Bolte s. 288). Das ist unzweifelhaft ursprünglich deutsch und kann in seinem schläfrigen, zähen und langsamen fluss als typisch für eine gewisse gattung deutscher erzählungen in strophenform betrachtet werden. Es erfreute sich in Deutschland lange zeit ungemeiner beliebtheit. Es findet sich mit seinen 31 achtzeiligen strophen wortgetreu ins schwedische übersetzt HO. Bih. 2, 16 Jagh will edher seije nye mere – vgl. 1582 A 218; Jaufner liederbuch (Hs. 1600–03 hsg. v. M. frhrn. v. Waldberg: Neue Heidelberger jahrbücher 3, 1893, s. 300) nr. 39; Fl. Bl. Berlin Yd 7821 (Einbd. v. j. 1539) St. 32, Yd 7831 St. 65, Yd 8176 8205 noch 9 einzeldrucke, 2 drucke zu Weimar, fernere zu Zwickau usw.[1]. Erk-Böhme, Liederh. I, s. 93, nr. 29.

Nun soll hier noch auf die vielen in diesen liedersammlungen enthaltenen akrosticha hingewiesen werden. Dinge wie strophenformen oder akrosticha pflegen die zünftigen gelehrten ausser acht zu lassen, und es will fast scheinen, als ob sie sich solcher läppereien schämten und als tief unter ihrer würde stehend betrachteten.

[1] Scheller, Bücherkunde der sassisch-niederd. sprache (1826) erwähnt s. 478 auch einen niederd. einzeldruck des grafen v. R.

Sehr mit unrecht! Nachweisung des gleichen strophenbaus deckt oft entlegene feine beziehungen auf, die sonst ewig verhüllt bleiben würden. Mein aufsatz aber 'Das akrostichon als kritisches hilfsmittel' (Zeitschr. 32, 1900, s. 212–244; vgl. 33, 1901, s. 282–284) hat lebhaften widerhall geweckt, auch von mancher seite, wohin ich niemals gedacht hätte: so beruft sogar der amerikanische gelehrte W. St. Booth in seinem aufsehenerregenden und gewiss ernstlichste prüfung verdienenden werke 'Some acrostic signatures of F. Bacon' (1909) sich auf meinen aufsatz.

Für die vorliegenden schwedischen lieder hat das akrostichon, abgesehen von sonstigen kritischen fingerzeigen, die bedeutung, dass bei denjenigen, in denen es vorkommt, von entlehnung aus der fremde nicht wohl die rede sein kann, da jeder dichterling stolz darauf zu sein pflegt, gerade bei gedichten, denen er den eigenen oder seiner herzenskönigin namen vorflicht, sein eigenes lichtstümpfchen leuchten zu lassen. Freilich ist wieder das akrostichon an sich ein starker beweis dafür, wie völlig diese ganze liedergattung unter deutschem einfluss steht. Denn in der zeit, aus der die meisten dieser schwedischen lieder stammen, etwa 1570–1630, war die blütezeit des namenliedes in Deutschland. Es erübrigt, noch einmal die schwedischen sammlungen daraufhin zu durchlaufen.

Nyare bidrag, Bih. 2, I. H. Oluffsons visbok. s. 53 All weldzens pris hon snart forgåår, 7 str. akrost. Andreas.

S. 55 Blomstrens fruckt hon snart spridher sigh ut, 8 str. – Anfangsbuchstaben BIRMILTA; sicher ursprünglich akrost. BIRGITTA. Str. 4: Min gudh som all tingh hafver ij wold 'Min' zu streichen, wodurch metrum und sinn besser wird. Str. 6: Lenetadhe iagh så innerligh alt hem til landh att fara . . . lies: Tenetadhe . . . Ergebnis: Birgitta.

S. 68 Betydher evinnerligh, 7 str. BRIKGiTT; wahrsch. auch akrost. Brigitta.

S. 75 Elementer fyre, 6 str. akrost. Erickh.

II. B. Gyllenmärs' visbok.

S. 115 Loff ära och pris ske gudh i evighet, 14 str. akrost. Lars Gutmundson.

S. 118 Begafvat medh all dygdh, 10 str. Anfangsbuchstaben BAORBRILSN; wahrscheinlich akrost. Barbro Nilson. Dritte strophe kommt an die sechste stelle; 2 strophen des ursprünglichen gedichts mögen fortgefallen sein.

S. 134 Herre Christ wy tigh nu prise, 4 str. akrost. Hans.

S. 154 Jagh för tigh o gudh klaghar, 10 str. akrost. Jonas Petri.

S. 115 En jungfru mädh dygdher klara, 12 str. Die ungeraden strophen ergeben das akrostichon Erikh B, die geraden Karin O, wobei B und O die familiennamen des pärchens andeuten mögen.

S. 161 Kan tu min beste ven, 7 str. akrost. Karin TA.

S. 162 Bebunden är jagh mädh sorgher, 10 str. akrost. Brita Jöns D[otter]. – Vgl. Bih. 3, 79 Med sårgen är jag bebunden, 11 entspr. str. (7. mehr) ohne spur eines akrostichons.

S. 176 Ach veness mäd tin ackt, 11 str. akrost. Andr(ä)as Petri.

S. 185 Kan tu min vän rät tenckia uppå, 10 str. akrost. Karin KRNKS (Krokus? Str. 8: Nu skall jag dragha aff thetta landh, lies: Och skall ...).

S. 192 O kiäreste velle i migh höra, 11 str. akrost. Oluf Holgers.

S. 201 Medh David må jagh klagha, 15 str. akrost. M. Nicolaus Krokus.

S. 208 En lithen visa thet ähr, 18 str. Anfangsbuchstaben EFRGETOEHIKS Dotter. Akrostichon im anfang durch umstellungen und vielleicht auslassungen gestört.

S. 220 Såsom förlånghe, 14 str. akrost. Stjärna Sjöblad.

S. 229 Aff hiartans trofast grund, 6 str. akrost. Andrea.

S. 231 Mit hiarta är bedröfvat hart, 7 str. akrost. M. Fothin.

S. 242 Från gudh well jagh ey skelias, 6 str. akrost. F. N. Jans.

S. 245 Begynna vell jagh att prisa, 19 str. akrost. Britha Andhers Dother.

S. 281 Jagh well begynna skrifva, 24 str. akrost. Ingeborrig Laursni (umzustellen:) Laurins Taatter.

S. 291 Mitt hiarta tränchtar, 14 str. akrost. Malin Pers To(h)ter.

S. 305 Aach hvar uthi skall jagh migh klädia, 7 str. Anfangsbuchst. ATIRBWM. akrost. in umgekehrter folge: M W Brita.

S. 309 Lönligh sårgh och smartha, 5 str. akrost. Lifva.

S. 317 En skön visa stelt på Jesu christi nampn. Jagh Christe ährones konongh, 13 str. akrost. Jesus Christus.

Bihang III.

S. 93 Een ny andeligh wysa uthsatt uthaff Andrea Petri Gesteryck. Anno 73. Annath kan jagh ey siunga, 20 str. akrost. Andreas Petri Gestrijk.

S. 100 (anfang fehlt – –) Alzmechtig är gud öfver alla, Uplyser them honom åkalla. (Ausser diesem schluss noch 15 vollständige strophen:) Så är det under stort . . . akrost. S. Nilson Wesgöthi.

S. 152 En wysa om brennekirchio slagh anno nostrae salutis 1518. Swerighis menn achtar jagh att lofwa, 9 str. akrost. Stän Sture.

S. 215 Jagh will läre migh skrifva, 8 str. akrost. Johim SHT.

S. 262 Kan tu min wen nu tänckia uppå, 9 str. akrost. Karminnäh (Karin?). Vgl. oben akrost. Bih. 2, 185.

Wenn, wie diese beispiele zur genüge dartun, im allgemeinen so wenig auf die akrosticha geachtet wird, darf man sich nicht verwundern, gelegentlich lieder, die mit solcher augenfälligen künstlichkeit behaftet sind, in den landläufigen volksliedersammlungen anzutreffen. So schliessen die Svenska folkvisor von Geijer-Afzelius (1880 nr. 106) mit einem vierzehnstrophigen gedicht 'I werlden medhan wij lefwe', worin die ersten acht strophen das akrostichon „Jesperus' ergeben; dieses freilich nicht unbemerkt, sondern durch sehr grosse buchstaben gekennzeichnet und hervorgehoben. Aber Arwidsson bringt in seinen Svenska fornsånger (D. 3, 1842, s. 26) ein gedicht über Lyckans ostadighet. Aftryckt ur Älfs Wisbok . . . Lärekians sång är icke långh . . . in 17 strophen, deren anfangsbuchstaben 'Laurentius Swenson' darstellen: und unter neueren aufzeichnungen von volksliedern findet man z. b. (Nyare bidrag VII, 7, 1892, s. 68) I min ungdom det gladde mig att sjunga, 16 strophen mit dem akrostichon Jan Erik Lindkvist.

Wenn übrigens die massenanfertigung schwedischer namenlieder in den ersten jahrzehnten des 17. jh. auch hauptsächlich auf deutschen vorgang zurückzuführen ist, so darf man doch dabei nicht übersehen, dass durch vermittelung der lateinischen dichtkunst akrosticha längst in Schweden bekannt und üblich waren. Aus Klemmings Cantiones morales, scholast. hist. in regno Sueciae olim usitatae (1887 = Latinska sånger från Sveriges medeltid 4), woraus oben schon das gedicht 'Vanitatum vanitas' wiedergegeben ist, lassen sich einige namenlieder anführen:

S. 54 Olla mortis patescit, 6 str. akrost. Olavus.

S. 93 Ramus virens olivarum, 11 str. akrost. 1–10 (11: Christus nobis patrem oret . . .): Raguvaldus.

S. 122 Cantio flebilis de rege Christierno II. Anno 1520. Natus quidam rex est Dacus, 8 str. akrost. Nicolaus.

Mag es am ende dieser anspruchslosen, vereinzelten bemerkungen

erlaubt sein, der hoffnung ausdruck zu verleihen, dass die veröffentlichung der schwedischen liederhandschriften aus früherer zeit nunmehr bald sich auf die noch fehlenden erstrecken und solchermassen zum abschluss gelangen möge, wobei man freilich anscheinend nicht zugleich die hoffnung hegen darf, dass das bild vom ältesten volksgesange Schwedens dann günstiger, schöner und reicher ausfallen werde. Wenn Schweden abgesehen von der altnordischen götter- und heldendichtung, woran sein anteil nicht genügend festgestellt ist, erst spät und spärlich sich auf dichterischem gebiete versuchte, so hat es doch von diesen späten und mühseligen anfängen sich allmählich zu derselben höhe hinaufentwickelt wie die anderen kulturnationen und nimmt unter diesen einen anerkannten und achtunggebietenden platz ein. Was aber belebung des wetteifers, aufmunterung, schutz und pflege für den volksgesang betrifft, so steht es nachahmenswert und mustergiltig für alle völker da. Möge dieser frische born gesunder volks- und lebenskraft nie versiegen, zum heile vor allem für Schweden selbst, aber auch zum heile für die germanischen bruderstämme und in weiterer wirkung für die gesamte menschheit!

MARBURG IN HESSEN. ARTHUR KOPP.

MISZELLEN.

Zu Heinrich von dem Türlin.

In dieser zeitschrift XLII, 154 ff. und 287 ff. hat Graber in mustergiltiger weise über Heinrich v. d. Türlin und seine 'Krone' historisch, grammatisch und lexikographisch gehandelt und, allerdings ohne Warnatsch' ausgabe des 'Mantels' (Breslau, 1883) und seine einschlägigen studien zur sprache und zum wortschatz dieses kärntischen dichters ausreichend zu benützen, die frage nach der heimat des epikers zum abschlusse gebracht.

Nicht übereinstimmen kann ich lediglich mit Gr.s kurzem schlusskapitel, s. 329 f., betitelt 'Der schreiberanhang'. Gegen Pfeiffer, Reissenberger und insbesondere Graber halte ich nämlich den anhang der Krone v. 30001—41 für echt, für eine dichtung Heinrichs. Denn diese stelle gestattet, näher besehen, schlüsse, die für Heinrichs heimat und stellung von hohem interesse sind.

Nachdem Heinrich die eigentliche dichtung mit einer höfischen verbeugung vor den frauen, denen er sie gleichsam widmet, geschlossen, folgen die verse, die zur orientierung der leser hierhergesetzt seien:

v. 30001 D e r d i s e s buoches h e r r e i s t,
Der sol leben lange vrist,
Mit vröuden und mit gnâden
Müeze er werden überladen!
Des hilf i m u n d m i r, reiner got!
Wan er behaltet dîn gebot
Gern an allen dingen.
Des müeze u n s niemer misselingen
An êren unde an guot.
Des wünschet u n s der wolgemuet
Heinrich der scrîbaere,
Der ungern des verbaere;
Er wünschet ime des besten
Bî kunden und bî gesten
Mit triuwen an aller stat:
W a n e r d a z b u o c h g e s c h r i b e n h a t,
A l s e z d e r e d e l e s e l b e s c h u o f.
Herre vernim mînen ruof
Und mînes herzen bete
Und behüete u n s an aller stete
Und gib u n s ouch ze erkenne,
D a z w i r e t e s w e n n e,
S ô e z m ü g e s î n,
G e d e n k e n d e r a l t v o r d e r n s î n,
E r w e i z w o l s e l b e r, w i e;
Ouch bin ich armer hie
Vil tief ûf sîne gnade.
Sîn hilfe mich entlade
Mîner sorgen bürde;
Wie vroelich ich würde,
Solt mir genâde widervarn!
Mîn wîp von achzec jârn
Die wil got ze lange sparn:
Der ich gerne enbaere
Ob ez gottes wille waere
Und sô daz si ze himelrîche
Waer von êwen êwiclîche,
Oder, obe si langer leben wolde,
Daz si einen Swâben haben solde
Und ich vür si ze himel waere.
Daz waeren mir vil süeziu maere.

Amen.

Dr. Graber hat mit rücksicht auf die derbheit, die in der verwünschung des 80jährigen weibes liege und die man einem dichter, der 'von ritterlicher gesinnung völlig durchdrungen sei und im frauenlob wie im preise der edlen und reinen minne immer echte gefühlstöne anschlage', nicht zutrauen könne, diese verse dem dichter abgesprochen und sie für einen blossen 'schreiberanhang' erklärt.

Ich weiss nun wohl, es ist immer misslich, über ästhetische dinge zu streiten. Aber sind denn wirklich diese 41 verse voll persönlicher anspielungen — oben gesperrt gedruckt — derart, dass ihrer der minnigliche dichter, der v. 11629 ff. geschrieben, wie der nichts weniger als galante dichter des 'Mantels' nicht auch fähig sein konnte?

Welchen sinn im munde eines blossen handschriftkopisten soll denn die stelle haben:

> Daz wir eteswenne,
> Sô ez müge sîn,
> Gedenken der altvordern sîn;
> Er weiz wol selber, wie?

Passen die umständlichen und gewichtigen wendungen 'des buoches herre' v. 30001 und 'wan er daz buoch geschriben hat, als ez der edele selbe schuof' im munde eines blossen kopisten? Kann sich die besondere vertraulichkeit des schreibers mit seinem herrn und auftraggeber (im unde mir v. 30005, uns v. 30008, 30010 u. ö.) auch ein blosser kopist erlauben? Ich glaube — nein. So kann nur allein der sich seines wertes bewusste dichter schreiben, der sich zum ingesinde, zum hofstaate des fürsten rechnen durfte, der für sein teil dazu beigetragen hat, seines herrn êre zu mehren. Man vgl. Walter von der Vogelweide in dem bekannten spruche an den Kärntner herzog (Ich hân des Kerndaeres gâbe dicke empfangen): dirre zorn ist âne schulde weiz got unser beider.

Ja mehr noch, gerade diese stelle, eigentlich die einzig persönliche in der ganzen 'Krone', enthält anspielungen, die sich aus Heinrichs von dem Türlin verhältnis zu dem stolzen Spanheimer herzog Bernhard (1202—1256) vortrefflich erklären lassen und die als ein wertvolles historisches zeugnis die kette der beweise für Heinrichs heimat und aufenthalt am herzogshofe zu St. Veit in Kärnten schliessen.

Es liegt nämlich, worauf mich landesarchivar dr. v. Jaksch, der hochverdiente herausgeber der Monumenta historica ducatus Carinthiae, aufmerksam macht, folgender historischer tatbestand vor: herzog Bernhard von Kärnten ist durch seine grosstante Mathilde von Spanheim ein naher verwandter der grafen der Champagne gewesen. Heinrich I., graf der Champagne, genannt le Libéral, sohn des grafen Theobald II. und der genannten Mathilde von Kärnten (er lebte von 1127—81, war von 1152 bis 1181 graf der Champagne und hat Troyes zu seiner hauptstadt gemacht[1] und seine gattin Marie, tochter könig Ludwigs VII. von Frankreich (sie lebte 1135 bis 1198 und ward 1164 mit graf Heinrich vermählt), waren nicht nur überhaupt tätige förderer vieler künste und wissenschaften in ihrem lande, sondern insbesondere auch die gönner jenes Chrestien de Troyes, nach dem auch unser Heinrich zum teil seine 'Krone' gedichtet zu haben versichert (v. 16941, 23046, 23982; vgl. Scholl in seiner ausgabe der Krone s. XI und Graber a. a. o. s. 161).

So hat denn unser dichter in dem anhange der Krone den hochfliegenden Kärntner herzog, den verwandten zweier königshäuser, des böhmischen und des französischen, den Walter von der Vogelweide bekanntlich 'edel Kerndaere milter fürste, marteraere umb êre' genannt hat, an einer gar empfindlichen stelle be-

1) Vgl. Arbois de Jubainville, Histoire des ducs et des comtes de Champagne, Paris 1859—69, t. 3, 9. 188. t. 4/2, 636. Jaksch in den Mon. hist. duc. Car. 4/2, Spanheimer stammtafel am schlusse.

rührt, bei seinem höfischen ehrgeize und seinem ahnenstolze, und hat ihn hier mit versteckter bezugnahme auf den gefeierten hofdichter der grafen von Troyes, den er im auftrage seines herrn bearbeitet hat, um nichts anderes angebettelt, als darum, herzog Bernhard möge ihn ebenso ehren und versorgen, wie seine altvordern eben den Chrestien geehrt und versorgt haben.

Nun bekommen die sonst ganz unverständlichen 'schreiberverse' auf einmal eine lebendige historische beziehung. Gerade so wie Heinrich v. Veldeke, Albrecht v. Halberstadt, Herbort v. Fritzlar und endlich Wolfram v. Eschenbach im dienste des landgrafen Hermann von Thüringen, Wirnt v. Grafenberg im dienst des grafen Berthold IV. v. Meran oder Reinbot v. Thurn im dienste des herzogs Otto des erlauchten v. Bayern, so hat Heinrich v. d. Türlin im dienste des herzogs Bernhard von Kärnten gedichtet, von ihm auftrag und material zur 'Krone' empfangen und heischt nun in bekannter mittelalterlicher dichterart seinen lohn dafür, eine dauernde versorgung an seinem hofe. Derjenige, der Heinrich den auftrag zur bearbeitung der Krone gegeben (als ez der edele selbe schuof), ist dann des buoches herre, und die entstehung der Krone am hofe des Spanheimer herzogs zu St. Veit wäre demnach nun gesicherte literarhistorische tatsache.

Auch über die verbreitung, bzw. den vortrag einer so umfangreichen dichtung, wie die 'Krone' ist, lässt sich ansprechendes vermuten und begründen. Natürlich wurde ein solches poetisches monstrum nicht in einem atem vorgetragen und gehört, sondern abschnittweise, und zwar natürlich bei den grossen, mit turnieren verbundenen hoffesten, wie sie auch unser herzog Bernhard veranstaltet, bzw. besucht hat, so z. b. beim grossen fürstentage zu Friesach mai 1224 (darüber v. d. Hagens Minnesinger 4, nr. 77; Jaksch, Mon. hist. duc. Car. 4/1, s. 139, n. 1871). Im kreise der ritterlichen gäste, ministerialen und freunde des herzogs mussten die zarten anspielungen auf die wappenbilder der besungenen Artusritter, die den heimischen geschlechtern entlehnt waren, aus dem munde des hofdichters besonders eindrucksvoll wirken, und manch einer der anwesenden vertreter jener geschlechter mag schmunzelnd den dank für die deutliche huldigung vor seinen 'farben' quittiert haben.

KLAGENFURT. M. ORTNER.

Einmalige ausdrücke bei Opitz.

Notizen zum DWB.

Dass vereinzelt stehende, scheinbar unerklärliche sprachbildungen in gelehrten literaturen sich als herübernahmen ebenso vereinzelter fremdsprachlicher wendungen erklären lassen, vermögen in der älteren deutschen literatur autoren wie Wolfram, in der neueren Hamann, Jean Paul u. a. nahezulegen. Einige unerklärte, wohl auch schon durch konjekturen zu beseitigen gesuchte belege solcher rätsel aufgebender erudition möchte ich aus einer hierfür besonders entgegenkommenden sphäre, dem renaissancedeutsch, beibringen. Sie sind mit sicherheit auf lateinische und griechische, ja schliesslich hebräische vorbilder zurückzuführen.

Opitz in der widmung seiner Deutschen poeterey an seine 'ratsverwandten der stadt Buntzlaw' im anf. (Braune s. 3): Zwar erstlich, solchem ehrlichen begehren wie billich zu verhengen' ... sucht sichtlich einen ausdruck aus der reitkunst hervor, um nicht einfach 'nachzugeben' zu schreiben. Der autor ist weder preziös

noch seine zeit schon barock genug, auf so etwas selbst zu geraten. Das DWB. belegt das intransitiv *einer sache verhängen* = nachhängen als ἅπαξ λεγόμενον, aber gleichfalls nur aus Opitz (I, 136: und den verwirrungen des herzens nicht verhengen). Unsere stelle übergeht es. Gerade sie aber könnte als verbindliche phrase auf den locus classicus weisen, dem sie als ursprünglich lateinische entsprossen sein wird, nämlich Cicero (Laelius c. XIII, 45, IV, 3, 159 Klotz): *commodissimum esse quam laxissimas habenas habere amicitiae, quas vel adducas quamvelis vel remittas.* Sein tropenlexikon mindestens wird Opitz dann auch für die andere stelle das berühmte muster, Virg. Aen. 12, 499 (*irarumque omnes effundit habenas*) oder ib. 5, 662 (*furit immissis habenis*), an die hand gegeben haben.

Ebd. ende des IV. kap. (Braune s. 19 oben) heisst es von Ronsard (dessen muse nach Boileau 'parla grec et latin'), dass er 'mit der Griechen schrifften gantzer zwölff jahr sich vberworffen habe'.

Sanders, Dtsch. wörterb. II, 1574b nimmt das in dem heute üblichen sinne von 'sich mit jemand überwerfen'. Witkowski (in dem glossar seiner ausg. der Poeterey) weist das auf grund der Opitz vorliegenden quelle zu dieser notiz zurück, erklärt es aber unrichtig mit 'sich über etwas (auf etwas) werfen und sich damit beschäftigen'. Meine gewähr ist wieder eine parallelstelle desselben dichters: Zlatna 469f. (I, 140):

> Dem allen abzuseyn, wolt' ich mich ganz verhüllen
> Mit tausend bücher schaar und meinen hunger stillen
> An dem was von Athen bisher noch übrig bleibt,
> Das was Aristons sohn, ein gott der weisen, schreibt usw....

Das DWB. merkt diese stelle an, jedoch nicht ihre (von selbst klare) uneigentliche bedeutung: lat. *se involvere* (= *se obruere, sepelire*) literis (Cicero, ep. ad. fam. 9,20. 3, Klotz III, 1, 222; *ubi salutatio defluxit, literis me involvo, aut scribo aut lego*), die dem späteren (mit dem 18. jh.) 'sich unter büchern vergraben' zugrunde liegt. (Noch bei Jean Paul: verhüllen = begraben.)

Abgelegener scheint der ausdruck, mit dem dies verhalten Ronsards motiviert wird, nämlich 'damit er sein frantzösisches desto besser ausswürgen könnte' (Braune s. 18, letzte z. u.). Schon Jacob Grimm im I. bande des DWB. ist die stelle also ἅπαξ λεγόμενον aufgefallen, ohne dass er eine erklärung geben konnte. Mancher hat wohl schon 'auswürken' konjiziert. Vielleicht liegt ein bon mot Ronsards, zu dessen gemeinde ja Opitz noch gehörte, zugrunde. Denn der ausdruck scheint humoristisch in der mitte inter malam partem (frz. fam. *écorcher une langue* = *la parler mal*, Dict. de l'ac. fr., Par. 1884, I, 596) et bonam, wofür die damals besonders einflussreiche bibelsprache den anhalt bietet: Vulg. Ps. 44 (45) 2, *eructavit cor meum verbum bonum.* Ps. 118 (119), 171 *eructabunt labia mea hymnum.* Cf. Ps. 18 (19), 3 *dies die dici eructat verbum.* 144 (145), 7 *Memoriam abundantiae suavitatis tuae eructabunt.* Luthers übersetzung des (ἐξ)ερεύγομαι, worin sich die ausdrücke des urtextes רָחַשׁ u. a. sammeln, mit dichten, loben ('mein herz dichtet ein feines lied' u. s.), kann mithelfen, die damalige verwendung des ausdrucks zu erklären. Im mittelpunkt steht die vorstellung vom — sprudelnden! — poetischen quell (Kastalia, Hippokrene).

MÜNCHEN. K. BORINSKI.

Zu Schillers 'Kampf mit dem drachen'.

In seinen 'Quellen von Schillers und Goethes balladen' ('Kleine texte für theologische und philologische vorlesungen und übungen', ed. Hans Lietzmann, n. 73, Bonn 1911) sagt Albert Leitzmann (s. 49), es sei 'nicht einzusehen', dass Schiller, der im besitze von Vertots 'Histoire des Chevaliers Hospitaliers de S. Jean de Jérusalem etc.' gewesen ist, für seinen 'Kampf mit dem drachen' 'zu Niethammers kürzender übersetzung gegriffen haben sollte'.

Ich meine, dies ist doch 'einzusehen', und zwar aus folgenden gründen:

Schiller hat des M.(agisters) N.(iethammer) zweibändige 'Geschichte des Malteserordens nach Vertot' (Jena 1792/93) im april 1792 bevorwortet. Er hat sie also jedesfalls vorher gelesen, und der eindruck davon dürfte 1798, als er an den 'Kampf mit dem drachen' gieng, noch ordentlich lebendig gewesen sein. Deshalb könnte sein erster griff recht wohl Niethammers buch getroffen haben. Aber das lässt sich nicht erweisen, und ich halte es mit Ullrich (Arch. f. litt.gesch. 10, 229) und mit Leitzmann für wahrscheinlich, dass, auf einen wink Goethes hin, Schiller die erste anregung zum 'Kampf mit dem drachen' aus des Erasmus Francisci 'Neu-poliertem geschicht-, kunst- und sittenspiegel ausländischer völker usw.' (Nürnberg 1670) geschöpft hat. Einige übereinstimmende ausdrücke in Schillers gedicht und bei Francisci lassen sogar auf ein recht energisches aufnehmen des stoffes schon aus dieser alten quelle schliessen. — So heisst es bei Francisci (originalausg. Nürnberg 1670, s. 2, bei Leitzmann s. 18) — und weder bei Vertot noch bei Niethammer ist dies genauer erwähnt —:

(Er) 'hielt | bey dem grossmeister | bittlich an | um vergunst | eine reise in sein vatterland zu thun: und wandte weiss nicht was für haus-geschäffte vor',
bei Schiller v. 97 ff.:

> "Und trat zu dir und sprach dies wort:
> 'Mich zieht es nach der heimat fort'.
> Du, herr, willfahrtest meinen bitten".

Weiter lesen wir bei Francisci (a. a. o.):

> 'Er machte alsobald ein drachenbild',

bei Schiller v. 102. 104:

> 'Gleich liess ich . . .
> Ein drachenbild zusammenfügen'.

Schillers v. 109:

> 'Lang strecket sich der hals hervor'

geht auf Franciscis wort:

> 'Der hals lang'

zurück. Weiter unten (Or. s. 3, Leitzm. s. 19) spricht Francisci vom

> 'ebenen platz',

Schiller, in derselben situation seines gedichtes, v. 205, vom

> 'ebnen plan'.

Gewiss aber hat sich Schiller nicht nur Franciscis bedient. Dieser beschreibt (Or. s. 2, Leitzm. s. 17 f.) genau die farbe des tieres:

'Er . . . nahm die gantze leibs-gestalt dess drachens samt deren mancherley farben | in genaue betrachtung | . . . der gantze leib war . . . mit zwei krospelichten fittichen beflügelt | . . . oben himmel-blau unten blutrot mit schwefelfarbe vermischt: welche farbmischung auch den übrigen gesammten leib bespreckelte'. Schiller aber redet v. 122 nur von einem 'scheusslichen grau'. Dieser ausdruck geht auf Vertots notiz zurück, Thevenot habe auf einem stadttore von Rhodus den kopf der 'schlange oder des krokodils' gesehen, 'la peau tirant sur le gris blanc'. — Genauer hat also Schiller nicht nach Francisci gearbeitet, wenn auch noch mehrere stellen des gedichtes auf erinnerungen aus dem 'Neu-polierten geschichtspiegel' beruhen können. — Hauptsache ist mir, dass, ausser dem drachenkampfe, weiter nichts über den drachentöter Deodatus de Gozon mitgeteilt wird, als: er sei 1349 nachfolger des Elion de Villanova (Hélion de Villeneuve) im grossmeisteramte geworden.

Von Francisci weg — angenommen, dieser sei allererste quelle — hat sich dann Schiller zu dem von ihm bevorworteten Niethammer gewendet, wo in band II (1793, s. 15—21) die geschichte des drachentöters Dieu-Donné de Gozon aus Vertot, in der hauptsache kaum 'kürzend', übersetzt ist. — Von den übereinstimmungen Schillers mit Niethammer ist eine fast wörtlich. Niethammer sagt (II, 20):

„Er liess darauf ein konseil versammeln, um über Gozon zu richten. 'Dem gesetz gehorsam zu verschaffen', sprach er zu den richtern, 'ist unsre erste pflicht'". Schiller, V. 41 f.:

'. . . was ist die erste pflicht
Des ritters, der für Christum ficht . . .'

v. 47:

'Gehorsam ist die erste pflicht'.

Dem entspricht bei Vertot nur die stelle (ausg. Paris 1726, Bd. II, s. 198; bei Leitzmann 'Quellen' s. 25):

‚Il convoqua ensuite le conseil, ou il représenta que l'ordre ne pouvoit se dispenser de punir rigoureusement une désobéissance . . .'

Ich denke, das ist beweis genug dafür, dass auch Niethammer direkte quelle gewesen ist.

'Auch' Niethammer; denn eine vergleichung mit Vertot ergibt, dass Schiller dann, was übrigens selbstverständlich ist, noch nach diesem, ihm durch seine ‚Malteser'-studien seit 1788 bekannten geschichtschreiber des Johanniterordens gegriffen hat. Er nennt v. 62 den orden, befremdlich für deutsche leser, 'die religion':

'Fünf unsrer ritter . . .
Die zierden der religion'.

Dies ist bei Vertot häufig und findet sich gerade auf der seite, wo die erzählung vom drachenkampfe beginnt (ed. Paris 1726, II, 192): 'toutes les isles de la religion'. — Sodann hat die stelle bei Schiller v. 19:

'Doch keinen sah man wiederkehren'

bei Niethammer kein vorbild; bei Vertot (a. a. o. s. 193; Leitzm. s. 23) heisst es:

'mais on n'en vit revenir aucun'.

Ferner gehen wohl die Schillerschen verse 91 f.:

'Doch seinen mut muss weisheit leiten,
Und list muss mit der stärke streiten'

auf Vertots, bei Niethammer nicht übersetzte worte (a. a. o. s. 194; Leitzm. s. 23) zurück: 'dans ce péril il avoit fait plus d'usage de sa prudence que de sa valeur'.

Das sind wichtige übereinstimmungen. Sie zeigen, dass Schiller, nach der (durch Goethe vermittelten) anregung bei Francisci, an dessen einzelausdruck er sich noch da und dort erinnert, bei Niethammer und bei Vertot geschöpft hat.

Nun aber der hellste grund, der Vertot erst in dritte linie stellt, dagegen Francisci und Niethammer eng zusammenrückt. Bei diesen wird Dieu-Donné de Gozon als drachentöter geschildert, und beide erwähnen dann seine erwählung zum grossmeister, jener zum jahre 1349, dieser (nach Vertot) zu 1346. – Francisci sagt (s. 4; Leitzm. s. 21), der drachenüberwinder habe

'bey abhandlung schwerer sachen | einen solchen hohen verstand und tapfferkeit erwiesen dass | als der grossmeister | Elion de Villanova, vier jahre hernach | von der welt geschieden er | durch einhellige wahl | zu dessen nachfolger bestimmt und erkohren worden'. –

Niethammer berichtet (II, 21) mit den worten:

'Eben dieser Gozon war es, der nun durch die allgemeine stimme als der würdigste nachfolger seines ehemaligen strengen richters erklärt wurde'.

Ganz anders Vertot, der zum jahre 1346 (a. a. o. s. 221 ff.) meldet, nachdem er den tod des Hélion de Villeneuve erwähnt hat:

'Il se présenta un grand nombre de prétendans. Les plus anciens chevaliers, et qui faisoient profession d'une vie régulière, s'attachoient à ceux qui leur paroissoient plus capables de maintenir la discipline de l'ordre. La jeunesse, sans s'informer trop scrupuleusement de la régularité des mœurs, souhaitoit seulement un grand capitaine, qui les menât à la guerre, et qui leur fît acquérir de la gloire et du bien: un pareil choix n'étoit pas sans difficulté. Le commandeur de Gozon, dont nous venons de parler, étoit un des electeurs. Quand ce fut à son tour de donner son suffrage: 'En entrant', dit il, dans ce conclave, j'ai fait un serment solemnel de ne proposer que celui des chevaliers que je croirois le plus digne de cette grande place, et le mieux intentionné pour le bien général de tout l'ordre: et après avoir mûrement considéré l'état où se trouve la chrétienté, les guerres que nous sommes obligés de soutenir continuellement contre les infidèles, la fermeté et la vigueur nécessaire pour empêcher le relâchement dans la discipline, je déclare que je ne trouve personne plus capable de bien gouverner notre religion que moi-même'. Il parla ensuite magnifiquement de ses propres vertus. Le combat contre le serpent ne fut pas oublié; mais il s'étendit principalement sur la conduite qu'il avoit tenue depuis que le grand-maître de Villeneuve l'avoit fait son lieutenant. 'Vous avez déjà', dit il aux autres electeurs, 'essayé de mon gouvernement, vous sçavez ce que vous en devez espérer: et je ne crois pas que sans injustice vous me puissiez refuser vos suffrages'.

Quelque recommandable que fût ce chevalier, ses collègues ne laissèrent pas d'être étrangement surpris de voir un electeur se nommer soi-même; un pareil procédé le rendit suspect d'une ambition démésurée. Cependant quand on vint à le comparer avec les autres prétendans, on trouva qu'il leur étoit bien supérieur, non seulement par son courage dont il avoit donné des preuves si glorieuses, mais encore par sa sagesse et sa modération dans le commandement. Quelques-uns des electeurs, et qui lui étoient les moins favorables, ne purent s'empêcher de dire qu'il eût été à souhaiter que tout ce qu'il avoit avancé pour faire valoir son mérite.

fût sorti de la bouche d'un autre. Mais cette généreuse audace ne déplut pas au grand nombre, et plusieurs soutinrent, qu'après des actions aussi brillantes, il étoit permis aux grands hommes de parler d'eux-mêmes avec cette noble confiance que donne la vérité. Ainsi toutes les voix, ou du moins la plus grande partie, se réunirent en faveur de Dieu-Donné de Gozon: et il fut reconnu solemnellement pour grand-maitre à la satisfaction du couvent, et sur-tout des citadins de la ville de Rhodes, et de tous les habitants de l'isle, qui, depuis la victoire qu'il avoit remportée sur le serpent, le regardoient comme le héros de la religion.'

Dieses mehr als selbstbewusste auftreten des drachentöters steht nun in vollem widerspruche zu der bei Schiller (v. 300) so edel an ihm hervorgehobenen

'demut, die sich selbst bezwinget'.

Ich meine deshalb: wenn Schiller, angeregt durch Francisci, nur nach Vertot und nicht nach Niethammer gearbeitet hätte, so müsste er auf Gozons eigentümliche selbstwahl gestossen sein und hätte dann vielleicht, da denn doch gerade in dieser 'demut, die sich selbst bezwingt', die 'idee' der ballade liegt, von deren verherrlichung speziell durch Dieu-Donné de Gozon abgesehen. — Nun steht bei Niethammer, der nach der erzählung vom drachenkampfe wieder stark kürzt, kein wort von dieser wahl; Francisci aber hat wohl überhaupt nichts davon gewusst. Darum hat Schiller, nachdem er (durch Goethe) bei Francisci die anregung empfangen und bei seinem protégé Niethammer die geschichte in neuerem deutsch gelesen hatte, bei Vertot nur so weit nachverglichen, als Niethammer gieng.

Francisci und dieser sind also die quellen erster hand.

Gerade im punkte der 'idee' seiner ballade verdankt übrigens Schiller dem alten fabelerzähler des 17. jahrhunderts noch einen wörtlichen anklang. Es heisst bei Francisci (s. 4; Leitzm. s. 21):

'Der grossmeister . . . schätzte . . . seinen eigenen willen bezwingen für ritterlicher | denn einen ungeheuren drachen erlegen';

Schiller sagt v. 283 f.:

'Der pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen willen',

hätten 'die väter dieses ordens bund' gestiftet.

Also: durch Goethes vermittlung Francisci; dann Niethammer; dann Vertot. So stellt sich mir die quellenbenützung Schillers zum 'Kampf mit dem drachen' dar.

BASEL. ALBERT GESSLER.

LITERATUR.

Ludwig Schmidt, Geschichte der deutchen stämme bis zum ausgange der völkerwanderung. I. abteilung 1.–8. buch. Berlin, Weidmannsche buchhandlung 1904–1910; 493 s. (Quellen und forschungen zur alten geschichte und geographie, hrg. von W. Sieglin, heft 7. 10. 12. 22).

Durch seine langobardischen und wandalischen studien hat sich der verfasser den weg zu dem tüchtigen werke gebahnt, dem er eine 'Allgemeine geschichte der

germanischen völker' vorausgeschickt hatte. Der nunmehr vollendete erste band behandelt nach einer 'Allgemeinen einleitung' und einer übersicht über die 'Quellen' in 8 büchern 'die ostdeutschen Germanenstämme': die Goten vor der hunnischen invasion (s. 49 ff.); die Ostgoten vom einbruch der Hunnen bis zur begründung des italienischen reiches (s. 105 ff.); die Westgoten bis zur begründung des tolosanischen reiches (s. 164 ff.); das tolosanische reich der Westgoten (s. 233 ff.): die Gepiden, Taifalen, Rugier, Heruler, Turkilingen, Skiren (s. 305 ff.); die Lugier (s. 354 ff.); die Burgunder (s. 367 ff.); die Langobarden (s. 427 ff.) und anhangsweise die Bastarnen (s. 459 ff.); den beschluss machen 'Nachträge' und 'Register' (s. 467. 476).

Der verfasser beherrscht die historische literatur in ihrem ganzen umfang und lässt nicht bloss die neuesten, sondern auch die abgelegensten erscheinungen zur geltung kommen; die antiken autoren hat er gründlich ausgenützt, ihre aussagen mit überlegung nachgeprüft [1]; gelegentlich sind auch die archäologischen funde angezogen worden — aber seltsamerweise hat diese geschichte der deutschen stämme die sprachüberlieferung fast ganz ausser acht gelassen. Das hängt offenbar mit der grundtendenz des werkes zusammen, ausgiebig die expeditionen und abenteuer der auf der wanderung befindlichen völkerschaften zu schildern, aber die kulturgeschichtlichen vorgänge und die innere bildungsgeschichte der deutschen stämme nur andeutungsweise zu berühren [2]. Ist das buch also in dieser beziehung unzulänglich, so muss auch die disposition des stoffes und seine zeitliche begrenzung angefochten werden. Es ist z. b. nicht einzusehen, warum die geschichte der Westgoten in Spanien ausgefallen und nicht bis zum untergang dieses volkes fortgeführt worden ist. Der vorbildliche wagemut der Wandalen (a. 406) und die, man darf wohl sagen, schöpferische leistung der Westgoten [3] scheinen auch zu fordern, dass nicht mit den Ostgoten, sondern, wenn nicht mit den Wandalen, so doch mit den Westgoten die geschichtserzählung anhebe. Sie hatten in der religionspolitik die führung. Die leges Wisigotorum haben nicht bloss der burgundischen gesetzgebung zum vorbild gedient [4], sondern es haben bekanntlich auch Langobarden und Franken und die oberdeutschen stämme unmittelbar aus derselben quelle geschöpft. Persönlichkeiten wie der Wandale Gensiric und der Westgote Euric sind die urbilder der herrscher in den staaten der Völkerwanderungsgermanen; es mag ja nicht ohne grund sein, wenn Schmidt den grossen Theoderic recht ungünstig beurteilt, aber wenn dies zugunsten des Franken Chlodwig geschieht (s. 162 f.), muss daran erinnert

1) Tacitus, Ptolemaios, Cassiodor werden sehr ungünstig beurteilt; von der Germania heisst es s. 9: 'wohl kaum eine politische broschüre, deren werk es sein sollte, die dem reiche von den Germanen drohende gefahr vor augen zu führen, sondern ein ausfluss der sentimentalen bewunderung der vermeintlich paradiesischen zustände eines naturvolkes, wie solche bei hochkultivierten nationen häufig wiederkehrt'. Im quellenverzeichnis vermisst man nicht bloss z. b. den Liber pontificalis, die Gregorbriefe, die Vitae sanctorum, sondern auch die volksrechte, die urkunden und die inschriften.

2) Die betr. abschnitte führen die überschrift 'Innere geschichte'.

3) Schmidt bemerkt selbst s. 167, dass Westgoten die ersten waren, die ins reichsgebiet aufgenommen worden sind, hebt die grosse geschichtliche bedeutung des Donauüberganges hervor (vgl. s. 175 anm. 2; 184 ff.; 230 f.; vergleich mit den Ostgoten s. 225). Von Gensiric ist aber zu sagen, dass er der erste war, dem es gelang, eine selbständige herrschaft innerhalb einer römischen provinz zu erringen (a. 442 vgl. Schmidt s. 365); er ist es gewesen, der den untergang des weströmischen reiches verschuldet hat.

4) Schmidt s. 418 vgl. s. 296.

werden, dass die hellen farben, in denen Schmidt den tatkräftigen Wandalen und Westgoten gezeichnet hat (s. 259 ff. 365 f.), für ihn eine unvorteilhafte folie abgeben.

Das neue leben, das über die Germanen der völkerwanderungszeit gekommen ist, floss im letzten grunde ihnen zu aus dem neuen regiment, das ihre 'könige' entfalteten. Die entstehung des deutschen königtums, das ist neben der von den Westgoten vollzogenen religionsgeschichtlichen wendung (Arianismus des Wulfila) der entscheidende vorgang in jener grossen epoche[1]. Schmidt bezeichnet nun zwar s. 365 'die begründung des souveränen staats in Afrika als das eigentliche werk' des Gensiric und nennt das die 'begründung des absolutismus'. Was hat sich denn nun aber bei dieser so ausserordentlichen tat zugetragen? Für die Wandalen verweist Schmidt (s. 354) auf seine 1901 erschienene 'Geschichte der Vandalen'; von den Ostgoten sagt Schmidt s. 162, dass Theoderic 'eine staatliche neuschöpfung mangels staatsmännischer begabung nicht nur nicht angestrebt, sondern auch ängstlich vermieden habe'; über die könige der Westgoten spricht Schmidt s. 192 und behauptet, das institut des königtums sei den Westgoten fremd gewesen[2], unter Alaric habe sich königliche gewalt aus dem ständig gewordenen herzogsamt entwickelt (s. 221), Athawulf habe dauernd von der erlangung der souveränität abgesehen (s. 225), erst bei Euric wird seine herrschsucht betont (s. 259), aber über das wesen seines königtums nicht eigentlich gehandelt (doch vgl. s. 285 ff.: 'von besonderer wichtigkeit sind die wandlungen, denen das königtum unterworfen worden ist'; 'der einfluss des volkswillens auf die entscheidung in fragen der inneren politik scheint unter dem kraftvollen regiment Eurichs ganz zurückgetreten zu sein' s. 295 gesetzgebungsgewalt des königs s. 296; finanzen s. 297 ff.)[3]. Auch für die Burgunder hat sich Schmidt mit einigen daten über die stellung ihres königs begnügt (s. 408 ff.: zum völligen absolutismus ist das burgundische königtum nicht durchgedrungen . . . die alte volksversammlung ist verschwunden s. 411; der könig verfügt unbeschränkt über das vermögen des staates s. 419). Schliesslich wiederholt Schmidt bei den Langobarden die these: aus dem heerführeramt[4]) habe sich das volkskönigtum entwickelt (s. 451; 'die kompetenzen des langobardischen königtums haben sich nicht viel weiter als über die der von Tacitus geschilderten monarchie, einer art präsidentschaft, hinaus entwickelt' s. 452).

Diese proben dürften genügen, um zu zeigen, dass der verfasser zwar vielerlei gut und übersichtlich zusammengetragen hat, aber nicht eigentlich als altertumsforscher in die tiefe gedrungen ist.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

1) Ich verweise auf das soeben erschienene buch von Hans von Schubert, Staat und kirche in den arianischen königreichen und im reiche Chlodwigs. München und Berlin 1912 (Historische bibliothek bd. 26).

2) Das stimmt nicht gut zu Tacitus Germ. c. 43.

3) Unter Euric ist zum erstenmal auch von einer regina der Germanen die rede (M. G. auct. antiquiss. VIII, 60, 8 vgl. Schmidt s. 304).

4) Richtiger wird doch wohl sein, zu sagen: aus der kommandogewalt eines römischen feldhauptmanns oder generals.

Georg Friedrich Muth, Stilprinzipien der primitiven tierornamentik bei Chinesen und Germanen. Mit 504 abbildungen auf 68 tafeln. Leipzig, R. Voigtländer 1911. IX, 128 s. (= Beiträge zur kultur- und universalgeschichte hrg. von K. Lamprecht 15. heft).

Alle unsere wissenschaftliche erkenntnis beruht auf einem vergleichenden verfahren und so wird man auch theoretisch nichts dagegen einwenden können, wenn jemand es unternimmt, die im kunstgewerbe der Germanen der völkerwanderungszeit zum ausdruck gelangenden stilgedanken durch vergleichung mit der tierornamentik der Chinesen zu eruieren. Nur ist von vornherein zu sagen, dass es sich weder bei den Chinesen noch bei den Germanen um eine primitive ornamentik handelt. Von den Germanen wissen wir längst, dass sie in den epochen, aus denen Muth seine beispiele gewählt hat, von dem hellenistischen kunstgewerbe befruchtet worden sind. Strzygowski u. a. vor ihm haben nachgewiesen, dass es sich dabei namentlich auch um orientalische (vorderasiatische) einflüsse handelte, denen die Germanen in Südrussland und an der untern Donau zu frühst unterlegen sind, die dann aber über die ganze germanische welt sich ausgebreitet haben. Das epitheton 'primitiv' wäre daher besser vermieden worden.

Für die germanischen materialien stützt sich Muth vornehmlich auf die 'tierornamentik' von B. Salin und gibt überflüssigerweise auf s. 51 ff. eine ausführliche inhaltsangabe des bekannten buches. Einigen wert gewinnt seine publikation dadurch, dass er aus dem Wormser Paulusmuseum — leider ohne angabe der fundorte — etliche bisher noch nicht veröffentlichte fibeln abgebildet hat (taf. 33. 34. 35. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44). Im übrigen fehlt es durchaus an der kunstgeschichtlichen orientierung der belege (für das aus dem flechtmotiv ein hilfsmittel zu gewinnen gewesen wäre) oder anders ausgedrückt an historischer, von den für die Germanen, eventuell auch für die Chinesen, erspriesslich gewordenen quellen ausgehender stilkritik. Von der vergleichung des germanischen mit dem chinesischen formenschatze wird man sich also nicht viel versprechen dürfen. Dazu kommt, dass die tierornamentik bei den Chinesen auf bronzevasen, bei den Germanen vornehmlich auf schmucksachen sich findet und dadurch die vergleichung behindert ist. Sie hat auch nichts eingetragen; denn was Muth s. 90 ff. zusammenstellt, war Salin auch ohne chinesische beihilfe aufgegangen und was Muth s. 118 ff. über den zusammenhang zwischen ornament und rassencharakter der Chinesen bezw. der Germanen vorträgt, wäre günstigstenfalls für eine primitive ornamentik möglich, erübrigt sich für das komplexe phänomen der kunst unserer völkerwanderungszeit.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Quellenlesebuch zur kulturgeschichte des früheren deutschen mittelalters hrg. von **W. Jahr.** Erster teil: Texte. Zweiter teil: Übersetzungen und anmerkungen. Berlin, Weidmann 1911. VIII, 232 und VI, 252 s. je 3,60 m.

Über den zweck seines vorhabens hat sich der herausgeber nicht mit der wünschenswerten deutlichkeit ausgesprochen. Nach dem vorwort scheint nicht eigentlich das kulturgeschichtliche, sondern das historiographische interesse ihn ge-

leitet zu haben, wenn er sagt: 'es komme nicht in der hauptsache darauf an, konkrete illustrationen zu den verschiedenen seiten des mittelalterlichen deutschen lebens zu liefern, sondern es sollte die entwicklung der deutschen geschichtschreibung im früheren mittelalter zu praktischer anschauung gebracht werden'. Ferner hat er den materialen gesichtspunkt nicht gänzlich ausgeschaltet, ('denn in einem kulturgeschichtlichen lesebuch will man schliesslich doch auch etwas von der breite des kulturgeschichtlichen lebens einer epoche erfahren') und schliesslich doch auch hier wieder eine wesentliche einschränkung vorgenommen ('es wurde unter möglichster ausscheidung alles mehr archäologischen der versuch gemacht, zu zeigen, wie sich die fähigkeit der intellektuellen aufnahme und wiedergabe von vorgängen und zuständen wandelt, kurz die geschichte der auffassung praktisch zu demonstrieren'). Im letzten grund hat also doch die literarische form für die auswahl der lesestücke den ausschlag gegeben[1], und daraus folgt, dass dieses lesebuch für den philologen als altertumsforscher nicht bestimmt und nicht geeignet ist[2]. Es beginnt mit stilproben aus der Frankengeschichte Gregors von Tours und endet mit der Stauferzeit bei Konrad von Würzburg. Von dem deutschen volksleben vermittelt es nur eine sehr fragmentarische kenntnis. Für seminarübungen, für die es der herausgeber empfiehlt, wird es aber auch deshalb nicht zu gebrauchen sein, weil ein variantenapparat fehlt und durch die im zweiten teil des buches gelieferten 'übersetzungen' ein historisches quellenstudium ernstlich bedroht worden ist. Was diese übersetzungen, zu denen auch noch die Geschichtschreiber der deutschen vorzeit 'ausgiebig' benützt worden sind, in einem buche, das auf die stilistische auffassung der lateinischen originale abgestellt ist, für einen vernünftigen sinn haben sollen, ist nicht einzusehen; ich will über den stil dieser übersetzungen mit ihrem urheber nicht rechten und nur noch hervorheben, dass man sich auch bezüglich der 'anmerkungen', d. h. fussnoten, keinen illusionen hingeben darf, denn 'für die erklärung ist nur das allernotwendigste an geographischen und chronologischen erläuterungen gegeben worden, um der interpretation nichts vorwegzunehmen'; so ist in dem in fraktur gedruckten zweiten teil zu lesen, während der erste teil — einschliesslich des vorworts und inhaltsverzeichnisses — in antiqua gesetzt worden ist: eine stilwidrigkeit, die hoffentlich keine nachahmer findet.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

1) Auf sie nehmen auch die mit nachweisen und charakteristiken versehenen zusammenstellungen im anhang des zweiten teils (s. 219 ff.) bedacht; hier heisst es von Gregor von Tours: seine darstellung ist einfach und anspruchslos wie das verwilderte latein, das er schreibt . . . von Fredegar: die darstellung ist noch anspruchsloser, die sprache noch verwilderter als bei Gregor . . . Einhards leben Karls ist entworfen im anschluss an die kaiserbiographien des Sueton . . . Widukind ahmt im ausdruck hauptsächlich Sallust nach . . . Lamberts werk ist ein stück publizistik; es ist keine revolverjournalistik . . . Ottos von Freisingen Chronik ist weniger ein historisches als ein philosophisches buch . . . Wem mögen solche redensarten ohne die erforderlichen quellenmässigen einzelnachweise (vgl. z. b. 2, 247, 24) frommen?

2) Dies wird auch durch die sprachlichen erläuterungen zu einigen althochdeutschen und mittelhochdeutschen textproben (2, 224. 226. 239. 246. 250) bestätigt sowie durch die literarhistorisch ganz unmögliche voranstellung des Ludwigsliedes (1, 45) vor das Hildebrandslied (1, 52), in dem überdies ärgerliche druckfehler stehen geblieben sind (l. mit 31 statt mi, bist 39 statt bsit).

Jakob Kelemina, Untersuchungen zur Tristansage. Leipzig, Ed. Avenarius, 1910 (Teutonia, Arbeiten zur germanischen philologie, hrg. von Wilhelm Uhl, 16. heft). IX, 82 s. 3 m.

Der verfasser vorliegender schrift erklärt sich als gegner der rekonstruktion eines 'Urtristan', besonders deswegen, weil das verwandtschaftsverhältnis zwischen den verschiedenen erhaltenen fassungen noch nicht genügend klargestellt sei. Man wird diesen vorsichtigen standpunkt an sich nur billigen können, obwohl man andererseits auch zugeben muss, dass bisher kaum sichere nachweisungen über tatsächlich bestehende beziehungen zwischen den vorhandenen texten erfolgt sind. Auch K.s aufstellungen scheinen mir die klassifikation der Tristanversionen nur in sehr geringem masse zu fördern.

Seine besondere aufgabe hat K. darin erblickt, zwei verlorene vorstufen des Eilhartschen gedichtes zu erschliessen (Q und Y); offenbar handelt es sich dabei um französische fassungen, aber, wie die stellung dieser texte im rahmen der sonstigen überlieferung zu denken ist, darüber spricht sich K. nicht aus. Er verwendet daher auch die erhaltenen versionen, besonders Berol (B), Thomas (T) und die französische prosa (R), nicht als grundlagen der rekonstruktion, sondern zieht sie nur vergleichsweise heran. Da also Eilhart (O) selbst seinen einzigen sicheren ausgangspunkt bildet, muss er im wesentlichen mit kriterien innerer art arbeiten, und wenn auch manches der so gewonnenen resultate auf den ersten blick ganz plausibel erscheint, so vermisst man doch fast stets einen zwingenden nachweis; auf diesen kann man aber umsoweniger verzichten, als die ergebnisse K.s, wenn sie richtig wären, die Tristanforschung auf ganz andere grundlagen stellen würden.

Das hauptergebnis K.s bildet die 'feststellung', dass die beiden episoden, die als 'Belauschtes stelldichein' und 'Entdeckung im walde' bekannt sind, einen einschub in Q darstellten, und zwar deswegen, weil sie der vorher in O berichteten überraschung des liebespaares durch Marke widersprächen. Dass hier tatsächlich ein schwerer innerer widerspruch in der darstellung von O vorliegt, ist nicht zu leugnen, sehr fraglich aber, ob die vorgeschlagene erklärung richtig ist. Könnte nicht eher die überraschungsszene interpoliert sein? Die episode aus R, die K. s. 23 anführt, scheint mir kaum als parallele gelten zu können; viel genauer würde zu der in O berichteten überraschung stimmen die szene aus T in dem abschnitt *Le verger*[1], die aber an ganz anderer und, wie ich glaube, besserer stelle steht. Übrigens behält K. die spätere episode der 'Sensenfalle' ihrem kerne nach bei, obwohl auch sie durchaus nicht zu den durch die überraschung gegebenen voraussetzungen passt.

Aus dem angeführten ergebnis zieht nun K. eine sehr weittragende folgerung: Es seien zwei verschiedene versionen der sage anzunehmen: eine [etwa *a*], in der das paar als schuldig erkannt und zum tode verurteilt wird, dem es dann durch die flucht entgeht: und eine andere [*b*], in der die liebenden der förmlichen entdeckung entgehen (hierher vor allem die episoden 'Belauschtes stelldichein', 'Gottesurteil', 'Entdeckung im walde'). In mancher hinsicht scheint es sich hier nur um eine weiterbildung der bisher üblichen unterscheidung einer englischen version (T) und einer bretonisch-französischen (O B) zu handeln, insofern wenigstens T auch bei K. als hauptvertreter des typus *b* gilt. Leider hat K. aber unterlassen,

1) Vgl. Le roman de Tristan par Thomas, poème du XIIe siècle publié par Joseph Bédier, bd. I, Paris 1902, p. 248.

auch die übrigen texte einmal von diesem standpunkt aus zu betrachten, sonst würde er vielleicht selbst die schwierigkeiten bemerkt haben, in die man gerät, wenn man auf grund jener folgerung eine klassifikation versucht. O wäre nach K. als ein text des typus *a* anzusehen, der aus *b* erweitert ist. Aber B? Nach K. (s. 79. 81) gehörte B zur fassung *b*, und müsste dann nach *a* interpoliert sein in all den auffälligen übereinstimmungen die B mit dem grundstock von O verbinden: die ausgedehnte parallele (Belauschtes stelldichein, Bettsprung, Gericht und rettung, Waldleben) wäre also sekundär und zufällig, während sie bisher fast als das einzig gesicherte in den beziehungen der Tristandichtungen galt. Wollte man aber annehmen, O und B wären in ihrem grundstock verwandt, indem beide zum typus *a* gehörten, so müsste erstens ihre gemeinsame quelle die episoden des 'Belauschten stelldicheins' und der 'Entdeckung im walde' aus *b* entlehnt haben, während B selbst noch auf eigene faust einige andere episoden und züge mit denen es sich T nähert, und überdies in seiner späteren fortsetzung auch den 'Zweideutigen eid' aus *b* herübergenommen haben müsste. Jedesfalls kommt man von K.s voraussetzungen aus zu so komplizierten konsequenzen, dass man meines erachtens besser tut, zunächst eine wirkliche begründung abzuwarten.

Ferner versucht K. eine noch ältere vorstufe des romans zu erschliessen, die die schicksale der liebenden nur bis zu Tristans verbannung behandelte, nicht bis zum tode des paares. Die gründe, die er zugunsten seiner hypothese anführt, sind einerseits das vorkommen keltischer züge, die in dem grundstock des zweiten teils der erzählung fehlten, und andererseits die tatsache, dass die ältesten der selbständigen Tristannovellen oder Lais nur die erste hälfte des romans als sachliche voraussetzung hätten. Was die keltischen züge betrifft, so scheint mir dieses argument noch immer reichlich unsicher zu sein, ausserdem sind diese züge so spärlich, dass man nicht einmal mit einiger sicherheit feststellen könnte, ob diese kürzere vorstufe inhaltlich dem typus *a* oder *b* entsprochen hätte. Das zweite argument schliesslich trifft auch nur im ungefähren zu, im einzelnen muss K. selbst zugeben, dass an manchen stellen die novellen über ein späteres schicksal des paares doch orientiert sind. Immerhin sprechen auch noch andere gründe dafür, dass einmal eine kürzere fassung der sage bestanden hat; so vor allem der innere widerspruch in O und B, dass, trotzdem die wirkung des trankes auf 3 oder 4 jahre beschränkt ist, die liebesgeschichte noch länger läuft. Ähnlich hat bereits mein vater in seiner und Birch-Hirschfelds Geschichte der französischen literatur, Leipzig 1900, s. 112 argumentiert. Auch mir scheint der zweite teil des Tristanromans innerlich viel eher zu der durch T repräsentierten version zu passen, in der die wirkung des trankes zeitlich nicht begrenzt ist; K. ist allerdings gerade umgekehrt der ansicht, die fortsetzung bis zum tode des paares sei in V zugesetzt, also in einem text des typus *a* (K. s. 70). — Erwiesen ist jedenfalls auch hier noch nichts.

Ein weiteres resultat K.s betrifft dann noch die altfranzösischen prosaversionen; in diesen sollen zwei verschiedene darstellungen der Tristansage ineinandergearbeitet vorliegen (R_1 und R_2, ersteres den typus *a*, letzteres typus *b* der erzählung bietend). Auch für diese behauptung vermisst man durchaus einen methodischen beweis. Hinsichtlich der abgrenzung von R_1 schliesst sich K. im wesentlichen an Bédier[1] an, dessen aufstellungen er nur in einzelnen punkten im sinne seiner eigenen

1) A. a. o., bd. II, 1905, p. 321 ff.

früheren ausführungen modifiziert. Das verfahren aber, mit dem er die andere redaktion R_2 herauszuheben unternimmt, ist so summarisch, dass absolut nichts auf diese resultate zu geben ist.

Die schrift im ganzen ist nicht sehr übersichtlich angelegt. Die ansichten werden oft viel zu aphoristisch vorgetragen, und dies dürfte mit ein grund dafür sein, dass der verfasser sich über die konsequenzen seiner vermutungen nicht immer klar geworden ist. Die zusammenfassungen, zu denen K. zuweilen einen anlauf nimmt, können nicht genügen. Auch die darstellung zeigt an vielen punkten unklarheiten. Eine wirkliche förderung des Tristanproblems wird man nur in einigen details finden können.

GÖTTINGEN. WALTHER SUCHIER.

Zwei Leipziger liederhandschriften des 17. jahrhunderts. Als beitrag zur kenntnis des deutschen volks- und studentenliedes hrg. v. **Emil Karl Blümml.** 1. Die liederhs. des studenten Clodius (1669). — 2. Die liederhs. dreier unbekannter Leipziger studenten (1683/95). Leipzig, E. Avenarius 1910. (Teutonia H. 10.) XXIII, 117 s. 8°.

E. K. Blümml, der auf dem gebiete der volkskunde seit mehreren jahren eine besonders grosse rührigkeit entfaltet, hat in vorliegendem heft zwei von Leipziger studenten herstammende liederhandschriften aus der zweiten hälfte des 17. jahrhunderts veröffentlicht.

Die zu Berlin in der königlichen bibliothek befindliche hs. des Christian Clodius vom jahr 1669, von diesem 'Hymni studiosorum' benannt, ist schon seit längerer zeit in fachkreisen bekannt und von W. Niessen zum gegenstand einer besonderen abhandlung, die zugleich als Berliner dissertation und in der Vierteljahrschrift für musikwissenschaft (1891) erschien, gemacht worden.

Die zweite hier von Blümml behandelte hs., die dem bestande der Wiener hofbibliothek angehört, fand bisher weniger beachtung bei den liedforschern und verdient solche wohl auch in geringerem grade, da sie keine musik bietet, sich als von mehreren (drei) händen äusserst nachlässig zusammengestoppelt erweist, dürftiger ist als diejenige des Clodius (nur 47 gegen 109 nummern bei Clodius), dabei noch den liedern ein paar andersartige stücke beimischt und wenig — wenn überhaupt etwas — enthält, was nicht anderswo besser oder ebensogut anzutreffen wäre; doch immerhin ist auch sie genauerer durchforschung nicht unwert. Sie wurde zuerst von Zarncke näher angesehen wegen ihrer beziehungen zu Reuter-Schelmuffsky; dieses Ehren-Schelmuffsky spuren verfolgend, haben sodann Creizenach, Ellinger u. a. sich eingehend damit beschäftigt. Während bei den Hymni studiosorum des Clodius hinsichtlich der verfasserschaft und zeitbestimmung keine schwierigkeiten vorliegen, ergeben sich bei der Wiener hs., in der keine namen, wohl aber mehrmals jahre vermerkt sind, gerade wegen einiger datierten auf den Schelmuffskykreis bezüglichen gedichte schier unlösbare chronologische widersprüche, denen gegenüber die früheren forschungen versagt haben und auch Blümml keine befriedigende, durchaus einleuchtende erklärung beizubringen vermag (s. 63/66, vgl. s. 105/6 nr. 38/41).

Was inhaltsangabe der hs. und abdruck einzelner bedeutsameren nummern angeht, so bekennt sich Blümml (s. VII) zu den von mir in den meisten meiner

einschlägigen arbeiten befolgten grundsätzen. Für jeden älteren menschen kann es nicht anders als erfreulich sein, wenn jüngere sich ihm und seiner arbeitsweise [1] gern anschliessen, und wenn's nach mir und meinem sinn gehen soll, so muss Bl.'s heft sicher auch in den augen aller andern liederfreunde als eine recht erfreuliche leistung erscheinen. Wenn Bl. sich aber auf mich beruft, so darf ich auch nicht verhehlen, dass ich mit papier, druck und raum wohl noch sparsamer umgegangen wäre und manches längere wertlose machwerk, das man oft genug in drucken und handschriften finden kann, ebenso wie manche nichts wesentliches bietende fassung ausreichend bekannter gedichte lieber fortgelassen sähe, z. b.:

S. 27 und s. 70 'Amande, darf man dich wohl küssen' beide male vollständig mit nachweisen, die schon von andern beigebracht waren [2].

S. 34 'Sie schläfet schon | die andere Dion' . . .

S. 73—77 nr. 11—13 'Ich ging auf einer wiesen' — 'So nehmet, ihr brüder, was freundlichkeit [sonst: freudigkeit] bring[e]t' — 'Ist doch wol kein besser leben' —

S. 79 'Amöna, erlaub mir in garten zu gehn'. — S. 82 'Ich armer hausknecht habe nun | mein ämtgen angenommen'. — S. 88 'Pertransibat clericus'. — S. 89 'Rusticus amabilem | obsecrabat virginem'. — S. 91 'Höret zu, ihr weydeleuth'. — S. 98 'Ich hab ein wort geredt' u. a. m.

Wenn Blümml s. 27 beim liedchen 'Amande, darf man dich wohl küssen' gelegenheit nimmt, ein paar falsche lesarten von Heuss in seiner ausgabe der arien von A. Krieger (1905) zu verbessern, so mag das ja ganz verdienstlich sein, doch liegen solche wohlfeilen lorbeeren in den gefilden der liedforschung überall auf dem wege. Hier soll zu diesem liedchen als neu vermerkt werden, dass es auch bisweilen in verbindung mit einem andern als teil eines neuen gebildes vorkommt. In fliegenden blättern findet man ein lied 'Scharmantes kind, ich muss dich meiden', z. b. Berlin Yd 7912 st. 92, Yd. 7917 st. 24; dort beginnt str. 4: 'Scharmante, darf ich sie wohl küssen', hier str. 3: 'Amante, darf man sie wohl küssen'.

Zu s. 30 'Dort drobn auf jenem berge | da sass ein altes rumpelscheidt' gibt Bl. keine nachweise; vgl. aber Lb. 1582 A 216, B 119, Lhs. Pal. 343 nr. 109, Forster II 21; Uhland nr. 291; R. von Liliencron, Volksl. um 1530 s. 221 nr. 70; Böhme, Altd. lb. nr. 245/6; Lh. II s. 699 nr. 912; Kopp, Volks- und gesellschl. (Texte d. mittela. 5) s. 121.

S. 31 'Es ging ein mönch in's Oberland'; vgl. ferner Kopp, Volks- und studentenlied in vorklass. zeit s. 85 und nachtr. Euphorion 8, 354; 11, 510 (auch Ms. Bud. f. 352).

S. 37 'Im mayen ist's überal lustig und schön'; vgl. ferner Kopp zum Bergliederbüchlein nr. 195 in: Ältere liedersammlungen s. 141.

S. 68 'Unter allen glückes schätzen | Ist ein frischer muth zu setzen' 11 sechsz.

1) Damit will ich mir nun und nimmer beifallen lassen, mir diese arbeitsweise frischweg als patent oder monopol oder originalprodukt anzueignen, sondern bin meinerseits nur den spuren anderer gefolgt, die's ähnlich oder ebenso gemacht haben, so z. b. Hoffmann von Fallersleben und neuerdings Bolte.

2) Zur stützung der bekannten tatsache, dass die studenten in Leipzig mehr als auf andern universitäten zu galanterien geneigt waren, werden in den anmerkungen zu s. VI und 61 genau dieselben belegstellen aus Keil, Dolch und Bruchmüller angeführt. — Die lange überschrift zu nr. 40 ist ausser an ihrer stelle s. 106 noch in der einleitung zur hs. s. 64 anm. vollständig abgedruckt. — Solche doppelten rezensionen in einem buche von mässigem umfang könnten bei grösserer sorgfalt vermieden werden.

str. Frh. v. Ditfurth, Deutsche volks- und gesellschaftslieder des 17. und 18. jahrhunderts (1872)[1] s. 275 bietet bei sehr starken abweichungen dasselbe lied in 12 strophen, wovon die erste 'Stetig an dem fenster sitzen' der zweiten strophe der hs. entspricht, wobei diese freilich schliesst mit 'Ist des pöbels proprium', während es dort heisst 'Ist der schneider proprium'. Besser entsprechen sich die dritten strophen der beiden fassungen: Ditf. 'Stetig in der kutte stecken', hs. 'Allzeit in der kutten stecken', schluss hier wie dort 'Ist der mönche proprium'. Ähnlich Ditf. str. 2 'Dahingegen alles wagen' — 'landsknecht' — hs. str. 4 'Dahingegen reiten, jagen' — 'hoffleute'. — Ditf. 5 hs. 9: studenten; Ditf. 6 hs. 8: jungfern; Ditf. 8 hs. 10: weiber; Ditf. 10 z. 1. 2 = hs. 11 z. 1. 2; Ditf. 12 z. 3–6 = hs. 11 z. 3–6. In den übrigen strophen entsprechen die beiden fassungen einander nicht.

s. 79 'Amöna, erlaub mir in garten zu gehn' kommt vermöge rollentausches der geschlechter auch oft vor mit dem anfang 'Erlauben sie, o schönster' z. b. fl. bl. d. kgl. bibl. zu Berlin: Yd 7901. IV; 7902. II st. 11 = 7903 st. 13; 7906 st. 69; 7907 st. 36 = 7915 st. 6; 7912 st. 6 und 91; 7914 st. 1. — 'Amena (Ammina) erlaub' (sie) mir' Yd 7902. III st. 38 = 7903 st. 117; 7912 st. 112; 7917 st. 31; 7921 st. 44 und 46; Ye 10215.

S. 86 'Ihr herren, lasst uns lustig seyn'. Von diesem eigenartigen, sich zu teutscher gesinnung, besonders freilich nur teutscher trinkfestigkeit stolz bekennenden singsang hat schon Fabricius in den Akademischen monatsheften (1899, nr. 189) aus dem für studentisches wesen in mehr als einer hinsicht sehr ergiebigen Ms. Bud. f. 352 der Jenaer univ.-bibliothek eine fassung mitgeteilt: 'Jenaisches studentenconfect. Ihr herren lasst uns lustig seyn' 14 str. entspr. d. Wiener hs. — Aus derselben hs. Buders findet sich zu dem liede 'Lasst uns nur lustig seyn, weil wir noch leben', Bergliederbüchlein nr. 135, in 'Ältere liedersammlungen bearb. v. A. Kopp' s. 102 angemerkt das lied 'Ade melancholey mit deinen grillen' 13 str. 'Jena am 24. Junij 1691'. Dasselbe lied steht in der Wiener hs. an erster stelle, Blümml s. 68, mit 17 strophen, woran sich unmittelbar als nächstes, also zweites lied anschliesst 'Weil wir noch jünger seyn, lasst uns studiren' mit 11 strophen gleicher art, so dass das ganze hintereinander auch als ein lied von 28 strophen abgeteilt werden könnte. Das lied 'Lasst uns nur lustig seyn, weil wir noch leben' hat im Bergliederbüchlein 26 strophen, auch Blümml in vorliegendem heft s. 17 gibt es aus der hs. des Clodius, hier nur aus 5 strophen bestehend. Alle diese massenhaft, in atemloser hast abgerollten strophen gehören eng zusammen und scheinen auch im Schelmuffskykreis schösslinge angesetzt zu haben.

S. 106 'Schelm-Mufsky Ehren-gedichte auff des herrn bruder graffens hochzeit: Fallt leute auff die steisse'. Von diesem gedichte kennt Bl. wie seine vorgänger Creizenach, Ellinger u. a. keinen druck. Im Euphorion 13 (1906) s. 124 ist von mir ein solcher nachgewiesen: 'Etwas vor alle menschen' 1709 (titelaufl. 'Poetischer schnap-sack' 1756) s. 102: 'Schelmufkens Ehren-gedichte auff seiner hochzeit. Im ton: Ich lebe recht vergnügt, etc. 1. Fallt leute auff den st . . . | und rennet hauffen-weiss' 6 str. entspr. d. Wiener hs. Auch diese strophenform scheint in der Leipziger studentenwelt und zumal im Schelmuffskykreise im schwange gewesen zu sein. Vgl. hs. d. Frh. von Crailsheim 'Der heisst wohl ein student',

1) Ich entsann mich zwar, das lied hier oder da gelesen zu haben, aber mir war keine fundstelle gegenwärtig. Mein kollege herr dr. Fabricius, in allem studentischen bewandert wie niemand sonst auch nur annähernd, wies mir die stelle bei Ditfurth nach.

Hans-guck-in-die-welt nr. 76 'Ich lebe recht vergnügt' in 16 strophen. Berglieder-büchlein nr. 24 'Ich lebe recht vergnügt', nr. 25 'Ihr musicanten seyd', jenes in 9, dieses in 12 strophen u. a. m.

In derselben gedichtsammlung 'Etwas vor alle menschen' 1709 (Poet. schnapsack 1756) s. 115/6 findet sich auch das prosaische stück nr. 27 der hs. (Blümml s. 91) 'Supplication umb einen küsterdinst', in der hs. 'datiert Lengwitz den 23. febr. 1688 und erledigt Potsdam den 28. febr. 1688', in der gedichtsammlung unter der überschrift 'Supplicatio eines schulmeisters um einen schuldienst', und zwar datiert 'Lanckewitz [Lankwitz bei Berlin] den 15. febr. 1688', worauf das 'Decretum' unterzeichnet ist 'Potsdam, den 25. febr. 1688'.

S. 107 'Was nützt ein fauler tag'. So beginnt bei Keil, Studentenlieder s. 129 die zweite strophe des liedes 'Wo kämpfet Mars jetzund', welches lied in der Helmstedter hs. als nr. 29 mit 7 strophen (Archiv für kulturgesch. 1. 1903. s. 430), in den Liebesrosen 1747 als nr. 25 mit 9 strophen (Hess. blätter f. volkskunde 5. 1906. s. 16) und sonst öfter zu finden ist. Nachträglich allerdings hat Blümml die identität der beiden lieder gemerkt, s. 117 'Verbesserungen und nachträge', ganz am schluss.

Eine dankenswerte beigabe zu Blümml's heft bildet ein reichhaltiges und übersichtlich angeordnetes verzeichnis der literatur über das ältere deutsche volkslied (s. IX–XXIII, nachträge s. 115/116).

MARBURG. A. KOPP.

Wilhelm Jürgensen, Martinslieder. Untersuchung und texte. (= Wort und brauch. Volkskundliche arbeiten, hrg. von professor dr. Theodor Siebs und professor dr. Max Hippe. 6. heft.) Breslau, M. und H. Marcus, 1910. 174 s. 5,60 m.

Der verfasser will nicht alle mit dem Martinstage verknüpften sitten und bräuche behandeln, sondern nur die lieder. Da er diese aber in den notwendigen zusammenhang bringt, so weitet sich seine schrift doch zu einer die wesentlichsten punkte der Martinsfeier darstellenden monographie aus. Es wird gezeigt, dass der 11. november nicht nur als abschluss des bäuerlichen wirtschaftsjahres, sondern auch als winterbeginn zu gelten hat. Verdienstlich ist der häufige hinweis auf französische verhältnisse, wenngleich Jürgensen offenbar darin zu weit geht, dass er die eben erwähnten tatsachen als französischen ursprungs annimmt. Ein zweiter abschnitt zieht aus dem reichen, mühsam herbeigetragenen material schlüsse auf die geographische verbreitung der Martinslieder und sucht ihr alter zu ermitteln. Weiter schildert Jürgensen die Martinsumzüge; er gedenkt dabei der gaben, der dankesformeln, sowie der verwünschungen, wenn die bettelnden kinder auf geiz stossen. Im nächsten kapitel wird die sitte der Martinsfeuer besprochen, sodann der reinigungszauber, endlich die rolle, die der heilige selbst in den umzügen und liedern spielt. Anfänglich sammelte man für ihn, in neueren liedern und liederfassungen dagegen erscheint er als gabenspender, sodass die kinder die angesungene person geradezu als Martin bezeichnen. Auch Martin Luther kommt in die lieder hinein. Der zweite hauptteil der arbeit befasst sich mit den gesellschaftsliedern am Martinstage. Es ist anzunehmen, dass Martinsgelage und dabei angestimmte

gesänge bereits am ende des 6. jh. vorhanden waren. Diese lieder, soweit wir sie noch besitzen, gehören fast sämtlich der vagantenpoesie an, und es verrät sich in ihnen einwirkung der kirchlichen dichtung. Die legende des heiligen bietet nur ganz vereinzelte anhaltspunkte für einen bacchischen Martinskult. Es ist als erwiesen zu betrachten, dass diese bacchische feier aus Frankreich stammt, doch sind germanische bestandteile angewachsen. Eine ausführliche untersuchung wird dem kultus der gans am Martinstage gewidmet. Die gans ist ein opfertier, und noch heute gibt ein 'gansreissen', das in Grez-Doiceau (wallonisch Brabant) bei der kirmes geübt wird, bei dem auch eine regelrechte anklage gegen den unglücklichen vogel erfolgt, deutlichen aufschluss darüber. Im letzten kapitel dieses abschnittes möchte Jürgensen den beweis erbringen, dass – entgegen der gewöhnlichen ansicht – der heilige Martin nicht der nachfolger Wodans, sondern des römischen kriegsgottes ist. Die zusammenhänge zwischen den kinder- und den gesellschaftsliedern beleuchtet ein schlussteil der sorgfältigen untersuchung. Es folgen, geographisch geordnet, die texte der kinderlieder, einigermassen chronologisch die gesellschaftslieder. Reichliche stellenangaben, varianten, anmerkungen und ein alphabetisches register der lieder schliessen das buch ab.

Treten wir nun in die behandlung von einzelheiten ein! Jürgensen stellt auf grund seiner stoffsammlung als äusserste punkte des kinderliedergebietes im westen Dünkirchen, im süden Vianden (Luxemburg) und Erfurt, im osten Stendal, im nordosten Lauenburg und im norden Friedrichstadt auf. Innerhalb dieses bezirks sind aber keineswegs überall lieder vorhanden. Dass die nordostgrenze sich nicht halten lässt, zeigt ein lied aus Lübeck (Colmar Schumann, Volks- und kinderreime aus Lübeck und umgegend. Lübeck 1899), s. 130 nr. 555[a], das übrigens zum teil erweitert, zum teil verderbt in dem gleichen bändchen als nr. 555[b] nochmals vorliegt. Die gruppe der lieder vom Martinsvögelchen ist ursprünglich in Holland verbreitet: es wird s. 9 ff. dargelegt, wie holländische siedler im 12. jh. unter Albrecht dem bären in die Altmark gekommen sind und das Polaberland mit der hauptstadt Lauenburg durch Westfalen besetzt worden ist. So erklärt sich die herrschaft des 'vogelliedes' im osten. Wäre demnach das alter dieser überlieferungen als mindestens 750 jahre erwiesen, so trägt Jürgensen kein bedenken, auch den anderen liedern das gleiche alter zuzuschreiben. Die wahrscheinlichkeit wird man der hypothese nicht absprechen können.

Einer besonderen erörterung bedarf der Martinsumzug. Jürgensen glaubt, dass sowohl Martinsvögelchen wie Martinskuh mindestens als masken dabei verwendet worden sind. Einmal stützt er sich auf das griechische schwalbenlied, zum anderen auf den inhalt der lieder selbst. Er meint, das vögelchen, bisweilen auch nur der 'kogel', solle die epiphanie der seele des heiligen darstellen (s. 17 und 42). Mit der erledigung dieser frage steht in engem zusammenhang eine zweite frage, welcher vogel als Martinsvöglein zu bezeichnen ist. Abgesehen von den fällen, in denen (innerhalb der gesellschaftslieder) zweifellos die gans als solcher Martinsvogel gedacht wird, lässt sich das nicht so leicht entscheiden, wie Jürgensen annimmt. Er beruft sich (s. 69) einfach auf Woestes Volksüberlieferungen in der grafschaft Mark s. 28 und behauptet, der seelenvogel des hl. Martin sei der rothaubige schwarzspecht, der in den Rheingegenden 'Sünte Mertsvögelken' heisst. Dagegen nennt Grimms wb. den *falco cyaneus*, den blauen habicht so, aber auch eine art zaunschlüpfer oder die krähe oder die wilde gans, schliesslich noch, was hier nicht in betracht kommt, paradisea tristis, den philippinischen paradiesvogel.

Eine entscheidung ist schwer möglich. Der schwarzspecht hat allerdings viel für sich. Denn nicht bloss, dass dieser vogel dem Mars heilig war, liesse sich als grund anführen, wie es der verfasser tut, der eine übertragung von Mars auf Martin für möglich hält, sondern namentlich der umstand, dass diese spechtart in der zoologie den namen *picus martius* trägt (Hermann Masius, Die tierwelt. Essen [1861] s. 132).

In der tat spricht meister Altswert (vgl. Jürgensen s. 42) von dem Martinsvöglein als mit der gabe der weissagung ausgestattet. Was aber den 'kogel' anlangt, so möchte ich ihn nicht auf den heidnischen kriegsgott deuten, sondern aus der legende des heiligen selbst herleiten, vgl. Herzog-Plitt, Realenzyklopädie IX[1] unter Martin von Tours: ('Seine [Martins] kutte [capa] wurde als das grösste heiligtum im palaste der fränkischen könige aufbewahrt und im krieg vorangetragen'). Gerade aus dieser stelle erklärt es sich leicht, wie Martin dazu gelangte, den Mars zu vertreten. Die in den liedern wiederholt erwähnte kuh (s. 17 f., s. 39) ist wohl der legende entnommen. vgl. J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen mythologie, zweite abteilung (Göttingen 1857), s. 272 (Legenda aurea). Wenn die sänger auf einem rosen- oder lilienblatt zu stehen behaupten, so heisst das nichts anderes als: sie können sich nicht aufhalten. Hier hätte sich der verfasser Uhlands überzeugenden hinweis (Abhandlung zu den volksliedern, hrg. von H. Fischer, s. 191) zu eigen machen sollen. Häufig gedenken die lieder der blossen arme des bischofs. Meines erachtens liegt aber keine nötigung vor, die nuda oder denutata bracchia aus einer anderen als der bekannten legende von der mantelteilung abzuleiten (dagegen Jürgensen, s. 28). Die Martinsfeuer mit ihrer fruchtbarkeit der äcker wirkenden kraft (s. 29 f.) behandelt der verfasser eingehend. Eine französische regel hätte er noch herbeiziehen können: *Fume tes prés à Saint-Martin, Tu récolteras toujours bien* (M. A. Levezier, Recueil de pronostics normands et français. Saint-Maur (Seine), Tournai (Belgique) 1897, s. 60). Sehr wertvoll sind die mitteilungen Wallonia VII (1899), s. 1 ff., unter dem titel 'La Saint-Martin à Malmédy', die Jürgensen nicht kennt. Bereits acht tage vor dem feste wird in Malmédy zum Martinsfeuer eingesammelt. Das liedchen lautet in übersetzung: Einen alten besen, um Martinsfeuer damit zu machen — vorwärts, bitte recht sehr! Einen waschkorb ohne boden — einen korb ohne henkel — eine stange, ein bund stroh — eine reisigwelle, ein fass: — alles ist gut und schön — um das Martinsfeuer zu machen — vorwärts, bitte recht sehr!' Übrigens glaubt man in der dortigen gegend, dass man sich durch das feuer vor schadenfeuer bewahren kann. Weiter heisst es (a. a. o. s. 9): '*La veille de Saint-Martin, à Bernister lez Malmédy, on brûle le soir dans le verger une gerbe de paille en disant: Bon Saint-Mârtin, avoyez-nos [envoyez-nous] des pommes et des peûres, des biloques du pourçai [sorte de prunes], des pèches po l's ouhais [des baies d'aubépine pour les oiseaux], don, don, s' i v' plaît bin*'. Dass es sich bei der feier um eine neujahrsfeier handelt, zeigt ein anderes, ebenfalls dort mitgeteiltes lied, in dem es heisst: *Nos avons fait la Saint-Martin, Ça serait dusqu'à l'an qui veint.* Das schlagen mit ruten am Martinstage deutet Jürgensen s. 34 f. richtig als vertreibung von dämonen. Es scheint mir nicht zufällig, dass in Norddeutschland, z. b. Lübeck, sich der volksreim findet: Martin Luther | Slöög sien mudder | Mit de kruuk | Up den buuk (Colmar Schumann nr. 344), obgleich ein zusammenhang mit dem 11. november nicht bezeugt ist. Auch den 'albererzug', zur verscheuchung der dämonen am Martinitag, hätte ich in dem kapitel gern mit an-

geführt gesehen (vgl. Ludwig v. Hörmann. Tiroler volksleben, Stuttgart o. j., s. 203). Er ist noch zu Wörgl im Unterinntal brauch. wurde früher auch im Pinzgau vorgenommen (Karl Adrian, Salzburger volksspiele. aufzüge und tänze, Salzburg 1908, s. 129 ff.). Im unteren Böhmerwald wird der gleiche heidenlärm 'wolfaustreiben', im bayerischen gebiet um Pfaffenhofen 'umschnalzen'. in Steiermark 'herbsteinschnalzen' genannt (F. J. Bronner. Von deutscher sitt und art'. München 1908, s. 265). Unter dem 'alber', der auch St. Martinsvogel heisst, stellt man sich in Tirol einen feurigen drachen vor (v. Hörmann s. 199). Die einfachste erklärung für die sitte, am Martinstage gänse zu verschmausen, hat nach Jürgensen s. 68 f. Leibniz gegeben: weil die gänse um die novemberzeit am feistesten sind. Diese rationalistische auslegung ist schon älter. z. b. steht sie auch in der gelehrten abhandlung Anser Martinianus Johan. Christiani Frommanni, D. Lipsiae M DC.LXXXIII bl. E2: Ut cum veteribus & majoribus nostris agnos Paschales à Paschatos festo Oster-Lämmer census tempore Michaëlis solvendos Michels-Zinss dicimus: Ita Anseres Martinianos. qvia Martini tempore potissimum, ut palato grati. expetuntur, cum iisdem appellamus. Wie das Martinsvögelchen. so will Jürgensen auch die Martinsgans von dem attribute des Mars herleiten (s. 70 ff.). Beweisen lässt sich auf diesem unsicheren boden nicht viel, aber wahrscheinlich dünkt mich diese erklärung, ebenso wie die des Martinsvögelchens. Freilich mag auch der falke (vgl. oben den falco cyaneus) als Martinsvogel gedacht worden sein. Darauf führen zwei redensarten hin, die Wanders Deutsches sprichwörterlexikon III unter 'Martin' mitteilt: nr. 10 'Heilige Sant Marti, da lebig opfer gib i der, hat die frau g'seit, wo-n-ere de habik de güggel holt' und nr. 11 'Heiliger Sanct Martin, dies lebendig opfer geb' ich dir, sprach die frau, als ihr ein falke den hahn wegtrug'. Diese redensarten sind bedeutungsvoll, auch wenn der raubvogel nichts besagt; weil sie erkennen lassen, dass die am Martinstage geschlachteten hausvögel als opfertiere aufgefasst werden.

Die gewissenhaftigkeit der arbeit macht grössere ausstellungen überflüssig. S. 62 beruft sich Jürgensen, um den noch heute (?) in Tours üblichen brauch des Martinsgansspeisens zu erklären, auf jahrgang 1851 (!) der Alsatia; s. 50 f. wird das erscheinungsjahr von Naogeorgs Regnum papisticum und Burchard Waldis' übersetzung falsch angegeben: es muss statt 1533 heissen 1553 und 1556 statt 1550. Nachtragen möchte ich noch, dass das gansreissen (s. 64 f.) auch in Schlesien üblich ist (Paul Drechsler, Sitte, brauch und volksglaube in Schlesien II, s. 72). Zu dem belgischen fall aus Grez-Doiceau vgl. man (ausser Wallonia II, 169 ff.) auch Wallonia II, 180 ff. und VIII, 195. Zum gänseorakel erwähne ich die nachricht in der Heimatkunde von Beuthen (Oberschlesien) I [Beilage zum jahresbericht 1903 der städt. kath. realschule]: Am Martiniabend (11. nov.) verbinden die heiratslustigen mädchen einem weissen gänserich die augen. stellen ihn mitten ins zimmer und bilden einen kreis um ihn. Diejenige. auf welche er zugeht. kommt zuerst unter die haube. Lied nr. 101 steht in Krauss' zeitschrift 'Der urquell', N. f. I, 10.

Aus dem süden des Osnabrücker landes wird ein Martinslied im 2. bande von K. Dorenwells Niedersächs. volksbuch (Hannover 1886) s. 173 abgedruckt. Es stimmt zu Jürgensens nr. 88 (Aus dem Herfordschen). ist aber weniger vollständig. Vielleicht hätte es sich doch empfohlen. die spätesten Martinslieder mit zu behandeln. In der Zfdu. XVII, 526, findet sich z. b. eins, das neben ganz jungen, auf Luther gehenden bestandteilen auch altes gut enthält.

DRESDEN. KARL REUSCHEL.

Lautlehre der heanzischen mundart von Neckenmarkt. Phonetisch und historisch bearbeitet von **Ludwig Anian Biró.** Leipzig, dr. Seele & Co. 1910. XVIII, 112 s.

Den namen Heanzen tragen die Deutschen, welche in Westungarn um den Neusiedlersee herum ansässig sind; sie gehören zum geschlossenen deutschen sprachgebiet und ihre mundart ist mit der im südöstlichen Niederösterreich gesprochenen im engsten zusammenhange. M. Höfers wörterbuch 1815, 2, 51 f. führt an: *Hienz*, ein träger und dummer mensch, *hienzen*, verhöhnen, jemand als einen *Hienzen*, d. i. dummen menschen behandeln. Vgl. nhd. ein dummer Hans, einen hänseln (dazu aber Pauls wörterbuch). Demnach ist Heanzen ein neckname, die von B. in der einleitung verzeichneten erklärungen dieser benennung sind weniger wahrscheinlich. Das etwa 2000 einwohner zählende bauerndorf Neckenmarkt liegt südlich von Ödenburg, unweit der grenze Niederösterreichs. Was bis jetzt über die Heanzenenda bekannt geworden ist, liess deren bayerisch-österreichisches gepräge erschliessen und die arbsit B.e gibt das material an die hand, die übereinstimmung in wichtigen punkten zu belegen.

Der phonetische teil dieser lautlehre ist recht sorgfältig gearbeitet, aber die geschichtliche beschreibung der lautentsprechungen enthält keinerlei hinweis auf das gesamtbayerische und im besonderen auf das benachbarte niederösterreichische. Fragen der mundartlichen entwickelung, die nach dem jetzigen stand der bayrischen mdaa. forschung zu erörtern wären, sind gar nicht in betracht gezogen. Immerhin wird das mitgeteilte sprachgut für die kenntnis der ostbayrischen mda. von nutzen sein. Die lautverschiebungsstufe ist die mittelbayrische, ebenso die regelung der silbenquantität; bayrisch sind auch die entsprechungen der stammsilbenvokale, mit der benachbarten mda. Niederösterreichs stimmt die gemeinsame entsprechung grosser gruppen von mhd. *a* und *ō* überein, *rōt* = rad und rot, dann die von mhd. *ā* und *o*, *prəeutn* braten und *pəeutn* geboten, *šləeuffm* schlafen und *trəeuffm* getroffen. Auch der zusammenfall von ahd. *ë* und *e* ist in gleicher art vorhanden. Solche dinge hätten eine vergleichende darstellung finden sollen. Über den rahmen seiner ortsmda. geht B. aber nirgends hinaus, sprachgeschichtliche probleme sind nicht berührt, historisch bearbeitet ist die mda. lediglich insofern, als die belege nach den germ. lauten aufgezählt sind. Äusserst dürftig sind die nebensilbenvokale behandelt, es wird z. b. nicht klar, welche fem. die endung *-en* als *-ᵃ* oder als *-ŋ̍* haben, vgl. *lukkᵃ* lücke und *kləeukkŋ̍* glocke. Störende druckfehler beeinträchtigen die richtige wertung mancher belege.

J. SCHATZ.

Albert Malte Wagner, Goethe, Kleist, Hebbel und das religiöse problem ihrer dramatischen dichtung. Eine säkularbetrachtung. Leipzig und Hamburg, Leopold Voss 1911. 114 s. 2,80 m.

Wagners ‘Säkularbetrachtung’ ist laut vorwort die erweiterung einer ausführlicheren besprechung, die der verfasser im ‘Literarischen zentralblatt’ (Jahrgang 1911, nr. 26) meinem festvortrag ‘Goethe und Hebbel. Eine antithese’ (Tübingen bei J. C. B. Mohr, 1911) gewidmet hat. Ich hatte dort die dramatik beider dichter einander gegenübergestellt, indem ich hervorzuheben versuchte, wie Goethe vornehmlich die macht der persönlichkeit feiere, Hebbel dagegen — entsprechend der

mehr resignierenden lebensanschauung unserer zeit — die macht des 'weltwillens'. Wagner bestreitet diese antithese, und um darzutun, wie sehr die dramatik der beiden dichter ihrem inneren wesen nach ein und dieselbe sei, stellt er sie seinerseits in antithetischen gegensatz zu der Kleists. Dieser gegensatz wird von Wagner gleichfalls gekennzeichnet als ein gegensatz der 'tendenz', wie ich mich ausdrückte, der 'inneren form', wie Wagner mich korrigiert. Nur wird er von Wagner anders gewertet. Er sieht in ihm eine divergenz in der stellungnahme zum 'religiösen problem'. Diese stellungnahme ist nach Wagner sowohl bei Goethe als auch bei Hebbel eine durchaus positive. Sie wird bei Goethe von anfang an beherrscht von der 'sich später immer klarer entwickelnden anschauung des dichters von der offenbarung der gottheit in jedem einzelnen' (s. 19), d. h. von der 'gläubigen gewissheit, dass der, der seine irdische mission erfüllt, zugleich der ewigen gerecht wird' (s. 45), bei Hebbel von dem glauben an eine 'über dem menschen waltende göttliche notwendigkeit: wer ihr folgt, wer die aufgabe erfüllt, die sie ihm angewiesen, wird gerade dadurch seine volle individualität in ihrer eigenart bewahren können: wer ihr nicht folgt, muss trotzdem ihren willen ausführen, geht aber dabei zugrunde' (s. 101). Anders Kleist. 'In seiner stellung zu dem geist, der alle welten lenkt, zur notwendigkeit, zum weltwillen, vollzieht sich eine abkehr von der auffassung Goethes' (s. 11). Denn durch Kleist geht 'der grosse riss, der die romantik zerrieb und zersetzte' (s. 40 f.). 'Der dualismus in mannigfacher gestalt, deren urgrund stets der zwischen gott und individuum, d. h. die unfähigkeit ist, sich in ein gegründetes verhältnis zum schicksal zu bringen, wird auch zum herrschenden prinzip in ihm' (s. 47).

Es wird sich zunächst die frage aufwerfen lassen, ob man berechtigt ist, die weltanschauung der drei hier angezogenen ungläubigen in eine so spezifisch theologische beleuchtung zu rücken. Derlei ausdeutungen sind bekanntlich mode geworden, besitzen wir doch seit neuestem nicht nur einen H. Ibsen, sondern auch einen C. F. Meyer als 'religiösen charakter'. An sich ist auch ganz gewiss nichts gegen solche bemühungen einzuwenden. Soweit sie eine emanzipierung von der herrschaft des dogmas bedeuten, sind sie meines erachtens sogar eine durchaus erfreuliche erscheinung auf dem gebiet religiösen lebens. Es fragt sich nur, ob das, was wir dem glaubenseifrigen hüter der kirche ohne grosse bedenken konzedieren, auch dem historiker erlaubt ist, dem die feststellung des objektiven tatbestandes als grundbedingung gelten muss. Es bedeutet aber meines erachtens eine ganz wesentliche verschiebung des objektiven bildes, Hebbels 'resignation', die ihn lehrte, seinen 'sarg nach und nach als bett zu betrachten' (Br. VI, 301), und Goethes selbstbefriedigung, die ihm aus einer mehr naturwissenschaftlichen betrachtung der dinge erwuchs, mit einer art geistiger wiedergeburt im sinne der christlichen lehre gleichsetzen zu wollen. Diese identifizierung scheint mir um so bedenklicher, als Wagner völlig unterlässt, den durch eine solche wiedergeburt eingeleiteten seelenzustand als bildungsresultat zu zeichnen. In ihm selber hat sie sich anscheinend so überaus früh vollzogen, dass ihm gar nicht zum bewusstsein gekommen ist, dass jene 'überwindung des dualismus' erst eine frucht innerer reife zu sein pflegt. Infolgedessen trägt er keinerlei bedenken, sie auch bei Goethe und Hebbel ausserordentlich früh anzusetzen. Schon der Götz scheint ihm aus diesem geist der gottergebenheit heraus geboren: 'Das wird jeder empfinden, der das herrliche werk unmittelbar auf sich wirken lässt. Gott ist es, der den ritter niederschlägt und er selbst spricht es aus' (s. 18). Ebenso wird bei Hebbel diese 'überwindung des dualis-

mus' vor konzeption seines erstlingswerkes angesetzt. Auch das scheint mir ein wenig früh, wenn wir auch bedenken müssen, dass Hebbels bunte lebensschicksale nach Wagner war er sogar 'schüler der Hamburger gelehrtenschule' (s. 94) – ihn bekanntlich erst mit 26 jahren zum dramenschreiben kommen liessen. Zum wenigsten gab es bei ihm späterhin noch, was Wagner leider gar nicht erwähnt, schwere rückfälle. So schreibt er z. b. im dezember 1840, also unmittelbar nach vollendung der Judith: 'Der dualismus geht durch alle unsere anschauungen und gedanken, durch jedes einzelne moment unseres seins hindurch, und er selbst ist unsere höchste, letzte idee. Wir haben ganz und gar ausser ihm keine grundidee. Leben und tod, krankheit und gesundheit, zeit und ewigkeit, wie eins sich gegen das andere abschattet, können wir uns denken und vorstellen, aber nicht das, was als gemeinsames, lösendes und versöhnendes hinter diesen gespaltenen zweiheiten liegt' (T. II, 2197). Blättern wir in den tagebüchern und briefen Hebbels weiter, so finden wir sogar, dass derlei dualistische stimmungen fast regelmässig wiederkehren. Oder sollte Wagner am ende Hebbels gottvertrauen überhaupt zu hoch eingeschätzt haben?

Wir werden Wagner nafürlich nicht vorhalten, dass er vor kaum jahresfrist eine an die 500 seiten starke 'stilbetrachtung' über 'Das drama Friedrich Hebbels' (Hamburg und Leipzig 1911) hat erscheinen lassen, in dem er selber jenen dualismus Hebbels noch arglos verkündete. Denn in der vorliegenden 'säkularbetrachtung' widerruft er jenes urteil in aller form: 'Ich muss gestehen, dass ich meine frühere auffassung von dem wesen des Hebbelschen dualismus nicht mehr aufrechterhalten kann' (s. 96 f.). Dementsprechend ist denn auch seine auffassung in diesem punkte jetzt eine fundamental andere als damals. Hatte er dort ausgeführt, dass dem drama Hebbels die idee einer existenzschuld zugrunde liege, die der dichter 'unmittelbar aus der antike übernommen habe' (a. a. o. s. 317), so erklärt er jetzt, von einer solchen existenzschuld sei im drama Hebbels 'tatsächlich nichts zu finden' (s. 100). Hatte er damals die anschauungsweise Hebbels derjenigen Goethes antithetisch gegenübergestellt: 'Dasein ist pflicht, sagt Goethe, dasein ist schuld, sagt Hebbel' (a. a. o. s. 317), so sucht er jetzt darzulegen, wie Hebbel gerade im gegensatz zu Kleist, dessen 'helden man eine schuld im eigentlichen sinne nicht vorwerfen kann' (s. 96), 'den weg zurück zu Goethe wiederfindet' (s. 11 f.).

Aber wenn wir, wie gesagt, dem verfasser seine jugendliche wandlungsfähigkeit auch ganz gewiss nicht vorwerfen wollen, fragen dürfen wir ihn doch wohl, ob die von ihm angenommene dualistische grundanschauung damals nicht vielleicht auch ihm letzten endes den schlüssel lieferte zum verständnis von Hebbels gesamter tragischer kunst. Und das wäre schliesslich nicht mehr als natürlich. Denn wie kann man sich, gerade wenn man nur 'innere zeugnisse' gelten lassen möchte, das schaffen des tragikers überhaupt vorstellen wollen ohne die voraussetzung, dass der dichter tragische konflikte überhaupt erst einmal sieht und in innerster seele empfindet, ehe er sie 'dichtet'. Insofern ist ohne dualismus tragische kunst überhaupt nicht möglich. Und es wird vor allem darauf ankommen, in welcher gestalt dieser dualismus dem einzelnen dichter entgegentritt. Denn dieses 'wie?' seiner weltbetrachtung ist auch das 'wie?' seiner kunst. Ob er diesen dualismus in irgendwelcher form in sich überwindet, kommt erst in zweiter linie in betracht, zum wenigsten für die kunst. Auf keinen fall bedeutet diese überwindung für die kunst immer ein plus. Mit recht steht uns Fausts erster teil, der den zugrundeliegenden dualismus noch in aller unmittelbarkeit uns offenbart, künstlerisch höher als der zweite.

Hinweisend auf diesen aller tragischen kunst notwendig zugrundeliegenden dualismus, oder – wie ich mich ausdrückte – den in jedem drama dargestellten widerstreit zwischen weltwillen und einzelwillen, hatte ich hervorzuheben versucht, wie sehr sich die richtung unterscheidet, in der die beiden tragiker Goethe und Hebbel die lösung ihrer tragischen konflikte anstreben. Aber weder in dem einen noch in dem anderen falle hatte ich unterlassen, ausführlicher darzulegen, inwiefern diese tendenz mit zunehmender reife eine klärung, eine 'verinnerlichung' (a. a. o. s. 23) erfährt. Einen solchen dualismus dagegen überhaupt leugnen und seine nichtexistenz zu einem kriterium der künstlerischen leistung auswerten zu wollen, bedeutet für mich zum mindesten ein durchaus gegenstandsloses unternehmen.

Von all dem, was Wagner über die dramen der drei dichter ausführt, scheint mir daher nur seine betrachtung der kunst Kleists sich auf gangbaren bahnen zu bewegen. Was Wagner hier über die in Kleists gefühlsdualismus wurzelnde tragik der Schroffensteiner und der Alkmene sagt, trifft meines erachtens im gewissen sinne den nagel auf den kopf, nur mit dem unterschiede, dass wir als stärke empfinden, was ihm als schwäche erscheint. Um so verfehlter freilich scheint mir Wagners beurteilung der kunst Hebbels. Er beginnt mit der Maria Magdalene, um gleich von vornherein meinen 'ganz ungeheuerlichen konstruktionen' die basis zu entziehen. Und zwar sieht er diese basis – wenn ich mich so ausdrücken darf – in der mangelhaftigkeit meines moralischen standpunktes. In seinen augen ist die heldin schuldig, sie nicht weniger als ihr vater und der sekretär: 'Wenn sie bei Leonhard aushält, trotzdem er sich in seiner ganzen erbärmlichkeit immer mehr enthüllt, wenn sie ihn, nachdem er sie verlassen, auf den knien flehentlich bittet, sie zu heiraten, und wenn sie endlich ihrem leben freiwillig ein ende macht, so ist sie nicht weniger den morschen moralverdikten verfallen als ihr vater und der sekretär, also nicht weniger als diese ein teil des gesamtwillens, dem der weltwille gegenübersteht' (s. 85). Dieser weltwille aber ist die notwendigkeit, die 'göttliche milde' (s. 84), mag sie sich hier auch nicht gerade mild erweisen. Denn Klaras tod ist die strafe dafür, dass sie ihr zuwider gehandelt hat, nicht etwa durch jenen fehltritt, der ja wohl auf grund von des dichters motivierung auch Wagner als entschuldigt gilt, sondern dadurch, dass sie sich jenen 'morschen moralverdikten' ihrer umgebung unterwirft: 'Würde sich Klara dem alten moralprinzip widersetzen, würde sie sich freiwillig der notwendigkeit fügen, so würde diese sie in ihren besonderen schutz genommen haben als die erste, die in der neuen zeit ihre grundsätze befolgt und ihr ihre schwierige aufgabe zu einer notwendigen, unwillkürlichen machen' (s. 105). Wir sehen also, dass Wagner die aufgabe, die er der tischlerstochter zuweist, keineswegs zu niedrig einschätzt. Nur erfahren wir leider gar nicht, wann Klara selber sich dieser verdienstvollen aufgabe bewusst wird. Denn das muss sie doch wohl, da sie die strafe ja selber auf sich nimmt? –

Dafür, dass Klara gerade durch diese morschen moralverdikte 'aus der welt herausgedrängt wird' (Br. II, 246), dafür, dass diese Klara gar keinen anderen moralkodex haben kann als den des vaters, hat Wagner kein auge. Für ihn existiert weder Hebbels erklärung, dass in seiner Maria Magdalene 'eigentlich alle recht hätten, sogar Leonhard' (T. II, 2926), noch der ganze kommentar, den Hebbel in seinem vorwort seinem werk mit auf den weg gegeben hat. Mag Hebbel sich hier auch noch so angelegentlich bemühen, sein 'bürgerliches trauerspiel', dessen tragik mit notwendigkeit aus der 'schrecklichen gebundenheit des lebens in der einseitigkeit' (W. XI, 62) resultiere, gegen die althergebrachte schuldtragödie aus-

zuspielen, den interpreten des werkes kümmert es wenig. Kein wunder also, wenn er sogar behauptet, dass die tragik der Maria Magdalene 'keine niederschmetternde', sondern 'eine erhebende' sei, dass in dem viel zitierten schlusswort des meisters Anton, das doch wohl mit keiner silbe — und zwar laut erklärung des dichters (T. II, 2926) — über eine bankrotterklärung hinausgeht, 'das gefühl der versöhnung sich auswirke' (s. 82). Und doch hat bekanntlich der dichter die entgegengesetzte behauptung selber anerkannt, als er gelegentlich meinte, dass man in seiner 'Julia', 'einem 2. teil der Maria Magdalene, der eine, freilich gewagte, lösung enthalte' (Br. III, 353), 'das versöhnende moment nicht vermissen werde, das der Maria Magdalene fehlt, wenn man es nicht, was ich freilich tue, in die tabula rasa setzt' (Br. IV, 124).

Noch bezeichnender aber ist vielleicht Wagners stellungnahme zu der vielumstrittenen frage des 'Hegelianismus' im drama Hebbels. Natürlich leugnet er einen solchen einfluss. Wie sollte er auch bei seiner interpretation der Hebbelschen tragik zu einer solchen annahme kommen? Nichtsdestoweniger aber meint er, das resultat des tragischen verlaufs 'der ausblick auf eine freie sittlichkeit der zukunft, mit dem die tragödie schliesst', sei 'durchaus im sinne der evolutionistischen lehre Hegels' (s. 86), 'dieser Hebbelsche optimismus' sei 'mit Hegels evolutionstheorie identisch' (s. 97). Vergebens werden wir fragen, wo hier der 'evolutionismus' stecken soll, da nach seiner interpretation die im weltwillen verkörperte thesis trotz der antithesis des einzelwillens oder — wie Wagner gar will — des gesamtwillens doch durchaus dieselbe bleibt. Ich meinerseits hatte auszuführen gesucht, wie Hebbel von der Maria Magdalene an sich daran gewöhnt habe, den tragischen verlauf in seinen dramen im sinne Hegels 'auszudeuten', d. h. 'die macht der konvention als repräsentant des weltwillens' (a. a. o. s. 34) zur thesis zu stempeln, die sich antithetisch infolge des widerstandes des jeweiligen helden zu einer höheren, verinnerlichteren sittlichkeit läutere. Aber gerade dagegen macht Wagner front. Er nennt in jener kritik solche ansichten 'verworren'. Unfähig, in der übel beleumdeten konvention etwas anderes zu sehen als den gegenpol des sittlichen, polemisiert er gegen eine solche deutung überhaupt: 'Selbst wenn die konvention repräsentant des weltwillens in dem bürgerlichen trauerspiel wäre, so würde die Hegelsche antithese doch nicht vorhanden sein, weil von einem widerstand Klaras gegen jene gar nicht gesprochen werden kann' (s. 85). Ob Klara wohl in den tod geht, um der konvention einen gefallen zu erweisen? —

Würde sich Wagner auch nur ein einziges mal vor augen gehalten haben, wie Hebbel wohl zu dieser von ihm formulierten vorstellung eines 'weltwillens' kam, würde er sich klargemacht haben, dass der dichter sie nicht aus dem konfirmandenunterricht mit heimgebracht hat, sondern aus einem erleben, das ihm immer von neuem die furchtbarkeit des menschenschicksals offenbarte, dann würde er vielleicht erkennen, dass es dem dichter ursprünglich um nichts anderes zu tun war als darum, jene geheimnisvolle macht, die sich jeder individuellen lebensbetätigung hindernd in den weg stellt, auf einen begriff zu bringen. Hätte er mit diesem begriff nichts anderes sagen wollen, als dass kein sterblicher gegen den willen gottes verstossen darf, weil er sonst büssen muss, dann hätte er es wirklich leichter haben können. Dann hätte er vermutlich auch niemals tragödien gedichtet, sondern kirchenlieder. Auch würde er gewiss das drama Calderons nicht aus der reihe der grossen dramentypen verwiesen haben, gerade mit der begründung, es enthalte 'nur vergangenheit, keine zukunft: es setzt in seiner starren abhängig-

keit vom dogma voraus, was es beweisen soll, und nimmt daher, wenn auch nicht der form, so doch dem gehalt nach, nur eine untergeordnete stellung ein' (W. XI, 41). Vor allem würde er keine veranlassung gehabt haben, Goethe vorzuwerfen, dass 'er im Faust, als er zwischen einer ungeheuren perspektive und einem mit katechismusfiguren bemalten bretterverschlag wählen sollte, den bretterverschlag vorzog und die geburtswehen der um eine neue form ringenden menschheit, die wir mit recht im ersten teil erblickten, im zweiten zu blossen krankheitsmomenten eines später durch einen willkürlichen, nur notdürftig-psychologisch vermittelten akt kurierten individuums herabsetzte' (W. XI, 42). Wir brauchen über die berechtigung dieses vorwurfs hier nicht zu streiten. Wir mögen ihn billigen oder nicht, zum mindesten beweist er doch, wie sehr Hebbel seinerseits alles daransetzte, 'die geburtswehen der um eine neue form ringenden menschheit' im eigenen drama aufzuweisen. Damit dieses streben nicht verkannt werde, schreibt er sein vorwort. Nur darum nennt er die kunst 'realisierte philosophie', nur darum betont er immer wieder, dass 'die wahre tragödie' im 'problem' wurzele, dass sie 'es mit dem durchaus unauflöslichen und nur durch ein unfruchtbares hinwegdenken des von vornherein zuzugebenden faktums zu beseitigenden zu tun habe' (W. XI, 64). Freilich, Wagner braucht es nicht erst hinwegzudenken, für ihn ist es überhaupt nicht vorhanden. Für ihn gibt es kein solch unaufhörliches, sondern lediglich eine nichtachtung des göttlichen willens. Was bei einer solchen divergenz der anschauungen von dichter und interpret herauskommt, sehen wir: aus der heldin wird die sünderin — denn wozu sonst der name Maria Magdalene? —, aus dem weltwillen die 'göttliche milde' und aus dem 'brechen der weltzustände' — die exekution.

Um mir zu beweisen, dass dieser pseudo-hegelianismus auch schon vor der Maria Magdalene die dramatik Hebbels beherrsche, bespricht Wagner anschliessend dann auch noch die Judith und die Genoveva. Ich hatte darauf hingewiesen, wie geflissentlich Hebbel in seiner motivierung der tat der Judith jede verantwortlichkeit von dem einzelwillen auf den weltwillen abzuwälzen suche. Wagner hält mir entgegen, dass die frage nach einer schuld der heldin uns keineswegs 'wie hohn berühre' (s. 95). In Wagners augen ist Judith nicht weniger schuldig als Klara. Ihre schuld besteht darin, dass sie 'die ihr von gott auferlegte tat' (s. 95), 'die sie im auftrage der notwendigkeit ausführen sollte, aus ganz persönlichen gründen vollzieht' (s. 96). Diese persönlichen gründe sind einmal 'der ehrgeiz, Holofernes zu töten, als ihre volksgenossen feige versagen', und dann 'das geschlechtsverlangen des weibes, das nach einem ungeheuren ereignis verlangen trägt und dieses, halb unbewusst natürlich, im lager des Holofernes zu finden hofft' (s. 95). Wir werden Wagner vor allem erwidern müssen, dass es von gott doch wohl nicht ganz gerecht gewesen wäre, eine solche tat einem so unzuverlässigen wesen aufzuerlegen. Überhaupt sind wir mit Mirza der ansicht, die bekanntlich auch Hebbel — und zwar nicht nur in bezug auf die Judith — als die seinige vertreten hat: 'Ein weib soll männer gebären, nimmermehr soll sie männer töten!' (W. I, 67). Auch hat Hebbel bekanntlich wiederholt betont, dass Judith normalerweise überhaupt nur durch jene 'gefühlsverwirrung' zu ihrer tat gelangen könne: 'dass die narren doch so oft in der tugend die sünde sehen oder, besser, dass sie einem werke das fundament, worauf es ruht und allein ruhen kann, zum vorwurf machen. Nur dadurch wird die tat der Judith menschlich, dass sie sich selbst rächt, dass sie mord gegen mord setzt! Hätte sie nicht ihr selbst an Holofernes verloren, so würde ihre tat durchaus ab-

scheulich sein!' (Bd. II, 87). Diese nach Hebbel 'durchaus abscheuliche tat' ist für Wagner die 'ihr von dem göttlichen willen in die brust gelegte mission' (s. 97).

Es wird kaum nötig sein, auch noch an hand der späteren dramen die ungereimtheit der Wagnerschen auffassung nachzuweisen. Wagner selber wird doch schwerlich zu überzeugen sein. Denn die ganzen theoretischen erörterungen Hebbels, auf denen sich unsere interpretation in der hauptsache aufbaut, wiegen ihm nicht sonderlich schwer. Wenn er 'auch nicht rund heraus behaupten möchte, dass sich theorie und praxis bei Hebbel geradezu widersprechen' (s. 99), so fehlt es seiner meinung nach doch nicht an 'widersprüchen zwischen theorie und praxis', die 'beweisen, dass die individuationstheorie für das drama Hebbels von keiner bedeutung geworden ist und, wie ich meine, auch nicht für seine philosophische weltanschauung' (s. 101). Sie gilt also nach Wagner lediglich für seine dramaturgischen betrachtungen. Ist das nicht sonderbar? —

Bei einer solchen einschätzung des Hebbelschen denkens ist es an sich ja wohl auch nicht weiter verwunderlich, wenn Wagner jenes selbstbekenntnis des dichters, dass er im gegensatz zu Goethes 'traumschönheit, die von den widerspenstigen mächten und elementen des lebens nichts weiss, nichts wissen will', diejenige schönheit zu bringen suche, 'die die dissonanz in sich aufnahm, die alles widerspenstige zu bewältigen wusste' (Br. IV, 43), kurzerhand mit der bemerkung abtun zu können glaubt, Hebbel 'verkenne damit sich selbst und Goethe zugleich' (s. 106). Ich wüsste auch wirklich nicht, was Wagner mit ihm anfangen sollte, nachdem ihm einmal die erkenntnis geworden, dass Hebbel eine ebenso 'im wahrsten sinne des wortes fromme, religiöse natur' (s. 107) ist, wie Goethe und er selber. Immerhin scheint diese ablehnung der Hebbelschen selbstbeurteilung mir noch eine besondere betrachtung zu verdienen. Denn der springende punkt ist doch wohl der, dass Wagner mit solchem selbstbekenntnis überhaupt nichts anfangen w i l l. Hier stossen wir auf das leitmotiv seines ganzen verfahrens.

Wenn Wagner nicht müde wird, auf schritt und tritt gegen meine auffassung zu polemisieren, so tut er das nicht etwa, weil er mehr oder weniger zufällig bei seiner untersuchung zu einem anderen resultate gelangt wäre, sondern er empfindet einen gegensatz prinzipieller natur. Aufgemuntert vor allem durch die 'freundliche anerkennung', die, wie er im vorwort schreibt, seine besprechung meiner arbeit gefunden habe, sucht er im geiste dieser anerkenner seine m e t h o d e auszuspielen gegen die meinige. Wenn er bezüglich jenes Hebbelschen selbstbekenntnisses gegen mich den vorwurf erhebt, mir 'Hebbels irrtum angeeignet' zu haben (s. 106), so bedeutet das keineswegs den vorwurf der kritiklosigkeit. Er hält es vielmehr ein für allemal für einen missgriff, die praxis eines dichters zu untersuchen an hand von dessen theoretischen überzeugungen. Denn — so argumentiert er — 'mit herausgegriffenen theoretischen aussprüchen kann man gar nichts beweisen, weil man bekanntlich fähig ist, besonders bei Goethe, alles mit ihnen darzutun. Allein die betrachtung der künstlerischen leistungen führt zu einem ergebnis' (s. 107). Der zweite satz beweist, dass im ersten der nachdruck durchaus nicht auf dem 'herausgegriffen' liegt. Ich glaube auch kaum, dass Wagner einen diesbezüglichen vorwurf wird gegen mich erheben wollen. Ihm ist es lediglich um den prinzipiellen gegensatz zu tun. Seiner meinung nach kommt es an sich gar nicht darauf an, wie der dichter in die welt geschaut hat, was ihn ans leben band, was menschheit, kunst, ideal im einzelnen ihm galten. Denn nach ihm kommt es überhaupt nicht auf den dichter an, sondern lediglich auf das kunstwerk. Dieses muss uns sein

geheimnis ganz allein verraten. Nur 'um das aus der besonderen betrachtung des geschaffenen gewonnene ergebnis zu unterstreichen' (s. 12), dürfen bei untersuchung des kunstwerkes 'die kundgebungen, die ausserhalb der dichtung liegen und von den absichten des poeten zeugnis ablegen, wie tagebücher, briefe usw.' (s. 12) herangezogen werden, vorausgesetzt natürlich, dass sie mit jenem 'ergebnis' harmonieren. Denn anderenfalls hat, wie figura zeigt, der ästhetiker recht, nicht etwa der dichter. Denn 'das kunstwerk an sich' ist erst in zweiter linie als ein produkt menschlichen schaffens zu würdigen; in erster linie ist es 'nach dem schönen ausspruch eines grossen dichters ein verklärtes abbild der natur, mithin für den tiefsten forscherblick noch nicht ganz erklärbar und doch schon für das blosse beschauen etwas, und zwar etwas bedeutendes' (s. 12). Oder, wie Wagner in jenem anderen buche unter berufung auf Hebbel so schön sagt: 'Das künstlerische schaffen — und das ist nicht nur Hebbels ansicht, wie Scheunert meint, sondern ein allgemein anerkanntes gesetz — ist ein eminentes naturereignis, das der künstler selbst nicht begreift (T. I. 948) und das so vorzustellen ist, dass sich die natur in einer menschenseele verkörpert und aus ihr heraus das kunstwerk gebiert' (a. a. o. s. 21).

Allein Wagner unterzieht sich nichtsdestoweniger der mühe, auch den irdischen 'wurzeln' des kunstwerks nachzuspüren. Jene an sich so verschmähten 'kundgebungen' des dichters erscheinen ihm geradezu 'notwendig, wenn es sich um die volle erfassung der dichterischen persönlichkeit handelt, d. h. um die ergründung und darstellung der lebenserfahrung des dichters, und des bodens, in dem das werk, vor allem die intention, seine wurzeln hat' (s. 12). Fast wäre man versucht, hier einen widerspruch anzunehmen, wenn Wagner uns nicht auf derselben seite schon erklärt hätte, dass für das kunstwerk die intention des dichters nur insofern in betracht komme, als sie ohne zuhilfenahme jener 'äusseren zeugnisse' sich in ihm so wie so schon offenbare. Wenn er hier also nach den wurzeln gräbt, so ist sein ziel nicht etwa die würdigung des kunstwerkes, sondern die des künstlers. Es handelt sich bei ihm also in beiden fällen um ganz verschiedene dinge. Ob das freilich dem verfasser selber klar geworden ist, vermag ich nicht zu sagen. Ich glaube kaum. Denn sonst hätte er doch wohl betont, dass er hier zwei ganz verschiedene betrachtungsweisen nebeneinander herlaufen lässt: auf der einen seite eine historisch-genetische, auf der anderen eine normativ-ästhetische. Freilich bedeutet die erstere nur eine art konzession, die er dem gegner einzuräumen beliebt. Sie spielt daher auch nur in den eingestreuten bemerkungen theoretischer art eine rolle. Sein eigentliches interesse dagegen gilt der ästhetik. Ihr gehört er mit herz und hand. Wie soll er also einräumen können, dass die kunst Goethes in erster linie zu würdigen sei als blüte der kultur ihrer zeit, und deshalb für die beurteilung der gänzlich anders fundierten kunst unserer zeit keine normativen massstäbe liefern könne? — Eher alles andere als gerade das! Denn Goethes kunst ist d i e kunst, und wenn Hebbels drama innere berechtigung hat, dann nur eben darum, weil es aus demselben geheimnisvollen urgrunde hervorgequollen ist wie das drama Goethes. Wer kennte ihn nicht, den wind, der aus diesem loche pfeift?

Wenn ich mir trotzdem nicht die mühe habe verdriessen lassen, dem verfasser auf seinen pfaden zu folgen, so bewog mich dazu weit weniger seine gegen mich gerichtete polemik, als vielmehr der umstand, dass der ästhetiker hier nicht allein auftritt, sondern in begleitung des 'religiösen gemüts'. Denn gerade das scheint mir durchaus besonderer beachtung wert. Der ästhetiker gewinnt durch dieses bündnis neuen boden. Er begnügt sich nicht mehr damit, zu zeigen, dass

'die kunst' die kunst ist, er lässt sich von seinem besseren ich auch bezeugen, dass 'die weltanschauung' die weltanschauung ist:

'Wie natur im vielgebilde
Einen gott nur offenbart,
So im weiten kunstgefilde
Webt ein sinn der ewgen art!
Dieses ist der sinn der wahrheit,
Der sich nur mit schönem schmückt
Und getrost der höchsten klarheit
Hellsten tags entgegenblickt.' (S. 15.)

Bisher tat sich der literarhistoriker etwas darauf zugute, dass er darzustellen vermochte, inwiefern die dichtung des einzelnen in ihrem innersten wesen bedingt war durch die persönlichkeit ihres urhebers und die zeit, die ihn werden sah. Jetzt zeigt der ästhetiker, dass er so etwas auch kann. Freilich offenbart sich seinem auge dieser zusammenhang nicht in einer unendlichen genese, sondern in einem 'entweder — oder'. Entweder der dichter hat die kunst, dann hat er auch die weltanschauung, oder er hat sie nicht, dann liegt der grund eben darin, dass es ihm nicht gelungen ist, den 'dualismus' zu überwinden.

Freilich braucht das nicht seine persönliche schuld zu sein. Es gibt ganze zeitalter, die einer solchen überwindung hinderlich sind, z. b. die romantik. Sie ist geradezu die verkörperung dieses dualismus. Man hat immer angenommen, dass sehr viel religiosität in ihr stecke. Aber das stimmt nicht. ‚Es fehlte der romantik an der einheit des gefühls von gott' (s. 39). Der dualismus kommt daher an allen ecken und enden zum vorschein. Deutlichst sehen wir das an Kleist. Denn 'durch den in ihm wirkenden dualismus ist Kleist romantiker' (s. 47). Aber seltsam genug: obgleich Kleist den dualismus so gar nicht zu überwinden vermochte, obgleich bei ihm der dualismus so tief sass, dass die tragik seines schicksals 'ihren abschluss in den wellen des märkischen sees fand' (!) (s. 10), er ist dennoch künstler. Und das hat seinen grund darin, dass es ihm gelang, für jene fehlende einheit ersatz zu schaffen, d. h. sie durch eine andere einheit zu substituieren: 'Als künstler überwand Kleist den dualismus, indem er aus der einen erkenntnis heraus schuf, dass wir nichts wissen können, eine erkenntnis, die er in der wirklichkeit nicht zu ertragen vermochte' (s. 47). Und doch finden wir den dualismus in Kleists dramen allenthalben wieder, nicht nur in der 'Familie Schroffenstein' und dem ‚Amphitryon', sondern auch im 'Käthchen von Heilbronn', dessen heldin 'nur die aufgabe hat, die innere zerrissenheit des grafen in ein helleres licht zu rücken' (s. 62 f.), ja sogar im 'Prinz Friedrich von Homburg'. Denn 'auch im Homburg liegen die abgründe des Kleistschen wesens offen zutage' (s. 71): 'Welche meinung die rechte ist, die des kurfürsten oder die Kottwitzens, das erfahren wir nicht. Denn Kleist trug in seiner brust eben nicht die überzeugung von einem weltwillen, den wir erkennen können' (s. 73). Und doch offenbart uns auch der 'Prinz Friedrich von Homburg' 'jene grundüberzeugung von der notwendigkeit, die selbstsucht zu unterdrücken zugunsten einer geläuterten, im willen der gottheit ruhenden sittlichkeit' (s. 98).

Ich finde diese unterscheidung zwischen dem künstlerisch schaffenden menschen und dem menschlich schaffenden künstler so überaus tiefsinnig und fein, dass gewiss ein ganz hervorragender scharfsinn dazu gehört, um dem verfasser hier zu folgen. Der meinige — ich gestehe es offen — reicht leider nicht aus. Mir

ist noch immer unklar, ob nach Wagner im 'Prinz Friedrich von Homburg' der dualismus nun wirklich überwunden ist oder nicht. Nur soviel ist mir klar, dass des verfassers mitleidige seele sich noch immer nicht damit abgefunden hat, dass Kleist aus dem schlimmen dualismus so gar nicht herauskommen konnte, dass Wagner aber nichtsdestoweniger seine dramatik gar nicht so übel findet. Beides sichert dem verfasser gewiss unsere vollste sympathie. Und deshalb werden wir ihm wünschen, dass für ihn die zeit von vor einem jahre wiederkehren möge, wo ihm ein solcher widerspruch noch nicht aufgegangen war, wo 'die leidenschaftliche religiöse sehnsucht der gegenwart, die aus dem bewusstsein erwachsen, die einheit des lebens verloren zu haben' (s. 15), sich ihm noch nicht geoffenbart hatte. Denn selbst diese offenbarung, die, wie Wagner am schluss seiner einleitung ausdrücklich bemerkt, die vorliegende 'säkularbetrachtung' mitveranlasst hat, wird kaum als entschuldigung für sie gelten können.

Zwar wird man einwenden dürfen, dass das ganze — wenigstens ursprünglich — wohl kaum als wissenschaftliche arbeit gedacht war. Zu dieser vermutung veranlasst nicht nur die warnung vor dem 'eudämonismus der aufklärung', der 'in unseren tagen ganz bedenklich um sich zu greifen beginnt' (s. 112), sondern vor allem auch der hinweis auf 'das mit rosen umwundene kreuz des bruders Markus' (s. 114). Allein der verfasser hat es für gut befunden, seine erbauliche säkularbetrachtung in die wissenschaftliche diskussion über Hebbel hineinzuwerfen. Und da wird sich die wissenschaft die mühe schon machen müssen, zu der 'unerschütterlichen überzeugung' (s. 7) des verfassers stellung zu nehmen.

TÜBINGEN. F. ZINKERNAGEL.

Käte Friedemann, Die rolle des erzählers in der epik. Leipzig, H. Haessel 1910. (Untersuchungen zur neueren sprach- und literaturgeschichte, hrg. von Oskar F. Walzel. N. f. VII. heft.) X, 245 s. 4,60 m.

Die arbeit macht front gegen die Spielhagensche theorie der erzählungskunst, die vielfach anerkennung gefunden hat, und führt den gegenteiligen standpunkt durch. Sp. erblickt das wesen der erzählungskunst in der objektivität. Unter künstlerischer objektivität versteht man gemeinhin ein innerliches verhalten des dichters, das den unverfälschten geist des objekts sprechen lässt; der dichter verschwindet hinter dem stoffe, wie die gottheit hinter dem weltgebäude, als ob die dichtung ein vom erzeuger unabhängiges dasein führe. Allein die objektivität, die Sp. meint, ist rein äusserlicher, formaler natur, sie sucht nur das formale sichgeltendmachen des erzählers zu unterdrücken. Diese formale objektivität aber ist unabhängig von der geistigen. Geistige objektivität und formale subjektivität, formale objektivität und geistige subjektivität sind durchaus vereinbar. Was also Sp. unter 'objektivität' versteht, lässt sich identifizieren mit dramatischer illusion. Sp. verlangt also von der epik dramatische wirkungen, man sollte meinen, von der epik epische wirkungen erwarten zu können. Die widerspruchsvolle mannigfaltigkeit der versuche, die grenzen der poetischen gattungen festzulegen, zeigt übereinstimmung nur in einem punkte, nämlich der forderung einer prinzipiellen scheidung der gattungen, während für die praxis dem belieben des einzelnen freier spielraum gelassen wird.

So stellt sich die verfasserin von neuem die aufgabe, die unterscheidenden merkmale der dramatischen und epischen poesie festzustellen. Innerhalb der epischen poesie eine scheidung zwischen epos und roman vorzunehmen lehnt sie ab und nimmt für den terminus 'episch' die ganze gattung in anspruch; dass die novelle in der geschlossenheit ihrer komposition sich dem drama nähert, bleibt ausser betracht. Was nun die anschauungen über das wesen des epischen im gegensatz zum dramatischen betrifft, so führt man den unterschied in den meisten fällen auf ein stoffliches prinzip zurück. Daneben wird vielfach auch die formale seite des gegenstandes berührt, und hier wird die 'objektivität' als das entscheidende kennzeichen des epikers hingestellt. Allein dieser begriff erscheint so wenig festgelegt, dass er sowohl das geistige verhalten des dichters, die innere unabhängigkeit, wie auch eine gewisse äusserliche stilgerechtigkeit bezeichnen kann. Tut er das erstere, so trifft die forderung gleichmässig für epos und drama zu, bildet also kein besonderes kennzeichen des epischen, meint er formale objektivität, so enthält er im grunde nur die anerkennung, dass das drama die eigentliche objektive form der darstellung sei, das epos sich aber zu bemühen habe, dramatisch zu erscheinen, da es im grunde subjektiv sei. Alle diese versuche übersehen den nächstliegenden weg, nämlich den unterschied zu suchen in dem unterschied von d a r s t e l l u n g und e r z ä h l u n g. Angedeutet findet sich diese anschauung bei Gottsched und Engel, ausgeführt bei Goethe und Schiller, von neuem betont bei W. v. Humboldt, O. Ludwig und Jakob Wassermann. Entscheidend ist die tatsache, dass uns im epos die ereignisse nicht wie im drama unmittelbar, sondern durch ein gegenwärtiges medium vermittelt werden, das den letzten einheitspunkt bildet, auf den alles zurückweist und zurückgeht. Der epiker erfasst die ereignisse als vergangen, als abgeschlossen, als einen gegenstand der kontemplation, was er erzählt ist ein spiegelbild, ein widerschein der wirklichkeit. Der dramatiker gibt die wirklichkeit selber — natürlich nur dem ästhetischen scheine nach, er lässt die ereignisse vor unseren augen sich entwickeln, als geschähen sie zum ersten male.

Erzähler und erzählung treten nun im lichte der von Riehl auch auf die dichtung angewendeten Hildebrandschen theorie des fernbildes (Alois Riehl, Zur einführung in die philosophie der gegenwart, Leipzig 1904, s. 97 ff.) in eigentümlicher weise auseinander, insofern der erzähler der gegenwart, das von ihm erschaute fernbild aber der vergangenheit angehört; dieses wird dadurch um so energischer zurückgeschoben, während das drama, an sich genau ebenso zeitliches fernbild, infolge des fehlenden kontrastes als gegenwärtig empfunden wird. Beim drama sowohl wie beim bildwerk fallen also die entsprechenden faktoren der vergangenheit und gegenwart zusammen. So läuft also die Sp.sche theorie darauf hinaus, durch ausschaltung des erzählers mit einer epischen form dramatische illusion zu erzielen. Tatsächlich aber symbolisiert der erzähler in der künstlerischen anschauung und erfassung seines gegenstandes die Kantische erkenntnistheorie und muss daher zum organischen bestandteile seines eigenen kunstwerkes werden. Die 'einmischung' des erzählers ist also nicht eine stilwidrigkeit, sondern eine wesentliche epische form (so auch Friedrich Schlegel, Athenäumfragment nr. 238). Eine stilwidrigkeit ergibt sich aber alsbald, wenn der unmöglich durchzuführende schein der objektivität gestört wird durch das technisch unvermeidliche hervortreten des erzählers. Dennoch wäre es verfehlt, Sp.s arbeiten das verdienst abzusprechen; es besteht jedoch nicht in den gesetzen, die er für den roman aufgestellt, sondern darin, dass er überhaupt verbindliche gesetze aufzustellen sich bemüht hat. Auch

soll nicht bestritten werden, dass der epiker unter umständen berechtigt ist, dramatische wirkungen anzustreben. allein, was ausnahme ist, zu gesetz und regel zu erheben, heisst die dinge auf den kopf stellen.

Die verfasserin versucht nun die eigentlichen erzählungsformen im gegensatz zu den dramatischen festzustellen.

Der erste teil der arbeit ist überschrieben: 'Der blickpunkt des erzählers' und behandelt die frage, welchen standpunkt das zwischen dem dargestellten und dem leser stehende medium einnimmt und in welchen ästhetischen formen er zum ausdruck gelangt. Als den urtypus des erzählers fassen Goethe und Schiller den rhapsoden, der seinen hörern mündlich die taten der vergangenheit berichtet. Wird bei der schriftlichen aufzeichnung die tatsache des berichtes, die beim erzählen der wirklichkeit angehört, zum bestandteil des kunstwerkes, so entsteht die rahmenerzählung. Dabei kann der erzähler entweder nur die aufgabe des erzählens haben oder er nimmt tätig oder beobachtend an den vorgängen anteil und wird dadurch das verbindungsglied, das rahmen und erzählung unlöslich verknüpft. Aus der fiktion des mündlichen berichtes wird die fiktion des schriftlichen. Als das letzte rudiment dieser form wäre die anrede an eine fingierte person zu betrachten. Fällt auch diese fort, so ist das buch nicht mehr an bestimmte menschen, sondern an die menschheit gerichtet. Das einstige ich wird dem erzähler vollkommen zum objekt, in das es sich anschauend versenkt. Als eine variante dieses ichromans erscheint der typus, der dem erzähler die rolle des beobachters zuweist. Verwandt mit dem ichtypus ist die erinnerungsnovelle. Der vorteil dieser erzählformen besteht in der einheitlichkeit und geschlossenheit des gesichtspunktes. Lässt der erzähler auch die letzte verkleidung fallen, so bleibt der erzähler schlechthin übrig, der nur als der ausdruck der erkenntnistheoretischen tatsache erscheint, dass das dargestellte durch ein medium reflektiert wird.

Welche kennzeichen verraten nun den erzähler? Er kann seine gegenwart dadurch verraten, dass er sich selbst als erzähler bezeichnet, dass er sich an den leser wendet oder sich durch ausrufe der teilnahme verrät, werturteile abgibt, die über objektive, von jedem gleichmässig wahrnehmbare eigenschaften hinausgehen.

Hieraus können sich nun mit den oben behandelten erzählformen die mannigfachsten kombinationen ergeben. Durch berufung auf eine quelle, einführung einer urkunde kann der blickpunkt wechseln, die dinge erscheinen gleichzeitig durch ein naives und sentimentalisches gemüt. Bei dieser fiktion ist zu unterscheiden, ob quelle oder nacherzählung das wesentliche. Komplizierter wird der fall, wenn statt einer quelle mehrere fingiert werden: so entsteht im 'kater Murr', indem bald der kater Murr, bald der kapellmeister Kreisler, bald der herausgeber die rolle des erzählers übernimmt, ein dreifacher blickpunkt. Erscheinen hier die blickpunkte koordiniert, so kann auch der fall eintreten, wo sie subordiniert erscheinen, wo der blickpunkt des zweiten erzählers den des dritten und der des ersten den der beiden übrigen umfasst.

Den übergang von diesen rein epischen formen zu den dramatischen vermitteln briefroman und tagebuch, in denen der blickpunkt auf die gestalten der dichtung selbst übergeht. Hinsichtlich des blickpunktes mit diesen formen verwandt ist die erzählform, die den lebensausschnitt unter den gesichtswinkel des helden rückt. Allein sie eignet sich nur für kleine novellen, die unser interesse auf eine gestalt konzentrieren, nicht aber für gross angelegte romane, deren breite und mannigfaltigkeit solcher umgrenzung spottet, muss doch schon das schicksal

des helden selbst, wenn es ihn überwältigt, durch ein anderes medium vermittelt werden. Der schwerste mangel aber, der diesem blickpunkt anhaftet, ist, dass sein träger, weil eine gestalt der dichtung, in den dingen drinsteckt und noch nicht die nötige entfernung gewonnen hat, in der die dinge die verzerrten masse der unmittelbaren nähe verlieren und in ihrer natürlichen grösse und bedeutung erscheinen.

Welche mittel bleiben nun dem erzähler noch übrig, der seine gegenwart verdecken will? Als vollkommen unkünstlerisch bezeichnet verf. den fortwährenden wechsel des blickpunktes, weil er den leser fortwährend hin- und herwirft. Neben diesem planlosen wechsel aber gibt es auch fälle, in denen die planvolle veränderung des blickpunktes etwas von der rhythmischen regelmässigkeit des schwingenden pendels an sich hat und in regelmässiger abwechselung etwa zwischen zwei personen wechselt.

Alle genannten formen setzen das vorhandensein eines mediums voraus, das dem erzähler die geschehnisse übermittelt. Schaltet man nun dieses mittelglied aus, so dass die dinge so erscheinen, wie sie sind, so haben wir die darstellungsform des naturalismus. Für den naturalisten bedeutet die natur eine wertneutrale grösse, praktisch trifft er jedoch eine auswahl, zu gunsten der gegenwart und zu gunsten des alltäglichen und hässlichen. Verf. betrachtet den naturalismus zunächst in seinen beziehungen zur allgemeinen welt- und kunstanschauung. Für die erzählungstechnik ist indessen der erkenntnistheoretische standpunkt des naturalismus massgebend. Indem die naturalistische technik jedes medium auszuschalten sucht, nähert sie sich der dramatischen darstellungsweise. Es ist hiernach klar, dass unter diesem gesichtspunkte jedes drama, gleichviel welcher richtung, als 'naturalistisch' bezeichnet werden müsste; er verliert also dem drama gegenüber seinen sinn.

Indessen fällt bei der erzählung jede hinneigung zur dramatischen technik als naturalistisch in die augen. Kommt zu dieser naturalistischen technik nun noch der spezifisch naturalistische stoffkreis, so ergibt sich eine akkumulation naturalistischer elemente, ein naturalismus zweiter ordnung. Treten wir der frage nach dem blickpunkt des naturalistischen erzählers näher, so ergibt sich natürlich, dass die unterdrückung eines solchen eine erkenntnistheoretische unmöglichkeit ist. Der erzähler steht naturgemäss den dingen gegenüber und gibt nur, was mit den sinnen zu erfassen ist, alles andere, das sich der kontrolle entzieht, dem schlussvermögen des lesers überlassend. Auf diesem punkte jedoch, wo der höchste grad von objektivität erreicht scheint, schlägt der naturalismus in seinen gegensatz, in den impressionismus um. Denn auch der impressionismus gibt nur den momentanen eindruck, aber die impression ist nicht nur zeitlich, sondern auch subjektiv begrenzt. Setzt der naturalismus, als der künstlerische ausdruck der materialistischen philosophie, die materie als gegeben und für alle gleichmässig wahrnehmbar voraus, so hebt der impressionismus, als der künstlerische ausdruck der Machschen philosophie, subjekt und objekt als reale einheiten auf und lässt nur den in der mitte stehenden eindruck zurück, der weder ein abbild des dinges ist, noch in einem subjekt stattfindet. Allein dieser unterschied beider richtungen würde künstlerisch nicht zum ausdruck gebracht werden können, tatsächlich aber liegt ein wesentlicher unterschied vor: der naturalist tritt der natur gleichsam aktiv entgegen, indem er mit den sinnen errafft, was er erraffen kann, der impressionist verhält sich passiv und lässt die natur an sich herankommen. Für ihn existiert also nicht, was sinnlich

wahrnehmbar, sondern was einen eindruck hinterlässt, und was einen eindruck hinterlässt, braucht tatsächlich nicht zu existieren. Wie der extreme naturalismus zum impressionismus führt, so kann die primitive form des naturalismus, der nicht nur die aussenseite der dinge, sondern auch die den sinnen sich entziehende seite der körperwelt nicht minder unmittelbar ergreift, ohne uns indessen über die herkunft dieser kenntnis etwas zu verraten, in ihrem künstlerischen ausdruck sich dem Goethischen stilbegriff nähern. Nur: was für den primitiven naturalisten unmittelbar gegeben ist, erarbeitet sich der stilist durch studium des gegenstandes. Diese verschiedenheit im prozesse des künstlerischen erfassens braucht sich jedoch nicht künstlerisch zu manifestieren.

Das zweite kapitel des ersten teils behandelt das erfassen des psychischen geschehens. Der erzähler erfasst das psychische von aussen, durch die handlungen der personen, wobei er vom äusseren auf das innere schliesst, oder von innen, wobei er direkt von dem inneren der dargestellten menschen spricht. Der primitive naturalist kann von dem innenleben berichten, ohne dass wir nach dem woher? fragen, gibt aber der naturalist Zolascher observanz detaillierte seelenanalysen, ohne dass wir sehen, auf welchem wege er einblick gewonnen, so wird der eindruck der stillosigkeit erzeugt. Der dichter kann nun nicht nur von einer einzelnen situation oder handlung aus auf dem wege der einfühlung in das innere seiner gestalten dringen, sondern er hat auch die möglichkeit, den psychologischen gehalt ganzer zeitepochen zusammenzufassen. Psychologisch erklärt sich diese form aus der vorstellung, als habe der dichter seine gestalt in einer bestimmten situation vor sich gesehen und intuitiv ihr inneres erschaut.

Da bei der erzählung die wirklichkeit und ihre wiedergabe auseinanderfallen, so entsteht die für den blickpunkt wichtige frage, ob der erzähler das dargestellte als wahrheit oder als erfindung aufgefasst wissen will. Mit dieser frage, der erweckung der wirklichkeitsillusion befasst sich das dritte kapitel. Selbstverständlich handelt es sich hier nur um den schein der wirklichkeit oder dichtung. Für die naturalistische erzählung ist die illusion gegenwärtiger wirklichkeit selbstverständliche voraussetzung, da sie nicht einen bericht über die dinge, sondern die dinge selbst geben will. Daher hat die frage nur sinn gegenüber den eigentlichen erzählungsformen, durch welche die vorstellung bereits v e r g a n g e n e r ereignisse erweckt werden soll; es handelt sich also um die e r z ä h l u n g von vorgängen, die als wirklich oder auch als erfunden vorgestellt werden sollen. Beabsichtigt der erzähler das erste, so besitzt er eine reihe von mitteln, um diese vorstellung zu erwecken: er unterstreicht die in der natur der echten erzählung liegende trennung zwischen wirklichkeit und künstlerischer reproduktion, indem er beide vorstellungsreihen energisch auseinandertreibt, um dadurch die vorstellung einer von der darstellung unabhängigen wirklichkeit zu erwecken; oder er kontrastiert das als wirklich dargestellte mit dem nur in romanen möglichen; oder er fingiert nichtwissen oder nicht ausgesprochenes wissen; er erholt sich rats bei den gestalten; er bezweifelt unter berufung auf geschriebene, also sekundäre quellen, die zuverlässigkeit derselben. Andererseits kann auch auf die wirklichkeitsillussion ausdrücklich verzichtet werden. Als eines der wirksamsten mittel erscheint hier das spiel mit der illusion, wie es für den romantischen roman charakteristisch ist. Als ein mittelding kann man die dichterische umgestaltung wirklicher tatsachen bezeichnen.

Jede epische dichtung ist im grunde ihrer form nach eine historische, weil sie geschehnisse nicht als gegenwärtig, sondern als vergangen bringt. In der

eigentlichen historischen erzählung (IV. Die formale bedeutung der historischen erzählung) aber wird die zeitliche distanz so gross, dass der dichter unmöglich augenzeuge des dargestellten gewesen sein kann. Das eigentümliche der historischen erzählung besteht also darin, dass eine wesentliche eigenschaft der erzählung noch mehr akzentuiert wird; es wäre daher verfehlt, ihr die existenzberechtigung abzusprechen. Im gegenteil! Um im leser das bewusstsein der zeitlichen ferne zu erwecken, muss der dichter deutlich von seinem gegenstande zurücktreten, indem er etwa die erzählung einer gestalt in den mund legt oder, falls er selbst spricht, seine sprechweise von der der handelnden personen unterscheidet. Verzichtet er auf derartige, den historischen charakter betonende mittel, so verzichtet er auch auf die aus der illusion der vergangenheit hervorgehende besondere wirkung der historischen erzählung und bereichert die romanliteratur nur um ein neues stoffgebiet.

Mit der darlegung des blickpunktes hat verf. für die geschehnisse der epischen dichtung den faktor aufgezeigt, der alle übrigen umfasst und bedingt. Sie geht im II. teil auf die epische darstellung im einzelnen ein.

Für die anordnung ist der gegensatz zwischen epischer und dramatischer technik massgebend. Neben gemeinsamen aufgaben stehen solche, die die erzählungskunst für sich allein zu beanspruchen hat, weil sie im drama der inszenierung und dekoration zufallen, schliesslich handelt es sich um solche gebiete, bei denen epos und drama nicht einmal mehr den gegenstand gemeinsam haben, weil dieser durch den erzähler repräsentiert wird, nämlich um die zwischenrede des erzählers und alle metaphorischen elemente, die nicht den handelnden personen zugehören.

Der erste abschnitt behandelt die komposition und zerfällt in drei teile: die anordnung des stoffes, das retardierende moment und die behandlung der situation.

Entscheidend für die künstlerische anordnung des stoffes ist die tatsache, dass der erzähler nicht wie der dramatiker an die chronologische folge der vorgänge, die für ihn ja bereits der vergangenheit angehören, gebunden ist: sondern dass er den stoff so anordnen kann, wie es ihm am wirksamsten erscheint. Was die frage des nebeneinander und nacheinander anlangt, so bekämpft die verf. nicht mit unrecht die bevorzugung der dramatischen technik und bevorzugt die rein epische, die zwei reihen gleichzeitiger vorgänge nacheinander bringt, beziehungsweise mit vollkommener souveränität im interesse der ästhetischen wirkung die reale aufeinanderfolge der vorgänge verschiebt, bis zu dem grade, dass sie mit dem schlusse beginnt.

Was der erzählung vorhergeht, was folgt, muss in die darstellung verwoben werden. Hier bieten sich eine reihe von mitteln, die verf. scheidet in dramatische und epische. Dramatisch sind solche mitteilungen, die von den gestalten der dichtung selbst gemacht werden in form eines manuskriptes, einer erzählung, unterhaltung, gelegentlichen zurückkommens auf die vergangenheit (konsequent naturalistisch), der erinnerung und der selbstbesinnung. Die epische methode dagegen schickt voraus, berichtet im zusammenhang, was zum verständnis für das kommende notwendig ist; sie knüpft vergangenes an gegenwärtiges, mit besonderem vorteil, wo die situation durch einen zustand von gewisser dauer charakterisiert wird: sie lässt die gestalten durch den erzähler in eine situation führen, in der sie von ihrer vergangenheit berichten, gibt jedoch das wort dem erzähler zum berichte: oder sie verteilt diese aufgabe an den verfasser und die gestalten und bewährt damit

einen grossen vorzug, weil der dichter die gestalten nur soweit in die vergangenheit blicken lässt, als es ihrem charakter und der situation entspricht.

Echt episch und bei den besten erzählern belegt ist andererseits die technik des vorgreifens. Ein besonders lehrreiches beispiel für das freie schalten mit der zeitlichen folge bietet O. Ludwigs roman 'Zwischen himmel und erde'; die aufeinanderfolge lässt sich ausdrücken durch das schema: e b a b c e d. — Unverständlich ist es, weshalb die verfasserin in diesem abschnitt festgewordene begriffe unnötig und willkürlich verschiebt: sie bezeichnet nämlich ebenso unklar wie unlogisch die vorgeschichte sowie hinweise auf künftiges als — nebenhandlung, als haupthandlung aber das relativ gegenwärtige.

Bei der verwendung des retardierenden moments kann sich der epiker besonders geltend machen, wenn es sich um eine einreihige entwickelung handelt; hierbei gibt verfasserin eine feinsinnige erklärung für die ästhetische absicht, die O. Ludwig mit der abhandlung über das handwerk des schieferdeckers ('Zwischen himmel und erde') verbunden haben mag.

Die souveränität des erzählers gegenüber dem dramatiker zeigt sich aber ganz besonders bei der behandlung der situation. Das drama bringt die einzelnen daseinsmomente und situationen wie das leben selbst (unter voraussetzung der künstlerischen auswahl): der erzähler geht nicht vom einzelnen, sondern vom ganzen aus. Der dramatiker ist an die reihenfolge der vorgänge gebunden und zu gleichmässig ausführlicher darstellung gezwungen: der erzähler kann einzelne situationen mehr betonen, innerhalb der situation einen einzelnen moment stärker hervorheben, er kann das ergebnis einer situation ziehen; er kann endlich die einzelnen geschehnisse vorübergleiten lassen, um sie dann zu einer einheit zusammenzufassen. Aller dieser vorteile begibt sich der naturalismus, der nur eine gleichmässig akzentuierte wirklichkeit kennt. Besonders lehrreich ist hier ein vergleich zwischen dramatischer und epischer gestaltung desselben stoffes (Grillparzers novelle 'Das kloster bei Sendomir' mit G. Hauptmanns drama 'Elga'; Zolas roman 'Thérèse Raquin' mit dem gleichnamigen drama desselben dichters).

In allen fällen, also, beim aufbau des stoffes, in der anwendung des retardierenden moments und in der behandlung der situation unterscheidet sich der epiker vom dramatiker, dass er sich als erzählenden zu erkennen gibt.

Dieser gesichtspunkt wird auch für die folgenden abschnitte durchgeführt, zunächst für die einführung der personen (II). Dramatisch sind also alle mittel, die der erzähler verwendet, um seine gegenwart zu verbergen. Das ist aber nur dann möglich, wenn neue personen in den kreis bereits vorhandener personen eintreten. Die schwierigkeit besteht also in der einführung der ersten person. Hier lässt sich die vermittelung des erzählers nicht ausschalten, sondern nur auf ein minimum reduzieren, und zwar durch bezeichnungen derartig allgemeiner natur, dass wir keine veranlassung empfinden, nach deren herkunft zu fragen. Je mehr also auf dramatische illusion hingearbeitet wird, desto peinlicher muss jedes hervortreten des erzählers empfunden werden. Der epiker reinen stils aber befriedigt mit naiver gelassenheit das bedürfnis des lesers, etwas näheres über herkunft, lebensverhältnisse und charakter des 'helden' zu erfahren, und sichert sich eine besondere wirkung, wenn er ganz nebenbei eine person einführt, die sich nachher als held entpuppt.

Der theaterzettel des dramatikers wird für den epiker zum objekt seines kunstschaffens. Der epiker berichtet auch über die personen in der gleichen

weise wie über alles, und zwar meistens gleich im anfang, der dramatische erzähler aber schafft sich damit eine schwierigkeit, die weder im wesen seiner eigenen noch der dramatischen kunst begründet liegt. Den reinsten epischen typus bietet unter diesem gesichtspunkte der erzähler im ich-roman (III. Personalien).

Die charakteristik der personen (IV) gestaltet sich nun im drama wesentlich anders als in der erzählung, 'Das epos hat, da es von vergangenem berichtet, im gegensatz zum drama, in dem sich die charaktere entwickeln, mit abgeschlossenem, im geiste des erzählers als fertige einheiten lebenden charaktergebilden zu tun (s. 156)'. Die epische darstellung ergreift die charaktere in unmittelbarer darstellung und zieht die momente der handlung, die im drama den unmittelbaren ausdruck der charaktere bilden, nur erläuternd heran; sie besitzt daher das recht, handlung und charaktere auch zu isolieren, sei es, dass sie in der art der naiven dichter ein charaktergemälde vorausschickt und die erläuternden begebenheiten folgen lässt, oder in dem sie an eine eingangssituation eine charakteristik anschliesst oder indem sie an bestimmte vorgänge die charakteristik wie zur begründung anknüpft. Da die handlung im epos nicht als erschöpfender ausdruck der charaktere gelten kann, so folgt für den epiker das recht, seinen eindruck von der gesamtpersönlichkeit auch unabhängig von der handlung auszusprechen.

Der erzähler kann sich weiter geltend machen in dem abwechselnden gebrauch der direkten und indirekten rede (V) und vermag so schon durch die äussere form den grad der wichtigkeit des gesprochenen für die handlung oder charakteristik anzudeuten.

Mit der schilderung des sichtbaren betritt der erzähler nun ein gebiet, das für den dramatiker in den meisten fällen ausserhalb der sphäre künstlerischer gestaltung liegt, für den epiker aber eine wesentliche darstellerische aufgabe bildet. Ist auch die anwendung dramatischer mittel ausgeschlossen, so strebt der erzähler doch unter umständen dramatische wirkungen an, wenn er die illusion eines gegenwärtig, in einem bestimmten raume sich abspielenden vorganges zu erwecken sucht. In diesem zusammenhange berührt verf. das Laokoonproblem. Jede körperliche vorstellung ist mit einer aus der art des sukzessiven sehens resultierenden zeitvorstellung verbunden: das nacheinander der worte und die nacheinander empfangenen einzeleindrücke des nebeneinander einer räumlichen vorstellung ist also kein widerspruch. Anders aber liegt die frage, wenn mit der körperlichen vorstellung die vorstellung einer gleichzeitigen handlung parallel geht, wie beim drama und bei der dramatischen erzählung: hier heisst es, beide zeitvorstellungen in ein richtiges verhältnis setzen. Dramatisch sind daher solche mittel, durch die der erzähler raum und handlung zu dramatisch gegenwärtiger einheit verbindet. Er kann zuerst die szenerie aufbauen und sie sich allmählich mit gestalten füllen lassen. Häufiger noch, er gibt nur einzelne räumliche data, soweit sie mit der handlung in direkter beziehung stehen und unser raumgefühl erfüllen, denn auch bei der eröffnung eines dramas mit einem vorgange haben wir nur ein psychologisches bühnenbild. Es gehört kein geringer psychologischer spürsinn dazu, im rechten moment die rechten dinge zu bringen. Hier zeigt sich, wer ein dichter und wer nur ein reiseführer ist. Um ein raumbild in uns zu erwecken, kann der erzähler die gestalten auch im gespräch der umgebung erwähnung tun lassen, oder er kann endlich auch den leser mitten in den raum hineinsetzen und mit den augen des helden umschau halten lassen; er stellt so eine unmittelbare form der beziehung her. Episch dagegen ist nicht eine gleichzeitige, sondern eine unab-

hängige, getrennte vermittelung des landschaftlichen und persönlichen. Die wagschale dieser werte kann schwanken. Ein extrem in solcher bewertung des landschaftlichen ist Stifter. Der charakter des epischen als eines fern- oder erinnerungsbildes rechtfertigt die trennung der von der wirklichkeit gleichzeitig dargebotenen faktoren. Die unabhängigkeit beider kann so weit gehen, dass die landschaft als noch gegenwärtige realität empfunden werden soll, die die zeiten überdauert hat, während die begebenheiten der vergangenheit angehören.

Ähnliche gesichtspunkte gelten für das äussere der gestalten (b). Der dramatische erzähler bringt zug um zug im zusammenhang mit der handlung und in psychologischem kontakt mit dem leser, oder er lässt die gestalten durch die gestalten selbst erblicken, oder er lässt des äusseren im verlaufe des gespräches erwähnung tun. Der epische erzähler wird da hervortreten, wo die situation nicht rasch hintereinander verläuft oder wo eine ruhepause eingetreten ist; er fasst zeitlich auseinanderliegende momente zur einheit zusammen; er benutzt die indirekte 'wirkung'; er fasst den einzelnen als spezialfall eines typus oder er typisiert die bewegungen und körperlichen eigenschaften; er stellt kontrastlich wirkende figuren zusammen. Alle diese formen erscheinen mehr oder minder unabhängig von der handlung oder der situation. Im epitheton ornans kann sich der erzähler verraten, sei es, dass er nur das eine merkmal erblickt und noch keine augen hat für das individuelle, sei es, dass er mit der bewussten hervorhebung eine besondere wirkung erstrebt.

Die zwischenrede des erzählers (VII) entspricht durchaus dem epischen stile und wird gerechtfertigt durch die tatsache der doppelnatur alles geschehens, das einmal für sich, dann aber auch als teil des allgemeinen weltgeschehens begriffen sein will.

Eine selbstdarstellung κατ' ἐξοχήν bedeutet endlich der metaphorische ausdruck im munde des erzählers (VIII. Metaphern und gleichnisse). Die rationalistischen und metaphysischen erklärungsversuche ablehnend, hält verf. an der psychologischen auffassung fest, welche die metapher als den gefühlsmässigen ausdruck des dichterischen geistes der welt gegenüber begreift. Man muss also bei untersuchungen der metaphorischen sprache eines dichters nicht nur nach dem gebiet der bilder fragen, die zum vergleiche herbeigezogen werden, sondern vor allem darauf sehen, 'welche daseinsgebiete sich dem dichter mit einem solchen mehr an unaussprechlichen werten aufdrängen, dass er sich gedrungen fühlt, zum bildlichen ausdruck zu greifen' (s. 233). So dient die metapher der versinnbildlichung von stimmungsgehalt bei J. P. Jacobsen, bei O. Ludwig, bei diesem auch der natur. Einen sinneneindruck für einen anderen setzen besonders Adalbert Stifter und Gerhart Hauptmann, offenbar, weil die herangezogene anschauung gegenüber der ersten ein mehr an stimmungsgehalt bietet. Homer vergleicht einen realen vorgang mit einem realen vorgang. In jedem falle aber ist der ursprung des metaphorischen ausdrucks der drang, 'einem gefühl den erscheinungen des lebens gegenüber ausdruck zu verleihen. Metapher und vergleich, die beide demselben, nur durch das temperament unterschiedenen vorgange im dichter entspringen, dienen weder zur veranschaulichung bestimmter gegenstände, noch zur versinnlichung der objektiven metaphysischen wahrheit; sondern sie wollen ein durch die dinge im dichter erzeugtes unaussprechliches gefühl in ihrer sprache andeuten und auf diese weise durch suggestion die gleiche vorstellung erzeugen, von der der dichter ausgegangen' (s. 241 f.). Selbstdarstellung des erzählers erscheint sonach als das wesentlichste

gesetz aller echt epischen darstellungsweise gegenüber der dramatischen. Wohltuend wirkt die philosophische schulung der verf., die sich mit dem scharfsinn der erörterungen verbindet. Die angriffsstellung, die sie Spielhagen gegenüber einnimmt, rechtfertigt oder erklärt es wenigstens, wenn sie gegenüber den versuchen, das ich des erzählers im epos zu unterdrücken, das ich herausstreicht und einseitig betont, man darf aber nicht vergessen, dass neben dem erzähler auch der gegenstand der erzählung seine rechte hat. Verfehlt ist der versuch, Theodor Meyers ansicht, der dramatiker könne das seelenleben seiner figuren beinahe nur von innen schildern [1], durch die behauptung des gegenteils zu widerlegen (s. 68 f.), weil M. den dichter, verf. aber den schauspieler im auge hat, jener vom gestaltenden autor, diese vom zuschauer ausgeht. Es handelt sich also nicht um einen widerspruch, sondern um zwei verschiedene standpunkte. Im übrigen liegt es der verf. fern, gesetze aufstellen zu wollen, nur in hypothetischem sinne will sie verstanden sein: wenn der dichter epische wirkungen erstrebt, so muss er sich auch epischer mittel bedienen. Dass die tatsächliche entwickelung den epischen stil bald dem dramatischen, bald dem lyrischen annähert, steht damit nicht in widerspruch. Die auswahl der beispiele, die zum belege herangezogen werden, berücksichtigt nicht nur das wertvolle, sondern auch das charakteristische und beschränkt sich im wesentlichen, von klassischen beispielen abgesehen, auf die neuere und neueste literatur. Die arbeit ist ein sehr wertvoller beitrag zur erkenntnis der gattungsunterschiede, mit dessen ergebnissen sich jede künftige poetik auseinanderzusetzen hat, und man wird erwarten dürfen, dass das kapitel über das epos weniger verschwommen als gewöhnlich ausfallen wird. Sie bringt gedankengänge, die von der entwickelung der dinge selbst zur reife gebracht scheinen. Ein buch, das geschrieben werden musste, aber auch erst jetzt geschrieben werden konnte, nachdem wir das schauspiel erlebt haben, wie der extreme naturalismus, das objektive prinzip des epischen stiles überspannend, an dem versuche scheitern musste, den subjektiven faktor zu streichen und in der erzählung den erzähler zu verleugnen, und dadurch das ich des künstlers als einen organischen bestandteil auch des epischen kunstwerks erkennen gelernt haben. Gleichwohl darf man nicht übersehen, dass auch in diesem punkte eine entwickelung vorliegt. Die kunst ist zum ausdruck der künstlerischen persönlichkeit geworden; so prägt auch der epische darsteller seinem gegenstande immer deutlicher seinen stempel auf. Eine nur ästhetisch gerichtete erörterung kann den komplikationen der frage, wie sie sich hieraus ergeben, nicht gerecht werden, sie fordern eine besondere untersuchung. Der wert der arbeit wird dadurch nicht angetastet, aber sie bedarf der historischen ergänzung, wenn man die rolle des erzählers klar erkennen will.

DANZIG. CARL MEYER.

Hans Bracher, Rahmenerzählung und verwandtes bei G. Keller, C. F. Meyer und Th. Storm. Ein beitrag zur technik der novelle. Leipzig, H. Haessel 1909. (Untersuchungen zur neueren sprach- und literaturgeschichte, hrg. von Oskar F. Walzel. N. f. III. heft.) VIII, 131 s. 3 m.

Die einleitung geht auf den ursprung der rahmenform im orient zurück und kennzeichnet sie nach ihrem zwecke, eine vielgestaltige fülle von erzählmotiven

1) Th. A. Meyer, Das stilgesetz der poesie, Leipzig 1901, s. 105.

einzufassen, als eine 'gebrauchsform', die sich vom inhalt lösen lässt. Es ist eine lange kette, die vom Pañcatantra und Hipotadeśa bis zum 'Sinngedicht' Kellers führt. An typischen erscheinungen weist der verfasser die entwickelung der sammelform von einer gebrauchs- zur kunstform nach, das allmähliche zurücktreten der rein praktischen tendenz der rahmenfiktion gegenüber dem streben nach ästhetischer wirkung, das künstlerischen eigenwert, selbständigkeit und novellistische geschlossenheit erzeugt und letzten endes die auflösung des rahmenzyklus und die entstehung der eingerahmten einzelnovelle herbeiführt. Als die wichtigsten marksteine dieser entwickelung stehen am anfang 'Kalila und Dimna' und 'Tausendundeine nacht'. Steht dort die rahmenfiktion noch im dienste einer alle schranken der kunstform sprengenden fabulierlust, so besitzt sie hier schon ästhetische werte, weil sie das werk von anfang bis zu ende durchzieht und beherrscht und das schachtelsystem durch diese erfindung überwindet. Ähnlich ist das 'Buch der sieben weisen meister' zu beurteilen, doch kann in keinem falle von einer psychologischen ausbeutung der fiktion die rede sein. Auch Boccaccios 'Decamerone' entspricht dieser tradition, da der rahmen in erster linie sammelform ist. Allein die hohe ästhetische wirkung, die durch die gegensätzlichkeit des düsteren hintergrundes der pestschilderung und des heiteren freudenlebens der gesellschaft und der leichten lebenslust ihrer erzählungen, durch die strenge symmetrie im aufbau in verbindung mit der inneren übereinstimmung aller novellen untereinander und endlich durch die ausführlichkeit und sorgfalt in der schilderung von zeit und ort, begebnissen und charakteren erzielt wird, sichert dem werke eine erhöhte stellung, wenn auch die novellistische geschlossenheit noch nicht erreicht ist. Der 'Decamerone' bewirkte eine flut von nachahmungen. Auf die blüte im zeitalter Boccaccios folgt die zeit der langatmigen ritter- und abenteuerromane, der feenmärchenbücher. Die eigentliche novelle, die eine merkwürdige begebenheit darstellt, lebt erst wieder auf, als die kunst der prosaerzählung durch die englischen romanschriftsteller eine höhere form gewonnen hatte. Die deutschen rahmenerzählungen von Goethe bis E. Th. A. Hoffmann sind versuche, die alte novellenkunst wieder zu beleben. Allein auch bei Tieck noch wird die künstlerische gestaltung beeinträchtigt durch ästhetische erörterungen seitens der rahmenpersonen. Bewegter und farbenreicher erscheinen E. Th. A. Hoffmanns, technisches verdienst haben Hauffs rahmeneinkleidungen. Das letzte glied in der kette von rahmenerzählungen, die eine vielheit von erzählmotiven in eine fiktion einbetten, sind Gottfried Kellers rahmenzyklen, die 'Züricher novellen' und das 'Sinngedicht': zugleich bezeichnen sie in ihrer künstlerischen durchbildung einen zweiten und höheren gipfel.

C. F. Meyers und Th. Storms novellen zeigen schon den entwicklungsgrad der novellenkunst an, wo die einzelne erzählung aus dem zyklischen verbande heraustretend als kunstwerk geltung beansprucht und sich mit einem eigenen rahmen umgibt. Nach Goethe hat Tieck die theorie der novelle weiter ausgebaut. Der realismus bringt dazu die psychologische vertiefung. Die 'wunderliche begebenheit', die dem romantiker noch etwas mystisches ist, wird erklärt und auf ihre psychologischen wurzeln zurückgeführt. Das psychologische ist der vornehmste gegenstand dieser verfeinerten kunst, die sich von dem äusserlichen geschehen mehr und mehr auf das innenleben zurückzieht, intime stimmungsreize entwickelt und den objektiven charakter des alten erzählberichts mehr und mehr durch geltendmachung der künstlerischen persönlichkeit zerstört. Von diesem gesichtspunkte aus ist die rahmentechnik Meyers und Storms zu beurteilen. Die vorgabe eines mündlichen

erzählers hat den ehemaligen ausschliesslich technischen zweck verloren, und so kann die umrahmung nur noch als eine ästhetisch-technische massregel aufgefasst werden, die eine bestimmte, subjektiv oder objektiv besonders geeignete vortragsform begründen, also in erster linie der entbindung ästhetischer qualitäten dienen soll. Die rahmennovellen Meyers bilden in gewissem betracht einen übergang von der alten form der rahmenerzählung zu der modernen. Der rahmenapparat in der 'Hochzeit des mönchs' erinnert an den 'Decamerone'; 'Plautus im nonnenkloster' kommt dem modernen fiktionstypus schon näher, bei dem erzähler und held der geschichte identisch sind. Mit der als reine erinnerungserzählung auftretenden novelle 'Der heilige' ist die art der novelle erreicht, die für Storm charakteristisch ist. Storm liebt vor allem die ich-form. Er überlässt dabei meistens dem freunde oder bekannten, durch den er kenntnis von der geschichte hat, das wort und verleiht der erzählung gern bekenntnischarakter.

Nachdem der verfasser das dreigestirn der novellisten in den entwicklungsgang der rahmenform eingeordnet hat, tritt er in die einzeluntersuchung ein und behandelt in einem ersten hauptabschnitt die rahmenzyklen Gottfried Kellers, in einem zweiten die manuskriptfiktion im dienste der rahmenerzählung und im dritten und letzten die umrahmte einzelnovelle.

Auch bei Keller entspringt die zyklische form der fülle der phantasie. Allein es lässt sich bei den Züricher novellen und dem Sinngedicht ein verschiedenes verhältnis zwischen rahmenfabel und innenerzählung historisch und sachlich nachweisen, derart, dass dort die rahmenerzählung weniger betont, später erfunden und um das ganze gelegt ist, hier jedoch als primäre erfindung das hauptgewicht trägt, der gegenüber die innenstücke sekundären charakter haben. In den Züricher novellen ist der rahmen ein abgeschlossenes novellistisches gebilde mit deutlichem anfang, höhepunkt und ende; er hat die aufgabe, das thema anzusagen, die innenerzählungen einzuführen und stimmung und verständnis für die historischen begebenheiten zu erwecken. Die innenerzählungen stehen vollkommen selbständig da, könnten also aus dem rahmen herausgenommen werden, sind indessen durch ihren gemeinsamen grundton mit der rahmenhandlung verknüpft. So werden beide teile ideell und ästhetisch zu einem abgerundeten literarischen ganzen verschmolzen. Im gegensatz zu den Züricher novellen liegt im Sinngedicht der schwerpunkt in der rahmengeschichte: sie beherrscht das ganze buch, sie stellt das problem und löst es auch, sie ist voll lebendiger bewegung und hat novellistischen reiz. Zwar könnten auch hier die innenstücke selbständig auftreten, sind jedoch der idee der rahmenerzählung durchaus tributär. Der tiefere zusammenhang zwischen rahmen und inhalt wird begründet durch die gemeinsamkeit des charakterproblems, resp. eheproblems (so will verfasser gegenüber O. Brahm, G. Keller, Berlin 1883, s. 121).

Die handlung der hauptgeschichte entwickelt sich gänzlich unter dem einfluss der innenerzählungen. — Der zweck der orientalischen rahmenerzählungen ist belehrender, didaktischer natur, die abendländischen haben dieses gepräge zwar nicht ganz verloren, aber stark verwischt.

In den Züricher novellen handelt es sich um ein pädagogisches problem, das jedoch nur von einer seite beleuchtet und ohne anführung gegensätzlicher ansichten durchgeführt wird. Im Sinngedicht treffen zwei meinungen aufeinander, die zwar im grunde einig, nur eine reizvollere form der verständigung suchen auf dem umwege absichtlichen missverständnisses. Um Kellers rahmenerzählungen gegenüber denen seiner vorgänger zu kennzeichnen: sie sind in erster linie kunstwerke, nicht

sammelbecken. dabei bilden die Züricher novellen jedoch nur eine vorstufe zu dem vollendeten kunstwerk des sinngedichts.

Das zweite kapitel charakterisiert zunächst die manuskriptfiktion nach ihrer verschiedenen tendenz in der älteren und in der neueren erzählkunst. Spielerei, satire, ironie, in jedem falle: brechung der stimmung, neckerei ist motiv und ziel der fiktion. Eine grundsätzlich andere aufgabe übernimmt sie in der neueren novelle. Unter manuskript versteht verf. 'jedes innerhalb der erzählung wörtlich angeführte schriftstück, das die handlung um einen wesentlichen schritt vorwärts führt (s. 48 f.)'. Unter den arten der manuskripte überwiegen tagebücher und memoirenaufzeichnungen gegenüber der briefform, die am häufigsten noch bei Keller, spärlich bei Meyer auftritt. Storm hat keine reine brieferzählung. — Es entspricht den romantischen tendenzen der Stormschen empfindungsweise, alte familienpapiere, vergilbte schriftstücke als quellen einzuführen. Der schreiber des manuskripts ist entweder der held oder eine nebenperson oder ein unbeteiligter, meistens sind schreiber und held identisch. Als die technische aufgabe des manuskriptes erscheint die legitimation der subjektiven vortragsform, welche die voraussetzungen schafft für die verwendung der erinnerungstechnik mit all den reizen der beleuchtung und stimmung.

'Nirgends ist die wirkung der ich-form stärker als in dieser art der fiktion (s. 62).' Nur eine bedingung ist zu erfüllen: der dichter muss dem leser das bewusstsein von der existenz des manuskriptes wacherhalten. Das erreicht er einmal durch den archaisierenden stil, zum andern durch unterbrechung des vortrags, wenn er vom ufer der gegenwart seine stimme erhebt und uns den abstand der zeiten zum bewusstsein bringt. So laufen zwei getrennte zeitvorstellungen parallel. Mit der legitimierung der ich-form ist die technische aufgabe der manuskriptfiktion jedoch noch nicht erschöpft. Das manuskript kann innerhalb der erzählung auch eine handlungfördernde rolle spielen (vgl. Grüner Heinrich), es kann endlich auch retardierende und damit spannungwirkende elemente liefern.

Das dritte kapitel, das die umrahmte einzelnovelle zum gegenstand hat, betrachtet nacheinander den rahmen, die innenerzählung und die beziehungen zwischen rahmen und innenerzählung. — Die manuskriptfiktion kann einen kompositionstypus hervorbringen, der unter den begriff der rahmenform gestellt werden kann; die häufigste form der umrahmten einzelnovelle aber wird geschaffen durch die vorgabe eines mündlichen erzählers. Als die hauptformen dieser fiktion erscheinen unter dem gesichtspunkte der geschlossenheit des rahmens der offene oder unvollständige rahmen und (am häufigsten) der geschlossene oder vollständige; unter dem gesichtspunkt der ausführlichkeit der schilderung und verwertung stofflicher motive der primitive, unausgebaute (situationsrahmen) oder der ausgebaute (novellenrahmen). Eine andersartige fiktion liegt vor, wenn der dichter wie in 'Immensee' sein angestammtes recht geltend macht, im innern der menschen zu lesen. Bei Storm überwiegt der geschlossene, dabei primitive rahmen, ebenso bei Meyer.

Ein hauch persönlichster atmosphäre haftet an dem rahmengebilde, ist es doch die eigenste welt des dichters, die hier in den bereich der gestaltung tritt. So reden die zeiten und schauplätze, die der dichter aufsucht, eine beredte sprache. Storm bewegt sich mit vorliebe im engsten, vertrautesten bezirke und überschreitet selten den Husumer horizont. Den glänzenden hintergrund der renaissance richtet Meyer auf; das mittelalterliche Zürich mit finsterem tor und grauen mauern steigt bei Keller empor. Husum, Zürich, Florenz, welten trennen sie. Der poetische

genius seiner heimat, liebt Storm selber zu erzählen; wo das nicht angängig ist, bedient er sich der technik der begegnung, der bekanntschaft, die ihm mitzureden erlaubt. Auch Heyse bedient sich gern desselben kunstgriffes, allein wo bei Storm mannigfaltigkeit, ist bei ihm schablone. Meistens stellt Storm den erzähler mitten in einen freundes- oder gesellschaftskreis; wenn er sich in grössere gesellschaft begibt, kommt er schon der klassischen rahmenerzählung nahe. Am 'breiten feuer' eines 'geräumigen herdes' in einem fürstlichen hause sitzt der erlauchte kreis, dem Dante die geschichte von der hochzeit des mönchs erzählt. Die abendkühle des gartens umfängt die erlesene gesellschaft des Cosmus von Medici, wenn Poggio Bracciolini von Plautus erzählt.

Die frage nach dem erzähler wirft ein scharfes licht auf die verschiedene künstlerische verhaltungsweise der drei meister. So meidet die monumental gestaltende objektivität Meyers, was Storms heimatseligkeit sich nicht versagen kann: selbst zu erzählen und den leser als gesellschaft zu betrachten. Auch bei Keller kommt dergleichen nicht vor. Die künstlerische behandlung eines eingeführten erzählers, vor allem aber die handhabung der bekenntnistechnik mit ihren vielfältigen fährnissen liefert wertvolle massstäbe für den grad künstlerischen feingefühls, das Storm etwa vor Heyse auszeichnet. Ausführlicher charakterisiert Storm im gegensatz zu Heyse den ausserhalb der geschichte stehenden erzähler. Meyer zieht gern historische oder halbhistorische persönlichkeiten zu dieser rolle heran. Die einführung grosser männer als erzähler bietet viele vorteile, da die notwendigkeit fortfällt, wissen und stil zu legitimieren. Die einführung des erzählers ist am einfachsten, wenn der dichter selbst der erzähler ist, komplizierter, wenn eine gesellschaft beisammen ist, zugleich aber auch reizvoller, wenn der dichter spannungs- und stimmungseffekte herausholt (vgl. in St. Jürgen, Schimmelreiter). — Die veranlassung zum erzählen kann sehr verschieden sein. Es kann nach einem aufgestellten thema erzählt werden, woran alle sich beteiligen. Es kann improvisiert werden, aber die improvisation bedarf der rechtfertigung durch die persönlichkeit des erzählers (Dante in der 'Hochzeit des mönchs'). Wo der erzähler der improvisation nicht fähig ist, trägt er ein ineditum, also ein fertiges vor. Umständlicher muss die bereitwilligkeit zum erzählen begründet werden, wo es sich um intime angelegenheiten handelt. Häufig tritt die erzählung auf als beweis oder gegenbeweis einer im geselligen kreise aufgestellten behauptung. Für Storm ist charakteristisch, dass irgendein gegenstand, ein blatt, eine blume, ein duft oder ein bild u. ä. der schlüssel wird zum zauberlande der erinnerung. — Es ist meist die Husumer gesellschaft, die die zuhörer bei Storm abgibt, vor allem ist der gelehrtenstand vertreten. Onkel, vettern, tanten und basen werden wie leute behandelt, die alle welt kennen muss; die jungen damen sind liebenswürdig und hübsch, die alten freundlich und wohlwollend. Meyer differenziert mehr, besonders in der 'Hochzeit des mönchs'; er charakterisiert die einzelnen bei gelegenheit im laufe der erzählung; den höhepunkt der spannung aber erreicht er durch den parallelismus der personen im rahmen und in der erzählung, so dass jeder der zuhörer sich in der erzählung wiederfindet.

Gegenüber dem rahmen ist die innenerzählung als die wörtliche wiedergabe dessen zu fassen, was in der fiktion des rahmens ein manuskriptschreiber oder ein erzähler darstellt. Mit der begrenzung des begriffs rahmen ist der begriff der innenerzählung unmittelbar gegeben.

Der verfasser untersucht die innenerzählung nach komposition und vor-

tragsweise. Sie ist nicht immer ein selbständiges, in sich abgeschlossenes novellenganzes, sondern erscheint in allen formen des überganges vom bloss eingelegten ich-bericht, der zeitlich vorangegangenes nachholt, bis zur abgerundeten erzählung, die ein von der rahmenhandlung unabhängiges begebnis darstellt. Man kann zwei kompositorische haupttypen unterscheiden: den literarischen typus, der die innenerzählung fingiert als werk bewusster künstlerischer tätigkeit, und den typus der improvisation, der das erzählte als erfindung des augenblicks oder wiedergabe eines gedächtnisstoffes hinstellt: hierher gehört auch die erinnerungsnovelle. Bei der alten rahmenerzählung kann man die einzelne erzählung aus dem rahmen herausheben, bei der neueren, bei Keller ist das in einzelnen fällen nur noch bedingt oder auch gar nicht mehr möglich. Am engsten verwachsen sind beide bestandteile bei Storm. 'Theodor Storm ist nicht nur als dichter subjektiver, sondern auch realistischer in seiner technik als die beiden andern novellenmeister (s. 110).' Das zeigt sich schon darin, dass die innenerzählungen seiner rahmennovellen fast ausschliesslich dem improvisationstypus angehören, und zwar der besonderen spielart der erinnerungserzählung. Die technik der erinnerungsnovelle erscheint geradezu als eine analogie zu dem psychologischen prozess der entstehung von erinnerungsbildern, nur mit dem unterschied: was bei jedem menschen unbewusst vor sich geht, vollzieht bei Storm die künstlerische reflexion. Die übereinstimmung zwischen dem wirklichen erinnerungsbild und der erinnerungserzählung zeigt sich in der ausschnitt- und stimmungstechnik sowie in der vortragsweise, dem vorbereitenden präludieren. Die einführung eines erzählers bringt den vorteil suggestiven einflusses auf den leser mit sich, weniger eindrucksvoll wirkt die vorstellung eines vorlesenden, noch weniger die eines stillen lesers oder gar die fiktion einer die ereignisse niederschreibenden person. Die durchführung einer derartigen vorstellung wird in der subjektivierung der vortragsform ihr vornehmstes ziel haben; sie ist am reinsten ausgeprägt in der ich-form. Erscheint bei den romantikern das hervortreten des erzählers als kundgebung spielerischer willkür, die die illusion zerstört, so wirkt sie bei den drei grossen novellisten wie eine organische äusserung, die ein ästhetisches lustgefühl erweckt. Die meister der novelle sind auch künstler des individualisierenden vortrags, der den geist der zeiten und örtlichkeiten beschwört, ohne ihm durch einen gelehrten apparat oder durch das billige aufbesserungsmittel des dialekts auf die beine helfen zu müssen.

Der dritte abschnitt, der die beziehungen zwischen rahmen- und innenerzählung aufzeigt, setzt die aufgabe des rahmens einmal in die erzeugung von spannungswirkungen, indem er ein rätsel aufgibt, das die innenerzählung löst, zweitens in die erzeugung von stimmungswirkungen, indem er eine vorbereitende stimmung erweckt; aber nicht nur harmonie, auch kontrast der stimmungen wird hierbei erstrebt. Auch das schlussstück des rahmens wird durch das hinüberspielen stofflicher und ästhetischer motive mit dem ganzen fest verknüpft; es vermeidet, was einer stimmungsbrechung ähnlich sehen könnte, es bringt ein stimmungsvolles ausklingen, das die tragik mildert und die seele löst, oder es schliesst, wie bei Storm ('Eine malerarbeit'), mit ergriffenem schweigen, oder es bringt den vermutlichen ausgang. Meyer entrückt zum schluss unsern augen wieder die monumentale gestalt Dantes, nur im 'Heiligen' entfliehen plötzlich die bilder der dichtung vor den mit einem schlage wieder auftauchenden rahmenvorstellungen.

Die untersuchung ist mit fühlbarer liebe und eindringender sorgfalt gearbeitet. Indem der verfasser aber, entsprechend dem zwecke seiner arbeit, die in erster

linie ein beitrag zur technik der novelle sein will. die ästhetischen erscheinungskomplexe, wie sie die verschiedenen formen der rahmeneinkleidung repräsentieren, von der künstlerischen persönlichkeit loslöst, zerlegt und unter gemeinsame gesichtspunkte stellt, begibt er sich der möglichkeit, sie unmittelbar als notwendigen künstlerischen ausdruck der drei so verschiedenen individualitäten erscheinen zu lassen, und muss sich auf andeutungen beschränken. Wenn er sich daher die aufgabe gestellt hatte, das wie und warum zu erforschen, so ist ihm jenes besser gelungen als dieses, weil das warum notwendigerweise in die tiefen der persönlichkeit führt. Wertvoll sind auch die historischen perspektiven.

DANZIG. CARL MEYER.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaktion ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu rezensieren. Eine zurücklieferung der rezensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Baggesen. — Zürcher, Otto, Jens Baggesens Parthenais. Eine literatur-historische untersuchung. [Untersuchungen zur neueren sprach- und lit.gesch., hrg. von Oskar F. Walzel, n. f. 11.] H. Haessel, Leipzig 1912. (IV), 141 s. 3 m.

Boer, R. C., Methodologische bemerkungen über die untersuchung der heldensage. Eine auseinandersetzung mit Andreas Heusler. Amsterdam, Joh. Müller 1911. 28s. 1 m.

Collitz, Herm., Das schwache präteritum und seine vorgeschichte. [Hesperia. Schriften zur germ. philol., hrg. von H. Collitz. 1.] Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1912. XVI, 256 s. 8 m.

Eckhart, Meister. — Strauch, Philipp, Meister Eckhartprobleme. Rektoratsrede. Halle 1912. 18 s. 4°.

Facetien. — Vollert, Konr., Zur geschichte der lat. facetiensammlungen des 15. und 16. jahrhunderts. [Palaestra 113.] Berlin, Mayer & Müller 1912. (IV), 141 s. 3,60 m.

Festskrift till **K. F. Söderwall** på hans sjuttio-årsdag den 1. januari 1812. Lund, Gleerup 1912. (IV), 367 s. 4° und 1 portr. 12 kr.

Inhalt: Th. Hjelmqvist, Till Schacktafvels lek. — Emil Olson, Studier över rimmen i den fornsvenska Flores och Blanzeflor. — Hj. Lindroth, Studier in svensk etymologi och ordhistoria. — G. Cederschiöld, Några anmärkningar om sammansatta substantiv med adjektiv (såsom attribut) till förled. — O. Hoppe, Om orden upplysning, bildning, odling. — E. Hellquist, Bidrag till våra lånords historia. — J. Mjöberg, Några germanismer från tiden omkring 1800. — Sv. Berg, Kompletteringar till de utkomna häften af Svenska akademiens ordbok. — E. Tuneld, Målet i gratulationsdikten på dialekt i Lagerbrings 'De Gothungia'. — E. A. Kock, Två textförklaringar [zu Gottfr. v. Strassburg u. Cynewulf]. — N. Flensburg, Fht. mahhôn, gr. ἀσκέω. En etymologisk-semasiologisk studie. — E. Ljung-

gren. Bidrag till belysning af Levertins 'danismer'. — A. Malm. Professor K. F. Söderwalls biobibliografi.

Fey, Richard, Neuhochdeutsche appositionsgruppen unter besonderer berücksichtigung der psychologischen verhältnisse untersucht. [Dissert. der University of Pennsylvania.] Halle 1912. 75 s.

Gellert. — Eiermann, Walter, Gellerts briefstil. [Teutonia . . . hrg. von W. Uhl. 23.] Leipzig, E. Avenarius 1912. XI, 153 s. 3,50 m.

Grillparzer. — Hermann, Elizabeth Adelaide, Histrionics in the dramas of Franz Grillparzer. [University of California publications in modern philology II, 4.] University of California press, Berkeley 1912. 71 s.

Günderode, Caroline v. — Die liebe der Günderode. Friedr. Creuzers briefe an Caroline v. Günderode, hrg. und eingeleitet von Karl Preisendanz. München, R. Piper & co. 1912. XIX, 338 s., 2 portraits und 2 facsim. 7 m.

Güntert, Herm., Über altisländische berserkergeschichten. [Progr. des Heidelberger gymnasiums 1912.] 33 s. 4°.

Hanrieder. — Prader, Georg, Norbert Hanrieder in seinen dichtungen. [Sonderabdr. aus dem Progr. des nö. landeslehrerseminars St. Pölten 1911 13.] St. Pölten, Pressvereinsdruckerei 1912. (VIII), 180 s.

Heinrich von Ofterdingen. — Riesenfeld, Paul, Heinr. v. Ofterdingen in der deutschen literatur. Berlin, Mayer & Müller 1912. VIII, 359 s. und 1 autotypie. 7 m.

Jespersen, Otto, Elementarbuch der phonetik. Leipzig, Teubner 1912. VI, 187 s. 2,60 m.

Kleinpaul, Rudolf, Die ortsnamen im deutschen, ihre entwickelung und ihre herkunft. Berlin und Leipzig, Göschen 1912. 126 s. geb. 0,80 m.

Kondziella, Franz, Volkstümliche sitten und bräuche im mittelhochdeutschen volksepos. Mit vergleichenden anmerkungen. [Wort und brauch . . . hrg. von Th. Siebs und M. Hippe. VIII.] Breslau, M. & H. Marcus 1912. VIII, 207 s. 7,20 m.

Lichtenberg. — Berendsohn, Walter A., Stil und form der aphorismen Lichtenbergs. Ein baustein zur geschichte des deutschen aphorismus. Kiel, Mühlau 1912. 144 s.

Naumann, Hans, Altnordische namenstudien. [Acta germanica . . . hrg. von R. Henning, n. r. 1.] Berlin, Mayer & Müller 1912. (IV), 195 s. 4 m.

Oswald, Der Wiener, hrg. von Georg Baesecke. [German. bibliothek III, 2.] Heidelberg, Carl Winter 1912. CX, 67 s. 2,20 m.

— Keim, Heinr. Wilh., Das spielmansepos vom heiligen Oswald. [Bonner dissert.] Düsseldorf 1912. 64 s.

Schillers Don Carlos . . . ed. with introduction, bibliography, appendices, notes and index by Frederick W. C. Lieder. Oxford university press 1912. LXXX, 585 s. und 1 portr. geb.

Schrifttafeln, Deutsche, des 9.—16. jahrhunderts, aus handschriften der k. hof- und staatsbibliothek in München, hrg. von Erich Petzet und Otto Glauning. II. abteilung. Mittelhochdeutsche schriftdenkmäler des 11.—14. jahrhunderts. München, Carl Kuhn 1911. 36 s. und 15 taff. fol. 6 m.

Singer, S., Aufsätze und vorträge. Tübingen, Mohr 1912. VII, 208 s. 9 m.

Inhalt: Deutsche kinderspiele. — Die zwergsagen der Schweiz. — Über die physiologischen grundlagen der Shakespeareschen psychologie. — Apollonius

von Tyrus. — Die deutsche kultur im spiegel des bedeutungslehnworts. — Die mhd. schriftsprache. — Lanzelet. — Gottfried von Strassburg. Sprache und werke des Niclaus Manuel. — Richard Heinzel.

Stärck, John, Studien zur geschichte des rückumlauts. Ein beitrag zur historischen formenlehre. Uppsala, K. W. Appelbergs boktrykkeri 1912. XV, 326 s.

Steyrer, Joh., Der ursprung und das wachstum der sprache indogermanischer Europäer. 2. aufl. Wien und Leipzig, Alfr. Hölder 1912. XIV, 287 s. 8,50 m.

Walther von der Vogelweide. — Gärtner, Erich, Die epitheta bei Walther von der Vogelweide. Eine stilgeschichtliche darstellung des sprachgebrauches. Kiel, Mühlau 1911. 150 s. 3,50 m.

Zesen. — Körnchen, Hans. Zesens romane. Ein beitrag zur geschichte des romans im 17. jahrhundert. [Palaestra 115.] Berlin, Mayer & Müller 1912. (IV), 167 s. 3,80 m.

NACHRICHTEN.

Der ordentl. professor dr. Konrad Zwierzina in Innsbruck wurde als nachfolger Anton Schönbachs nach Graz berufen, der privatdozent dr. Friedrich Ranke in Strassburg als ausserordentl. professor nach Göttingen.

Zu ordinarien wurden ernannt der geh. regierungsrat professor dr. Johannes Franck in Bonn und der ausserordentl. professor dr. Franz Schultz in Strassburg. Der ausserordentl. professor dr. Karl Bohnenberger in Tübingen erhielt titel und rang eines ordentl. honorarprofessors.

Der ordentl. professor dr. John Meier in Basel ist von seinem amte zurückgetreten.

In Strassburg hat sich dr. Anton Henrich für germanische philologie habilitiert.

MURBACH ALS HEIMAT DER AHD. ISIDORÜBERSETZUNG UND DER VERWANDTEN STÜCKE.

§ 1. Für die überlieferung der texte kommen ausser der Pariser hs. der Isidorübersetzung (P) [1] und den Monseer fragmenten (M) [2] auch einige glossen in dem aus dem elsässischen kloster Murbach stammenden ahd. glossar Iun. C [3], die aus den übersetzungen ausgezogen sind, in betracht. Das erkannte Ad. Holtzmann (Germ. 1, 467 ff.). Rud. Kögel prüfte (Beitr. 9, 328) diese entdeckung nach und führte die nach seiner meinung entlehnten glossen auf. Nachdem aber Steinmeyer (Ahd. gl. IV, 1 f.) festgestellt hat, dass das glossar Iun. C zu 5/6 einen auszug aus dem *affatim*-glossar darstellt, können nur noch folgende reste mit einiger sicherheit als vertreter einer selbständigen hs. gelten:

I. Glossen aus der Isidorübersetzung:

Iun. C	P / M
1. Iun. C IV, 3, 1 archana *heilac kiruni*	P 6, 6 archana secretorum *heilac chiruni*, M 34, 10 arcana secretorum *heilac k(arun)i*,
2. Iun. C IV, 20, 65 specialiter *unzuuiflo einfolto* [4]	P 7, 7 specialiter *unzuuiflo*, M 34, 21 specialiter *unzuiflo*,
3. Iun. C IV, 6, 4 cardines orbis *umbiringes skerdar*	P 1, 1 cardines orbis *umbihringa mittingardes erdha* [5],

1) Im cod. 2326 der nat.bibl. in Paris, zuletzt hrg. von George A. Hench (Q.F. 72), Strassburg 1893 (rez. Zeitschr. 28, 254 und Litbl. 1894, 327).

2) Im Monseer cod. 3093 der hofbibl. zu Wien, hrg. von G. A. Hench, Strassburg 1891 (rez. Zeitschr. 25, 17 ff. und Azfda. 19, 218 ff.).

3) S. unten s. 305.

4) *einfolto* nach Kögel zusatz des glossators.

5) Kögel bemerkte, Iun. C scheine hier die bessere lesart zu haben, denn da *umbihringa* nicht *cardines* heissen könne, so müsse in P *skerdar* ausgefallen sein; *umbihringa* sei also in *umbihringes* zu bessern, *mittingardes* wohl als späteres einschiebsel nach ausfall von *skerdar* auszuscheiden. Aber *mittingardes* wird vielmehr doublette von *umbihringes* und *erdha* der rest von *skerdar* sein. — Vgl. Rd I, 276, 24 cardines *skerdar*.

4. Iun. C IV, 6. 57 dementia *uuot nissa*[1]	P 8, 11 magnae dementiae est *mihhil uuootnissa ist,*
5. Iun. C IV, 6, 56 distinctio *untarskeid*	P 9, 14 distinctio *undarscheit* (hs. *ur-*),
6. Iun. C IV, 20, 66 spiraculum *atum anaplast*[2]	P 12, 16 spiraculum *adum.*

II. Glossen aus der homilie de voc. gent.:

1. Iun. C IV, 3, 5 anxie *angustlih* (s. jedoch affatimgl.)	M 29, 23 anxie *angustlihho,*
2. Iun. C IV, 9. 15 non inritatur *nipismerot*	M 29, 14 non inritatur *nibismerot,*
3. Iun. C IV, 9, 19 non emmulatur *nist abulgic*	M 29, 13 non aemulatur *(ni)st apulgic,*
4. Iun. C IV. 9. 17 non inflatur *niziplait sih*	M 29, 13 non inflatur *nizaplait sih,*
5. Iun. C IV, 9. 20 non est ambitiosa *nist kiri*	M 29, 14 non est ambitiosa *nist ghiri,*
6. Iun. C IV. 9. 22 non perperam *achust*[3]	M 29, 14 non agit perperam *nihabet achust*

III. Glossen aus der Matthäusübersetzung:

1. Iun. C IV, 3, 6 angariaū *kinotta* (Matth. 5, 41)	in M nicht erhalten,
2. Iun. C. IV. 3. 8 anime[4] fidei *luzil kiloubun* (Matth. 6, 30)	in M nicht erhalten.
3. Iun. C IV, 3, 10 alabastrum *olifaz salpfaz*[5] (Matth. 26, 7)	in M nicht erhalten,
4. Iun. C IV, 3, 11 azimorum *ostrono* (Matth. 26, 17)	in M nicht erhalten,

1) Nach Kögel ἅπαξ λεγόμενον.

2) *anaplast* nach Kögel entlehnt aus Rb I. 316. 1. vgl. cod. Stuttg. th. et ph. 218 (I. 303. 1) spiraculum *atimblâst.*

3) Nach Kögel steht *achust* nur hier in dieser bedeutung. In den Ahd. gl. ist bemerkt. dass in der hs. hierauf raum frei ist für zwei glossen. Vielleicht standen in der vorlage von Iun. C hier die entsprechungen zu *ni sohhit daz ira ist, ni denchit ubiles, ni frauuuit sih,* die in M an dieser stelle vorkommen.

4) Nach Nyerup, Symbolae ad lit. Teut. antiqu. (Havniae 1787) wäre herzustellen: *minime fidei.* Die Vulg. hat *modicae.* Steinmeyer bemerkt. sohin sei die glossatur älter als ihre alphabetische umordnung.

5) *salpfaz* nach Kögel entlehnt aus gl. K. 48, 27.

5. Iun. C IV, 3, 12 agrum figuli *hauenares lant*[1] (Matth. 27, 10)	M 24, 24 agrum figuli *hauna*
6. Iun. C IV, 6. 14 colafis *fustim* (Matth. 26, 27)	in M nicht erhalten.
7. Iun. C IV, 6. 17 clamidem *cotu uueppirot* (l. — *roc.*) (Matth. 27, 28)	in M nicht erhalten.
8. Iun. C IV, 6, 18 caluarie loc *hamalunc stat* (Matth. 27, 23)	in M nicht erhalten,
9. Iun. C IV, 18, 42 retulit *erpot* (Matth. 27, 3)	M 23, 28 retulit *arboot*.

§ 2. Die forschung nach der heimat des archetypus ist bisher noch nicht zu einem allseitig befriedigenden ergebnis gelangt. Die verschiedensten ansichten sind aufgestellt worden:

Lachmann nahm Mainz als den entstehungsort von P an, das er ins 9. jahrhundert setzte[2]. Jac. Grimm datierte diese hs. in seiner gramm. (teil I, ausg. I, s. LII) auf den beginn des 8. jahrhunderts: Germ. 3 (1858), 148 erklärte er sie für alem. abschrift einer fränk. vorlage. Ad. Holtzmann hielt in seiner ausgabe von P (Karlsruhe 1836) für wahrscheinlich, dass diese hs. in Westfranken entstanden sei; das lied auf den hl. Anian[3] lasse auf Orleans schliessen. Germ. 1 (1856), 462. 475 äusserte sich Holtzmann eingehender; er nahm einheitliche verfasserschaft der übersetzungen an. sie seien in der ersten hälfte des 8. jahrhunderts anzusetzen; wahrscheinlich sei Pirmin der autor; eins der von ihm gegründeten klöster (Weissenburg, Reichenau, Murbach, Hornbach, Tholey) sei die heimat. K. Weinhold fixierte in seiner ausgabe von P (Paderborn 1874) die entstehungszeit auf die wende des 8. 9. jahrhunderts; nach durchmusterung der sprache kam er s. 88 ff. zu dem schluss, dass die übersetzung 'eine mechanische mischung', 'ein durch mehrfache abschriften entstandenes totes schreiberprodukt' bedeute. K. Müllenhoff (einl. zu den Denkm. s. XVI ff.) sah in den übersetzungen ein erzeugnis der karolingischen hofsprache[4]: die frage, ob mit einem oder mehreren verfassern zu rechnen sei, liess

1) Nach Steinmeyer ist das erste *c* aus *a* korrigiert.

2) S. Wackernagel, Altd. leseb. (1835), XIII und Lachmann, Zu den Nibel. (1836), 51.

3) S. Hench. Is. XI.

4) S. hierzu Kauffmann, Zeitschr. 32, 145 ff.

er offen; P sei wahrscheinlich aus der schule des Anian zu Orleans hervorgegangen; die fragmente seien wohl auf Veranlassuug Hildbolds, der 803–814 abt von Monsee war, entstanden. Müllenhoff schliessen sich an mit der behauptung, in den übersetzungen liege karolingische hofsprache vor: P. Piper (Die älteste deutsche literatur bis um das jahr 1150 [Kürschners nat.lit. I], 1884, s. 93 ff.) und Kelle (Geschichte der deutschen literatur I, Berlin 1892 s. 92). Letzterer glaubt, P sei in einem bairischen kloster geschrieben. Während Seedorf (Über syntaktische mittel des ausdrucks im ahd. Isidor und den verwandten stücken, Paderborn 1888) meinte, die stücke seien von einem autor geschrieben, aber nicht in einem guss, nahm Kelle (s. 93) verschiedene verfasser an. Auch El. Steinmeyer (Prager deutsche studien VIII, 1908 [festschrift für Kelle], s. 159 ff.) sah in dem idiom der übersetzung einen niederschlag der sprache, der sich die vornehmen kreise des Frankenreichs zu beginn der Karolingerzeit bedienten, hat aber auf grund eingehender prüfung einheitlichkeit der autorschaft festgestellt. Die untersuchungen Klemms (Beitr. 37, 1 ff.), den satzmelodische studien zur annahme dreier verfasser führten, vermögen dies ergebnis kaum umzustossen, da zu berücksichtigen ist, dass die ungleichheit des tempos der sprache von der verschiedenartigkeit der lat. texte herrühren kann.

W. Braune (Ahd. gramm.) sieht im Isidor den hauptvertreter der rheinfränk. mundart, ebenso hält Hench die sprache der übersetzungen für rheinfränk. (Fragm. s. 139, Is. s. 110 ff.). Schon Rud. Kögel hatte in seinen abhandlungen 'Über das Keronische glossar' (Halle 1879), 'Zu den Murbacher denkmälern und zum Keron. gl.' (Beitr. 9, 301 ff.) den dialekt Isidors als rheinfränk. vorausgesetzt. In seiner rezension von Henchs ausgabe der fragm. (Azfda. 19, 218 ff.) glaubte er jedoch nachweisen zu können, dass die heimat der übersetzungen weiter rheinabwärts als das eigentliche Rheinfranken zu suchen sei. In seiner Literaturgeschichte I, 2 (1897), 477 ff. setzte er ihre entstehung wegen der berührungen mit dem alem., die sich in ihnen fänden, in Lothringen an, im süden der landschaft, wo sie an das Elsass angrenze: vielleicht sei Hornbach die heimat, wahrscheinlicher Metz[1]. P datierte er in die ersten regierungsjahre Karls d. Gr.; die übertragung des Matthäus stamme von einem schüler des übersetzers des Isidor und der übrigen stücke. In Pauls Grdr. II² (1901 9), 139

1) Für 'diskutabel' erklärt von E. Steinmeyer in den Fortschr. und ergebn. d. germ. wiss. 1902, 217.

erkennt Wilh. Bruckner die lokalisierung in Lothringen an, eine genauere bestimmung des heimatsortes sei schon darum bisher nicht gelungen, weil das eigentümliche orthographische system der übersetzungen eine sichere erkenntnis des lautstandes nicht gewinnen lasse. Auch Lessiak (Azfda. 34 [1910], 211 anm.) hält den übersetzer für einen Lothringer aus dem osten dieses sprachgebiets, weil nur in der mundart eines solchen sich nordrheinfränk. mit alem. und moselfränk. berühre und aus allen drei gebieten merkmale vorhanden seien.

Wenn auch der hinweis auf die alem. formen einen fortschritt der forschung bedeutet, so glaube ich, zeigen zu können, dass viel grösseres gewicht auf sie gelegt werden muss. Auch vermutete bereits elsäss. heimat der übersetzungen Fr. Kauffmann Germ. 37 (1892), 243 ff. Er nimmt eine in westfränk. orthographie abgefasste urschrift an, die im oberels. kloster Murbach (nordwestlich von Gebweiler in den Vogesen) entstanden sei. Vorliegende arbeit sucht diese vermutung zu bestätigen. Schon deswegen, weil in Murbach nachweislich eine Isidorhs. vorhanden gewesen ist, hat sie viel für sich.

I. Literarischer betrieb in Murbach um die wende des 8./9. jhs.[1].

§ 3. Äussere zeugnisse. Im jahre 726 war Pirmin aus Reichenau, das er 724 unter der protektion Karl Martells gegründet hatte, vor dessen gegner, dem alem. herzog Theobald, nach dem Elsass geflohen. Am Pilgerweiler bei Gebweiler siedelte er sich an. Wahrscheinlich bestand dort bei seinem eintreffen schon eine kolonie irischer (schottischer) mönche (Winterer, L'abbaye de Murbach, Guebwiller 1867, s. 8)[2]. Die drei urkunden über die stiftung Murbachs aus den jahren 727 und 728 (Theoderichs IV.[3], des Strassburger bischofs Widegern und des grafen Eberhard[4]) scheinen davon allerdings nichts zu wissen. Dass aber die ersten mönche des klosters Murbach, das Pirmin dort im jahre 727 gründete, nachdem Eberhard die ersten anfänge geleitet hatte, Irländer oder Angelsachsen[5] waren, erscheint gesichert durch den namen *peregrini*, mit dem sie in diesen urkunden bezeichnet werden. Murbach muss rasch aufgeblüht sein: urkunden aus der

1) Vgl. Hauck, Kirchengesch. Deutschlands I (1904), 349. 398; Gatrio, Die abtei Murbach im Elsass (Strassburg 1895).

2) Vgl. Preussische jahrbücher bd. 59, s. 32.

3) R. Niemann, Über die urkunden könig Theoderichs IV. für das kloster Murbach vom jahre 727 in den Forschungen zur deutschen gesch. XIX (1879), 465.

4) Wattenbach I 7, 154.

5) S. Hauck I, 347 a. 1.

zweiten hälfte des 8. jhs. berichten von der menge der mönche (*'turba plurima monachorum adunata'*)[1]. Im jahre 731 waren noch 11 Reichenauer mönche nach Murbach gekommen, wie Hermannus Contractus berichtet[2]. Bezeichnend ist, dass Alhuuin sich eine zeitlang in Murbach aufgehalten hat; in einem briefe an das kloster (vom jahr 804)[3] spricht er seine freude darüber aus, dass er zu ihm gehöre, und bittet, *'ut dignemini me in sanctis orationibus vestris fratrem habere quasi unum ex vobis'*; es kommt ferner darin der wunsch vor: *'erudite pueros et adolescentulos vestros . . ., ut digni habeantur vestrum post eos tenere locum'*. Auch Karl d. gr. stand in näheren beziehungen zu Murbach (Winterer s. 32).

Der literarische betrieb hat in Murbach um die fragliche zeit auf ansehnlicher höhe gestanden. Das lassen die erhaltenen bibliothekskataloge[4] erkennen. Nach Gottlieb gehen sie auf originale des

1) Alsatica diplom., hrg. von Schoepflin (Mannheim 1872) I, 45.

2) Pertz III, 98.

3) Jaffé, Bibl. rer. germ. VI, Mon. Alc. (1873), s. 835; s. auch den brief vom jahre 796 (a. a. o. s. 339 ff.).

4) Bartholomäus von Andlau, der um die mitte des 15. jhs. abt von Murbach war, liess die erhaltenen manuskripte ausbessern (Sievers, Einl. zu den hymn. [Halle 1874], 4, anm. 2). Es sind auch kataloge bewahrt geblieben. Einer, früher im bezirksarchiv des oberrheins, befindet sich jetzt im archiv zu Kolmar (Gottlieb, Über mittelalterliche bibliotheken [Leipzig 1850], 53); darin die notiz: *'et o utinam per reuerendum dominum Bartholomeum de Andolo abbatem Morbacensem omnes fuissent inventi aut possent recuperari cum illis, quos studui adicere'*; vgl. den brief des schreibers Sigismund an Bartholomäus, hrg. im Philologus 49 (1890, n. f. III), 616, 620. Mitgeteilt ist dieser katalog aus einem kartular des 16. jhs. in freier übertragung von Matter, Lettres et pièces rares ou inédites (Paris 1846), s. 40 76. Es ist derselbe, den F. Roth in den Strassburger studien III, 336 ff. herausgab, wie Becker (Catalogi bibliothecarum antiqui) nachwies; s. jedoch Gottlieb a. a. o. Zu Roths ausg. s. Marckwaldt in der Z. f. d. gesch. d. Oberrheins n. f. III (42), 383 ff., Busch im Zentralblatt für bibliothekswesen V (1888), 364 ff. — Ein anderer katalog ist herausgegeben von Montfaucon, Bibliotheca bibliothecarum (Paris 1739), 1175 ff. Interessant ist es, in einem katalog, den E. Zarncke im Philologus a. a. o. s. 616 ff. veröffentlicht hat, auf s. 621 unter den werken Isidors zu finden *'ad Florentinam sororem libri II'*. Sollte das hier angeführte manuskript verwandt sein mit dem original der ahd. Isidorübersetzung? P enthält ja auch gerade zwei bücher dieses selben traktats (Hench, Is. XI). Über Murbacher bibliothekskataloge siehe noch Herm. Bloch, Ein karolingischer bibliothekskatalog von Murbach (Strassburger Festschrift zur 46. versammlung deutscher philologen, Strassburg 1901); Zarncke, Commentationes in honorem Guilelmi Studemundi (Strassburg 1889), 183 ff.; Jean Senebier, Catalogue raisonné des manuscrits conservés dans la bibl. de Genève (1779), 79 und die dort angeführte lit.; schliesslich Petzholds Anz. f. bibl.wiss. (1846), 50 ff.; Ziegelbauer, Hist. rei lit. I, 588. P. Lehmann, Joh. Sichardus (München 1912) s. 164 ff.

9.–10. jhs. zurück. Deshalb sind sie geeignet, auskunft über den stand der literarischen betätigung Murbachs in frühahd. zeit zu geben, und diese ist äusserst günstig. Vor 791 entstand ferner in Murbach die sammlung der *formulae Morbacenses*, herausg. von K. Zeuner, Mon. Germ. hist. leg. V (Hannover 1886). Zu ende des 8. jhs. schrieb ein Murbacher mönch die *Annales breves Francorum*, von 707–781 (Theod. Heigel, Forsch. zur deutschen gesch. V, 397: Wattenbach I⁷, 164). Um 790 gab Simpert den mönchen statuten, in denen von literarischen leistungen die rede ist (Pez, Thes. anecd. II, pars III, 355).

Der literarische hintergrund für die übersetzungen dürfte also vorhanden sein, zumal auch andere übersetzungen aus dem lateinischen ins deutsche aus Murbach bekannt sind, so dass von dieser seite her sich kein widerspruch gegen ihre lokalisierung in Murbach erhebt. Entscheidend ist die sprache.

§ 4. Murbacher sprachdenkmäler. Der deutsche sprachgebrauch und die orthographie Murbachs zu ende des 8. jhs. sind nicht direkt gegeben, da die in Murbacher hss. überlieferten ahd. denkmäler (die glossare Iun. A, Iun. B, Iun. C, beschrieben in den Ahd. glossen von Steinmeyer-Sievers IV, 588 ff.) und die (sog.) Murbacher hymnen (beschrieben in der ausgabe von Sievers, wo auch über die hss. der glossare gehandelt ist) nicht originale sind, sondern abschriften. Der Murbacher lautstand muss also auf indirektem wege gewonnen werden. Es muss bei jedem denkmal untersucht werden, ob eine von uns erkennbare vorlage zugrunde lag und inwieweit die erhaltenen hss. davon abweichen [1]. Die sich so ergebenden Murbacher elemente müssen an den in ziemlicher anzahl überlieferten urkunden des klosters ihre bestätigung und eventuelle ergänzung finden [2].

Wertlos sind in diesem zusammenhang die untersuchungen Kögels

1) Nicht ausgeschlossen ist hierbei, dass das original des einen oder anderen denkmals sich als in Murbach selbst entstanden herausstellt.

2) Es ist gewiss richtig (Henning, Über die St. Galler sprachdenkmäler bis zum tode Karls d. gr., s. 97 f.), dass in den ahd. namen der urkunden 'eine in allen feinheiten ausgeprägte, in kurzen zeiträumen sichtlich fortschreitende entwickelung zu bemerken ist, die bis in alle nuancierungen der sonstigen sprachgeschichte analog ist'. Andererseits kann man aber nicht bestreiten – auch Henning tut das nicht –, dass sie oft älteren lautstand erhalten zeigen. Nur darf daraus nicht geschlossen werden (Bezzenberger, Über die a-reihe der got. sprache, s. 13), dass sie stets eine vergangene zeit repräsentieren. Sie sind geeignet, den lautstand eines bestimmten zeitraumes, nicht eines genauen zeitpunktes erschliessen zu lassen.

(Beitr. 9, 301 ff.). Indem ihm die rheinfränkische herkunft der Isidorübersetzung und der verwandten stücke feststand, waren ihm die übereinstimmungen der Murbacher denkmäler mit diesen texten zeugnisse ihrer rheinfränkischen herkunft. Schindling, 'Die Murbacher glossen' (Untersuchungen zur deutschen sprachgeschichte, hrg. von Rud. Henning, Heft I), Strassburg 1908, wiederholt bei seinem versuch, die heimat der Murbacher stücke festzustellen, im wesentlichen Kögels argumente.

Bei Iun. A kommt er s. 178 ff. zu dem ergebnis, dass es in seiner ältesten form auf fränkisch-elsässischem gebiet entstanden sei. Wahrscheinlich sei das original in Alemannien, etwa Reichenau, abgeschrieben worden (anl. *f*): in Murbach sei dann eine abschrift des alemannischen textes genommen worden, was er aus der konsequenz in der verwendung der zeichen *c* und *k* im vergleich zu der inkonsequenz z. b. in den alten alemannischen texten (Vok., Ka., Ben.) schliesst.

Ebenfalls für fränkisch hält Schindling den grundstock von Iun. B-Rde[1]. In beiden (resp. drei) hss. findet er überbleibsel fränkischer vorlage. Kögel selbst hatte a. a. o. 324 f. gesagt, in der hauptsache sei der dialekt beider hss. rein hochalemannisch: die spuren rheinfränkischer herkunft seien ziemlich geringfügig.

Die meisten argumente, die Schindling und Kögel anführen, um fränkische herkunft zu erweisen, finden sich nur in Iun. B: die unsynkopierte form I, 278, 64 *farspildita* (Rd[2] *farspildta*): Iun. B hat 279, 26 *n*^{e}*azzes* (Rd *niozzes*); 281, 35 *kistriani* (Rd *kistriuni*): 279, 59 *kihersdit* (Rd *-st-*); 278, 4 *wabet* (Rd *-at*); 281, 48 *lernunga* (Rd *lirnunga*, wie auch Iun. B 281, 63 *lirnunga* hat Rd); im acc. sg. n. acc. pl. sw. m. neben 18 *-un* 8mal das fränkische *-on*, 2mal anl. *dh*: 295, 45 ^{k}*gerno*, wo *k* von zweiter hand nachgetragen ist, *g* dem schreiber Iun. B geläufig war. Kögel sagt, dem hochalemannischen dialekt auch Murbach rechnet er dazu seien fremd die fem. abstr. auf *-in*. Nur einen fall haben Iun. B und Rd hier gemeinsam (I, 272, 48): in einigen fällen aber hat Iun. B *-in*, wo Rd *-i* hat

1) Holtzmann (Germ. 1. 112) hielt Iun. B für unmittelbare abschrift aus Rd und Re. Sievers (einl. zu den hymn. s. 6 f.) stellte fest, dass die hss. auf eine gemeinsame vorlage zurückgehen. Schindling s. 182 glaubt, zwischen Iun. B und dem original liege noch eine hs., aus der Rd durch eine nochmalige zwischenstufe geschöpft habe.

2) Die form Rd 286, 13 *arstiufitie* ist verschrieben für *arstiufitiu* (Steinmeyers anm.).

(Iun. B 288, 4 *pleichin*, 289, 60 *lentin*, 288, 28 *festini*[1], 294, 11 *stillinal nahtes*, Rd *stilli nahtes* (von Kögel a. a. o. nicht benutzt). Unbekannt ist nach Kögel, dem hochalemannischen die bildung der deminutiva auf *-in*. Wenn daher in Iun. B-Rd. 272, 43 sich *esilinchilin* findet, in Re allein *ste:chilin* II, 317, 12, so spricht dies nur gegen hochalemannische herkunft des originals, nicht für fränkische, da auch im sonstigen alemannischen sich diese formen finden, z. b. in den Augsburger gl., Ra, Kb (Kögel, Ker. gl. 148[2]).

Das in der vorlage von Iun. B-Rd herrschende *qhu* ist obd.; fränkisch ist *qu* (Braune, Ahd. gr.[3], § 144).

Zum bairischen passen die formen in Iun. B-Rd *-segita* 277, 67 f., *gasegit* 288, 35 (Kögel, Beitr. 9, 325), *-a* für *-e* in *fruma* 286, 73, die eben angeführte schreibung *qhu* (Schatz, Altbair. gr. § 62); Rd *kikât*, Iun. B *kikat* 275, 21 (fränk. *e*), *oa* in *roamilin* Iun. B 272, 48 (Rd *ua*). Bairisch ist der vokalismus der präfixe: Iun. B_1 hat 26mal *a* in *gi*, Rd 33mal, Iun. B_2 2 *a* (Re 8): die *i*-formen (Iun. B_1 hat 187, Rd 190; Iun. B_2 16, Re 10) könnten durch spätere abschrift hinzugekommen sein.

Wenn in Iun. B-Rd *ar-* auch in verbaler verbindung vorkommt (Schindling s. 39), so spricht das gegen fränkische herkunft des originals (Franck, Altfränk. gramm. § 65, 3). *za*, das in Iun. B-Rd herrscht, findet sich nicht im fränkischen (nur je 1mal im taufgel. B und einer Würzb. hs. aus dem 8. jh. [II, 335, 9] Franck § 65, 6; Schatz § 34). Kögel führte als beweis fränkischer herkunft anl. *wr* in *uuiritta* 274, 13 an; aber es ist nicht ausgemacht, dass es sich hier um eine fränkische erscheinung handelt. Ebensowenig durfte Kögel aus der form *farlei͡z* Rd 277, 23 (Iun. B *farleaz*) auf fränkisches original schliessen, da die bedeutung des *ei* in diesen formen nicht feststeht: dasselbe gilt für *ch* vor *r* und *n* (Schindling s. 69).

Die meisten momente also, die Kögel und Schindling für fränkische heimat der vorlagen ins feld führen, sind nicht stichhaltig. Die fränkischen elemente, die sich in Iun. B allein finden, können dem schreiber angehören. Denn nachdem seit der fränkischen eroberung im Elsass über die ältere alemannische bevölkerung

1) *-ini* nicht sicher lesbar (Steinmeyers anm.).

2) Kb ist elsässisch, s. Kauffmann, Gesch. der schwäb. ma. (1890) §§ 68, 176 a. 1; ders. Germ. 37 (1892), 262 und Zeitschr. 32 (1901), 170. Vgl. MSD[3] I, XXVII. Schon 1879 (in seiner schrift über das Keron. glossar s. L) hatte Kögel es für nicht ausgeschlossen gehalten, dass Kb im Elsass zu lokalisieren sei (vgl. Beitr. 9 [1884] 327. Lg. I, 2, 341 ff.).

sich eine jüngere fränkische kolonistenschicht gelegt hatte[1], machte sich auch sprachlich ein fränkischer einschlag geltend, und fortan bildete das elsässische den übergang vom obd. zum mitteld.

Ein bestimmteres ergebnis über die eigenart der Murbacher sprache und orthographie zu ausgang des 8. jhs. kann erst gewonnen werden, wenn die vorgeschichte der Murbacher literaturdenkmäler auch auf grund der anderen ahd. quellen, die mit ihnen verwandt sind, aufgeklärt ist, denn nur dann können die eigenarten der orthographie und eventuell die fränkischen elemente in den Murbacher hss. richtig gewertet werden.

§ 5. Die vorlagen der Murbacher bibelglossare.

a) Betreffs der bibelglossare lässt sich zunächst zeigen, dass von (rhein-)fränkischen originalen schon deswegen keine rede sein kann, weil nur Oberdeutschland in jener frühen zeit verwandte, ältere werke aufzuweisen hat.

Es sind dies folgende Reichenauer glossare: Rb[2], das mit Iun. B (Iun. A und Iun. B stimmen in 24 deutschen glossen zusammen) 46 deutsche glossen gemein hat; Rf, das mit Iun. B 16 gemein hat, Rz (lat.-lat.), Ry (lat.-ags.-ahd.); ferner: cod. S. Pauli XXV^{d} 82, der mit Iun. B in 68 deutschen interpretamenten übereinstimmt. Mit cod. S. Pauli XXV^{d} 82 sind verwandt: cod. S. Galli 295 (45)[3], cod. Stuttgart. theol. et phil. 218 (41), cod. S. Galli 9 (26), cod. Vindob. 1761 (13); schliesslich das glossen zur Genesis enthaltende fragm. S. Pauli, das mit Iun. B 12 gemeinsame deutsche glossen bietet und in einer (ehemals) Reichenauer hs. überliefert ist (Kögel, Lg. I, 2, 587). Den hochalemannischen ursprung des cod. S. Pauli XXV^{d} 82 erwies Jakob (Halle 1897), den der S. Pauler Lukasglossen C. T. Stewart (Berlin 1901), s. Kögel, Lg. I, 2, 508.

Wichtig ist endlich das glossar Clm 18 140[4]. Es zeigt nahe beziehungen zu dem Reichenauer glossar Rf. 'In manchen glossen, die sich in den verwandten hss. nicht finden, stimmt es hierzu aufs merkwürdigste' (Steinmeyer, Festschrift der universität Erlangen für

1) Es nennt z. b. Ermoldus Nigellus das Elsass '*terra antiqua, Franco possessa colono*' (Mon. germ. poet. lat. aev. Carol. II, s. 82, vers 77 der ersten elegie an Pippin).

2) R. E. Ottmann, Grammatische darstellung der sprache des ahd. glossars Rb. Berlin 1886.

3) Die zahlen in klammern bedeuten die anzahl der deutschen glossen, in der das betr. glossar mit Iun. B übereinstimmt.

4) W. Holzgräfe, Die sprache des ahd. glossars Clm 18 140. Halle 1889.

prinzregent Luitpold, IV, 1 s. 43 ff.). In anderen glossen passt es zu Iun. B-Rd, cod. S. Pauli XXV[d] 82 und seiner sippe. Es ist hier eine mit der vorlage von Iun. B-Rd nahe verwandte hs. verarbeitet worden. Die betreffenden glossen sind zum grössten teil in das grosse Monseer glossenwerk, später in der bekannten geheimschrift, in der die vokale durch die im alphabet folgenden konsonanten ersetzt werden, in der 2. hälfte des 11. jhs. in Tegernsee eingeschrieben worden. Die vorlage aber muss aus viel früherer zeit stammen, da cod. S. Pauli XXV[d] 82 und Iun. B-Rd sie ja kannten.

Diese in Clm 18140 verarbeiteten glossen mit ihren paralellen seien aufgeführt, um dem original, das für Iun. B-Rd vorlag, näherzukommen[1]:

Zur Genesis:

Ahd. gl. I[2], 304, 12 *lotarspraha*, vgl. codd. Vindob. 1761 *lotirsprachа*, Gall. 295 *lotersprachа*, Stuttg. theol. et ph. 218 *lotarā sprachа*, Pauli XXV[d] 82 *lotessparcha* (l. *lotersprachа*).

304, 18 (retulerint) *segitun*, vgl. Stuttg. th. e. ph. 218 *sekitin* 310, 53.

305, 5 (vernaculus) *innaperio*, vgl. Ib-Rd 294, 15 *inburro, diliburro*, Pauli XXV[d]/82, 301, 8 *innipurro*, Gall. 296, 302, 28 *inburiun*, frgm. S. Pauli 312, 40 *inpurro*.

305, 17 (altrinsecus, separatim) *einingaganandremo*, S. Pauli XXV[d]/82, 301, 41 *ingagenandremo*.

305, 61 (speluncam) *steinhol*, Ib-Rd 290, 48 *steinloh*.

305, 56 (struem) *givolhani*, cod. S. Pauli XXV[d] 82, 301, 3 (in struem) *anakifoloh"en*.

306, 38 (coire) *gimiscan*, cod. S. Pauli XXV[d] 82, 301, 20 *gimisgen*.

305, 64 (quondam) *giver*, Ib 289, 22: *iu er* (*g* ausrad.), Rd *giuer*.

306, 44 (innixum) *analinen[ten]* (= Clm 4606), Ib-Rd 281, 8 *ana linentan*, frgm. S. Pauli 313, 24 *analinentan*.

307, 3 (gratum) *livp*, Ib 280, 39 *lop*[3], Rd *liub*, cod. S. Pauli XXV[d] 82 *liub*.

307, 4 (populeas) *alparina* (Clm 4606 im kontext *albarina*), Ib-Rd 286, 51 *albarino*, S. Pauli XXV[d]/82, 301, 56 *salahino l albarino*, Vind. 1761, 300, 22 *albarino*, Gall. 295 *albarino*, Stuttg. th. e. ph. 218 *albarina*.

1) In der folgenden liste ist die geheimschrift aufgelöst.

2) Die bibelglossen befinden sich im I. bd der Ahd. glossen von Steinmeyer-Sievers. Bezeichnung eines bandes der glossen findet sich in vorliegender arbeit nur, wo es sich um andere als bibelglossen handelt.

3) S. Steinmeyers anm. zur stelle.

307, 6 (admissura) *gimiskida*, S. Pauli XXV[d]/82. 301. 62 *gimisgida*; 300. 33 Gall. 295, Stuttg. th. e. ph. 218 *kimiskida*.

307, 14 (maturę) *fruo* = Ib-Rd 283, 78.

307, 31 (oblatio) *urpot*, Ib-Rd 285, 47 *urbot*, Pauli XXV[d] 82, 302, 3 *urspotin*[1].

307, 57 (in bivio) *ingivuicke*, Ib-Rd 273, 15 *kiuuicki*.

307, 63 (maceriam uocat membranulam secundarum) *lehtro*, S. Gall. 295, 300, 49 *lectar*.

308, 52 (presagum) *foravuizo*, Ib 287, 7 *forazeichanan forauuizzon*. Rd *forazeichannân forauuizzun*.

308, 54 (obesis) *feizten*, Ib-Rd 285, 54 *feizto*.

308, 62 (uirecta) *gruoniu*, Rb 317, 41 *cruanniu*.

308, 64 (torpebant) *artvalun*, Ib-Rd 293, 21 *artuualun*.

310, 1 (tenere) *einliho*[1], Ib 293, 22 *einhilo*, Rd *einliho*.

Zur Exodus:

326, 10 (fiscellam scirpeam) *zeinnun pinozina*, Gall. 295. 321. 8 scirpeam (fiscellam) *pinezinez*. Rb 335, 7 (fiscellam schirpeam) *ceinnun pinuzzina*.

326, 17 (in crepidine) *in soume*, Ib-Rd 274, 43 (crepidine alvei) *in saume des straumes*.

327, 36 (conspersam) *gichnetanaz*, Ib-Rd 274, 52 *kichnetanaz*.

327, 42 (coloniam) *huopa*, Ib-Rd 274, 54 *hreiti* (Ib *reiti*) *huaba*.

327, 60 (minutum) *gimalanaz smalaz*, Ib-Rd 284, 21 *smalaz luzzilaz*.

328, 31 (peculium) *suntarscaz* = Ib-Rd 287, 41.

328, 47 (luscos) *einovgi*, Ib-Rd 283, 14 *einauge*.

328, 48 (auerso) *leidizo*, cod. S. Pauli XXV[d] 82. 322. 42 (auersor) *leidizo*.

329, 50 (emunctoria) *chlufti*, Ib 278, 40 *cluft*, Rd *chluft*, Ib-Rd *snuzza*.

329, 55 (cortinę) *uuantlahan*, Ib-Rd 275, 10 *uuantlachan, hengilachan*, cod. S. Pauli XXV[d]/82, 323, 26 *lachen*.

331, 18 (oppansum) *gispreitit*, Ib-Rd 285, 72 *ingaganikispreitit*.

331, 49 (uitta) *nestila*, Ib-Rd 294, 63 *nestilo*, Pauli XXV[d] 82, 324, 16 *nestila*.

332, 15 (renes) *lentipratun*, Ib 289, 70 *lentipraton*. Rd *lentipratun*. Pauli XXV[d] 82, 324, 37 *lentipraton*, Vind. 1761 *lentibratun*, Stuttg. th. e. ph. 218 *lendibraton*.

332, 17 (timum) *gor*, Ib-Rd 279, 53 *cor*.

1) S. Steinmeyers anm. zur stelle.

332, 21 (aruinam) *unslit,* Gall. 295, 324, 41 *feizti l unslit,* Stuttg. th. et ph. 218 *unslit,* Vind. 1761 *feizti unslit,* S. Pauli XXV^d 82 *ueiziti,* Gall. 9 *ueizti.*

Zum Leviticus:

346, 19 (sartago) *phanna,* Ib-Rd 291, 52 *phannun,* cod. Car. S. Petri 355, 4 *panne.*

346, 20 (minutatim) *chleino;* 284, 33 Ib *cleino kiphhotaz,* Rd *chleino kiprochotaz.*

346, 50 fricatur *giharstit,* 279, 59 Ib-Rd *kisuueizzit kiherstit* (Ib *kisuueizit kiher^s dit*) *kipratan uuirdit.*

347, 17 (subucula) *lihhemidi* = Ib-Rd 291, 53.

347, 53 (uultur) *gir* = Ib-Rd 295, 2; Gall. 295 *kir* 342, 23.

349, 19 pustula *chuedilla,* 287, 73 Ib *quedilla,* Rd *qhuedilla.* S. Pauli XXV^d/82, 343, 36 *puilla* = Gall. 295 und 9.

349, 40 (ulcus) *uunta* cf. 295, 8 ulcus suo sponte nascitur *tolc.* uulnus ferro fit et dicitur *uunta,* Ia 354, 7 ulcus *uunta.*

349, 42 (flauus) *valauuaz;* 343, 51 Vindob. 1761, Gall. 295 *falo,* S. Pauli XXV^d/82 *f^alo,* Gall. 9 *faloh,* Stuttg. th. et ph. 218 *ualuer.*

350, 9 (vallieulas) *telili talili* (letzteres über ersterem), Ib-Rd 295, 14 *talili,* S. Pauli XXV^d/82, 344, 10 *id̄ talilin,* Gall. 295 *tuillili,* Stuttg. th. e. th. 218 *tuillilin.*

351, 14 (prostituas) *huoros,* Rb 353, 49 (ne prostitues) *ni farhu^oros.*

351, 16 (noverca) *stiufmuot̄,* Ib-Rd 285, 21 *stiufmuater,* 344, 44 S. Pauli XXV^d/82 *stiufmo^ater,* Stuttg. 218 *stiufmv̊ter,* Gall. 9 *stiuf moat̄.*

351, 59 (inquilinus) *inchnet,* S. Pauli XXV^d 82, 345, 5 *choeht* (l. *chneht*).

352, 9 (pultes) *polzi pri,* Gall. 295, 345, 23 *polz. uel p'ri.*

352, 47 (dirutę) *ziuallana,* Ib-Rd 277, 29 *zaruuorfano, zarfallano.*

Zu Numeri:

361, 15 (proceres) *furistun* = Ia 364, 8.

362, 3 (rescivit) *pivand,* Ib-Rd 290, 18 *pifand* (*d* aus *t* korr. in Ib).

Zum Deuteronomium:

369, 16 (decreto) *arteilido,* Ib-Rd 277, 41 *urteilidu.*

369, 27 (maleficus) *zouprari,* Ib-Rd 284, 48 *zaubarari.*

369, 28 (incantator) *galstrari,* 282, 26 Ib *kalstrari* (Rd *farspanen*), S. Pauli XXV^d/82, 367, 32 *glastrari* (l. *galstrari*).

369, 38 (munitionibus) *karustin* cf. Ib-Rd 284, 51 (machinas) *kirusti.*
371, 12 (in suris) *uuadon* l *rihon,* Ib-Rd 292, 19 Rd *rihom,* Ib *rihon.*
371, 26 (delicatus) *ziari,* Ib-Rd 277, 39 *zearrer farzarter.*

Zu Josua:

378, 34 (polenta) *melo,* cf. cod. Car. Aug. XXXV. 375, 1 polenta i. subtilissima farina i. *sine*^s*duma uel gisistit melo.*
378, 36 (regulam) *zein* = Ib-Rd 290, 28. vgl. S. Pauli XXV^d 82, 376, 1 *labeleia* i. *zein,* Vind. 1761 *lebel*^f*eia* l *cefin,* Gall. 295 und 9 *lebeleia* l *zein.*
379, 30 (marcetis) *artuelet,* Ib-Rd 284, 54 *artuueld*.
379, 31 (ignauia) *slaffi,* S. Pauli XXV^d/82, 376, 25 *slaffiu.*

Zu Iudices:

385, 29 (conplodere) *zisamaneslahan,* Ib-Rd 276, 8 *zasamane slagon,* Rb 388, 6 *zasamane sla*^u*gon.*
385, 31 (torques) *halspouch,* Ia 389, 7 *halspauch.*
385, 46 (repetitione) *halungo,* Ib-Rd 290, 31 *halonne.*
385, 48 (sodalibus) *galeipun,* 292, 35 Ib *kaleibom,* Rd *kaleibon.*
386, 19 (pronubis) *truhtingun,* Ib-Rd 288, 69 pronuba paranimphus qui nuptiis preest *truhtinc.*

Zu Ruth:

391, 9 (gerula) *magazoha, traga.* Ib-Rd 280, 51 *tragadiorna.*

Zu Reg. I:

396, 8 (emula) *ella,* Ib-Rd 278, 78 *kiella.*
400, 9 (retractione) *uuidarzuht,* Rf 408, 18 *uuidarzuc.*
400, 58 (refocilabatur) *gilapotuuard, caantlazot ē̄n,* Rf 408, 21 *kilabot uuard.*

Zu Reg. II:

416, 33 (ignaui) *zagun slaffa,* Ib-Rd 282, 56 *slaffe trage.*
421, 19 (conuiuas) *gimazzun,* Ib-Rd 276, 49 *kimazzo.*
436, 3 (tribunal) *dincstuol,* Ib-Rd 294, 14 *dincstual.*

Clm 18140 vermittelt in diesen nachträglich verarbeiteten glossen also zwischen dem Reichenauer glossar Rf und dem (alem.) cod. S. Pauli XXV^d/82. Da auch die nachgetragenen glossen obd. sind, manche bair., so ist es doch mehr als wahrscheinlich, dass die mit

der vorlage dieser glossen verwandte hs., die Ib-Rd zugrunde lag, auch obd. war. Die verwandtschaft mit Rb und Rf lässt wegen des alters dieser hss. auf Reichenau als den ort schliessen, von dem die ahd. bibelglossographie ihren ausgang nahm.

b) Reichenau als ausgangsort der ahd. bibelglossographie.

Nach Reichenau war aus England ein lat.-lat. bibelglossar gekommen, das in der schule des Afrikaners Hadrian (abt im kloster S. Petri in Canterbury seit 671, gest. 720) entstanden war (Holtzmann, Altd. gramm. XIV; Kögel, Lg. I, 2, 517). Ein repräsentant dieses lat.-lat. wb. liegt vor in dem Reichenauer glossar Rz. Die äusserst nahe verwandtschaft des Murbacher glossars Iun. A mit Reichenau[1] zeigt sich darin, dass diesem in Nyerups Symbolae von anfang des glossars bis s. 179 und noch einmal in einem stück (s. 190) ein lat.-lat. text zugrunde liegt, der genau mit Rz übereinstimmt, wie Holtzmann Germ. 11, 31 versichert und wie die von ihm mitgeteilten proben bestätigen. Iun. A enthält noch viele lat.-lat. glossen, wie auch die anderen hss., besonders das frgm. S. Pauli (Germ. 21, 137), weniger das alphabetisch geordnete Iun. B (Rde); s. die ausgabe von Nyerup s. 192 ff.

Angelsächsische mönche in Reichenau waren dann die begründer der übertragung dieser lat.-lat. wörterbücher. Ry (= Iun. F Nyer. 364, 371) ist solch ein glossar mit ags. und ahd. interpretamenten[2]. Aus

1) s. Wattenbach I[7], 287.

2) Chr. Leydecker, Über beziehungen zwischen ahd. und ags. glossen. Bonn 1911 und H. Michiels, Über englische bestandteile altd. glossenhss., Bonn 1912, konnten in vorliegender arbeit noch nicht benutzt werden. — Angelsächsischen einfluss verraten auch gerade unsere übersetzungen. Der verfasser übernahm von seinem ags. lehrer nicht nur manche wortformen (Steinmeyer in den Prag. stud. VIII, 158 f.), sondern auch orthographische bildungen:

1. *x* für *hs*: P 31, 12; 36, 18; 41, 17; M 8, 13; 9, 22; 14, 7, 8 (im ahd. nach Braune § 154 sonst nicht belegt; s. Sievers, Ags. gramm. § 221, 2);
2. *htt*, Sievers, Hymn. s. 13 nebst nachträgen und Ags. gramm. § 221, 1;
3. *cg* für germ. *g*: P 1, 21 *daucgal* (Braune § 149 a, 7);
4. *c* für germ. *k* vor hellen vokalen:

M 6, 15 *arcennit*, 1, 13 *dencet* (s. Germ. 37, 252; Braune § 142 a, 1; Kögel, Lg. I, 2, 522).

Auch im lautstand und in der flexion zeigt sich, dass der autor mit Angelsachsen verkehrte. So mögen auf ags. einfluss zurückgehen: *sunu*, *sindun*, *simbles* statt gemeinahd. *simblum* (Sievers, Ags. gramm. §§ 270 f., 319), ferner *langhe* (statt *lango*) P 25, 17; 26, 13; M 21, 10; Iun. C 16, 59. Nach Kögel (Beitr. 9, 348) findet sich diese form nur noch in Rb, wo sie auch auf ags. ursprung zurückgehen könnte.

diesen giengen glossare mit rein hd. übersetzungen hervor. In Ib-Rd ist noch ein ags. wort erhalten (283, 56 ligones *md'tocas*) und ags. ist der stand der dentale in 274, 13 Rd *uuiritta*, Ib *uuir'itta*). Ein deutlicher hinweis auf Reichenau ist die tatsache, dass das glossar Clm 18 140 zum teil (I. Reg.-Paralip. II) aufs engste zusammenstimmt mit Rf (Steinmeyer a. a. o., 42 ff.). Ferner muss ein glossar, das mit Rb nahe verwandt ist (Kögel, Lg. I, 2, 510 f.), mit im spiele gewesen sein bei der weiteren entwickelung der auf Reichenauer ursprung zurückgehenden ahd. bibelglossographie.

Da die geschichte der in frage kommenden glossare sich über mehrere jahrhunderte erstreckt die älteste rekonstruierbare vorlage ist im 8. jh. anzusetzen (Jacob s. 36), Clm 18 140 wurde im 11. jh. durch den nachtrag der oben behandelten glossen bereichert , auch die überlieferten hss. gewiss nur einen teil der in jener zeit geleisteten arbeit repräsentieren, ist es unmöglich, ein genaues handschriftenverhältnis aufzustellen. Die aufführung eines teiles der glossen, z. b. zur Genesis, möge zeigen, dass alles dafür spricht, dass in Reichenau die ersten ahd. (bibel-)glossare entstanden, dort und in dem benachbarten Oberdeutschland der weitere ausbau vor sich gieng, das fränkische sprachgebiet aber nicht daran beteiligt war:

Dasselbe bleibt zu vermuten für *uues* P 19, 8; *aefter* P 4, 3 (s. jedoch Hench, Is. 60, Franck § 9) und *bauzssan* P 26, 10 (Sievers, Ags. gramm. § 110 a. 4; Braune § 77 a. 3). In *seegi* P 17; 13, 14 vermutet Hench, Is. 17, 3 (vgl. Collitz, Beitr. 17, 32 a. 2) alts. *gi*: im zusammenhang mit den übrigen ags. formen liegt es näher, *gi* als northumbr. aufzufassen (Sievers, Ags. gramm. § 332 a. 4). In *uuidarleon* M 33, 5 sieht Hench, Fragm. 103 schreibfehler; liegt ags. form vor? Im ags. entspricht westgerm. *au* im wests. *ea*, wofür im northumbr. oft *eo* steht (Sievers, Ags. gramm. §§ 63 und 150, 3). In P wird *ter sanctus* 19, 20 mit *dhri sanctus* übersetzt; vgl. Sievers, Ags. gramm. § 331. Die form *chiminnerodes* P 23, 9 wird gewöhnlich angeführt als rest der vorahd. endung der 2. sg. praet. auf *es* [ahd. parallelen sind äusserst selten; Otfr. D (Kelle 9, Franck 207) hat 1 *-tes*; ferner kommt es 1mal vor Ahd. gl. 2, 142] näher liegt es, an ags. form zu denken (Sievers, Ags. gramm. §§ 356. 364). Ebenso zweifelhaft, ob altertümlicher lautstand oder ags. vorliegt, steht es mit *himilo* P 24. 17 (Sievers, Ags. gramm. § 252 a. 3). Die einwirkung der Ags. (speziell Northumbrier?) ist um so weniger zu bezweifeln, als (vgl. oben zum lat.-lat. bibelglossar), der lat. text, der der Matthäusübersetzung zugrunde lag, aus England stammte; denn Hench entdeckte, dass die einschaltung zwischen Matth. 20, 28 und 29, aus der Itala stammend, nur noch in dem lat. text der ags. (northumbr.) evangelienübersetzung sich findet. Sogar Kögel muss hier ags. einfluss zugeben (Azfda. 19, 220).

	Iun. A[1]	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXV^d/82	Ib-Rd	Clm 18140
1,28	cod. Carolsr. 115 (Germ. 8, 404) subicite *subponite*					I, 304, 32 subicite *artot*
3,7		316, 4 consuerunt folia *kiflahtun laubir*	311, 60 consuerunt *giflactun*			
3,7	315, 1 perizomata femoralia *ambisueift*	316, 5 perizomata *umbigurtida*	Germ. 21, 136 perizomata		Nyer. 217, 24 perizomata succinctoria	
3,8		316, 6 ad auram post meridie *za uuetare after mittemu tage*	Germ. 21, 136 adduraͣ(l. ad auram)	Stuttg. th. et ph. 218 I, 303, 3 ad auram post meridiem. i. *inderchŭlin after undirn*		304, 50 ad auram post meridiem *inderochuoli aft⁻ untornes*
3,24	315,3 versatile uuibrante (Rz vibrantem) *glizzinontemu*	316, 8 gladium atque versatilem *uuafan inti uuerauantlihaz*	312, 2 uersatilem *uuerfantaz*		294, 34 uersatilis *uuarblih pikherlih* (Ib *picherlih*)	
4,4		316, 10 de adipibus *f:ona spintun*	Germ. 21, 136 adipib;			
4,5	315, 4 concidit mutauit colorem uultus sui *ghimuzota farua antluttes sines*		Germ. 21, 136 concidit			304, 61 [auch Clm 4606] concidit mutauit colorem vultus sui 18140: *irpleihd'a* 4606: *irpleichete*
4,7		316, 13 adpetitus eius *cauuurt siniu edo lust siniu*	312, 3 adpetitus *kerni*		271, 36 adpetitus *kirida*	

1) Das lat.-lat. wie Rz s. s. 279.

	Iun. A	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXV[d] 82	Ib-Rd	Clm 18140
4,12		316, 15 uagus et profugus eris *unstatiger enti frāfluhtiger uuisis*	312, 5 uagus *auuicun* 312,6 profugus *freidig*		294, 36 uagus *hirrer* 286, 66 profugus *freidiger*	
4,22		316, 17 malleator *smidari*	312, 11 malleator *hamarari*	Stuttg. th. et ph. 218, 303, 5 malleator *hamirslagare*		
4,23		316, 18 occidi illum in uulnus meum *arsluac ih inan in uunt[u]n mina edo in tolg minaz*	312, 12 in vulnus meum *inuuntun*			
		316, 21 et in liuorem meum *enti in pleizun mina*	312, 13 in liuorem meum *intolc*			
6,4	315, 9 famosi fama nominati *gamarde*		312, 14 famosi *marre*		279, 24 famosi *marre*	
6,14	315, 10 levigatis limpidatis *ghislihtem*			Stuttg. th. et ph. 218, 303, 6 levigatis. i. *kislihten kiscaffoten*	283,4 levigatis Ib *kislihtem* Rd *kislihte*	
6,14	315, 12 bitumen genus gluti alii piculam alii resinam *harz*			cod. S. Galli 295 : 299, 21 bitumine. bitumen est genus luti id est *erdleifm*		304, 64 bitumen gluten *lim*[1]. alii piculam *peh*[1]
6,16	315, 14 tristeca tricamerata *dhridhilli*,				Nyer. 229, 4 tristega tricamerata	

1) Übergeschrieben.

	Iun. A	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXV d 82	Ib-Rd	Clm 18140
7,11	Nyer. 192, 12 cataractae celi *himilrinnun*			Galli 295: 299, 27, cataracte *himilrinnun*	273, 71 cataracte (Rd-ę) *himilrinnun*	
9,15	Nyer. 173, 10 uegitat confortat [1]		312, 18 uegitat *cifuarit*		294, 37 uegitat *fuarit tregit*	Clm 19410: 314, 6 uegitat *forit*
9,22	cod. Carolsr. 115, Germ. 8, 405 verenda verecundia leloco		312, 20 uerendor *era*			
11,7		316, 27 confundamus linguam eius *camiscames zungun sina*	312, 23 confundamus *gimiscemes*			
12,6	315, 15 inlustrem magnificum *mihhillihan*	316, 29 conuallem inlustrem *ebantal marraz*	312, 25 uallem inlustrem *tale marremu*			
13,1		316, 34 ad australem plagam *zi sundarun halbu*	Germ. 21, 136 ad australem plağ.			
13,12	Nyer. 173, 14 in oppidis in castris		312, 30 in oppidis *introphom* (l. *intorphom*)			
13,14			312, 31 ad aquilonem *zanor dri*		271, 37 aquilonem septentrionem (Ib aq'lonū septentrionū) *nordhalba*	
14,5		316, 36 in uallem siluestrem *in uuildaz tal*	312, 34 in uallem siluestrem *in tal uuildaz*			

1) Vgl. Nyer. 190, 30.

	Iun. A	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXV^d/82	Ib-Rd	Clm 18140
14,14			312, 40 uernaculus *inparro*	301, 8 uernaculus *innipurro*	294, 15 uernaculus *inburro, diliburro*	305, 5 uernaculus *innaprio*
14,13		316, 38 pepigerunt [1] quoque *cauestinoton cauuisso*	Germ. 21, 136 pepigerant			
14,14			312, 39 expeditos *piderbe*	Stuttg. th. et ph. 218, 299, 31 expeditos *fertika l karauua* Oenip. 711 *uertigir*	278, 6 expeditos *za ferti karaste snelle lungare*	
14,23		316, 43 ditaui illum *caotagota inan*			276, 66 ditauit Ib *kiotokota* Rd *kiotogota*	
14,23		316, 40 a filo subteminis *fona uadumedes uueuales*	312, 43 a filo tegminis *fona fadome uueppes*	314, 11 a filo subteminis idē a *fadame* filo. i. *fadam*	290, 53 subteminis *uueuales*	Clm 4606 305, 7 subteminis *weuilis* Clm 22307 subtemen *ruéual*
14,38				Stuttg. th. et ph. 218, 303, 42 canos *grawin*	274, 17 canos *craiu harir*	
15,10	315, 18 altrinsecus *suntrigo*	316, 44 altrinsecus *pedem halbom*	312, 47 altrinsecus *peda halp*	301, 41 altrinsecus *ingagenandremo*		305, 17 altrinsecus. separatim *einingagenandremo*
15,11	315, 19 abigebat expellebat *dhanan firtreip*		312, 49 abigebat *uuerita*		271, 31 abigebat *uuiez uuerita*	
15,12		316, 45 cum sol occumberet *denne sunna kisaz*	312, 50 occumberet *pisaz*			

1) Vulg. *pepigerant.*

	Jun. A	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXVd/82	Ib-Rd	Clm 18 140
15,17		316, 47 lampas ignis *liohtfaz fiures*	312, 52 lampas *facela*			
16,12	315, 21 ferus iracundus *ghibulahtigher*	316, 48 ferus homo *crīmer man edo theoriner*				
17,11			Germ. 21, 136 preputii		286, 29 prepucium *furiuahst*	
17,12	cod. Carolsr. 115, Germ. 8, 405 empticius comparaticius		312, 54 empticius *gicoufter*	Stuttg. th. et ph. 218: 303, 9 empticius i. *choufscalg*	277, 69 empticius *chaufscalch*	
18,6	315, 22 sata nomen mensurae habens modium et semem *halbaz*		Germ. 21, 136 tria sata	314, 21 sata *mez*	Nyer. 224, 32 satum habet modios II & dimidium	
18,10			312, 56 comite (uita) *gisuntemu*	301, 47 comite *sindote*[1] Gall. 295: 299, 33 uita comite *kisuntemo libe*	294, 17 uita comite *libe kisinde*	
18,11		316, 52 muliebria *uuibesciarida*			283, 69 muliebria Ib *uuipkiziarida* Rd *uuipkiziari*	305, 22 muliebria *ruipzierida* / *lustunga*
19,4	Nyer. 173, 18 cubitum passus duos			301, 49 cubitum *restan*		
19,4	315, 24 uallauerunt *umbihalboton*				294, 19 uallauerunt *umbihalboton*	

1) Steinmeyer bemerkt hierzu: korrump. aus *gisuntemo* unter annäherung an *sindontemu*.

	Iun. A	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXV^d/82	Ib-Rd	Clm 18140
19,8		316, 54 sub umbra culminis *untar scatuę des firstes*	312, 59 culminis mei *firstes mines*			
19,12			312, 60 generum *eidum*		280, 32 generum *eidum*	
19,15			Germ. 21, 137 inscelere		290, 46 scelere *firintati*	
19,16			Germ. 21, 137 dissimulante	Gall. 295: 299, 35 dissimulante *tuualsontemo*	276, 62 dissimulante *dinc altontemu*	305, 46 dissimulante *lihisontemo*
19,24				300, 59 sulphur potest nutrire ignem. nam statim incenditur si prope fuerit. *erdphiur* enim sulphur vocatur; Gall. 295: 299, 37 sulphur *erdfiur* enim sulphur uocatur Stuttg. th. et ph. 218: 299, 38 sulphur *erdfiur*		Clm 14754: 302, 32 sulphur. i. *herdfiufr*
20,10				301, 38 expostulans *dingonti l gremezzonti* Stuttg. th. et ph. 218: 303, 14 expostulans *gremizzonto* Gall. 295: 299, 40 expostulans *redinonte*		305, 47 expostulans *cremizont*

	Iun. A	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXV[d]/82	Ib-Rd	Clm 18140
20,16		316, 56 hoc erit tibi in uelamento [1] oculorum *daz uuisit dir in hulidu augono*	312, 62 clamen [2] *hulilachan*			Clm 22307: 305, 50 velamen *heli*
21.33	Nyer. 174, 1 nemus arborum ordo compositus defensa silva	316, 59 nemus plantavit *forst flanzota edo haruc edo uuih*		300, 58 nemus. i. *haruc*	285, 4 nemus *haruch*	
22,9			312, 67 struem *huffo*	301, 3 in struem [3]. i. *anakifolohⁿen*	280, 70 in struem [3] *uuitufelah*	305, 56 struem *givolhani*
22,13	315, 28 uepres *pramun*		312, 70 uepres *brammon*		294, 24 uepres *prammo*	
23,3			Germ. 21, 137 funeris ius *reht*		279, 17 funus *leita* (Ib *le[i]ta*) *inti re*	
23,6	315, 29 quin magis ł potius, *erdo mer*				289, 21 quin *ner er*	
23,8			312, 73 intercedite *dicchd'*		280, 71 intercedite Ib *dicket* Rd *kidikd'*	
23,16		316, 61 probate monete publice *kichoraniu uuaga liutlichiu*	Germ. 21, 137 mun&e	301, 6 monete publice id *chuninlihes muniz* (cf. 314, 23) Gall. 295: 299, 41 monetę publicę i. *liutparrero muniz[z]o*	283, 71 moneta *munizza uuaga*	305, 62 monete ... *ł munizisar*
23,20	315, 30 antrum *hol.*		312, 75 antrum *hol*		271, 10 antrum spelunca *hol* [4]	

1) Vulg. *velamen.* 2) L. *velamen.* 3) Vulg. *super struem.*
4) *hol* fehlt Rd.

	Iun. A	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXV^d/82	Ib-Rd	Clm 18140
24,2	Carolsr. 115, Germ. 8,405 femur. coxa ł cingolo.	316, 63 subter femur *untar huf*	Germ. 21, 137 femur			
24,14				301, 10 hidriam *uuazzirfaz* Gall. 295: 299, 43 ydriam *ruazzerfaz*		
24,20				301, 11 in canalibus i. *inuuazzartrogon ł inuuazzarrinnon* Gall. 295: 300, 1 in canalibus est *in uuazzertrogun*		
24,21			313, 1 prosperum *flanigan* [1]		286, 25 prosperum *spuatlih*	
24,22				301, 15 inaures *óringa* = Galli 295, 300, 3 in aures. i. *oringa*		
24, 22,30			313, 2 armillas *bouga*	Stuttg. th. et ph. 118, 303, 24 armillas *armbouga*		
24,32			313, 3 ac destrauit *entimsatulota* [2]	Gall. 295: 300, 5 destrauit *insatelota*		
24,60			Germ. 21, 137 inprecantes		281, 4 inprecantes *anabäonte*	
25,8		316, 50 prouectoque aetate *enti frākuuaranemu altare*		301, 46 prouecte *gitragenemo*	286, 33 prouecte (Rd-ę) Ib *frāgifuartes* Rd *framkifuartes*	

1) L. *slunigan*. 2) L. *enti insatulota*.

	Jun. A	Rb	Fragm S. Pauli	Cod. S. Pauli XXV d/82	Ib-Rd	Clm 18140
25,22			Germ. 21, 137 conlidebantur		273, 42 conlidebantur *kichnusit uurtun*	
25,25	315, 31 hispidus *ruher*		Germ. 21, 137 hispidus			306, 26 hispidus *ruher*
25,27			313, 9 adultis *kizoganem*	301, 18 adultis *giuuasshanan*	271, 16 adultis Rd *cauuahsanem* Ib *cauuahsenen*	
25,27	315, 33 gnarus *gauuarer*			301, 28 gnarus *uuizzos*[1]	280, 33 gnarus *kunstiger*	
25,29	cod. Carolsr. 115 (Germ. 8, 405) rufa sora		Germ. 21, 137 rufa			
25,34	315, 35 paruipendens *luzzil hahtonter*				286, 37 parui pendens *luzil*[2] *uueganti*	
25,34	315, 34 edulio *sodhe*		313, 10 edulio *muase*	Germ. 21, 2 edulio uictui *esca* / *esu*	277, 70 edulio *azze*	306, 29 lentis edulio *linsines muoses* Clm 4606: *linsines mōsis*
26,5			313, 11 cerimonias *euua*		273, 45 ceremonia[3] Rd *cotekelt* Ib *kotekelt*	
26,7			313, 12 reputans *kizellenti*		289, 44 reputans *arzellanti*	
26,9		316, 69 perspicuum est *duruhsiunlihc*	313, 13 perspicuum est *duruhsiunlih*		286, 45 perspicuum est Rd *ursiunic* Ib *ursiuna*	
26,13	315, 39 locupletatur[4] *gahotagoter*		313, 15 locupletatus est *giehtigoter*		283, 2 locupletatus *statuluamer*	

1) Steinmeyer anm.: *uuizzfo?* 2) Ib *lucil.* 3) Vulg. *cerimonias.*
4) Vulg. *locupletatus.*

	Iun. A	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXVd/82	Ib-Rd	Clm 18 140
26,16		317, 1 obstruxerunt puteum *furicȳbarton pucza*			285,40 obstruxerunt Rd *furiuuorahton* Ib *furiuuorohton*	
26.17			313, 17 ad torrentem gerare *cile uuinun*		293,11 torrens *leuuina*	
26,29			Germ. 21, 137 adtigimus		271, 20 attigimus (Ib adtigimus) *kirortomes*	
26,35			Germ. 21, 137 offenderunt [1]		285, 42 offenderunt *erpalcton*	
27,34	315, 46 consternatus *pitarnts*				273, 48 consternatus *piturner*	
27,34				301, 13 rugitus *germizzunga* [2] Stuttg. th. et ph.218: 300, 7 *gremizunga* Gall. 295: *cremizzunga*		
27,38			313, 20 heiulatio *uueinode*	301, 30 euulato [3] *uuosta* [4]	277,72 eiulatu *uueinode*	
27,42	Carolsr. 115, Germ.8,405 minatur manatiat				283, 75 minatur *drouuit*	
27,45	315, 47 orbabor *irstiuffit uuirdu*	316, 64 ultra urbabor filio *pim arstiuphit sunin*	313, 22 orbabor *arstiuphit*		285, 43 orbabor *irstiuffit uuirdu*	
27,46			313, 23 taedet me *unlustidot mih*	Gall. 295: 300, 9 tedet *indiuuirdit*	293, 12 tedet *ardriuzzit urlustit*	306, 41 tedet *intaird t* (= Vindob. 2723 und 2732)

1) Vulg. *offenderant.* 2) L. *gremizzunga.* 3) Vulg. *eiulato.*
4) L. *uuofta.*

	Iun. A	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXV^d/82	Ib-Rd	Clm 18140
28,13			313, 24 innixum *analinentan*	Stuttg. th. et ph.218: 303, 25 innixum *ananeganten* Oenip. 711 *anigenaicten*	281,8 innixum *analinentan*	306, 44 innixum *analinen*ten Clm 4606: *analinenten*
28,18			313, 25 in titulum *inmarka*	301, 32 in titulum *inceichan*	281, 10 in titulum *in*[1] *uuaarun*[2]	
29,15			301, 31 gratis *ingimeiton*		280, 35 gratis Rd *aruum* Ib *aruun*	306, 46 gratis *araruingun*
29,17		317, 3 sed lia lippis erat oculis *uzzan lia p*r*e-chanem uuas augom*	313, 26 lippis *brehene sur auce*	Gall. 295: 300, 10 lippis erat *plenoukiu*		
29,17			313, 27 uenusta *sineccarlih*[3]	301, 33 uenusto *sconemo* Gall. 295: 300, 12 uenusto aspectu *lustlichero kisichte*	294,27 uenusto Rd *fagaremu* Ib *fageremu*	306,50 uenusto aspectu *sconemo* die zur sippe Clm 18140 gehörigen hss.: *lustlihe gisihti* und ähnl.
29,23			301, 36 contemptui *firmananti*		273, 52 contemptus *farmana*	
29,27	315, 49 copulae coniunctioni *ghifuaghidhu*		313, 28 huius copule *dera gimachida*	301, 34 copule *gimachida*	273, 50 copula Rd *kimachida* Ib *kimahhida*	
29,28				301, 14 placito *dinc.* Gall. 295 *thinch* Stuttg. th. et ph.218: 300, 14 *thinge*		

1) *in* fehlt Iun. B.
2) Das erste *a* aus *u* korrigiert in Iun. B.
3) L. *smeccarlih.*

	Iun. A	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXV d, 82	Ib-Rd	Clm 18 140
29,30		317, 5 tandemque potitus *enti az iangist caheizanter*	313, 30 potius[1] *pruchenter*	301, 35 potitis *noz*	293, 14 tandemque *ioh eddesuuenne* 286, 45 potitus Rd *niozanter* Ib *n·ozenter*	
30,2			313, 33 qui priuauit *der piteilta*		286, 47 priuabit[2] Rd *piskerit* Ib *piscerit*	
30,8			313, 35 inualui *gimagda*		281, 11 inualui *kimakda*	
30,32			Germ. 21, 137 sparso vellere		290, 60 sparso uellere *kispranctemu scappare*[3]	
30,32	315, 51 furuum *brun* cod. Par. 2685 320, 1 furfum *dun*[4] *l rot*		313, 39 furnum *sauarz*	301, 55 furua *prunat* Gall. 295: 300, 19 furuaz *prunaz* Vindob. 1761 furuum *brunaz*	Nyer. 207, 18 furvum *prun*	
30,32		317, 7 fuluum et maculosum *falo enti flecchohti*	313, 38 fuluum elo. 313, 40 maculosum *flecchoti*	301, 54 fulua *eluuuaz* Gall. 295: 300, 17 fuluum *eluuuaz* Vind. 1761 *eleuuaz*	279, 20 fuluum Rd *eluuuaz* Ib *eluuaz* 283, 76 maculosum *flecchotaz*	Clm 4606: 306, 72 maculosum *sprecchilohtiz*
30,33				301, 40 placiti tempus *dinc zit* = Vind. 1761; 300, 21		
30,34			Germ. 21, 137 gratum habeo	301, 23 gratum *liub*	280, 39 gratum Rd *liub* Ib *lop*[5]	

1) L. *potitus.*
2) Vulg. *priuauit.*
3) Iun. B *cappare.*
4) S. Holtzmann, Germ. 8, 386.
5) *o* aus *u* korrigiert.

	Iun. A	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXV[d] 82	Ib-Rd	Clm 18 140
30,37	Nyer. 175, 1 populeas bidulaneas	317, 9 populeas *prichino*: : 317, 10 uirides *cruanno*	Germ. 21, 137 populeas uirides rasina portat	301, 56 populeas *salahino* / *albarino* Gall. 295: id est *albarino* Vind. 1761 *albarino*, Stuttg. th. et ph. 218 *albariva*	286, 51 populeas *albarino*	307, 4 populeas *alparina* Clm 4606 *albarina*
30.37		317. 11 et amigdalinas *enti nuzpaumino*	Germ. 21, 137 platanias	Gall. 295, 300, 27 platanus *aorn*	286, 53 platanus *ahurn*	
30,37			313, 41 amigdalinas *hnuz boum*	Vindob. 1761, 300, 25 amigdalinas *hesilino mandalpoumine*		
30,39			Germ. 21, 137 coitus	Stuttg. th. et ph. 218:303, 33 coitus *kimachida*	273, 58 coitus Rd *rammalod* Ib *rammalond*	
30,42			Germ. 21, 138 serotina	301, 58 serotinus *dees paıatton*[1]	290, 63 serotina *spattiu*	
30,42			Germ. 21, 137 admissura erant	301, 62 admissura *gimisgida* Stuttg. th. et ph. 218:303, 35 admissura *rammilunga* Gall. 295, Stuttg. th. et ph. 218, 300, 33 admissura *kimiskida*		307, 6 admissura *zuolazan. gimiskida*[2] Clm 4606 *zōlazzin*
31,2			Germ. 21, 138 animadvertite		271, 23 animadvertit *kaumun nam* (Ib *nā*)	

1) Steinmeyer-Sievers anm.: l. *de[i]e spaatton?*
2) *gimisgida* übergeschrieben.

	Iun. A	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXV[d]/82	Ib-Rd	Clm 18140
31,1			313, 42 inclitus *marrer*	302, 4 inclitus *frambari* [1]	281, 12 inclitus *frābarer*	
31,8	Nyer. 175, 3 fetor portanter		313, 43 fetus *giburt*			
31,14			313, 44 [num quid habemus] residui *cileipu*		289, 47 residuum *za leibu*	
31,27				301, 53 prosequerer *kilecti* [2] Gall. 295:300, 35 *bileitih* Stuttg. th. et ph. 218: 300, 35 *bilemti* [3]	286, 54 prosequerer *furdir kifolgeti* (Ib *kifolketi*) *pileitti*	
31,28			Germ. 21, 138 non es passus	301, 61 non es passus *nidoletos*	285, 6 non es passus (Ib és) *nidultos*	
31,31			313, 47 uiolenter *notlicho*		294, 29 uiolenter *noti*	
31,35		313, 49 sic delusa sollicitudo *so pihohotiu sorga*		301, 64 sic delusa *so bitrogen* Gall. 295:300, 38 *so bitrógan* Stuttg. th. et ph. 218 *bitrokiniu*	276, 68 delusa Rd *pitrogan* Ib *p[i]itrogan*	
31,46			313, 52 exarsisti *arbluhitos*		277, 75 exarsisti Rd *arpluhitos* Ib *erpluhitos*	
31,32	315,55 necetur *arslaghan uuerde*		313, 48 necetur *ciuuizzinot*			
31,37		317,12 omnem subpellectilem meum *allaz caziucali minaz*	313, 53 suppellectilem *azzasi*		290, 65 subpellectile *kiziuc, azzasi, alapuu.*	

1) Zu 34, 19. 2) L. *kileiti.* 3) L. *bileititi.*

	Isid. A	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXV d/82	Ib-Rd	Clm 18 140
31,47			313, 55 acer-uum *huffo*		271,27 aceruus Rd *hüffo* Ib *huffo*	
32,20				301, 66 pla-cabo *gi-huldo*	286,58 placabo *kihuldu*	
32,22				cod. Carolsr. S. Petri 318, 36, vadum *uord* Gall. 292 *uvrt.*	294, 30 uadum (Ib uadūm) *furt uuat.*	
32,22		317, 14 cum-que mature surrexisset *enti denne frua arstu-ant*	Germ. 21, 138 mature		283,78 mature *fruo*	307,14 mature *fruo*
32,25		317, 16 statim emarcuit *sar ardor-reta*	Germ. 21, 138 emarcuit	301, 67 emar-cuit *ardorrēta*	278, 2 emar-cuit *ertual* Rd *erdorrēta* Ib *erdorreta*	
32, 25,36		317, 18 e°quod tetigerit neruum fe-moris eius *padiu daz ruarta sena adra huffi sinera*	313, 61 neruum *séno adra*		285, 7 neruum *uualto uuah-sun*	
32,26			Germ. 21, 138 aurora		271, 30 aurora *tagarod*	
33,14			Germ. 21, 138 paulatim		286, 59 paulatim Rd *luzilem* Ib *lucilem*	
34,3			Germ. 21, 138 blandiciis	302, 1 plan-diciis *flehon*	273, 14 blandiciis *flehom*	
34,3			Germ. 21, 138 diliniū	302,2 deliniuit *slitha*		307, 26[1] deli-niuit *gitrosta*

1) Clm 18 140 und seine sippe.

	Iun. A	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXV[d]/82	Ib-Rd	Clm 18 140
34,7			Germ. 21, 138 perp&rass&		286, 61 perpetrasset Rd *kimahoti* Ib *kimachoti*	
34,10			Germ. 21, 138 exercete eam		278, 4 exercete *uabet* (Rd *uabat*) *artot*	
34,13		317, 21 ob stuprum[1] *unchuski*	Germ. 21, 138 obstuprum	Germ. 21, 3 strubri corruptele	290, 69 stuprum *farlegani huar*	
34,14			Germ. 21, 138 nefarium		285, 8 nefarium *unsprahlih*	
34,18				302, 3 oblatio *urspotin*	285, 47 oblatio *arbot*	307, 31 oblatio *urpot*
34,19			Germ. 21, 138 nec distulit		276, 74 distulit Rd *kioborota* Ib *kioborata*	
34,22			Germ. 21, 138 emitantes		281, 17 imitantes *pilidonte*	
34,27	315, 56 depopulati *arauasta*				276, 76 depopulati sunt *piherroton*	
37,3				Stuttg. th. et ph. 218, 303, 38 polimitam. i. *feha*	286, 69 polimeta multicoloria *feh.*	307, 38 polimitam. i. glutinatam ... alia translatio habet. fecit tunicam talarem *enchiltirf* a talo. i. *enchila*
37,8	315, 58 fomitem *zuntrun*				Nyer. 206, 29 fomitem *zuntrun*	307, 42 fomitem *quichilunga*

1) *p* aus *b* korrigiert.

	Iun. A	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXV^d, 82	Ib-Rd	Clm 18 140
37,10				302, 21 increpuit [1] *erbalc sih*	280, 68 increpuit [1] *erbalc sih stauuota*	
37,21	315, 59 nitebatur *pigonda*				Nyer. 215, 20 nitebatur *ingan zileta*	
37,23		317, 22 tonica *talari tunicha anchallichiu*		Gall. 295:300, 43 tunica *thalari tiufero tunichun*		
38,12	315, 60 opilio *hirti* cod. Carolsr. 115, (Germ. 8, 405) opilio custos ovium berbicarius			Stuttg. th. et ph. 218, 300, 45 opilio *schafhirti* Gall. 296:302, 36 obilio i. *scafare* [2]		
38,12		317, 24 evolutis diebus *kiuuantalotem tagum*			278, 8 euolutis *aruualztē*	307, 51 [3] euolutis *arganganen*
38,14	Nyer. 175, 12 theristrum ligatura capitis cod. Car. 115, (Germ. 8, 405) teristrum genus ornamenti mulieris quidam dicunt quod sit cufia vel vitta	317, 26 terisdrum : : *sabun edo fanun*		Stuttg. th. et ph. 218:300, 46 theristrum genus pallii *sabin* Oenip. 711 est pallium mulierum *sabin*	293,17 teristrum ęstiuum pallium *sumarfano* (Ib *samorfano*)	

1) Vulg. *increpauit.* 2) Übergeschrieben.
3) Clm 18 140 und verwandte hss.

	Iun. A	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXV d/82	Ib-Rd	Clm 18140
38,17	cod. Car. 115, (Germ. 8, 405) arra dicta ara inter arra et pignus hoc interest arra non recipitur pignus recipitur			cod. Car. S. Petri 318, 41 arrabo *pant l weddi*	271, 32 arrabon pignus *fant*	307, 58 arrabonem *phant*
39,12	315, 61 lacinia ora uestimenti *tradhan gauuatis*	317, 28 lacinia vestimentorum *scozza kiuuatio*			283, 6 lacinia *saū* (Ib *saum* siue *ort*)	
40,1	Nyer. 175, 14 pincerna buttilarius			302, 23 pincerna *puttegilare* Stuttg. th. et ph. 218: 300, 50 *puttikilare l sceinka* Gall. 295: 300, 50 *puttigilare* Carolsr. S. Petri 318, 47 *butticlari*		
40,16	315, 63 canistra *ceina*	317, 30 canisdra *ceinna*		Carolsr. S. Petri 318, 49 canistrum *zeinna*	274, 7 canistrum *zeinna*	308, 20 [1] canistrum *chorp*
40,22	315, 64 coniectoris *traumscheidares*	317, 31 coniector *traumsceidari*				308, 22 coniectoris *troumsceidares* Clm 4606 *troumscheiders*; die anderen hss. *sc-*
41,2		317, 33 palustribus fede confecte *horuum unsubridu kiplantane*			287, 4 palustribus locis Rd *fennistacim* Ib *fenniste* : : *tim*	308, 37 [1] confecte *irrauane aruigane ferboruite* [2]

1) Clm 18140 und seine sippe. 2) *ferboruite* übergeschrieben.

	Iun. A	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXV^{d}/82	Ib-Rd	Clm 18140
41,5	315, 66 in culmine[1] *in halme*	317, 35 pullulabant in culmo uno *uuoahsun in einemu halme*			287, 6 pullulabant *arhlutun*	
41,6	Nyer. 175, 18 vridine vento incendente	317, 37 tenuæs uridine *dunne prunsti*			293, 19 tenues *dunniu* 294, 41 uridine *hei*[2]:(Ib *heiu*) *prunsti*	308, 49 uridine *durri*
41,11		317, 38 presagum futurorum *forauuizzo zuauuartero*			287, 7 presagum *forazeichannăn forauuizzun* (Ib *forazeichanan forauuizzon*) prescium futurorum	308, 52 presagum *foravuizo*
41,15		317, 40 conicere *cilen*			274, 23 conicere Rd *arratan arskeidan* Ib *arrathan arsceidan*	
41.18				Gall. 295: 300, 52 obesas carnalibus *kilatane ł* pingues crassas Stuttg. th. et ph. 218: *ubirlatinen*	285, 54 obesas[3] *feizto*	308, 54 obesis[4] *uplataniv ł feizten*[3]
41,20		317, 44 consumptis *faruehotem*			274, 27 consumptis *kinozzanem* (Rd *kinozzane*)	
41,21		317, 45 squalore torpebant *magari slaffeton*			291, 3 squalore *unsubri* 293, 21 torpebant *artuualun*	308, 64 torpebant *artuualun*

1) Vulg. *in culmo*. 2) *u* halb ausradiert in Rd. 3) Vulg. *obesis*.
4) *obesas* in den meisten anderen hss. dieser gruppe.

	Iun. A	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXV^{d},82	Ib-Rd	Clm 18140
41,29		317, 47 fertilitate consū: tura *dera uuocharhafti faruehotera*			279, 28 fertilitas *uuahsamin* (Ib *uua^{h}samin*) habundantię	
41,33	Nyer. 175, 20 industrium instantium			301, 27 industrius *glouuar*	281, 30 industrium ingeniosum *listigant* (*listigant* fehlt in Rd)	309, 9 industrium *giruaran*
41,31		317, 49 non consummamus inopia *nollas uuirsin faruehot in unehti*			281, 27 inopia *armoti uneht*	
41,42				Germ . 21, 3 binas stolas id duas tonicas stola gr. vocatur quod sup emittatur. i. ericium lat. nomine appellatv̄ quod vulgo mafortem dicunt	291, 4 stola *kauuati*	
42,11	315, 67 machinantur *mahhont*				284, 6 machinantur *sitont machont*	309, 20 [nec] machinantur *nira tant* [1]
42,12		317, 51 inmunitam terram explorare u^{e}nistis *unuestaz lant paspeohon ir hcuamut*			281, 32 inmunita *unfestiu ungiuuarnotiu* (Ib *unkiuuarnotiu*)	
42,25		317, 55 cybariis *liblentom*			274, 20 cibariis *fruanton*	

1) Übergeschrieben.

	Iun. A	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXVd 82	Ib-Rd	Clm 18140
42,31		317, 56 molimur *birū cylenti*			284,7 molimur *machomes*	
43,29		317, 57 uterinum fratrem *inneohtlihan pruader*			294, 47 uterinus *lebarlago*	
44,5	315, 68 auguriari [1] *leozzan*	317, 59 shciphum in quo auguriari [1] solet *chelihc in demu kaheilisot uuesan kiuuonā*		Stuttg. th. et ph. 218:300, 56 auguriari [1] *leozzin*	291,7 sciphum *khelih* (44, 2)	309, 60 auguriari [1] heilison *uuizagon* [2]
44,20		317, 62 tenere diligit eum *fasto minneota inan*			293, 22 tenere unice Rd *einliho* Ib *einhilo*	310, 1 tenere *zeizo einliho*
45,1		317, 64 agnitioni mutue *urchanati uuehsalliheru*			271, 45 agnitioni *urchnati*	
45,19	315, 69 quantotius *so rado*				289, 24 quantotius *festinanter illanto*	
45,23		318, 1 tantundem *uuela ofto*			293, 24 tantundem *so sama filu*	
46,30		318, 3 superstitem *aftarlaz*			291, 11 superstitem *ubarlibun* [3]	
48,19	315, 70 rennuere *uuidharon*				289, 58 rennuens *uuidaronti*	

1) Vulg. *augurari*.
2) Übergeschrieben in der geheimschrift.
3) Das zweite *u* in *o* korrigiert Ib.

	Iun. A	Rb	Fragm. S. Pauli	Cod. S. Pauli XXV[d] 82	Ib-Rd	Clm 18140
49,7		318, 8 pertinax *einuuillic*			287, 22 pertinax *frauali ungibrachi chistic*[1]	
49,17		318, 30 cerastes in semita *hornohtiu natara in stigu*		cod. Carolsr. S. Petri 318, 57 cerastes *horn uurm*	274, 38 cerastes *hornohtiu natra*	
49,13		318, 28 in statione nauium *in dinge scheffo*			291, 14 statio *stal*	
49,21	Nyer. 175, 24 emissus, emissus dicitur cervus quando cervam sequitur				274, 40 cervus emissus *hrusse hiruz*	

Diese zusammenstellung, die bis zu den Königsbüchern mit demselben ergebnis fortgeführt werden könnte – das original umfasste also die bücher Genesis bis Könige –, lässt zwischen den einzelnen glossaren beziehungen erkennen, die ihre erklärung nur dann finden, wenn man Reichenau als den ausgangspunkt der mutterhs. ansetzt. Denn aus allen glossaren sind zahlreiche glossen angeführt worden, die in den älteren Reichenauer glossaren ihre genaue parallele finden, sowohl in deutschen glossen wie in solchen, die die lat. interpretamente der Reichenauer glossare voraussetzen. Man vergleiche nur: zu Gen. 9, 15 Iun. A Nyer. 173, 10 (= Rz) uegitat confortat, Clm 19410 (verwandt mit Clm 18140) 314, 6 uegitat *forit* (noch ohne diphthongierung!), frgm. S. Pauli 312, 18 uegitat *cifuarit* (*ua!*) Ib-Rd 294, 37 uegitat *fuarit* (beide *ua!*), *tregit;* zu 14, 5 frgm. S. Pauli 312, 34 in uallem siluestrem *in tal uuildaz*, Rb 316, 36 in uallem siluestrem *in uuildaz tal;* zu 15, 11 Iun. A 315, 19 abigebat expellebat *dhanan firtreip*, frgm. S. Pauli 312, 49 abigebat *uuerita*, Ib-Rd 271, 31 abigebat *uuiez uuerita;* zu 21, 33 Iun. A Nyer. 174, 1

1) Ib *chista*.

nemus arborum ordo compositus defensa silva, Rb 316, 59 nemus plantavit *forst flanzota edo haruc edo uuih*, Ib-Rd 285, 4 nemus *haruch*, cod. S. Pauli XXV[d] 82 300, 58 nemus i. *haruc* (s. Kögel, Lg. I, 2, 519 anm.): zu 30, 37 Iun. A. Nyer. 175, 1 populeas bidulaneas, Rb 317, 9 populeas *prichino* (*prichino* ist die übersetzung von betulaneas. s. Kögel a. a. o. 519), frgm. S. Pauli Germ. 21, 137 populeas, cod. S. Pauli XXV[d] 82 301, 56 populeas *salahino. l albarino*, cod. S. Galli 295 id est *albarino*, Vind. 1761 300, 22 *albarino*, Stuttg. th. et ph. 218 *albarina*, Clm 18 140, 307. 4 *alparino*, Ib-Rd 286, 51 populeas *albarino*; zu 32, 25 Rb 317, 16 statim emarcuit *sar ardorreta*, frgm. S. Pauli Germ. 21, 138 emarcuit, cod. S. Pauli XXV[d] 82 301, 67 emarcuit *ardorrd'a*, Ib-Rd 278, 2 emarcuit, Rd *erdorrd'a* (ligatur wie im cod. S. Pauli!), Ib *erdor'eta*.

Aus dem umstand, dass in dem grossen Monseer glossenwerk Clm 18 140 auffallend viele glossen wiederkehren, die auch in Reichenauer hss. stehen – Kögel weist darauf hin, dass von den 20 glossen zu Paralip. II in Rf sich hier 15 finden –, schliesst dieser Lg. I, 2, 513, dass einst eine abschrift von Rf nach Baiern gelangt sei, und man dort auf dieser arbeit weitergebaut habe. Wie oben gezeigt, erstreckt sich die verwandtschaft von Clm 18 140 nicht bloss auf Rf und die übrigen Reichenauer glossare, sondern auch auf cod. S. Pauli XXV[d] 82 usw. Alles aber sind obd. denkmäler. Altertümlichkeiten, die sich bei allen in frage kommenden zeugen finden[1], weisen das original ins 8. jh. In dieser zeit begann in der gegend zwischen Reichenau und Baiern eine reiche übersetzungsarbeit.

Bairisch ist die vorlage von Ib-Re. Wie Kögel (Zfda. 26, 236) nachwies, ist sie eine epitome des Hraban.glossars. Die gemeinsame vorlage von Ib-Re ist älter als dieses glossar. *ua* nun, das in der vorlage herrschte (Schindling s. 162), weist diese in die nähe alem. gebiets; obd. ist *far-*, das die vorlage von Ib-Re stets hat (Schindling s. 164), obd., bes. alem., ist *cuh chu(u)-*, das in der vorlage von Ib-Rde vorkommt (Schindling s. 172). In Iun. B steht 277, 50 *fo:na, -nu* scheint dagestanden zu haben; *fonna* nun findet sich öfter in den aus Augsburg stammenden Prudentiusglossen (Schatz s. 5 anm.), was die vorlage in schwäb. gebiet weist; altalem. ist *-at* in der 2. pl. praes. (Ib-Rd 282, 19 *meizzat, snidat*, 295, 1 *midat;* Rd hat 278, 4 *uuabat* [Ib *-et*]). Das original darf also nicht zu nahe an Baiern herangerückt

1) Z. b. im frgm. S. Pauli 312, 48 *hr-*, 313, 41 *hn-*, 313, 54 *hl-*, *ō* in Ib-Rd 271, 20 und cod. S. Galli 9; *oa* im cod. S. Pauli d/82, 344, 45. In der form *giŭăgidae* 323, 42 stimmt dies glossar auffallend zu Rb 336, 35 *cauoagida*; *oa* ferner in Iun. B *roamilin* 272, 48.

werden, was auch die längeren formen im conj. praes. sw. v. III verbieten, die das bair. nicht liebt; ferner vgl. *-rr-* (Ib-Rd 286,67 *piuuerrd*) gegen *rj* (271, 26 *kipurgen*), was wiederum in die nähe des bair. weist; oberd. ist *arfuarret* 271, 51; schwäb. ist die präfixform *zir-*, *zar-* (Schindling s. 40 vgl. s. 319 anm. 1), bair. wieder ist die form *crauuila* ohne uml. (Ib-Rd 279, 47; 293, 50).

Kögel nannte Lg. I, 2, 515 den dialekt beider hss. rein hochalem. Wenn auch letzteres nicht ohne weiteres zugegeben werden kann, so steht nach den vorhergehenden erörterungen doch der obd. (alem.) charakter der vorlage fest. Wie zu zeigen versucht wurde, ist die gegend zwischen Bodensee und Baiern ihre heimat. Die abweichungen der hs. Iun. B von dem hier geltenden dialekt sind nunmehr als spuren des elsäss. schreibers zu betrachten. Wie sich bei der näheren untersuchung der sprache Murbachs noch öfter herausstellen wird, war er ein Nordelsässer.

Für Iun. A (bibelglossen) lassen sich die behauptungen Kögels und Schindlings (rheinfränk. herkunft) nach dem vorhergehenden ebenfalls nicht mehr halten. Die vorlage dieses glossars scheint direkt aus einer Reichenauer hs. abgeschrieben zu sein; Rz wird wohl schon in Reichenau übertragen worden sein. Die abweichungen vom Reichenauer sprachgebrauch und der dortigen orthographie dürfen als murbachisch angesehen werden. Auch Kögel (Lg. I, 2, 518) betrachtete die fränk. elemente in Iun. A als spuren des Murbacher schreibers, indem er zugleich ausdrücklich bemerkte, dass er Beitr. 9, 301 ff. falsche ansichten geäussert habe.

§ 6. Auch die hymnen stammen aus Reichenau, worauf schon die notiz in dem Reichenauer bibl.-katalog vom jahre 822 resp. 842 weist (hrg. von Neugart, Episcop. Const., 539): *de carminibus Theodiscae vol. 1;* (p. 550): *in XXI. libello continentur XII carmina Theodiscae linguae formata, in XXII. libello habentur poenitentiarum libri a diversis doctoribus editi et carmina diversa ad docendam Theodiscam linguam* (s. Kögel, Lg. I, 2, 468 ff.; Germ. 32, 127 f.)[1].

1 Man wird nicht auf St. Galler herkunft der hymnen schliessen wollen aus der tatsache, dass in einer St. Galler hs. des 8. jhs. sich eine übertragung des hymnus '*aeterne rerum conditor*' befunden hat (Baechtold, Gesch. d. d. lit. in der Schweiz, s. 13 anm.), derselbe hymnus aber unter den Murbacher hymnen (als hymnus XXV) wiederkehrt. Die hymnen werden eine grössere verbreitung gehabt haben, nicht auf Reichenau und Murbach beschränkt gewesen sein. Umstritten ist die notiz von *carmina theodisca* in dem katalog auf den beiden letzten blättern einer in Genf befindlichen hs. des 8. jhs., hrg. von Senebier in dem s. 270 a. 4 angeführten werk s. 77 ('*de carminibus Theodisca lib. I*'). Senebier meint, es handle sich um einen

Während Kögel für rheinfränk. herkunft der hymnen war, Schindling meinte, Hb sei gemeinsam mit Ha (das älter sei als der zweite teil) in rheinfränk. vorlage nach dem Oberrhein gekommen, von wo Hb bald nach Murbach gelangt und dort kopiert, Ha erst später in Reichenauer abschrift dort hingebracht und nicht mehr abgeschrieben sei, erkannte Kögel in seiner Lg. hochalem. grunddialekt. Die abweichungen vom Reichenauer sprachgebrauch in den hymnen werden also ebenfalls als murbachisch angesprochen werden dürfen. Hb zeigt mehr spuren des letzten abschreibers als Ha.

§ 7. Während die bisher besprochenen Murbacher denkmäler auf Reichenauer (bzw. bair.-schwäb.) vorlagen fussen, liegt in dem dritten der Murbacher glossare, Iun. C, das in derselben hs. überliefert ist, wie Hb, ein denkmal vor, dessen vorlage in Murbach selbst entstanden zu sein scheint.

Zu diesem ergebnis gelangt Schindling auf grund sprachlicher untersuchung. Ausser dem Oberelsass könne höchstens noch das Mittelelsass für die heimat in betracht kommen; es gelte für den dialekt von Iun. C dasselbe, was Socin aus den urkunden für die mundart Murbachs geschlossen habe, dass er die mitte innehalte zwischen dem hochalem. von St. Gallen und dem südfränk. von Weissenburg. Während Kelle (Lg. s. 97) meinte, Iun. C (und die hymnen) seien in Reichenau entstanden und in Murbach abgeschrieben worden [1], stellt Schindling fest, dass die mundart von Iun. C nicht hochalem. ist, aber in einigen punkten beeinflussung durch den (hoch-) alem. nachbardialekt zeigt.

Nur die glossen zur Ben. (Ahd. gl. II, 49–51), die auf dem ursprünglich leeren blatt zwischen Iun. C und Hb einerseits und dem folgenden quaternio von derselben hand wie die vorhergehenden stücke eingetragen worden sind, sind nach Schindling Murbacher abschrift alem. vorlage.

Aus der sonstigen komposition des glossars lässt sich das alter der vorlage, die ebenso eingerichtet war wie die vorliegende hs. (s. unten s. 308), entnehmen. Steinmeyer stellte fest, dass Iun. C zu fünf sechsteln eine übertragung des affatimglossars darstellt (s. oben s. 265). Von Kögels versuchen (Beitr. 9, 328 ff.), die zusammensetzung von Iun. C aufzuhellen, lässt sich trotzdem einiges halten:

Murbacher katalog. Gottlieb s. 69 hält das für falsch. Nach Pertz, Archiv VIII, 257 ist der katalog abschrift des Reichenauers (s. Sievers, Hymnen, s. 4 anm., nachträge und Beitr. 16, 250; Holtzmann, Germ. I, 473; Kögel, Lg. I, 2, 468 ff.).

1) Vgl. Kögel, Lg. 1, 2, 431; Beitr. 9, 301 ff.; Schindling s. 128.

Iun. C kannte und benutzte:

1. die übersetzung des Isidor und der verwandten stücke (s. oben s. 265 ff.):

2. Rb: sämtliche 17 glossen, die Kögel s. 359 anführt, finden sich nicht im affatimglossar. Bei agnitio *urchnat* lässt sich nicht entscheiden, ob es aus Rb 317, 64 *urchanati* oder aus Ib (-Rd) 271, 45 agnitioni *urchnati* entnommen ist.

3. Auch Steinmeyer hält (Ahd. gl. IV, 2) für einigermassen gesichert folgende glossen zur Ben.: Iun. C Nyer. 252, 20 sarabaitarum in magnis vestibus = Ahd. gl. II, 49, 26 sarabaitarum *chamarsidilum selidara.* Steinmeyer bemerkt, dass vor abnuėit IV, 4, 41 *anachorita* steht, darüber $\overline{GR}$ (d. i. *glossae regulae*), ferner hinter IV, 6, 18 *cenobitar̄*, darunter *commune uiuentium;* hinter supplicat IV, 20, 47 steht $\overline{e}\ \overline{G}$ (d. i. *e glossis*).

4. Ben.: Hattemer I, 43 praeponere *furisezzan* stimmt zu Iun. C Nyer. 244, 5 (vgl. Kögel a. a. o. 359).

5. Steinmeyer hält weiter für gesichert: 2 glossen zu Hieronymus' vorrede zum Pentateuch (IV, 3, 15 apocriforum *zuuiuligo,* IV, 6, 53 deleramenta *kitroc*).

6. Vielleicht lassen sich auch einige glossen zu Gregor halten: IV, 2, 16 ad propagand *zi kipreittenne:* II, 267, 24 ad propagandum *za arziohanne, za gapreittanne;* IV, 2, 31 aliquo modo *chiuuilicho mezu:* II, 278, 52 *zi sūuuelihero uuis;* condiscendunt IV, 5, 28 *erbarment:* II, 304, 58 condescendunt *irparament;* IV, 5, 68 consuunt *siuuant:* II, 222, 37 *siuuuent;* IV, 20, 62 summopere *allu uuerchu:* II, 293, 32 *zimeist;* IV, 22, 69 tyrannid (Nyer. tyrannice) *crimlicho:* II, 222, 47 tirannide *uuotgrimliho*[1].

1) Iun. C wird man nicht deswegen nach Reichenau setzen wollen, weil die kenntnis des affatimglossars sich auch für die vorlagen von Iun. A und Ib-Rd nachweisen lässt, wie folgende belege z. b. zeigen: Iun. A Nyer. 183, 23 anagogen superior intellectus = affatim (corpus gloss. latin. IV) 472, 42 anagogen superior intellectus aut superior sensus: Iun. A, Nyer. 190, 17 area, locus, ubi annona excutitur = aff. 476, 54 areae ubi fruges excutiuntur: Iun. A, 560, 28 citatus aer (*Vulg.* citatum aerem) *kihruartiu luft* = aff. 494, 51 citatus aerem, vgl. noch Nyer. 180, 12 mit aff. 541, 27: I, 494, 27 mit aff. 547, 15: 560, 31 mit 476, 49: 547, 39 mit 485, 56: 547, 21 mit 559, 5: zu Ib-Rd vgl. I, 272, 44 anathema perdicio Rd *faruuazani,* Ib *faruuahzani* = aff. 472, 30 anathema abhominatio perditio: 271, 46 aula *hof falanza forzih* = aff. 472, 41 aula domus regia: 274, 35 condicio *ea kisezzida* = aff. 498, 24 conditio lex inposita: 272, 32 ariolus qui aras colit *anapetari* = aff. 431, 38 ariolus qui aras colit: 288, 63 problema propositio questio (propositio questio fehlt Iun. B) *ratussa* = aff. 555, 24 problemata questiones, 25 problema propositio (vgl. noch 280, 51 mit 521, 53; 287, 22 mit 554, 38 ff.): 290, 70 mit 566, 33: 271, 4 mit 473, 11 ff.: 272, 38 mit

§ 8. Die glossen in Iun. A, die nicht bibelglossen sind.

Es sind glossen zu Hieronymus in Matth. (II, 334), Isidors etymologien (II, 340), Iuvencus (II, 350), Sedulius (II, 619) und zu verschiedenen heiligenleben (II, 741 f., 745 f., 763, 766). Es ist fraglich, ob die sammlung, wie Kögel (Lg. I, 2, 518) meinte, in Reichenau entstanden und dann in Murbach in derselben bunten reihenfolge abgeschrieben ist. Wahrscheinlicher ist es, dass die vorliegende zusammenstellung — nach Sievers' versicherung (einltg. zu d. hymn. s. 3) ist die ganze hs. von einer hand geschrieben — vom schreiber Iun. A herrührt. In ihrer sprache weisen auch diese stücke nach Reichenau als ihrem entstehungsort, so das stück zu Iuvencus: es findet sich nur *far-* (in den heiligenleben *farnemanter*, *unfarpurtliche*), 2 *ka* (6 *ko*), *f* in *fantum* II, 350, 32; das verbum *laffan* (II, 620, 9) erscheint sonst nur in den Reichenauer glossaren Rb, Rf, (Ib-) Rd (Graff II, 205). Zu *laucmedili* II, 620, 35 s. Kögel, Lg. I. 2. 518 und Schindling s. 179. Andere stücke mögen aus St. Gallen stammen, so II, 742.

§ 9. Der sprachgebrauch und die orthographie Murbachs um 800 lassen sich also feststellen auf grund der urkunden und Iun. C (soweit nicht abschrift fremder vorlage vorliegt), **der abweichungen des glossars Iun. A und der hymnen vom Reichenauer, der des glossars Iun. B vom schwäb.-bair. dialekt.**

Dabei ist auf den altersunterschied der denkmäler zu achten. Am ältesten ist Iun. A: es hat noch sehr viele lat.-lat. glossen. So hat denn auch diese hs. die Murbacher eigentümlichkeiten der orthographie in grösserem umfang bewahrt. Am jüngsten sind Iun. C und

481, 13 usw. noch weit über 60 fälle. Anklänge an das affatimglossar finden sich auch in den anderen verwandten hss., vgl. z. b. cod. S. Pauli XXV d/82, Germ. 21, 3 (zu Gen. 34, 34) strubri corruptele mit aff. 571, 42 stuprum corruptilla; zu Gen. 38, 17 (s. oben s. 298) = aff. 472, 23 arrabona pignus aram (s. bes. cod. Carolsr. 115). — In Reichenau ist also auch ein affatimglossar in gebrauch gewesen. Vielleicht ist das exemplar, das Iun. C vorlag — zuweilen stimmt Iun. C zu dem verwandten glossar abstrusa (corp. gloss. lat. IV, 1 ff.) in wörtern, die aff. fehlen —, vom mutterkloster, wohin es von England gekommen war (s. Rz-Iun. A), nach Murbach gelangt. Es wäre festzustellen, ob die Reichenauer glossare, die aff. benutzten, auch die vollständigere rezension gebrauchten. — Bei diesem umstand, dass alle 3 Murbacher glossare in beziehungen zum affatimglossar stehen, lässt sich schwer entscheiden, ob die glossen in Iun. C, die mit Iun. A und Ib-Rde übereinstimmen, direkt aus diesen entlehnt sind oder ihre verwandtschaft der lateinischen vorlage verdanken. Die verwandtschaft von Iun. C mit dem Keron.glossar (Beitr. 9, 328 ff.) erklärt sich aus letzterem umstand. Es scheint also das affatimglossar sehr verbreitet gewesen zu sein.

die hymnen. Das geht schon daraus hervor, dass Iun. C die beiden andern Murbacher glossare kannte. Beziehung zu Iun. A zeigt sich in der glosse (Gen. 15, 11) abigebat *uzfertreip* IV, 3, 16: Iun. A abigebat expellebat *dhanan firtreip* 315, 19; in beiden glossaren findet sich naulum *feriscaz*.

Zusammenhang mit Iun. B zeigt sich in folgenden fällen:

adflictioni *neizzeseli* IV, 2, 2: Ib (Re) II, 314, 16 adflictio *neizseli*.

presto sum *az pim* IV, 13, 29: Ib (-Rd) 286, 72 presto sum *az henti pim*.

versatur *uarbot* IV, 25, 1 = Ib (-Re) II, 318, 34.

Kögel führte nicht an: Iun. C cerimonia IV, 5, 46 *kelt*: Ib 273, 45 *kotekelt* (Rd *cotekelt*).

sinagoga *kisamini* IV, 21, 1: Ib Nyer. 226, 18 synagoga conventus.

In der mitte zwischen Iun. C und dem gleichaltrigen Hb einerseits und Iun. A andererseits steht Iun. B. Diese chronologie der denkmäler wird durch ihre sprache bestätigt. Z. b. Iun. A hat nur *au* (21), noch kein *ou*; Ib hat 50 *au*, 6 *ou*, Iun. C nur noch 5 *au* neben 26 *ou*; vgl. ferner den stand von *ē*: Iun. C hat nur *ie* (4); es findet sich schon *-ut* in der 2. pl. ind. praes.: IV, 5, 37; in Iun. B stehen 2 *ie* (- Rd), 9 *ia* (Rd 11), 6 *ea* (Rd 7)[1], in Iun. A 2 *ea*, 2 *ia*.

Die hs. von Iun. C und Hb stammt aus dem anfang des 9. jhs. (Sievers einl. zu den Hymn. s. 1 f.). Wohl nicht viel früher wird die vorlage, die nach Steinmeyer ebenso eingerichtet war wie die erhaltene hs. von Iun. C, in Murbach entstanden sein. Sie kannte die übersetzungen des Isidor usw. und das glossar Rb. Letzteres ist also gleich nach seiner entstehung in Murbach bekannt geworden. Schon etwas früher waren die hymnen I–XXI hierhingekommen. Sievers bemerkt, dass die hand, die sie abschrieb, etwas altertümlicher aussieht als die, welche Iun. C und die hymn. XXII–XXVI schrieb: sie gehöre aber mindestens ebenfalls in den anfang des 9. jhs. Das pergament der beiden hss. ist dasselbe. Auch das, auf dem Iun. B steht, ist 'von derselben starken art'. Iun. B wurde von zwei schreibern geschrieben; 'eine dritte, nicht viel jüngere hand, hat nachträglich verschiedene glossen zu Gregors dialogen hinzugefügt'. Iun. A ist ebenfalls im anfang des 9. jhs. geschrieben, von e i n e r hand; es geht auf bedeutend ältere vorlage zurück.

1) Zu *miton* Iun. B 292, 43 s. Schindling s. 15 und 184.

Indem die hss., obwohl sie von verschiedenen schreibern und aus verschiedener zeit stammen, gewisse eigentümlichkeiten der orthographie aufweisen – die sich teils nirgend anderswo, teils wenigstens nicht in derselben konsequenz wie hier finden –, repräsentieren sie die orthographie einer schreibschule in einer bestimmten zeitperiode, die bis in den anfang des 9. jhs. zu verfolgen ist. Dass nun der ort ihrer entstehung Murbach war, wo die hss. sich im 15. jh. befanden, zeigen die urkunden, indem sie dieselben orthographischen eigenarten und denselben lautstand bieten.

§ 10. Die urkunden des klosters sind hrg. von Schoepflin in dem s. 270 a. 1 angeführten werk. Eine sprachliche untersuchung derselben liegt vor von Socin (Strassburger studien I, 1882, s. 199 ff.). Urkundliches material (auch von Socin benutzt) liefern ausserdem die Annales Lauresham., Guelf., Naz., Alam. (Wattenbach I[7], 164 anm.). Namen von Murbacher mönchen sind schliesslich noch überliefert in dem Liber confraternitatum (hrg. von Piper, Mon. Germ. necrolog. I).

Wenn sich charakteristika Murbachs in den jüngeren werken weniger finden als in den älteren, so handelt es sich in den betr. fällen um absterbende orthographie, denn es ist anzunehmen, dass in einigen jahrzehnten eine orthographiereform sich durchsetzt (Kauffmann, Beitr. 13, 465). In urkunden hält sich altertümliche schreibung länger als in literaturwerken (vgl. oben s. 271 anm. 2).

Unter berücksichtigung dieser momente werden der lautstand und die orthographie Murbachs zu ende des 8. und anfang des 9. jhs. festzustellen sein. Es werden die übersetzungen des Isidor usw. im einzelnen damit verglichen und es wird sich auf diesem wege ergeben, dass sie zu ende des 8. jahrhunderts in Murbach entstanden sind.

II. Orthographie und lautstand Murbachs um die wende des 8./9. jhs.

I. Vokalismus.

A. Vokalismus der stammsilben.

§ 11. Orthographisches.

α) Die im 8. und 9. jh. im obd.[1] sich findende doppelschreibung der vokale zur längenbezeichnung war auch im Elsass eine

1) Hauptsächlich im bair. (Wüllner, Hraban. glossar, Berlin 1882, s. 8 und 73; Kögel [= Kögel über das Keron. gloss.] s. 41; Schatz § 3 b); von alem. denkmälern besonders beliebt in Rb und Ben. (Braune § 8 a. 1).

zeitlang im gebrauch. Häufig ist sie in Kb (Kögel 42), auch Wk hat sie. In Murbach ist sie bald abgeschafft worden: es finden sich in den denkmälern noch einige nachläufer: Iun. A I, 337, 24 *stri'it*, Iun. B I, 285, 25 *spi'a* (fehlt Rd), 290, 65 *alapuu* (= Rd), hymn. 2, 8. 2 *za tuuanne*; vgl. 276, 68 *p'itrogan* (Rd *pi-*): II, 315, 50 *müssiuuer-bidu* (Re *missa-*): Iun. B-Rd 275, 8 *roor* (= *au*): urk.: 736 (14)[1] *Hunishuus*[2], *Gonzolinhuus, Ossinhuus* : *Hugilagishus*, 805 (74) *Zozihuhus.* Der autor der übersetzung verwandte die doppelschreibung; regel ist sie in P (Sievers, Zeitschr. 15, 247; Hench, Is. 63 ff.); Iun. C kennt sie nicht mehr. Akzente finden sich in Murbach nicht, auch Iun. B hat sie nicht, während Rde sie (vereinzelt) haben (Schindling s. 15 ff.); beachte *ér* Iun. A 315, 45.

β) Öfter wird in den Murbacher denkmälern *y* für *i* geschrieben[3]: Iun. B 280, 45 *gymmares* (Rd *i*), in den urkunden: 748 (18) *Agynonis*, 748 (16) *Yppolitus, Hysamnus*, 748 (17) *Wachyndus*, 768 (35) *Hysin-burc*, 784 (61) *Felakyrchio*, 792 (67) *Ysanharti*, 811 (76) *Heymot*, 835 (94) *Eycarti.* Auch die übersetzungen haben öfter *y*: P 2mal in *fir* (vgl. Otfrids *yr*, s. Litbl. 1887, 107); zu *fyur* der übersetzungen s. Zs. f. östr. gymn. 23, 287.

§ 12. Umlaut.

a) Die bezeichnung des umgelauteten *a* ist in Murbach in der regel *e*; 2mal findet sich *ei*[4] Iun. B 283, 17 *c^heizzila* (Rd *e*), Iun. C IV, 11, 33 *feistin*, 1mal *ai* 794 (69) *Aighilmaro.* Die übersetzungen haben *e*; daneben stehen in P 2 *æ*, 1 *ę*, in M 2 *æ*, vgl. *ę* im Vok., *ae* in Rb und Ra: *ę* bietet auch Kb (Kögel 6 f.); zum schwäb. s. Kauffmann, Gesch. der schwäb. ma., s. 50, zum bair. Schatz § 20.

b) Der eintritt des umlauts.

1. Vor *l* + kons. herrscht in den Murbacher denkmälern schwanken wie im schwäb. (Kauffmann a. a. o.; nach Fasbender s. 55 haben die Vergilglossen 5 *a* : 1 *e*). Die übersetzungen haben dies schwanken bei *alliu*, P: *alliu* 33, 21; 41, 15; *ällin* 40, 13; *ellin* 24, 20; M hat *elliu* 5, 17: 8, 2; 15, 10; 19, 6; 21, 14; fränk. ist der umlaut hier durch-geführt (Braune § 248 a. 6). Es fehlt der umlaut in den über-

1) Die eingeklammerten zahlen bedeuten die nummern der ausg. Schoepflins.

2) *-huus* nach Socins verbesserung.

3) Dies ist ahd. selten (Beitr. 11, 289–293).

4) *ei* wird besonders im altalem. gebraucht, hauptsächlich im schwäb. (Fasbender, Die Schlettstadter Vergilglossen. s. 54); vereinzelt kommt es auch im fränk. und bair. vor (Franck § 13, 2; Schatz § 20).

setzungen in folgenden fällen: P 13, 7; 14, 1 *aldin*, 35, 2 *chinualdi*, M 35, 28 *altin*.

2. Vor *r* + kons. trat in den übersetzungen der umlaut nicht ein P 4, 15 *garda*, 4, 16 *garde*, 3, 9, 17, 21 *gardea*, 31, 11 *arbes*; M 6, 21 *unbidarbero*, 15, 9 *farri* (= *re*), 29, 10 *bidarbi*. Das alem. hat schwanken (Braune § 27 a. 2 b, Kauffmann § 68, Fasbender s. 57 f.).

3. Nasalverbindungen hindern den umlaut nicht in den glossen (Schindling s. 12), wohl in den urkunden: 768 (36), 772 (44) *Annghiseshein*, *Anghise*; bei diesem namen auch in dem benachbarten Münster im Gregoriental 768 (17); ferner in Murbach: 795 (70) *Pancinhaim*, *Angil-* 796 (71), 796 (72), 811 (76). In den hymnen ist schwanken festzustellen; ebenso in den übersetzungen[1]: P 14, 15 *strango*; 25, 9 *andine*; 43, 3 *andinum*; 40, 19 hat die hs. *ändino*; in *angil* steht 11mal *a*; nie findet sich hier umlaut; ferner 30, 17 *manniscnissa*: 18, 4 *hendi*, 22, 12 *strengi*; M 17, 19 *andriu*[2]; 28, 21 *manniscnissa*; 8, 27; 9, 20 *forstantit*: 9, 8 *forstentit*; in *angil* steht 4mal *a*, 1mal *e*, 1mal *ae*; es heisst stets (5mal) *gengit*; umlaut steht ferner in: 20, 23 *lentin*, 40, 17 *forscrenchit*, 20, 23 *elilendin*[3]. – In Kb verhält sich an dieser stelle *a* : *e* wie 14 : 105 (Kögel 5), Wk hat *mannisginemo*, sonst *e* (Franck § 11).

4. Beitr. 4, 555 wird *managi* als hochalem. form nachgewiesen: fränk. ist *menigi*; auch das schwäb. hat diese form (Fasbender 55) wie auch das nordels. Kb[4] (75, 7 *meiniki*). P bietet *maneghin* 16, 19, *manegin* 17, 7; M *managi* 8, 2; *managin* 14, 21; *maneghin* 8, 1; 14, 8 ist schlecht überliefert *m(a)negin*.

5. Wie Kögel (Beitr. 9, 530 ff.) zeigt, hatte w_2 im bair. umlauthindernde kraft, im alem. und fränk. nicht. In Murbach findet sich der umlaut, denn die fälle ohne solchen in Iun. B werden aus der vorlage stammen; in den hymn. steht neben *urgauuida* 25, 1, 4 und *kauimizze* 19, 6, 3 *e* in *geuimezze* 19, 8, 2. P hat umlaut (4, 20 *freuuuidha*, 11, 20 *freuuui dhih*). Kb hat den umlaut noch nicht

1) Lat. *ct* lautet in P stets *endi*, in M neben regelmässigem *enti* (Hench. Frgm. 159) 1mal *aenti* 23 und 1mal *anti* 34, 16; letzteres stammt vom bair. schreiber, dem es geläufig war (Schatz § 51).

2) Im bair. findet sich neben *andriu* auch *endriu* (Schatz § 24).

3) P hat *alilenda* 42, 11. Hench (Is. 62) vermutet, der umlaut sei wegen der unbetontheit des präfixes unterblieben, Franck (§ 12), es liege einwirkung eines nom. **al* vor, wahrscheinlicher aber sei mit schreibfehler zu rechnen, da eher noch in der dritten silbe *a* zu erwarten und da die endung nicht die normale sei; er vermutet *elilande*, vgl. P 35, 1 *eli(dheodigun)* = M und Iun. C.

4) nordels. heimat von Kb wird sich im verlauf noch öfter herausstellen.

(89, 4; 113, 21; 217, 25); in den Schlettstädter glossen zum Lucas steht *touuuinter* I, 727, 26 neben *teuuanter* I, 725, 27.

6. Im übrigen ist der umlaut in den übersetzungen wie gemeinahd. durchgeführt bis auf: P 18, 3 *aftristo;* 24, 11 *saghida;* 24, 20 und 8, 6 *chiscafti;* 29, 1 *chiscaftim;* 5, 6 *salbidhu;* 37, 11 *faris* (: 14, 10 *ferit*); 41, 9 *smalerun* (: 41, 19 *smelerun*); M 18, 7 *grabir;* 29, 11 *samahafti.*

Da teilweise mit rückständiger schreibung, teilweise mit analogieformen zu rechnen ist, ist der stand des umlauts zu ganz genauer datierung nicht zu verwenden. Das verhältnis zu anderen obd. denkmälern ergibt etwa folgendes: der Vok., der (nach Henning 85) um 765 anzusetzen ist, hat 14 umgelautete *a*, 18 unumgelautete: Ka, dessen vorlage nach Kauffmann (Zeitschr. 32, 148) aus der zeit von 760–770 stammt, hat 18 *a*, 2 *e*. In Wu[1] (Socin 218 ff.) überwiegen bis 750 die unumgelauteten formen bedeutend; 750–780 ist der umlaut im vordringen, 780–790 ist sein sieg entschieden; Wk (790), hat noch einige nicht umgelautete *a*. – Nach Socin 267 ist in Mu[2] die herrschaft des umlauts im beginn des 9. jhs. zu konstatieren. Es mag sich so für die übersetzung die zeit um 780 ergeben.

§ 13. Diphthongierung.

1. Das diphthongierte *ō* erscheint in Murbach als *ua* und *uo*, wie sich auch im südlichen Rheinfranken schwanken zeigt: Iun. C hat 14 *uo*, 41 *ua;* Hb haben neben herrschendem *ua* 5 *uo;* Iun. A hat 1 *uo* neben 37 *ua;* Iun. B[3] hat 2mal *uo:* 286, 35 *zuamuos* (Rd *ua*), II, 260, 18 *unkifuori* (fehlt Rde). In den urkunden ist *uo* die regelmässige schreibung. Die alem. ps.[4] (Lb. 13) haben überwiegend *uo*, Kb hat 164 *o*, 117 *oa*, 5 *ua*, 1 *uo*. – Die übersetzungen mit *uo*[5] (Hench, Is. 66; Frgm. 101) passen also in diesem punkte sehr wohl nach Murbach, wenn man bedenkt, dass der autor auch sonst seine orthographie uniformierte.

2. germ. *e* ist in M einigemale undiphthongiert aus der vorlage erhalten, was diese ins 8. jh. weist (Braune § 35). Regel ist in P und

1) Weissenburger urkunden.

2) Murbacher urkunden.

3) Zu *roamilin* (Rd *ua*) 272, 48 s. oben s. 273; doch auch in Murbach tritt sporadisch *oa* auf 791: *Roabach*.

4) Deren sprache sich noch öfter als verwandt mit der Murbacher herausstellen wird.

5) Zu *adhmuot* P 15, 16 neben *adhmot* 15, 21 s. Litbl. 1887, 108, zu *dhuo* (adv.) s. unten.

M *ea;* vielleicht bedeutet *ei*[1] in *firleizssi* P 29, 23 nichts anderes als *ie,* vgl. Kb (210, 12 *meida*), wo auch *ie* erscheint, wie in Iun. C und den hymn. (neben *ea*), so dass geschlossen werden darf, dass *ie* im Elsass früh auftrat (vgl. Braune § 36 c anm. 3); vgl. noch *untarf'el* Iun. C IV, 20, 71, entlehnt aus Rb II, 305, 9 *untarfeille.*

§ 14. Monophthongierung und erhaltung der diphthonge.

a) Germ. *ai:*

1. wie gemeinahd. seit dem 7. jh. vor *h, r, w* zu *ē* kontrahiert. Die schreibung *ae, ę* in den ältesten denkmälern, in den übersetzungen vor *r* und *w* (Hench, Is. 66, Frgm. 102; fürs alem. s. Henning 114, Kögel 18, Ottmann 16; fürs bair. s. Schatz § 11) zeigt, dass der laut zunächst ein offener war. Im südrheinfrk. herrscht *ē;* wie Kb hat auch das schwäb. *ē* (Fasbender 18), die urkunden bieten noch im jahr 805 *ae* (Kauffmann § 71); zum *e* in *enigan, nohenigeru, uuez* in den übersetzungen s. Braune § 44 a. 4. Es hat keine dialektische bedeutung. 24mal begegnet es in Kb; andere beispiele aus dem alem. bietet Weinhold § 36, aus dem bair. Schatz § 13 b, c. Häufig ist dies *e* (mit nachgetragenem *i*) in Iun. B; Iun. C hat 1 fall (Schindling s. 19).

2. Der nicht kontrahierte diphthong erscheint in den übersetzungen als *ei;* 1mal steht in M *ai ma(ist)a(r)* 16, 6 (vom schreiber). In Mu ist *ai* in *-haim* noch im jahre 820 (90) belegbar, sonst erscheint *ai* 730 (11), 768 (36), 784 (60), 786 (61). Aber auch *ei* tritt sehr früh auf, schon 736 (14), nach Socins verbesserung (hs. *Etistatis* > *Eistatis*[2]) 747 (15); in *-heim:* 747 (15), 789 (64), 792 (68), 805 (74), 829 (90), 835 (94). *ei* herrscht in einer urkunde aus Münster vom jahre 768 (11mal, davon 10 in *-heim;* schon 728 (9) findet sich in Münster *ei*) und in einer urkunde aus Schwarzach vom jahre 758 (28). Von *ei* aus anderen els. klöstern seien angeführt: Honau 723 (6), Hornbach 754 (26). Die ann. Guelf. bieten *ai* zu 768, 788, 795, *ei* 773, 774, die ann. Naz. *ei* 755, *ai* 775, 781, die ann. Laur. *ai* 760, 764, *ei* 768.

1) Auch in der vorlage von Ib-Rd scheint 277, 23 *farleiz* gestanden zu haben, nach *farleiaz* in Rd zu schliessen (s. oben s. 273; Schindling s. 15). Janko (I.-F. 20, 283) hält für wahrscheinlich, dass *ei* in diesen formen etymologische bedeutung habe (vgl. Beitr. 18, 409).

2) Vgl. *Eistetensis* Ann. alam. 793.

Die Murbacher glossen und hymnen haben stets *ei* (resp. *e*) wie die übersetzungen. In Weissenburg verhält sich bis 773 *ai* : *ei* wie 74 : 28, 774–779 wie 46 : 41, 780–792 wie 18 : 31; nach 792 herrscht *ei*. In Baiern herrscht *ai* bis ende des 8. jhs.[1]. In St. Gallen gilt bis 762 *ai*; 763–793 schwankt die orthographie, später herrscht *ei* (Braune § 4 a. 2). Im schwäb. gilt bis 778 *ai*; 778–786 tritt schwanken ein (Kauffmann § 91; vgl. Fasbender 69). Im Elsass galt seit 770 gewiss *ei*, wenigstens in lit.werken (Kb hat 251 *ei*, 12[17] *ai* [Kögel 16]).

b) Germ. *au* erscheint in allen dialekten bis in die ersten jahrzehnte des 9. jhs. als *au* (Braune § 46 a. 1), und so haben auch die übersetzungen *au* (Hench, Is. 67, Frgm. 103): *ou* in dem aus den übersetzungen entlehnten worte Iun. C *kiloubun* rührt vom schreiber her. In Mu steht *au* 791 *Pfefferauga*, 794 *Augustgaugiuse* (nach Socins verbesserung). Zur monophthongierung des *au* ist nichts zu bemerken[2].

c) Germ. *eu* hält sich nach ausweis der urkunden sehr lange in dieser gestalt in Murbach: noch 811 (76) erscheint *Leudegarii*; während von 760–770 sich schwanken zwischen *eu* und *eo* feststellen lässt — *eo* erscheint zuerst 736 (14): *Leodegarii*, *Theoderico* —, nimmt *eo* seit 784 zu: in den literaturdenkmälern wird *eu* nach den bekannten obd. gesetzen behandelt. Zu dem stand der urkunden passen Iun. C IV, 22. 18 *seuchulot* und P 2, 17 *himilfleugendem*. Es liegt also nicht, wie Braune § 47 a. 4 meint, schreibfehler vor, sondern altertümliche orthographie; vgl. aus dem schwäb., das auch die alem. regel teilt, 772 *Leubo*, *Leupagde*, 773 *Leutberto*, *Leubino* (Kauffmann § 46 a. 5). Über sonstige *-eu* (= *iu*) s. Kossinna, Über die ältesten hochfränk. sprachdenkmale s. 34. In Wu begegnet oft *leut* neben regelmässigem *liut*, zuletzt 742 (Socin 229); der Weissenburger dialekt hat zuweilen *iu* vor lab. und gutt. wie das obd. (Wk *thiubheit*, Otfr. *liublih*). Andererseits hat Vok. hier die archaische graphische variante *eo*, ebenso Ra (17, 17 *fleogantie*), Ka 3, 22 *sceopandi*, 17, 19 *fleogande*). Statt *iu* hat Iun. C IV, 4, 57 *io* in *elidiotic*[3], allerdings auf rasur und 23, 26 *liochan*; Iun. C II, 51, 57 *-sliofe* ist unsicher (Schindling s. 21); *elidiotic* ist nicht aus den übersetzungen entlehnt und deshalb um so deutlicherer beweis für deren Murbacher herkunft, da auch P *elidheodigun* hat (35, 1). M hat hier *iu* (Hench, Frgm. 159).

1) Zu *ei* in Freising s. Schatz § 13 a.

2) In *scuoni* P 28, 19 sieht Franck § 33 a. 2 schreibfehler: s. jedoch Trautmann, Germ. lautges., diss. Königsberg 1906, s. 26 und Braune § 45 a. 5.

3) S. zu diesem wort Zeitschr. 20, 249; Braune § 47 a. 2.

Der schreiber Iun. B erweist sich als Nordelsässer durch die formen *n^eazzes* 279, 26 und *kistriani* 281, 35 (Rd *niozzes* und *kistriuni*): vgl. die Weissenburger ma., wo *ea* zuerst 716 auftritt, bis 764 fehlt, worauf *ea, ia* gebraucht werden wie *eo, io* (Socin 230; Kelle, Otfr. 12).

§ 15. Vokalwechsel.

1. *wela* erscheint in Iun. C IV, 4, 59 als *wala*, ebenso in P[1]: 11, 5; 32, 4. Diese form findet sich sonst im obd. nur in Ra (55, 30); Kögel hielt sie für fränk. (Beitr. 9, 323), weil sie noch 2mal in fränk. glossen vorkommt (Franck § 17, 2).

2. Bemerkenswert ist *i* statt *e* in *biquhime* P 26, 5. Einige parallelen aus dem fränk. bieten Franck § 16, 3 und Braune § 29, a. 2; das alem. Mem. mori hat *gegibin* (zum flussnamen *Inn* s. Schatz § 4g). Nirgends aber findet sich dies *i*, für das Braune analogiebildung annimmt[2], so häufig wie in Rb (Kögel 9).

3. Germ. *ë* wurde ahd. vor *uu* (*ww*) ohne rücksicht auf den folgenden vokal zu *i* (Braune § 30, a. 2). Die übersetzungen haben noch altertümliches *e* (P 2mal *eu* 4, 9; 17, 13; 2mal *euuuih* 10, 20. 20; *hreuun* 29, 11; M *eu* 17, 22); M hat in der regel schon *i*, das sich in P nur in *triuuua* 40, 19 findet. Für das *e* bieten die Murbacher und andere alem. denkmäler belege: Hb 23, 3, 3 *reuun*, die alem. ps. 2 *euuuih* (neben *hiuuuih*.), Ben. *euuih*. Ausserhalb des alem. hat nur Tat. 1 *eu* (*treuua*).

4) Es findet sich in Murbach nicht *e* in *giwisso, missalih*, dem praet. zu *wizzan* (P 2, 2 *uuista*) und *stimna*, was öfter im fränk. der fall ist (Braune § 31, a. 2); *lernunga* Iun. B 281, 48 (s. oben s. 272) stammt vom schreiber, der sich damit wieder als Nordelsässer zu erkennen gibt.

5) Es heisst in Murbach *druhtin*, nie *drohtin*, wie zuweilen im fränk. und bair. (Franck § 32, a. 3, Schatz § 5).

B. Vokalismus der nebensilben.

§ 16. Sekundärvokale.

a) Es findet sich in den übersetzungen nur der gemeinahd. svarabhaktivokal zwischen liquida + *h, w*; er wird gewöhnlich *a* geschrieben; daneben steht durch assimilation *u*: P 23, 12 *faruuu*, M 19, 13 *muruuui*; *e*: P 4, 7 *gareuuem*. In M steht *durh* 34, 1 neben

1) M hat *uuela* (4, 27; 35, 5; 40, 5) wie das bair. (Schatz § 4).

2) *i* wird vielmehr wie *e* gebraucht nach merowingischem schreibgebrauch, vgl. s. 316.

d(h)urah des originals, *forhta* 39, 18 neben 3maligem *forahta*, *kauuortha* 35, 24 neben 3maligem *uuorahta, gakaruuit.* Iun. C bietet IV, 19, 30 *pulh-* (: II. 51, 1 *pulahti*): vgl. Kb 151, 19 *kipul(h)d* (Pa 60. 36 *pisnorhan;* öfter sind solche fälle in Ra, Kögel 35).

b) Äusserst selten entwickelt sich in Murbach der obd. svarabhaktivokal zwischen *r* und gutt. und lab. verschlusslaut und zwischen *r* und *l*. Aus den urkunden: 789 (63) *Starechildis:* 767 (35) *Herchinildis;* 801 (73) *Aramberti*[1]: 760 (33) *Ermpertus.* Iun. A hat *sorekente* II, 741, 5. — Die übersetzungen haben den vokal nicht. Überhaupt ist die vokalentwicklung auch im obd. durchaus nicht gesetz (Braune § 69 b). Wu haben häufiger nur *erem-;* zum schwäb. s. Kauffmann § 110, 5; Fasbender s. 90.

c) Der im westgerm. vor *r, l, m, n* neu entstandene vokal fehlt wie in den ältesten ahd. denkmälern (Pa, Ra, Vok.) nach langer silbe auch in den übersetzungen, z. b. bei *bauhnunc* (Hench, Is. 121): auch Otfrid hat noch formen ohne vokal. Ebenso steht in den übersetzungen *aftristo, fordhrom* usw. (Hench, Is. 76, Frgm. 107).

d) Zu den vokalen der kompositionsfuge, die ebensowenig dialektische bedeutung haben, s. O. Gröger, Die ahd. und alts. kompositionsfuge, Zürich 1911.

§ 17. Vokalwechsel.

1. Im dt. pl. der *i*-dekl. herrscht in den Murbacher denkmälern *-im,* so auch in den übersetzungen, 1mal aber findet sich *-em:* P 13. 21 *heidem* (vgl. *i : e* bei den stammsilben s. 315). Parallelen hierzu (Braune § 215, 6: Franck § 143) gibt es, wie es scheint, nur im elsäss. (Wk *uueroldem,* Christus und Sam. *liuten;* Kb hat allerdings nur *-im*); vgl. P 5, 11 *chrismen* neben regelmässigem *-in* im gen. dat. sg. *n*-dekl. und *sehse* P 20, 6.

2. Analog ist der archaische orthographische wechsel von *o : u.* P hat *chisalbodon* 5, 8 neben regelmässigem *-un* in den betr. kasus der masc. *n*-dekl.: auch in andern obd. quellen findet sich *-on* (Braune § 221, a. 3).

3. Es heisst in den übersetzungen *frammert* (P 21, 22; 42, 13), nicht *frammort* wie im fränk. und bair. (Franck §§ 17, 3; 126, 1).

§ 18. Vokalassimilation erscheint in allen dialekten, im obd. weniger als im fränk. (Braune § 67). Zu den Murbacher glossen s. Schindling s. 32 f., 133 f. P hat 3mal progressive (1 *a* - *o*, 2 *e* - *a*),

1) Socins verbesserung, hs. *Arma.*

7mal regressive (5 *a* - *o*, 1 *i* - *o*, 1 *a* - *u*, Hench, Is. 77); M hat 3mal regressive (27, 24 *edili;* 26, 16 *medili;* 33, 3 *offonor*). Zum wechsel von *a* und *e* in den adj. auf *-ac* in den übersetzungen s. Braune § 64. a. 2; Schindling §§ 13, 15 und 14, 3.

§ 19. Vokalismus der suffixe und praefixe.

1. Das suffix *-ari* erscheint in den glossen stets (etwa 40mal, Schindling s. 26) als *-ari.* Damit sind die übersetzungen nicht in einklang, die *-eri* haben bis auf einige *-ari* (M 17, 15. 22 *triugara pharisæra,* P 35, 18; 36, 14 *altari*). Die urkunden aber bieten neben *-ari* auch einige *-eri* z. b. 784 (60) *Egerius.*

2. Präfixe usw.

a) *ant-* lautet in den glossen *ant-*, *an-* in nominaler, *int-*, *in-*, *ent-*, *en-* in verbaler zusammensetzung: nur 1mal hat Iun. A *in-* beim nomen I. 494, 4 *infragunga;* öfter ist es der fall in den hymn. (Sievers 73); *ant-* in verbaler komposition tritt auf Iun. C IV, 19, 34; 18, 46 und Hb (Ha hat *int-*). Dazu stimmen die übersetzungen: P hat in verbaler komposition 9 *ant-* neben *in-*, M 5 *ant-* neben *in-* (Schindling s. 38; Hench, Is. 78. Frgm. 109 f.). — Nach Braune § 73, a. 2 findet sich *ant-* in verbaler zusammensetzung nur im obd.: 'von fränk. quellen' sagt er, 'hat allein Isidor noch regelmässig *ant-*'; das bair. hat *ant-* nur noch in Pa belegt, häufig ist es dagegen im alem.: das schwäb. hat *int-*, *in-* (Fasbender s. 92); Kb hat *ent-* und *in-*. Wenn Iun. A und Iun. B *ant-* vermeiden, während der jüngere cod. Iun. C es noch gebraucht, so ist hierin ein merkmal ihrer heimat (nördlich von Murbach) gegeben.

b) In *bi* ist der vokal in Murbach fest; zu *pitrogan* Iun. B 276, 68 s. § 11; *pa* in den hymn. (*unpauuollaniu*) gehört der vorlage an, vgl. *pa* in Rb (Ottmann s. 45). Zu *buuzssan* in P s. s. 280 anm.

c) *far.* In Iun. C herrscht durchaus (21 belege) *fer* (dazu 5 *f*); in der Ben. stehen 3 *far* (1 *fra*), 1 *fer;* in Iun. A und B gilt *far* (in Iun. A 11 fälle, 1 *fra;* in Iun. B findet sich neben *far* 1 *fru* [Rd *far*], 1 *ful* [Re *far*]). In den hymn. kommt das wort als praef. nicht vor: die praepos. heisst in Ha *far*, in Hb *fer.* In Kb herrscht schon *fir* (128 *fir*, 1 *fur*, 2 *far*, 2 *fer*, Kögel 38). Dies *fir* erscheint in Murbach 2mal in Iun. A (I, 315, 19; IV, 221, 36). Es wird im original der übersetzungen gestanden haben: P hat es stets (15 *fir,* 2 *fyr,* Hench, Is. 78); *for* in M (37mal, 1 *furi*, Hench, Frgm. 110) stammt vom bair. schreiber (Schatz § 36; Braune § 76, a. 2).

d) *ga-*. Nach dem ausweis von Iun. C war in Murbach die form

mit *i* gebräuchlich. Dies glossar hat 180 *i*, 3 *a*; von letzteren entfallen 2 auf die Ben. (49, 28; 51, 39): ausserdem hat Iun. C 7 *ke*. Iun. A hat 21 *a*, 75 *i*; Iun. B_1 26 *a*, 187 *i*; Iun. B_2 2 *a*, 16 *i* (Rd 33 *a*, 190 *i*, Re 8 *a*, 10 *i*). Wenn auch vielleicht in Murbach in älterer zeit *ga-* gegolten hat (vgl. Wk), so muss *gi* sich doch sehr früh durchgesetzt haben. Das zeigt schon die konsequenz, mit der es in Iun. C auftritt, ferner der stand in Hb (27 *i*, 11 *a*, 14 *e*): Ha hat 8 *i*, 135 *a* (Schindling s. 37: Sievers s. 12). Das original der übersetzungen hatte *i*; die *a* in M, die neben *i* vorkommen, gehören dem schreiber. Auch Kb hat neben 13 *a* und 1 *e* 742 i (Kögel 35); ebenso herrschte im schwäb. früh *i* (Kauffmann s. 122 ff., 135; Fasbender s. 91)[1].

e) *ur* erscheint in dieser gestalt in den Murbacher denkmälern nur in nominaler komposition[2], in verbaler herrscht in den glossen (in den hymn. findet sich kein hierhergehörender fall) *ar* und *er*. Letzteres kommt in Iun. C ca. 50mal vor, *ar* nur 2mal; Iun. A hat 14 *ar*, 2 *er*, Ha *ar*, Hb *er*. Wenn nun die übersetzungen *ar* in verbaler, *ur* in nominaler komposition bieten[3] (Hench, Is. 78, Frgm. 111 f.), so stimmen sie zum Murbacher sprachgebrauch.

f) *za* steht in Iun. C stets in der gestalt *zi*, ebenso in Iun. A, während Iun. B *za* der vorlage beibehalten hat. Die praep. erscheint in Iun. A 3mal als *za* (aus der hochalem. vorlage), in Iun. B neben herrschendem *za* 2mal als *zi*; die hymn. haben nur *za* (Sievers 93 f., aus der vorlage). Die übersetzungen haben das Murbacher *zi*, in P geht es durch (Hench, Is. 78, 191), Iun. C hat *zi* in dem entlehnten *ziplait* (s. oben s. 266); so sind die *za* in M (Hench, Frgm. 112) dem

1) *ge-* hielt sich in Baiern bis in die zweite hälfte des 9. jhs., im hochalem. erlischt es im anfang des 9. jhs.; *ge* ist eine übergangsform zu *gi-*, wie es scheint, nur in St. Gallen: Rb hat nur 1 *ge* (111 *a*, 319 *i*, Ottmann s. 42 f.). Beruhen die *ke* in Iun. C und Hb auf St. Galler einfluss? Auch Iun. A hat 1 *ke* (II, 742, 14).

2) Nur in Baiern findet sich *ur* in älterer zeit auch in verbaler zusammensetzung (Braune § 75 a. 2; Schatz § 35).

3) Dass in der vorlage *ir-* existiert habe, kann ich aus der verderbten form *irma* . . . (M 37, 21) nicht schliessen, wie Hench tut. Die hierhergehörende glosse in Iun. C (*erpot* s. oben s. 267) ist dem schreiber zuzuweisen. *ir* galt früh im nördlichen Elsass: es herrscht in Kb und bei Otfrid (zu *yr* s. oben s. 310); auch im schwäb. scheint es sich früh durchgesetzt zu haben: es tritt vereinzelt auch in Murbach auf (Iun. A I, 315, 47: IV, 221, 26, Iun. B 285, 43 Rd); in allen 3 fällen steht in der folgenden silbe *iu*, so dass mit assimilation zu rechnen ist. Zu *aloosniu* der übersetzungen passt *asterpe* Ha 20, 7. 3; s. Beitr. 6, 552, wo Paul in *a-* eine nebenform zu *ar* sieht; vgl. alts., ags. *a-*. Hench glaubt, in *aufuori* M 1, 4 sei *au* durch vokalisation des *r* entstanden, wenn nicht schreibfehler vorliege. Es findet sich im ahd. keine parallele (Graff III, 564 ff.).

bair. schreiber zuzuweisen; aber 2mal hat er *zi* stehen lassen (20, 5; 30, 6). Auch Kb hat *zi* (: 2 *za*, 1 *ze*, das nach Kögel 37 aus *zi* korrigiert ist), ebenso Wk[1].

g) *fona* erscheint in Murbach in dieser gestalt: Iun. C IV, 2, 23; 15, 56; Iun. A I, 337, 34. Auch die übersetzungen haben nicht[2] die im schwäb. (Fasbender 52, 59) und bair. (Schatz § 60) auftretende *a*-färbung (s. I.-F. 2, 214 f.).

h) *fram* ist mit Schindling (s. 111) in Iun. C IV, 8, 26 *sela f̄ hella kihalota* zu vermuten. Es würde zu P 40, 1 *fram quhoman* (exorta) passen.

i) Für lat. *super* haben die glossen und hymn. *ubar, upar, uber*; daneben hat Iun. C 20, 27 *oba lufti*. Die übersetzungen haben *ubar* und *oba*.

k) Lat. *sine* erscheint als *ana* in Iun. A, 763, 15; Hb 26, 13, 2; es herrscht *ano*, das auch die form der übersetzungen ist[3] (Hench, Is. 119, Frgm. 147).

l) *duruh*. In Iun. C hat die zweite silbe *a* (12mal [Schindling s. 31], z. b. IV, 7, 32; 15, 28; 15, 24; 9, 57). *durah* ist also murbachisch. Hb hat nur 1mal (24, 5, 3) *u* (mit Sievers s. 11 als überrest der vorlage anzusehen; dasselbe gilt von *dhuruh* in Iun. A II, 742, 17 und Iun. B (Rd *durh*) 288, 2; Ha hat stets (16mal) *u* der vorlage bewahrt. Hb hat 7(6)mal das Murbacher *a*, Iun. B 260, 37 (fehlt Rd). Die übersetzungen haben *a* (Hench, Is. 135. Frgm. 157).

m) Für lat. *et* erscheint in Murbach *endi, enti, indi, inti* (vgl. oben s. 311 a. 1); *endi* Iun. A I, 511, 10; *enti* Iun. C II, 51, 28; *indi* Iun. A II, 620, 3; *inti* 5mal in Iun. B (4mal = Rde, 1mal, wo Re *enti* hat, II, 317, 49), 4mal in Iun. C; in den hymn. steht ca. 50mal *inti* (12mal in Hb), *inte* 9, 3, 2; *inti, inte* 19, 12, 4. Im jüngeren sprachgebrauch herrschte also *inti*, das vom fränk. her eindrang, im älteren *endi* (*enti*), wie in den übersetzungen.

n) Iun. A I, 315, 7 hat *ubi* für *ibu* (verschrieben?); sonst gilt in Murbach das in alten obd. denkmälern (Ben. Musp., Braune § 31 a. 4),

1) Charakteristisch für das schwäb. ist *zir* (aus **zar*, **zur*, Braune § 72 a. 2; Grimm, Gramm. II, 769, 86 fasste *zur* als komposition von *za* und *ur*); die Schlettstatter Verg.gl. haben 4 *cir*, 3 *zir*, Kb 1 *cir*, 217, 20 (s. Kögel 37). Unsicher ist Iun. C *zirteiltemo* II 50, 20 (s. dazu Ahd. gl. IV, 589). Häufig ist *zar, zir* in der vorlage von Ib-Rd (s. oben s. 304); hochalem. begegnet *zar* nur 2mal in Rf (Graff V, 697).

2) Weinhold, Alem. gr. § 9 führte aus den hymnen *fana* an 24, 10; Sievers' ausgabe hat jedoch *fona*.

3) *anu* M 4, 13 stammt vom bair. schreiber (s. Schatz § 39).

erscheinende *ibu* (Iun. C 20, 69: Hb 25, 7, 3), wie auch in den übersetzungen.

o) Für lat. *aut* hat Iun. A I, 315, 29 *erdo*. Diese form mit *r* (Braune § 167, a. 11) scheint nordels. und südrheinfränk. zu sein (Kb *ertho* 181. 26, *erdo*[1] 149. 3 [neben 320 *edho*, 14 *etho*, 15 *edo*], Kögel 120; Wk 3 *erdho*). Iun. B hat *edo* 271. 44 = Rd. Der mangel an weiteren belegen lässt nicht entscheiden, was in Murbach galt. Die übersetzungen haben *odho, odo* (Hench, Is. 167; Frgm. 188): s. Schatz § 45, Zeitschr. 41, 358.

(Schluss folgt.)

OLDENBURG. G. NUTZHORN.

ZU DEN EDDALIEDERN DER LÜCKE.

Heusler hat in seiner grundlegenden abhandlung: 'Die Eddalieder der lücke' den beweis erbracht, dass die kapitel 26—31 der Volsungensage in der hauptsache zwei Eddalieder in prosa umsetzen: das grosse Sigurdslied (Sigurðarkviða en meiri), von dem nichts erhalten ist, und das alte Sigurdslied (Sigurðarkviða en forna), dessen schluss im Brot vorliegt. Beide lieder umspannten den zeitraum von der ankunft Sigurds am hofe der Gjukunge bis zum tode der Brynhild. Inhaltlich unterschied sich die forna von der meiri hauptsächlich dadurch, dass sie die jungfrau auf dem berge noch nicht der Brynhild gleichsetzte, also von einer vorverlobung Sigurds nichts wusste und keinen vergessenheitstrank brauchte. An diesen ergebnissen kann meines erachtens nicht gerüttelt werden. Fraglich bleibt nur die quellenscheidung im einzelnen. An zwei stellen hat die spätere forschung mit recht eingesetzt. Einmal wies Boer (Zeitschr. 35, s. 471 f.) darauf hin, dass auch in c. 26 schon die forna neben der meiri benutzt ist. Zwar seine behauptung, Grimhilds worte beim überreichen des vergessenheitstrankes (c. 26, 31 Ranisch): '*þinn faðir skal vera Gjúki konungr, en ek móðir*' enthielten schon ein deutliches angebot der tochter und somit müsse das zweite angebot derselben durch Gjuki und Gunnar aus einer anderen quelle hergeleitet werden, diese behauptung, meine ich, geht zu weit[2]. Wie

1) *r* unsicher (Steinmeyers anm.).

2) Neckel stimmt Zeitschr. 39, 308 Boer vollkommen zu, vorsichtiger äussert er sich 40, 372.

Grimhilds oben angeführte worte zu verstehen sind, ergibt sich aus ihrer fortsetzung, in der sie Sigurd auffordert, mit Gunnar und Hogni blutsbrüderschaft zu schliessen. Sigurd wird hierdurch in die familie aufgenommen, ein vorgang, der allerdings ebenso wie der vergessenheitstrank die verlobung Sigurds mit Gudrun vorbereiten soll, aber nicht bezweckt, sie auf der stelle herbeizuführen. Das wäre übereilt gewesen. Erledigt hat also die meiri mit dieser szene, in der allenfalls der held noch freudig auf den wink eingieng (Neckel), das kapitel 'Sigurds verlobung' wohl nicht. Vielmehr haben wir in zeile 43 die deutliche fortsetzung dieser szene: *'Ok eitt kveld skenkir Guðrún. Sigurðr sér, at hon er væn kona ok at qllu en kurteisasta'*. Naturgemäss ist durch den vergessenheitstrank Brynhilds bild für Sigurd verblasst, sein auge öffnet sich nun für die reize der Gudrun. Nach diesem satze setzt allerdings eine neue quelle ein. Die worte: *'Fimm misseri var Sigurðr þar* usw. deuten, wie Ranisch und Neckel (Zeitschr. 39, 309, 1) gesehen haben, auf einen liedanfang. Ausserdem würde es im zusammenhang der meiri befremden, den blutsbrüderbund (z. 52) solange nach der aufforderung der Grimhild erst ausgeführt zu sehen. In dieser neuen quelle (der forna) bieten Gjuki und Gunnar mit klaren worten dem Sigurd die Gudrun zur ehe an. Sigurd geht darauf ein, und die hochzeit wird gefeiert. Eine vorbereitung zu dieser szene enthalten die zeilen 36–42 der saga, ein stück, das sich mitten in den zusammenhang der meiri einschiebt. Grimhild fordert Gjuki auf, dem Sigurd seine tochter anzubieten. Gjuki hält das zwar für unschicklich, findet aber, dass es eine grössere ehre sei, dem Sigurd die tochter anzubieten, als wenn andere um sie anhielten. Die farblosen lobeserhebungen dieses abschnittes und der wenig heldenhafte sinn für etikette haben Neckel mit recht veranlasst, ihn dem verfasser der saga zuzuschreiben. Die frage ist nur, was diesen zu dem zusatze veranlasst haben mag. Wohl nichts anderes als die hervorragende rolle, welche die Grimhild in der meiri spielte. Der sagamann war derart im banne dieses gedichtes, dass er auch das angebot Gudruns in der forna als von Grimhild veranlasst darstellen wollte. Daher verfasste er den zusatz, den er ähnlich stilisierte wie das gleich folgende echte stück der forna. Das *hann* z. 35 ist nämlich gross zu schreiben, und die worte: *'Hann dvalðiz þar um hríð* entsprechen als einleitung der aktion Grimhilds ganz dem satze: *Fimm misseri var Sigurðr þar*, der die unterredung der könige einleitet. Auch die stelle, an welcher der verfasser der saga seinen zusatz einschob, ist mit bedacht ausgewählt. Am nächsten hätte es wohl ge-

legen, ihn gleich vor das echte stück der *forna* zu stellen. Der verfasser aber sah zwischen dem gefallen, das Sigurd plötzlich an Gudrun fand, und seinem sofortigen eingehen auf Gunnars vorschlag einen zusammenhang, den er nicht unterbrechen wollte. Noch ein punkt bedarf der aufklärung. Warum verlässt der sagamann vor *Fimm misseri* plötzlich die *meiri*, um zur *forna* überzugehen? Ich beziehe mich hier auf die ansprechende vermutung Neckels (Zeitschr. 39, 324), die *meiri* habe die hochzeit der Gudrun bis nach der werbungsfahrt aufgeschoben. Berichtet doch auch die Grípisspá, die in vielen punkten den einfluss der *meiri* erfahren hat (vgl. Heusler s. 64), in str. 41 von einer doppelhochzeit. Die forna aber liess gleich an dieser stelle die hochzeit Sigurds mit Gudrun folgen, bot also gegenüber der meiri ein plus, das sich der sagamann nicht entgehen lassen wollte. Natürlich musste er nun am schluss von c. 27, wo er die hochzeit Gunnars und Brynhilds nach der meiri darstellt, auf die doppelhochzeit verzichten. Zweitens hat Boer (Zeitschr. 35, 464 ff.) in kapitel 29, das Heusler bis auf den schluss der meiri zuschrieb, bei zeile 48 eine ganz deutliche naht entdeckt, die uns nötigt, auch an dieser stelle einen quellenwechsel zu konstatieren. Dadurch ergeben sich allerdings schwierigkeiten, deren lösung Boer nicht gelungen ist. Denn seine annahme, der erste teil des kapitels mit ausnahme der anfangszeilen beruhe auf der forna, ist unmöglich. Die ausführliche beschreibung des werbungsrittes im mittelstück von c. 27, die der forna entnommen ist (Neckel, Zeitschr. 39, 309), verträgt sich nicht mit dem, was Brynhild in ihrem rückblick erzählt. Selbst die ausflucht, dieser rückblick böte eine ergänzung des vorher erzählten, verfängt nicht. Denn eine so umfangreiche ergänzung nach einer so eingehenden darstellung wäre ein unding. Ferner passt ein solcher rückblick überhaupt nicht zu dem stil eines alten gedichtes, wie es die forna darstellt. Noch weniger aber fügt sich in den stil dieses liedes, das nur das bedeutungsvolle in knapper form brachte, die lange, hastende reihe der vorgänge, die sich an den rückblick der Brynhild anschliessen.

Freilich würden diese argumente nicht durchschlagen, wenn Boer (Untersuchungen über den ursprung und die entwickelung der Nibelungensage I, s. 69 ff.) und Neckel (Zeitschr. 39, 293 ff.) mit ihrer behauptung, das Brot bilde inhaltlich und stilistisch keine einheit, recht hätten. Beide unterscheiden einen älteren kern (str. 5 7. 11 13 nach Boer, str. 22. 23 der Vols., 5 7(8). 10 14 des Brot nach Neckel) und jüngere zudichtungen. Ich darf mich damit begnügen, Neckels

argumentation nachzuprüfen, da dieser das an Boers abhandlung brauchbare berücksichtigt. Er geht aus von einer verstechnischen beobachtung. In einer reihe von Brotstrophen findet er das, was er halbstrophenkonzeption nennt, d. h. der einzelne langvers neigt stark zur festen bindung sowohl mit dem nachbarvers als zwischen seinen hälften, während andere strophen in altertümlicherer weise den langvers isolieren oder nur lose mit dem nachbarvers verbinden. Dieser unterschied ist tatsächlich vorhanden, deckt sich aber nicht mit den von Neckel gezogenen grenzen. Der langvers findet sich als beherrschendes element in str. Vǫls. 23. Brot 5, 6, 7, 8, 11, 12, 15, 18[1]; der helming dagegen in Vǫls. 22[2], Brot 2, 3, 4, 9, 10, 13, 14, 16, 17, 19, 20. Dazu kommt, dass die charakteristischen formen des strophenansatzes (zweigeteilte langzeile und festgeschlossene: Vǫls. 22, 1–4; Brot 1, 1–4; 12, 1–4; 13, 1–4) und des langzeilengleichlaufes (z. b. Vǫls. 23, 3–6; Brot 15, 5–8), sowohl in den echten als in den unechten strophen Neckels sich finden. Mit diesem kriterium ist es also nichts[3]. Noch einfacher erledigt sich ein zweites stilistisches kriterium Neckels. Die 'echten' strophen führen die direkte rede durch ein oder zwei langzeilen ein, die 'unechten' durch ein vorgesetztes *N. N. kvað*. Genau dieselbe verschiedenheit der redeeinführung findet sich ja z. b. in der Þrymskviþa, an deren einheitlichkeit auch Neckel nicht zweifelt[4]. Drittens findet Neckel ungeschickte umschreibungen und wenig angemessene ausdrücke in einzelnen der beanstandeten strophen, aber auch in str. 14. Was er anführt, könnte höchstens gegen str. 19 etwas beweisen. Schwerer würden die inhaltlichen anstösse wiegen, wenn sie vorhanden wären. Schon Boer wies darauf hin, dass in str. 4 Gutthorm zum morde angestachelt wird, während der rabe in str. 5 von zwei mördern spricht und Hogni str. 7 in einer zu seinem früheren betragen kontrastierenden härte[5]

1) Ich zitiere nach Gering.

2) Neckels behauptung, in Vǫls. 22 und Brot 13 bliebe es bei einem ansatz, der als halbstrophenkonzeption gedeutet werden könne, für den dichter aber möglicherweise (!) diese bedeutung nicht gehabt habe, ist eine verlegenheitsausflucht.

3) Vgl. Finnur Jónsson in seiner rezension der Neckelschen Beiträge zur Eddaforschung (Zeitschr. 41, 382).

4) Die ballade wechselt in derselben weise zwischen einführung und nichteinführung der direkten rede. Die prosaischen einführungen in den Eddaliedern sind wohl zusätze der schreiber.

5) Diese härte ist schon dem dichter des zweiten Gudrunliedes, der die forna benutzt, aufgefallen: er lässt daher Gudrun in str. 9 ihre verwunderung über dieselbe äussern.

der Gudrun ins gesicht sagt: '*Sundr hǫfum Sigurð sverði hǫggvinn*'. Indes der widerspruch verschwindet, wenn wir die absicht des dichters genauer zu erfassen suchen. Gutthorm wird doch nur deshalb von Gunnar und Hogni zum morde angestachelt, weil diese sich scheuen, ihren blutsbruder ums leben zu bringen. Diesen versuch, sich an ihrem schwure vorbeizudrücken, diesen selbstbetrug missbilligt der dichter. Der von Neckel arg missverstandene zweite helming von str. 4 drückt deutlich aus, dass der dichter in Gutthorm nur das werkzeug, in Gunnar und Hogni aber die eigentlichen täter sieht. Er will das den beiden auch zum bewusstsein bringen. Bei Hogni erreicht er sein ziel durch den raben, der ihn und Gunnar[1] offen als eidbrecher bezeichnet. Seine selbsttäuschung zerrinnt, schuldbewusstsein und innere zerrissenheit[2] bringen ihn nun dazu, auch auf andere keine rücksicht zu nehmen. Daher die harte offenheit, mit der er Gudrun das geschehene mitteilt. Auch Gunnar fallen in stiller nacht die vorwürfe des raben und adlers[3] wieder ein, doch ihn zur vollen erkenntnis seiner schuld zu bringen, hat der dichter ein anderes mittel aufgespart, die rätselvolle sinnesänderung der Brynhild. Er hat kein mittel gescheut, sie in ihrer ganzen wucht darzustellen, ist dabei allerdings von Neckel (Zeitschr. 39, 301) missverstanden worden. Neckel übersieht, dass das gebahren der Brynhild nur von ihrer umgebung als rätselhaft empfunden wird, nicht aber vom verfasser der strophe selbst. Infolgedessen ist seine vermutung, dieser sei ein jüngerer zudichter, der die absicht und atmosphäre des alten gedichtes nicht mehr verstanden habe, hinfällig. Ebenso verstehe ich nicht, wie er der Brynhild auch im Brot bewusste liebe und eifersucht zuschreiben möchte. Er selbst hat doch darauf hingewiesen, dass Brynhild sich bis zuletzt als Gunnars weib fühlt, und dass der schreckliche traum der *harmr* ist, der ihr das letzte geständnis abpresst. Dass diese vorstellung von Brynhild in den von Neckel beanstandeten strophen durchbrochen werde, kann ich nicht finden, denn Hognis urteil in str. 3 ist für uns nicht massgebend.

Ich halte also daran fest, dass das Brot ein einheitliches gedicht ist, jünger wohl als die Þrymskviþa, aber von relativ hohem alter, und dass zu diesem gedicht das im anfang von c. 29 der Vǫlsungasaga erzählte nicht passt.

1) Daher das *ykkr*, das bei dieser auffassung keine schwierigkeit macht.

2) Im zweiten Gudrunliede antwortet er str. 10 der Gudrun: *trauðr góðs hugar af trega stórum*.

3) Vgl. Detter-Heinzel zu der stelle.

Einen anderen weg, die durch Boers entdeckung entstandenen schwierigkeiten zu beseitigen, hat Neckel eingeschlagen. Er nimmt an, der sagamann habe das fragliche stück des c. 29 auf grund der Sigurðarkviða en skamma selbständig zusammengeschrieben. Aber auch dieser weg ist nicht gangbar. Denn Neckel operiert mit der unerwiesenen vermutung, der sagaschreiber habe die skamma vielfach und aufs gründlichste missverstanden. So soll dieser den anfang von str. 40 *Unnak einum né ýmisum, bjóat of hverfan hug menskogul* auf das gelübde der Brynhild gedeutet und danach z. 23 *at ek munda þeim einum unna, er ágæztr væri alinn* geformt haben. Dabei zeigt aber c. 31, 17 *ok engum qðrum*, dass der verfasser den sinn der Eddaverse ganz richtig verstanden hat. Noch unglaublicher ist, was er aus dem schluss der strophe: *allt mun þat Atli eptir fima, es mína spyrr morðfor gorva* gemacht haben soll. Da soll er nämlich die *morðfor* entsprechend der stets aktiven bedeutung von *morð* auch aktiv aufgefasst und daraus Brynhilds entschluss, Gunnar zu töten, herausgesponnen haben. Zum überfluss beweist auch hier c. 31, 18 *þótt ek deyja*, dass der sagamann das wort *morðfor* richtig interpretiert hat. Möglich ist dagegen, dass ihm die folgende halbstrophe nicht verständlich war, in c. 31 erinnert auch kein wort an sie, aber dass er *þunnyeð kona* auf Grimhild bezogen und daraus den angriff der Brynhild auf diese abgeleitet habe, ist nicht mehr als ein einfall. Doch es kommt noch besser. Die folgende langzeile interpretierte der sagamann nach Neckel so: 'Dass durchaus nicht ein sinnloses weib den mann einer anderen begraben (!) soll'. Was Brynhild sich bei diesen worten, die ja auf Grimhild bezogen werden, nach des sagaschreibers meinung gedacht haben soll, ist unerfindlich. Tut nichts, Neckel lässt den sagamann daraus Gunnars antwort ableiten (c. 29, 31): 'Nicht quälte Grimhild tote männer und keinen mordete sie'. Weiter helfen uns nun auch die missverständnisse des sagaschreibers nicht mehr, jetzt kommen seine eigenen einfälle, und dazwischen kündet sich, neun zeilen zu früh, die meiri an in den nach unmittelbarer poetischer vorlage aussehenden worten (z. 38) *drekka né tefla né hugat mæla né gulli leggja góð klæði*. Mir scheint auch z. 22 (*folnaþir sem nár ok ertu engi konungr né kappi*) eine poetische vorlage durchzuschimmern. Doch genug von Neckels verunglückter hypothese. Ich glaube, der anfang von c. 29 gehört zur meiri, nicht aber das folgende. Sehen wir uns seinen inhalt an. Gudrun fordert ihre vertraute auf, Brynhild zu wecken. Mit frohem weben wollen sie sich die zeit vertreiben. Diese lehnt das ab, und Gudrun erfährt, dass Brynhild

schon manchen tag weder met noch wein trank und sehr zornig ist. Sie macht nun drei versuche, Brynhild aufzuheitern, indem sie erst Gunnar, dann Hogni, zuletzt Sigurd zu ihr schickt. Alle drei gehen mit widerstreben, Sigurd muss zweimal aufgefordert werden. Er allein bringt Brynhild zum sprechen. Auf seine versuche, sie zu trösten, antwortet sie mit vorwürfen; ja, sie versteigt sich zu der behauptung (z. 97): 'Das ist mein grösster schmerz, dass ich es nicht zuwege bringen kann, dass ein scharfes schwert in deinem blute gerötet werde'. In düsterer todesahnung erwidert Sigurd, dass das bald eintreffen werde, aber auch Brynhild werde ihn nicht überleben. Deren versicherung, dass für sie das leben keinen wert mehr habe, entlockt ihm dann den ausruf: 'Lebe, Brynhild, und liebe Gunnar und mich'! Wir haben den höhepunkt des gespräches erreicht. 'Ich liebe dich mehr als mich selbst', gesteht Sigurd, 'ich bin unschuldig an dem betruge, der dir gespielt worden ist. Gern wollte ich, dass wir das lager teilten und du meine frau wärest'. Ja, er will, um sie zu heiraten, selbst Gudrun verlassen. Alles ist vergeblich. Da geht Sigurd hinweg, das haupt vor kummer gesenkt und in solcher erregung, dass ihm die panzerringe entzwei springen.

Diese szene ist vortrefflich, sowohl was die führung des gespräches als die entfaltung der charaktere anlangt. Ein etwas weicher, aber tüchtiger dichter hat sie geschaffen. Zur meiri indessen passt sie nicht. Sie ist eine episode, welche die handlung nicht weiter bringt. Denn Neckels meinung, Sigurd gebe der Brynhild gerade durch seinen ehebrecherischen vorschlag die verleumdung der Hvǫt ein, ist zu gesucht. Mir scheint umgekehrt die annahme, dass ein weichherziger dichter an diese szene, in der Sigurd kein mittel unversucht lässt, um Brynhild zu versöhnen, die Hvǫt mit der verleumdung angeknüpft habe, sehr bedenklich. Nun wird man mir vielleicht entgegenhalten, auch das gespräch zwischen Gudrun und Brynhild in c. 28 sei eine episode. Indes, hier liegt die sache doch anders. Dieses gespräch ersetzt die Senna, war also für den dichter der meiri, der dem aufbau der forna folgt, ein selbstverständlicher teil seiner komposition [1]. das gespräch zwischen Brynhild und Sigurd dagegen hat in der forna nichts entsprechendes. Vielleicht aber kommen wir, wenn wir uns den zusammenhang der meiri vergegenwärtigen, sogar zu dem schluss, dass das fragliche gespräch ursprünglich mehr war

1) Er hätte die szene auch damit rechtfertigen können, dass er uns einen einblick in Brynhilds herz gewähren musste.

als eine episode. Brynhild hat Sigurd, ihren früheren verlobten, den sie auch das zweitemal hinter dem flammenwall erwartet hatte, als gemahl der Gudrun gesehen. Nicht nur der verlust des geliebten und der gedanke, dass er einer anderen angehöre, kränkt sie aufs bitterste: sie ahnt auch einen betrug. Eine senna, wie die c. 28, 1—15 oder Skáldskaparmál 6 erzählte, ist in diesem zusammenhang unmöglich. Und doch muss der Brynhild die gewissheit ihrer ahnung werden. Diese ihr zu geben war wohl ursprünglich der zweck des gespräches, das Gudrun, veranlasst durch Brynhilds traurigkeit, herbeiführte. Freilich ist dieser zweck vom sagaschreiber verwischt worden. Denn er hat wohl unter dem eindruck der vorangehenden senna manche aussage der Brynhild positiver gestaltet, als sie es im liede war.

Ausser dem episodenhaften charakter des gespräches zwischen Sigurd und Brynhild spricht gegen seine zugehörigkeit zur meiri noch der widerspruch, in dem die todesgewissheit Sigurds c. 29, 67 f., 100 ff. zu einer späteren stelle der meiri c. 30, 48 ff. steht. Was Neckel (Zeitschr. 39, 328) zur erklärung dieses widerspruches anführt, ist abenteuerlich[1] und schafft den widerspruch doch nicht weg. Zuletzt aber, und damit kehren wir zu unserem ausgangspunkt zurück, erledigen sich durch die ausscheidung dieses gespräches die schwierigkeiten der analyse von c. 29. Ich nehme also für die besprochene szene eine besondere quelle an, eines der sogenannten situationslieder, ähnlich dem traumliede oder dem ersten Gudrunliede. Wie es einen dichter gereizt hat, die beiden nebenbuhlerinnen 'lange vor ihrem verderblichen zusammenstoss wehmütig gefühlvoll einander begegnen und einen blick in ihre schreckenreiche zukunft tun' zu lassen (Heusler), ebenso konnte es einen dichter locken, Sigurd und Brynhild nach der entdeckung des betruges noch einmal sich aussprechen zu lassen. Der rückblick und der blick in die zukunft fehlen unserm liede nicht, ebensowenig der elegische charakter. Interessant ist auch ein vergleich mit dem ersten Gudrunliede. Wie hier drei versuche gemacht werden, Gudrun tränen zu entlocken, und der dritte gelingt, so versuchen dort Gunnar, Hogni und Sigurd, Brynhild zum sprechen zu bringen, und Sigurd gelingt's.

Verfolgen wir nun, wie sich nach ausscheidung dieses stückes die handlung in der meiri entwickelt. Nach dem gespräche zwischen

1) Auf die gestaltung des Sigurdbildes soll das Christusbild eingewirkt haben, sowohl in der todesweissagung als in der unverdientheit des verrates.

Brynhild und Gudrun folgt am schluss von c. 28 der merkwürdige satz: *Ok þar af stóð mikill úfagnaðr, er þær gengu á ána ok hon kendi hringinn, ok þar af varð þeira viðræða.* Ein zurücklenken zur forna kann dieser satz nicht bedeuten, selbst für Boer nicht, da auch dieser den anfang von c. 29 der meiri zuschreibt. Völlig unverständlich ist mir Neckels meinung s. 306: 'Der sagaschreiber schloss sein kapitel 28 in der absicht, hier die paraphrase des grossen Sigurdliedes durch Brynhilds rückblick aus der Sig. sk. zu unterbrechen: daher die schlussphrase c. 28, 78–80'. Ich schlage eine andere erklärung vor: Dem sagaschreiber schien das gespräch zwischen Brynhild und Gudrun zu friedlich zu enden, als dass die folgende aufgeregte szene verständlich sein könnte. Deshalb glaubte er an die senna erinnern zu müssen. Oder ihm war ein zweifel aufgestiegen, ob dieses gespräch überhaupt nach der senna möglich war. Um diesen zweifel zu bannen, unterstrich er noch einmal kräftig den zusammenhang der beiden szenen. Das folgende schliesst sich nun gut an. Die bitterironische frage nach dem ring soll den sünder überführen, sie ist verständlich, auch ohne dass eine senna voraufgegangen ist. Der folgende rückblick zeigt den einfluss der skamma, der auch sonst in der meiri zutage tritt[1]. Die gehäuften bedingungen z. 17 beruhen teils auf der skamma, teils auf der forna (c. 27, 53)[2]. Die erste passt schlecht in den zusammenhang. Ebenso könnte man bei den vorwürfen gegen Grimhild (z. 26–34) an störung des zusammenhangs denken, doch passen sie gut zum tone der meiri (vgl. c. 28, 60 und 28, 40). Schwere rätsel gibt das folgende auf. Wo kommt Hogni her? Ich halte es für wahrscheinlich, dass Brynhilds rede sich mehrfach bis zu dem zornigen verlangen gesteigert hat, Gunnar zu töten, um gleich darauf wieder zurückzusinken. So schliessen sich an die kundgabe ihres entschlusses, Gunnar zu töten, die vorwürfe gegen Grimhild, so folgen auf z. 34 die viel resigniertere worte: *aldri sér þú mik glaða síðan í þinni hǫll* usw. Die umsetzung des verlangens dagegen in den versuch der ausführung und die fesselung Brynhilds durch Hogni gehören wohl dem sagaschreiber, der etwas handlung in die ruhende situation bringen wollte. Es folgen die *harmtǫlur*, die

1) Vgl. Heusler s. 95. 1; Neckel, Zeitschr. 39, 323 und 40, 219.

2) *er riði hestinum Grana með Fáfnis arfi* = Sig. sk. 36, 2. In der forna enthalten c. 27 z. 53 ff. eine nähere bestimmung zu *nema þú sér hverjum manni fremri*, sind also nicht unbedingt zu streichen. Auf dieser stelle beruhen auch die 5 könige c. 29, 21.

durch das ganze haus dringen[1]. An sie knüpft c. 30 an, um freilich zuerst eine paraphrase der strophe 10-21 der skamma zu bringen. Diese strophen, sowie die hvǫt der forna, haben die hvǫt der meiri, deren anfang das gespräch zwischen Gunnar und Brynhild darstellt, in ihrem hauptteil verdrängt. Ihren rest finden wir c. 30 z. 29 ff. Die vorhergehenden zeilen 25-28 möchte ich nicht mit Heusler (s. 71) umstellen, sondern für eine zutat des sagaschreibers erklären, der Hogni noch nicht gleich einstimmen lassen durfte, damit die folgende unterredung der brüder überhaupt möglich wurde. Auf die hvǫt folgte in der meiri die aufreizung Gutthorms und der tod Sigurds, so wie ihn die Vǫlsungasaga erzählt. Die meiri führte hier wieder die forna[2] und die skamma weiter aus. Ob freilich in c. 30, z. 90 - schl. noch einmal die meiri zu wort kommt, ist zweifelhaft. Sicher ist Neckels ableitung dieser stelle aus dem Brot (Zeitschr. 39, 312) völlig unbegründet. Den tod Brynhilds erzählte die meiri auch; den schluss von c. 31 aber auf dieses gedicht zurückzuführen, hat Heusler (s. 73) mit recht abgelehnt.

NEUWIED. FELIX SCHEIDWEILER.

MISZELLEN.

Zu Hans Sachsens fastnachtspiel 'Der krämerkorb'.

Den stoff zu dem am 19. juli 1554 vollendeten fastnachtspiel hatte Hans Sachs bereits zweimal vorher, zuerst am 16. juli 1543 unter dem titel 'Der kremerskorb' und dann wieder im april 1550 unter der aufschrift 'Von einem körblemacher' behandelt. Man hat bisher jüngere versionen der schwankhaften fabel in grosser anzahl[3], aber noch nicht die quelle des Nürnberger meisters, bezw. ältere versionen aufgefunden. Hans Sachs schien der erste zu sein, der den stoff in die literatur einführte, und man mochte annehmen, er habe ihn selbst aus dem leben geschöpft (vgl. Germ. 36, 48).

In der zeitschrift '*Romania*' (1909, s. 177 ff.) veröffentlichte Antoine Thomas 'Fragments des farces, moralités, mysteres etc.' Der aufsatz machte mich mit einer farce des 15. jahrhunderts bekannt, die mit dem fastnachtspiele und den schwänken des H. Sachs nahe verwandt ist. Diese farce, *La mandelette*, wird dem

1) Ob das erste gespräch Gudruns mit ihren kammerfrauen aus der meiri stammt oder zutat des sagamanns ist, möchte ich nicht entscheiden.

2) In der aufreizung Gutthorms.

3) Vgl. J. Bolte, Lit. verein bd. 217 s. 571 f. und s. 652.

dritten viertel des 15. jahrhunderts zugewiesen — das stück ist vielleicht noch älter. Thomas macht noch eine 'Farce du fripier et de la fripière' namhaft, von welcher Paul Lacroix bereits 1847-48 ein bruchstück von 130 versen im 'Bulletin des arts', 6. jahrgang, tome VI, p. 382-387 nach zwei blättern eines alten druckes veröffentlicht hatte. Wir haben eine variante der ersteren farce vor uns und es ist zu vermuten, dass die köstliche posse noch in anderen ähnlichen versionen zirkulierte.

Wie verhält sich nun der Nürnberger zu den französischen farces? Im zweiten schwank und in den beiden farces handelt es sich um das fertigwerden eines körbchens und um die aufforderung des korbmachers an ein weib, einen glückwunsch aus diesem anlass nachzusprechen, was die frau verweigert und daher vom korbmacher geprügelt wird. Der auftritt wiederholt sich zwischen einem bürger und seiner frau, die kenntnis von dem vorgang erhalten und schliesslich zwischen hausdiener und dienstmagd. Hans Sachs weicht von den farces insofern ab, als bei ihm die bändigung der frauen nicht erreicht wird, während sie in beiden französischen spielen, hart bedrängt, gehorchen und den spruch hersagen müssen.

Diese abweichung des H. Sachs kann aber sehr leicht eine änderung von ihm oder der unmittelbaren deutschen vorlage sein, die er benutzte. Es kommt öfters vor, dass französische dichter strenger in der behandlung böser frauen sind als ihre deutschen nachahmer. Man vergleiche z. b. das fastnachtspiel des Hans Sachs 'Der bös rauch' und dessen quelle, ein gedicht des Hans Folz, mit den verwandten französischen und italienischen versionen. Bei den Deutschen obsiegt die frau, während sie bei den Romanen unterliegt. Es ist indes auch möglich, dass es eine französische version gab, worin, wie bei dem Nürnberger, die züchtigung der frauen den gewünschten erfolg nicht hatte.

Auf alle fälle steht die zweite version des Hans Sachs den beiden französischen farces so nahe, dass wir zu der annahme berechtigt sind, dass sie auf eine ähnliche französische dichtung mittelbar zurückführt; denn dass er direkt aus dem französischen schöpfte, glaube ich nicht. Zwar weist er zahlreiche beziehungen zu der dichtung und geschichte Frankreichs auf; wie ich aber an verschiedenen stellen meiner Hans Sachs-studien gezeigt habe und wie sich's in vielen anderen fällen noch zeigen lässt, benutzte er immer eine deutsche mittelquelle und so wird es wohl hier auch sein.

Dass eine der beiden vorliegenden französischen versionen selber für die mittelquelle vorlage war, glaube ich nicht, denn in der farce 'La mandelette' fehlt die rolle des korbmachers — der varlet beendigt den korb — und in der vom 'fripier', deren fragmentarischer zustand freilich nicht ein abschliessendes urteil gestattet, scheint die rolle der köchin oder hausmagd zu fehlen. Nur eine übereinstimmung des Hans Sachs mit dieser farce ist anzuführen. Die farce vom fripier schliesst mit der moral:

> . . qui aura femme trop fière
> Pour la renger prengne ung baston

und Hans Sachs schliesst seinen zweiten schwank mit der moral:

> Also die eigensinnig art
> an den trutzigen weiben . . . .
> mit streichen muss (man) vertreiben.

Indes darauf allein lässt sich ein abhängigkeitsverhältnis nicht begründen, weil der gedanke sehr naheliegt und dem deutschen meister ganz von selbst gekommen sein mochte. Fest steht jedesfalls, dass die fabel schon im 15. jahrhundert in Frankreich zirkulierte und dass sie in Deutschland erst im 16. jahrhundert, und zwar bei Hans Sachs auftauchte. Sie wanderte also offenbar von Frankreich nach Deutschland.

Wie verhält es sich aber mit der älteren version des Hans Sachs? Gab es eine französische fassung der fabel, in der der streit wie in dem deutschen schwank von 1543 wegen des tragens des korbes entbrennt? Oder hat Hans Sachs die ursprüngliche fabel selbst erst abgeändert? Hat er erst an stelle der weigerung des weibes, einen spruch nachzusprechen, die weigerung einer krämerin, den korb zu tragen, gesetzt?

Es wäre möglich: H. Sachs nahm bisweilen grössere änderungen mit seinen vorlagen vor. Man könnte sich hier denken, dass er die weigerung der frau, einen glückwunsch nachzusprechen, als eine gar zu frivole, als eine ganz ungenügende rechtfertigung der ihr zuteil werdenden prügel ansah und dass er bedacht war, die züchtigung besser zu motivieren. Man könnte sogar auf den gedanken kommen, zwischen dem krämer und der krämerin bei H. Sachs und dem fripier und der fripière der alten farce irgendeinen, wenn auch vermittelten, zusammenhang anzunehmen.

Indes halte ich es auf grund wiederholt gemachter erfahrung — man vergleiche beispielsweise, was ich Ztschr. bd. XLII, s. 428 betreffs H. Sachsens comedia 'Von dem marschalk mit seinem sohn' gesagt habe — doch nicht für sehr wahrscheinlich, dass der meistersänger an einer ihm überlieferten fabel, besonders in einem meistergesang, eine immerhin nicht unbedeutende änderung vorgenommen haben sollte. Auch decken sich die wörter k r ä m e r und f r i p i e r nicht; letzteres bedeutet t r ö d l e r. Und so glaube ich eher, dass dem Hans Sachs auch für den schwank in dieser gestalt eine eigene bestimmte quelle vorlag, wenn auch die ursprüngliche fassung sicher 'der korbmacher' war.

Merkwürdig ist es, dass die nächsten nachahmer des Hans Sachs, der schwankdichter Martin M o n t a n u s in seinem *Wegkürzer* (1557) und der verfasser des 1570 anonym erschienenen gedichtes '*Von einem korbmacher vnd seiner frau*'[1] nicht die erste, sondern die zweite fassung des Nürnbergers benutzten.

MÜNCHEN. ARTHUR LUDWIG STIEFEL.

Das ä bei Seb. Brant.

Zarncke führt in dem seiner ausgabe des Narrenschiffs (1854) beigegebenen abriss über Brants sprache aus: 'mhd. *ę* und *ë* sind durcheinandergeworfen. Im allgemeinen werden sie durch *e* oder *á* gegeben, ohne dass sich ein unterschied im gebrauche beider bezeichnungen auffinden liesse' (s. 268 a), 'mhd. *æ*, auf doppelte weise ausgedrückt, einmal durch *á*, dann durch *e*, ohne dass sich auch hier ein

1) Abgedruckt in Boltes ausgabe von Montanus' schwankbüchern, Lit. ver. 217, s. 554—557.

grund auffinden liesse' (269 a), und endlich 'mhd. *ē* regelmässig = *e*' (ebda.)[1]. Besson (De Seb. Brant sermone, Argent. 1890) ist — wie er überhaupt seinem vorgänger gegenüber nur mehr in die breite, nicht in die tiefe geht, — über dessen angaben nicht hinausgekommen, ja hat die sache nur noch mehr verwirrt mit seiner behauptung, dass 'Brant, quae distinctio sit litterae *e*, *ë*, *ê* et *æ* omnino oblitus, permisceat eas et confundat' (s. 9)[2]. Auffälliger ist es, dass sich auch v. Bahder in seiner grundlegenden abhandlung über die *e*-laute (Grundl. d. nhd. lautsyst., s. 104 ff.) dem einfluss Zarnckes nicht recht zu entziehen vermochte, wobei er sich aber etwas in widersprüche verwickelt: 'In drucken, wie dem Narrenschiff, scheinen *ä* und *e* regellos(!) zu wechseln, doch besteht insofern eine unterscheidung, als für den offenen laut (*æ*, *ä*, *ë*) *ä* und daneben *e*, für den geschlossenen laut (*e*, *ê*) aber nur *e* gesetzt wird'; dazu merkt noch eine fussnote an, dass 'hie und da' *ä* auch für den primären *a*-umlaut auftritt, wobei aber B. bereits erkennt, dass es sich hier um eine nicht bloss willkürliche zeichensetzung handelt (s. 116 f.). Erst Schauerhammer hat gelegentlich der untersuchung eines landsmanns Brants (Mundart und heimat Kaspar Scheits, Halle 1908) klar darauf hingewiesen, dass es 'der forschung bisher entgangen, dass Brant im Narrenschiff mhd. *ë*, *ä*, *æ* auf der einen seite nur unter sich und ebenso auf der anderen seite mhd. *e*, *ê*, *ö*, *œ* nur unter sich reimt' (s. 45)[3]; hinsichtlich des zeichengebrauchs scheint aber auch er der meinung seiner vorläufer zu folgen. Indes ist auch die zeichengebung keineswegs so willkürlich, als man nach den obigen angaben zu glauben geneigt ist. Schon ein genauerer blick auf die wenigen beispiele, die Zarncke bei der zuerst angezogenen stelle in fällen, wo *ä* für den *a*-umlaut steht, gibt, zeigt, dass es sich entweder um sekundären umlaut, dessen scheidung er ja noch nicht kennen konnte, oder um analogiefälle, über die noch unten zu reden sein wird, handelt[4]. Eine völlig konsequente durchführung des *ä* für die offenen laute dürfte sich aber auch in keinem andern druck nachweisen lassen, und umgekehrt werden sich fehler, indem für unzweifelhaft geschlossenes *e* das zeichen *ä* erscheint, — wir werden sehen, dass sie auch im Narrenschiff im verhältnis zu dem grossen umfang des werkes und der sonstigen *ä* gar nicht häufig sind, — auch in den sonstigen drucken fast überall finden. So ist es kaum berechtigt, dem Narrenschiff eine ausnahmsstellung gegenüber den übrigen, gleichzeitig aus alemannischen pressen hervorgegangenen werken zuzuweisen.

Da die geringen und beliebig herausgegriffenen belege bei Zarncke und Besson durchaus kein bild von den wirklichen verhältnissen geben, stelle ich sie nun vollständig zusammen[5] und suche mit hilfe von E. Hoffmanns untersuchung (Vokalismus von Basel-stadt, diss. 1890; dazu Heusler, Germania 34, s. 112 ff.) und

1) Stärker noch verwischt in der nochmaligen zusammenfassung s. 271 a, 2.

2) Bei der anschliessenden einzelbesprechung der laute wird wenigstens wieder annähernd der stand von Z.s angaben erreicht.

3) Das von diesem angelegte vollständige reimverzeichnis (a. a. o. s. 45/46) ist nach einer freundlichen, durch herrn prof. Strauch gütigst vermittelten auskunft seitens des verfassers — wofür ich den genannten auch hier meinen dank aussprechen möchte — nicht zur veröffentlichung gelangt. Vergl. dazu die reimzusammenstellungen bei Zarncke s. 276 ff. nr. 2, 11, 18, 27, 28, 29, 36.

4) Übrigens sind ihm auch zwei beispiele für *ë* dazugeraten (*wägefz*, *gärdt*).

5) Von den belegen mit *e* gebe ich nur beispiele, doch so, dass daraus, wie ich meine, das proportionale verhältnis ersichtlich ist.

in zweifelsfällen der einschlägigen wbb. (Seiler, Schweiz. id., Elsäss. wb.) das verhältnis zur mundart klarzulegen.

I. Für mhd. *ē*, um mit dem einfachsten zu beginnen, kommt zwar nicht bloss in dem einen beleg Zarnckes (s. 269, II, 3), aber, wie auch Besson schon erkannt hat, doch nur ganz vereinzelt *ā* vor, nämlich:

gând (3. pl. ind. praes. zu 'gehen') vorr. 122; *gänden* (nom. pl. part. praes., subst., zu dems.) 97,15; *Syrán* (nom. pl., = Σειρήν, *Sīrēn*) 13,54; *láhenherrn* 73,53; *cäder* (= κέδρος, cedrus) 111,54.

Von diesen worten sind wiederum nur zwei deutsch, die andern beiden fremdworte[1]. Diese letztern sind naturgemäss überhaupt selten vorkommende worte und die *e*-qualität ist wohl auch nicht ganz sicher; *ceder* findet sich im Narrenschiff sonst nicht mehr, während *Syren* in allen andern belegen *e* zeigt:

Syrenen (gen. pl.) 13,7 (also im gleichen stück wie der andere beleg!); 36,32; (acc. pl.) (*: cantylenen*) 108,42.

Neben *láhenherrn* steht *lehnet* (3. sg. ind. praes., = leihen) 73,45 (gleich vorher!).

Am auffallendsten ist das zweimalige *ā* in 'gehen', da Brant die *e*-form ausser dem opt. überhaupt nur ganz ausnahmsweise gebraucht:

gent (3. pl. ind. praes.) 24,27; *gônt* (dass.) 6,6; dürften so ziemlich alle belege sein;

sonst gilt regelmässig die *a*(*o*)-form:

gandt (3. pl. ind. praes.) 9,1; *gant* (dass.) 10,32,34; 25,22; *gont* (dass.) 9,5; 32,30; *gan* (dass.) (*: han* [inf.]) 62,6; *gon* (dass.) (*: verston* [3. pl. ind. praes.]) 2,4; ebenso auch *gat* (3. sg. ind. praes.) (*: ratt* [subst.]) 8,10; und andere formen (s. Zarncke s. 286 und 277, nr. 15).

Indessen ist das *ā* doch keineswegs so ganz unerklärlich. An einen druckfehler des originals — nicht Z.s, wie ich mich überzeugt habe — etwa für *a* oder *ö* (die typen *ā* und *ō* scheiden sich sehr klar voneinander) ist kaum zu denken; am ehesten noch an ein gedankenloses setzen für *gând* = geben (s. III, 3), obschon der sinn beide male eine verwechslung ganz ausschliesst. Basel-stadt kennt speziell für den plural die *e*-form (*gen*[*d*]) (Seiler), und auch im elsässischen stehen die *ā*- und *e*-formen (letztere besonders im plur. praes. bevorzugt) in buntem wechsel (Elsäss. wb.), allerdings scheint die qualität dieser *e*, die in beiden idiotiken nicht genauer bezeichnet ist, eher die geschlossene zu sein; dagegen verzeichnet das schweiz. id. für das ganze gebiet (ohne ortsangaben) den plur. des ind. praes. als *gönd*, *gänd* (das part. praes. scheint weder hier noch anderswo vorzukommen), und mit der letzten form dürften wir es hier zu tun haben. Wie sie sich allerdings mundartlich erklärt, ist schwer zu sagen; liegt vielleicht einfluss des nasal-kons. vor?

Diese fünf belege wollen aber überhaupt nichts bedeuten, nicht bloss bei dem umfang des werkes, sondern auch gegenüber den zahllosen mit *e* bzw. *ö* oder *ee* in den fast in jedem stück, oft sogar mehrmals, vorkommenden worten wie:

ler (subs.) 22 tit.; 22,5; *lere : ere* 49,11/12; *lert : kert : geert* 22, α—γ; *leren : keren* 28,25/26; *lert* 49,15; *gelert* 76,73; *lert : gemert* 82,19/20; *gelert : geert* 83,78/79; *ere*

1) An einen einfluss des griechischen kann man bei diesen allerdings nicht denken, da einmal ein η, das andere mal ein ε zugrunde liegt. Man vergleiche noch die beiden worte unter VII.

(*: der herre*) 22, 19; 49, 5; 76, 60; *eren* (gen. sg.) 59, 2; *ewikeyt* 22, 21, 32; 104, 58; *ewiklich* 22, 34; *ewig* 99, 190; *me : sehne* 31, 19/20; *me* 49, 5; 76, 75; *mert* (3. sg. praes.) 49, 22; *sehne* vorr. 95; 80, 29; *sehne : me* 74, 23/24; *sel* 31, 21, 24; 85, 127; *selen* 84, 25; *we* (subst.) 31, 23; *wenig* vorr. 93; 73, 44; 74, 31; 75, 21; 102, 62; (s. weiter Zarncke s. 276 ff. nr. 2, 18 und 36); belege mit *ó* bei Zarncke s. 269 b oben nr. 1 und mit *ee* ebda. nr. 4.

Die mundart hat für mhd. *ê* regelmässig geschlossenen laut *ẹ̄*, nur vor *r* das mitteloffene *ę̄* (Hoffmann §§ 152, 153).

II. Im direkten gegensatz dazu nehmen die belege, in denen *ä* für den umlaut von mhd. *â* steht, den weitaus grössten umfang ein. Das *ä* darf hier durchaus als regelmässig bezeichnet werden, und von einem gebrauch promiscue kann keine rede sein [1].

1. Fälle, wo es im ganzen paradigma feststeht:

stoſzbären (pl., = schiebkarren [s. Zarnckes komm.]) vorr. 17; *swär* (adv.) 5, 34; (*: gbär* [3. sg. opt. praet.]) 13, 58; (*wär* [3. opt. praet.]) 15, 16; (*: wer* [dass.]) 65, 16; *schwär* (adv.) (*: wer* [3. opt. praet.]) 28, 21; (*: do här*) 48, 2; (adj.) (*: wär* [3. opt. praet.]) 71, 34; (adv.) *: lär* (adv.) 77, 81/82; 102, 65; 103, 35; *schwär* (fem. abstr.) (*: wär* [3. opt. praet.]) 72, 13; (*: wär* [ebenso] 99, 73; *bschwäret* (3. sg. ind. praes.) 2, 27; *beschwärt* (part.) (*: wärdt* [subst.]) 48, 6; *schwärlich* 31, 14; *gesmächen* (3. pl. ind. praes.) 6, 64; (inf.) 33, 84; *gesmächt* (part.) (*: geschlecht* [subst.]) 13, 65; *gschmähen* (1. pl. ind. praes.) 19, 38; *geschmächet* (part.) 26, 50; *geschmäht* (part.) (*: recht* [subst.]) 33, 32; *geschmähet* (part.) 33, 24; *geschmächt* (3. sg. ind. praes.) 87, 22; *mär* (subst., fem.) 11, 27, 29; *vnmär* (adv.) *: schwär* (adv.) 26, 25/26; *fält* (3. sg. ind. praes., = fehlschlagen) *: abstrält* (3. sg. ind. praes.) 12, 27/28; *fält* (dass.) 43, 34; 65, 52; (= fehlen) 75, 4, 59, 61; *fällt* (dass.) 65, 51; *gefält* (part., = fehlen) (*: welt* [subst.]) 66, 58; *gefälet* (dass.) 75, 28; *fälen* (3. pl. ind. praes., dass.) 103, 17; *väl* (subst., = verfehlung) 107, 56; *fäl* (3. sg. opt. praes.) *: sträl* (subst., = kamm) 111, 82/83; *fäl* (3. opt. praes.) 112, 19; *vnstäters* (komp., nom. sg. neutr.) 13, 24; *stät* (adv., = beständig) (*: dät* [3. sg. opt. praes.]) 13, 50; (*: anbät* [3. sg. opt. praet., = anbetete, s. unten bei III, 4) 13, 70, *stätem* (adj., dat. mask.) 26, 31; *stäts* (adv.) 16, β; 25, 2 (*ä* ist druckfehler bei Z.); 35, α; 37, 3; 39, 32; 40, 28; 60, 29; 63, 80; 64, 43, 64; 66, 107; 76, 18; 78, 8; 88, 7; 99, 107; 108, 19; *städts* (dass.) 16, 53; *stät* (dass.) (*: gbet* [subst.]) 45, 1; 66, 136; (*: dät* [3. opt. praet.]) 66, 150; *stätes* (dass.) 71, β; 92, 86; *wäger* (komp., = besser) 16, 75; 19, 85; 20, 31; 28, 22; 33, 87; 54, 24; 84, 19; *träg* (adv.) (*: wäg* [subst., mask.]) 22, 25; 97, 3, 22; (adj.) 70, 27; 97, 7, 29; *träger* (nom. sg. mask.) 97, 9; *lär* (adv.) (*: wär*) 26, 19; (*: do här*) 48, 90; (*: schmär* [subst., fem.]) 52, 2; (*: Jupiter*) 65, 20; (*: wer* [3. opt. praet.]) 76, 61; 80, β; *: schwär* (fem. abstr.) (*: bgär* [subst.]) 81, 59/60; (*: wer* [3. opt. praet.]) 100, 34; *güttät* (fem., sg., s. Schade und Lexer gegen Z.s komm.) 28, 16; 96, 34; *berämt* (part., vgl. komm.) 34, 33; *wänt* (3. sg. ind. praes., = meinen) 35, 11; 57, 83; (*: verblänt* [part. praet.]) 67, 6; 81, 30, 32; (*: erkennt* [3. sg. ind. praes.]) 83, 125; 99, 88; 108, 108; *wänet* (dass.) 60, 2; *wänen* (3. pl.) 73, 29, 47; 76, 4; *gäher* (nom. sg. mask.) 35, 34; *zorn wähen* (adj., dat. sg. neutr., = zornig, s. Lexer und komm.) 52, 19; *wiltbrät* 71, 18; *sällikeyt* 83, 95; *läw* (adv., = lau, mhd. *læwe*) [2] 84, 23; *sägt* (3. sg. ind. praes., = säen) 97, 18; *bewärt* (3. sg. ind. praes.) 112, 45.

1) Wenn ich schon hier gruppen scheide, so wollte ich damit die eventuellen möglichkeiten analogischer beeinflussung der fälle mit ursprünglich geschlossenem *e* hervortreten lassen.

2) In diesem erst im 14. jh. (aus welcher gegend?) belegten *léwe* (sic! gegen Lexer), das weiterhin im niederalem. bis zur mitte des 17. jh. erscheint (s. das

Anm. 1. Nicht hierher gehört *das winckel måſz* 112,19, wie Z. s. 269a und 271a annimmt, s. darüber unten bei *ë* (III, 1).

Anm. 2. Dass vor intervokalischem *j* das *æ* in *a* übergegangen sei (Hoffm. § 164), macht sich im obigen *sågt* nicht bemerkbar.

Beispiele mit *e* sind ziemlich selten:

sellig 22,26; 83,98,105; 97,13; *sellikeit* 47 tit.; 47,17; *schwer* (adj.) 30,27; *schweren* (acc. sg.) 47,8; *schwer* (adv.) 48,62; *schwer* (fem. abstr.) (*: wer* [3. opt. praet.]) 38,46; *beswert* (part.) 13,33; *weger* (komp., = besser) 15,29; 73,59; 91,13; *wiltpret* 74,25; *mer* (subst., fem.) (*: wer* [3. opt. praet.]) 11,9; 91,22.

2. Als pluralzeichen:

rått (= ratschlag oder berater) 8,32; (= berater) 46,80; (= ratschlag) 64,17; (dass.) 108,73; *råt* (= ratschlag) 39,7; (= berater) 46,64; *rådt* (= ratschlag) (*: dett* [3. ind. praet.]) 64,13; *råtten* (dat., = ratschlag) 22,10; *råten* (dat., dass.) reg. 2; *spån* 19,78; *spånen* (schw. acc. pl.) 48,55; *båbst* 85,90.
Mit *e: reten* (dat., = ratschlag) 2 tit. (vgl. ob. dasselbe aus dem reg.).

3. Nomina agentis:

verråter : bråter (= mhd. *brâtære*) 81,55/56; *wåpner* (= mhd. *wâpenære*) 85,136.
e in: *verretery* 83,14.

4. Movierte feminina und feminina abstracta:

gråfin 82,42. — *nåh* (fem. abstr.) (*: besåh* [3. opt. praes.]) 80,15; über *schwår* oben bei nr. 1.

5. Ableitungen mit suffix:

schåflin 50,11. — *måſzlich* (adv.) 16,88; *jåmerlich* 26,39; *gåhelich* 86,9; *schmåchlich* 99,6. — *schåffen* (adj., = schäfern) 102,48.
Mit *e: andechtig* 91,31.

6. Als komparativ- und superlativzeichen:

nåhsten (subst. adj., acc. sg.) 19,38; 29,16; *nåhst* (nom. sg.) 29,6; 75,6; (adv.) 58,12; *nåhsten* (acc. sg.) 56,61.
Aber *e: nechsten* (acc. sg.) 10,17.

7. Die 2. 3. sg. praes.

verlåſzt (3. sg.) 3,11.

Anm. Sonst fehlt hier der umlaut*: verlaſzt* 19 11; *loſztu* 23,30; *laſzt* 47,1; 72,19; *loſzt* 86,26; *lat* (*: gat*) 4,19; *lot* (*: vnderstat*) 6,18; usw. Das ist auch die

Dtsche. wb.), ist das *æ* doch wohl nicht mit letzterem wb. als 'durch die leichte veränderlichkeit des *w* veranlasst' anzusehen, sondern ursprüngliche, mit *-ja* erweiterte nebenform. Man könnte im vorliegenden falle übrigens auf den ersten blick im zweifel über die phonetische bedeutung des *åw* sein; zunächst könnte man es als *eü* fassen wie bei Geiler *löuwe*, Murner *leub* mit übergang von *ou* > *oi* (vgl. Heimburger, Ottenheimer ma. §§ 48 und 82, dazu Beitr. 36, 167, anm. 3), um so mehr, als in der gruppe *âw* niederalem. das *w* überall vokalisiert wurde (Hoffm. § 172); doch trifft dieser übergang für Basel nicht zu (Hoffm. § 204); dass er Brant aber als geborenem Strassburger doch zukäme, ist wegen der sonst nicht belegbaren schreibung *åw* = *eü* (Zarncke s. 270a oben, nr. 3) unwahrscheinlich, obschon dieser den übergang kennt, was der reim 94,5/6 beweist; vielmehr ist hier *åw* als *åb* (*w* ist schon viel früher im auslaut > *b* [*p*] geworden) zu verstehen.

mundartliche form (Basel-stadt *losst*, Basel-land *lōd* [Schweiz. id., Seiler]; ebenso im elsäss. überall ohne umlaut [Els. wb.]).

8. Optativ praeteriti (4. und 5. starke verbalklasse, schwache verba ohne themavokal, *tuon*)[1].

(4. kl.) *gbår* (: *swår*) 13,57; *kåm* 13,77; 24,25; 33,86; *kåmen* 76,38; 91,10; *nåm* 20,28; 76,93; 99,118; *nåmen* (od. ind. praes.) 46,81; *bråch* (kaum opt. praes.) 63,30; (kaum opt. praes.) 87,21.

(5. kl.) *wår* (: *swår*) 15,16; (: *lår* [adj.]) 26,20; (: *schwår*) 71,33; (: *schwår* [fem. abstr.]) 72,14; 77,45; (: *schwår* [fem. abstr.]) 99,73; *wårst* (2. sg.) 105,53; *såh* 1,34; 26,39; (kaum opt. praes.) 57,64; 63,77; 72,28; *såch* (od. opt. praes.?) 26,10; (: *råch* [= rechne]) (od. opt. praes.?) 66,18; 104,16; *låg : sich verwåg* 13,51/52; *låg* 67,69; *geschåh* (kaum opt. praes.) 19,73; *åſz* 69,34; *såssen : åssen* 77,7/8; *såſz : vergåſz* 77,23/24; *såssen* 100,5; *vergåſz* (1. sg.): *zů måſz* (1. sg.) 80,1/2; *båt* (: *dåt*) 77,46; *bått* 88,24; *gebråst* 92,31; *gåb* 103,130.

(schw. verb.) *bråcht* 41,8; 65,71.

dåt (: *ståt* [adv.]) 13,49; (: *hett* [3. opt. praet.]) 26,76; 57,66; (: *ståt*) 66,149; (1. sg.) (: *båt*) 77,45; 79,11; *dåtten* 72,88.

Anm. 1. *måſz* (: *waſz*) 66,32; ist offenbar druckfehler (und zwar des originals), da sowohl der reim wie auch der sinn den ind. praet. fordert (Z. hat sich s. 269 a geirrt).

Anm. 2. Da die frühnhd. kongruenz noch eine terra incognita ist, so ist nicht immer zu entscheiden, ob opt. praet. od. praes. vorliegt; vgl. daher auch noch III, 3.

Demgegenüber steht *e* weitaus überwiegend, ja beinahe regelmässig, nur bei *wer*; andere fälle sind recht selten. In *het(t)*, wo es ohne ausnahme erscheint, erklärt es sich offenbar aus den mhd. nebenformen.

wer 13,41, 45, 46, 48, 50, 58, 59, (: *bo̊r* [= die beere]) 64, 65, 70, 78; 16,5, 7, 47, 48; (: *ler* [adj.]) 17,12; 26,37, 47, 49, 50; (: *schwår*) 28,22, 38,41; (: *schwer* [fem. abstr.]) 38,45; 38,79; 60,9; (: *swår*) 65,15; 73,41; (: *lår* [adj.]) 76,62; 84,19; 100,29, 31; (: *lår* [adj.]) 100,33; 109,27; *werstu* 46,54; *werst* 84,22; 105,59; *werent* 26,43, 44; 32,34; 73,28, 30; *weren* 53,32; 61,3; 79,12; 105,54; und noch oft.

kem 43,25; 83,18; 99,131; 100,1; *sprech* vorr. 64; 72,30. — *bedecht* (: *recht* [subst.]) 2,14; *brecht* (: *reht* [adj.]) 45,11.

het 26,38, 48; *hett* (1. sg.) (: *stett* [pl., = urbs]) 99,4; *hett* 26,51, 52, (: *dåt* [opt.]) 75; 32,31; 38,75, 78, 80, 83, 84; 45,18; 60,27, 28; 72,30; 73,31, 39; 103,23, 26; 108,70; und noch oft; *hetten* 38,70; 57,74; 72,91; *hettst* 46,55; *hetst* 84,21; *hettest* 105,55.

Die mundart hat für mhd. *æ* regelmässig die offenste qualität ($\bar{\ddot{a}}$) (Hoffm. § 163 u. § 78); nur in jüngern umlautsfällen geschlossnes *ẹ* (Hoffm. § 191). Das *e* in *wer* dürfte seine mundartliche berechtigung haben (Seiler *wer*, Basel-stadt *wär*, elsäss. scheint neben mitteloffenem *ę* auch geschlossenes vorzukommen [Els. wb.]; im Schweiz. id. ist der artikel noch ausständig); auch für *hett* möchte ich unbedingt diese berechtigung in anspruch nehmen, da das völlige fehlen einer *å*-form kein zufall sein kann, obschon es in der heutigen ma. nur geringe stütze findet (Seiler nur *hätt*, ebenso Hoffm. § 73, das Els. wb. gibt *hat*, *hatə* (!) als fast allgemein, Strassb. *hæt*, das Schweiz. id. aber 'teils *hätt(i)*, teils *he*[1]*tt(i)*' [ohne ortsangaben], wobei *e*[1] 'die

1) Wo nichts anderes angegeben, ist es 3. person.

reine aussprache [mitteloffen?] bedeutet'). Endlich ist auch noch bei dem fast regelmässig vorkommenden *sellig, sellikeit* das *e* durch den dialekt berechtigt, gegen diesen liegt allerdings vielleicht kürze vor (Seiler *selig*, Basel-stadt *sälig*). In *schwår : schwer* erklärt sich die doppelheit der schreibung aus der mundartlichen neigung, vor *r* den vokalen allgemein eine offenere aussprache zu geben (vgl. Hoffm. § 115), wodurch die graphische unsicherheit begünstigt wurde.

III. An zweiter stelle stehen hinsichtlich ihrer absoluten zahl die fälle, in denen *å* ein mhd. *ë* vertritt. Was dagegen das relative verhältnis betrifft, so ist das *å* hier bei weitem gegen *e* in der minderheit, indem das erstere kaum $^1/_{18}$ bzw. $^1/_{11}$ ausmacht (s. unten). Das ist aber durchaus nichts auffallendes, denn man wird kaum in irgend einem andern alem. druck ein wesentlich anderes verhältnis finden. Das liegt daran, dass eben *ë*, das die weitaus grösste masse aller deutschen *e*-laute umfasst, erst sekundär und nur auf einem bestimmten gebiet die wandlung > *å* durchgemacht und darum, zumal es sich grossenteils um die gewöhnlichst gebrauchten worte handelte (es gilt dies vor allem von den starken verben der 3.—5. klasse), naturgemäss überwiegend an der traditionellen schreibung festgehalten hat.

1. Nominalformen:

fåderspyl 8,4; *våderspil* 74,7; *fåderwatt* 26,90; *fåder* 63,19; 99,122; *fådern* (pl.) 79,13; 83,117; 100,8; *fluckfåder* 93,3; *gewårb* 18,6; (*: hårb : verdårb* [intr., 3. opt. praes.]) 93,α; *schlåcht* 18,29; (*: recht* [adv.]) 90,10; (*: recht* [subst.]) 96,23; *schlåhten* 63,86; *schlåhteklich* 70,20; *spåcht* (vogel) 19,23; *nåst* 19,24; *nåster* 36,β; *vogelnåster* 36,14; *wågscheid* 21,7; *wåg* (subst.) (*: tråg* [adv.]) 22,26; (pl.) 36,15; 104,18; *wågefz* (gen. sg.) 107,116; *vnder wågen* 104,5; *hyn wågk* (*: ståck* [intr., 3. opt. praes.] 69,24; *mål* (= mehl) 41,27; 100,15; *håher* (vogel) 42,21; 92,66; *schwåher* 46,60; *ståg* (*: weg* [subst.]) 47,11; (= brücke oder weg) (*: weg* [subst.]) 107,10; (dass.) (*: weg* [subst.]) 107,41; *do hår* (*: schwår* [adv.]) 48,2; (*: lår* [adv.]) 48,89; *wårdt* (subst.) (*: beschwårt* [part. praet.]) 48,5; *vnwårt* (adj.) (*: gårdt* [3. sg. praes.]) 103,127; *schmår* (subst.) (*: lår* [adv.]) 52,1; *schmåres* (dass.) 52,23; *bergemschmår* 72,59; *gswår* (subst., = geschwür) 55,20; *båttel stab* 63,β; *båttelstab* 63,92; *båttel* (subst.) 63,1; (oder imp.?) 63,6; 63,28, 60, 78, 93; 67,26; *båttel gschrey* 63,29; *båttler* 63,36, 83; *båtler* 63,62; *kråbkatz* (bedeutung s. komm., aber wohl kein druckfehler[1]) 64,31; *bårin* (mov. fem.) 64,49; *sågen* (subst., mask.) 65,47; *ståcklin* (demin. zu 'der stecken') (hieher? Kluge, Braunes leseb. und wohl auch Weig.[5] gegen Lexer und Schade) 66,17; (bedeut. s. komm.) 102,52; *båchten* (bedeut. s. komm.?) (hierher?) 66,102; *wåttertrentsch* (bedeut. s. komm.) 70,2; *bråm* (= bremse) 83,23; *zwåck* 75,10; *: gåck* (subst.) 75,36/37; *gåcken* (pl.) 76,1; *stågenreiff* 79,17; *stågen* (dat. sg., = treppe) 81,44; *bgår* (subst., neutr.) (*: schwår* [fem. abstr.] : *lår* [adv.]) 87,61; *schåll* (subst., fem.) *: gewåll* (subst., = das erbrochene) 83,33/34; *abnåm* (subst., = abnahme; *å* ist wohl nicht mit Z. als unorganisch anzusehen, vgl. bei Schade *abanëmo, abanëmunga*) 88,11; *bått* (subst., = bitte) 88,22; *råg* (subst., = der regen) 89,10; *rågenbogen* 92,6; *zåcken* (pl., = insekt oder klette, s. komm.) 93,2; *vårnyg* (= mhd. *vërnet*?) 93,10; *spiel brått* 95,26; *mått* (getränke) 95,32; *übertråtter* (nom. agent.) 103,41; *wållen* (pl.,

1) Zu *krëbe* = korb (Dtsches. wb. unter *Katze*, V., sp. 289) oder zu *krëbeȥ*?, s. aber Seiler (unter *chräbel*) *chräbelchaz* = mädchen, das gern mit den nägeln kratzt, zu *chräble* = kratzen, und danach wäre dann der sinn der stelle vielleicht überhaupt ein anderer (*züht* = aufziehen, im haus halten).

= unda) 103,65; 108,107, 119; *zällen* (pl., = die zelle) 105,27; *sågel* 108,91, 105; *wåsens* (gen. sg.) 111,88; *winckel måſz* (sg., = das winkelmass; gehört gegen Z. s. 269 a, II, 1 und s. 271 a, 2 hieher, s. unter *winckelmëʒ* und *mëʒ* bei Schade und Lexer) (*: sich vermåtz* [opt. praes.]) 112 19; *wårck* 112,45.

2. Pronominalformen:

wån (relat., acc. sg. mask.) 13,35; 23,23; 31,31; 35,21; 36,2; 43,14; 45,α; (fragepron., acc. sg. mask.) 57,33; (od. rel.?) 103,71; *dån* (dem., dat. pl., = denen) 88,5; 101,27; *dånen* (dass.) 97, 8.

Bei beiden pronominibus zeigt die ma. offenste qualität (*dä*, *däm* [dat. fem. aber *der*, pl. *dene*], *wär* (nom. u. acc.), *wäm* nach Seiler, *tá(r)*, *tàm*, *tánə* (acc. sg. u. dat. pl.), *wár*, *wám wæm*, *wánə*, aber auch *wêr*, *wènə* (Strassb.) d. h. mitteloffen. nach dem Els. wb.). Nicht befremden kann trotzdem das nur vereinzelte auftreten des *å* beim demonstrativ, da eben das traditionelle *e* in einem derartigen wort besonders festhaften musste; höchst auffällig ist dagegen, warum Brant — soviel ich sehe, — ausnahmslos im acc. *wån* schreibt, aber ebenso ohne ausnahme den nom. *wer* (z. b. 13,79; 16,β; 18,27; 19,77, 79; 40,29, 32; usw.) und den dat. *wem* (z. b. 57,31; 60,23; 66,153; 67,82; 71,33).

3. Formen des starken verbums (3.—5. klasse):

(präsensformen mit ausnahme des opt.) *gån* (inf., = geben) (*: zwen* [zahlw.]) 48,15; *gånt* (3. pl. ind., dass.) 64,13; (inf., dass.) 68,12; *gåndt* (inf., dass.) 68,11; *nåmen* (inf.) 64,48; (dass.) 68,6; (3. pl.) 82,10; (1. pl.) 85,145; (3. pl.) 108,120; (inf.) 111,27; *schwållen* (intr., inf.) (*: anstellen* [inf.]) 71,26; *våchten* (subst. inf.) 76,39; *våhten* (dass.) 85,137; *genåsen* (inf.) 84,18; *geschåhen* (3. pl.) 88,7; *såhen* (inf.) 108,45.

(opt. praes.) *såh* (kaum opt. praet.) 11,6; (ebenso) 11,24; (ebenso) 85,48; 88,27; (kaum opt. praet.) 103,28; *såch* (kaum opt. praet.) 33,11; (ebenso) 37,2; *beså h* (*: nåh* [subst.]) 80,16; *ansåh* (kaum opt. praet.) 89,23; *nåm* (kaum opt. praet.) 13,92; (od. opt. praet.?) 86,39; 103,94; (od. opt. praet.?) 108,130; 108,138; *genåſz* (kaum opt. praet.) 23,14; *verdårb* (intr.) (*: hårb : gewårb*) 93,γ; *åſz* 106,22; *låſz* (zu 'lesen') 111,66; (dass.) 112,δ; *wåg vff* (= aufwägen) (od. opt. praet.?) 112. 18; *vermåſz* (kaum opt. praet.) (*: winckel måſz* [s. ob.]) 112, 20.

(part. praet.) *gwåsen* 34,15; *gsåhen* 92,17.

4. Formen des schwachen verbums:

(präsensformen) *klåbt* 13,94; (*: behebt* [3. sg. praes.]) 83,23; *fågen* (hierher? Kluge gegen Schade, Lexer und wohl auch Weig., ma. *fäge* [Seiler], *fëgen* [Schweiz. id.], *fákə*, *fájə*, Strassb. *fæjə* [Els. wb.]) 24,28; *lågert* 46,β; *bgårst* 51,23; *gårt* (*: erfårt* [3. sg. praes.]) 57,81; *bgårt* 59,α; (*: wert* [adv.]) 59,1; *bgår* (3. opt.) 94,17; *gårdt* (*: vnwårt* [adj.]) 103,127; *båttlen* (subst. inf.) 63,3, 84, 88; (inf.) 63,22, 81, 91; 73,38; 82,53; 83,56; *båttlens* (gen. d. inf.) 70,28; *wårent* (3. pl., = dauern) 66,105; *wårt* (3. sg., dass.) 67,15; *låcken* (inf.) (*: ståcken* [inf.]) 77,37; *båt* (3. sg. ind., = beten) 105,26; *såglen* (inf.) 109,15.

(praeteritum) *anbåt* (opt., = hätte angebetet) (*: ståt* [adv.]) 13,69 (od. gehört es zu *anebiten*?).

(part. praet.) *gesågnet* 85,147.

5. Einzeln zähle ich noch hierher:

bågin (= laienschwester) 102,45, das nach diesem beleg wenigstens fürs alem. wohl schon bei seiner entlehnung aus dem niederländischen (s. Schade und Weig.[5]) mit *ë* anzusetzen wäre (gehört *pägine* = kopfputz mit perlen bei Seiler dazu?).

Um ein bild von dem verhältnis der beiden schreibungen zu geben, bemerke

ich, dass in der vorrede (anfang), nr. 57 (mitte) und nr. 112 (schluss) auf 124 belege (darunter 57 pronominalformen [ohne ausnahmsloses *er, eʒ*]) mit *e* nur 7 mit *á* kommen, nämlich:

Vorr.: —·— nr. 57: *wán* (fragepr., acc. sg.) 33; *gárt* (3. sg. praes.) 81. — 112: *wárck* 45; *winkel máſz*: *sich vermáſz* (3. opt. praes.) 19/20; *láſz* (3. opt. praes.) 8; *wág vff* (3. opt. praes.) 18.

Das ist also ein verhältnis von 1 : 18 oder unter abrechnung der aus dem rahmen springenden belege der pronominalformen 1 : 11. Man kann die berechnung auch noch anders anstellen: das Narrenschiff umfasst 113 stücke mit 6683 versen, worauf nur 170 (91 + 12 + 39 + 27 + 1) *á* = mhd. *ë* oder ohne die pronominalformen 158 treffen, so dass auf 39,3 bzw. 42,3 verse 1 beleg mit *á* kommt. Die obigen 3 stücke mit 294 (136 + 97 + 61) versen haben 124 resp. 67 belege mit *e* = mhd. *ë*, d. i. 1 beleg auf 2,4 bzw. 4,4 verse. Es stellt sich also das verhältniss von *á* : *e* mit 1 : 16,375 bzw. 1 : 9,614 dar. Beide berechnungen ergeben also etwa das gleiche resultat, dessen mittel demnach rund 1 : 17 und 1 : 10 ist. Trotz dieses absolut genommen geringen prozentsatzes der *á* kann dasselbe aber doch bei Brant so gut wie bei den sonstigen alem. schriftstellern als 'sehr häufig' bezeichnet werden, denn diese bezeichnung ist eben sehr relativ und, da uns gerade diese *á*-schreibungen, als örtlich und zeitlich am stärksten beschränkt, besonders in die augen springen, ergibt sich diese psychologische täuschung; ich glaube nicht, dass eine zahlenmässige berechnung für einen andern Alemannen einen wesentlich abweichenden prozentsatz ergeben würde. Ich habe das hier genauer feststellen wollen, um einmal ein bild von der sachlage zu geben.

In der Basler ma. ist *ë* regelmässig durch *ä* (*ā̈*) vertreten, vor *st* und bei *i* der folgesilbe durch (mitteloffenes) *ę*, in einzelnen fällen (nur bei längung) durch *ȩ̄* (Hoffm. § 165/66, § 167 [dazu Bahder, Grundl., s. 132 ff.], § 168). Ob Brant hinsichtlich dieser ausnahmen in einzelnen fällen gegen die mundart verstösst, ist nicht mit sicherheit zu entscheiden.

IV. Quantitativ um ein gutes geringer ist die anzahl der belege für den (gemeinoberd.) sekundärumlaut des kurzen *a*, so dass diese gruppe erst an dritter stelle rangiert. Doch ist hier wie bei seiner entsprechenden länge die bezeichnung *å* wieder das normale.

Die mundart hat, soweit nicht störungen eingetreten sind, ebenfalls *ä* (*ā̈*) (Hoffm. § 23, § 160 und §§ 24–76 passim).

1. Vor *h*, *χ*:

gemåcher (komp.) 40,22; *råch* (3. opt. praes., = rechnen) (: *såch* [opt. praet.]) 66,17; *vfzråchen* (inf., dass.) 66,21; *råcht* (3. ind. praes., dass.) 66,47; *råchnt* (3. sg. ind. praes., dass.) 66,58; *råchnen* (inf.) 66,63; *råchen* (3. pl. ind. praes., dass.) 66,65; (inf.) 66,66; *håchlen* (pl. zu 'die hechel') 71,α; 71,34; *såchle* (demin.) 71,19; *ståheln* (adj.) 76,10; *zåhern* (pl., = träne) 99,5; *schwåchert* (3. sg. praes., refl. = schwächer [geringer] werden, s. komm.) 102,44.

Dagegen: *rechten* (praet., = rechnen) vorr. 97.

Anm. Bahder (Grundl., s. 134 oben) und Kluge stellen *rechnen* zu *ë*.

2. Vor *χs*, *χt*:

måhtig 6,90; 83,96; 85,120; *måchtig* 56,6, 13, 74; *måhtiger* (komp.) 24,15; *omåchtikeyt* 87,8; *Måtzen* (eigenn. [Hoffm. § 159]) 61,27; *måtz* (= geliebte) 62,8; *nåcht* (pl.) 62,13; *nåchtigs* 70,6; *wåchsin* (adj.) 71,11.

Aber *e*: *metzen* (pl., = mädchen) vorr. 114; *mechtig* 99,34.

3. Vor *r* + *w*:

fårben : gårben 104, 52/53.

Anm. Das *å* stimmt bei beiden zur ma. (Hoffm. § 27).

4. Vor *r* + anderen konsonanten:

ärgernyſz 4, β; 49, 34; 111, 37; *bärmyg* (adj., = barmherzig, s. komm.) 14, 4; *bärmung* (= barmherzigkeit) (mit analogischem umlaut, s. komm. z. v. 4) 14, 21; 20, 26; *ärtzten* (dat. pl.) (mit analogischem *i*-plur., vgl. Graff u. Grimm gegenüber Lexer) 65, 4; *årmer* (komp.) 73, 49; 83, 125; *årmst* 83, 119.

Anm. Über *årmer, årmst* vgl. unten VI, 8.

Demgegenüber: *bert* (pl. zu 'bart') (: *gelert* [part.], also wohl geschlossen) 4, 3 *wermbt* (3. sg. praes.) 18, 26; *wermt* (3. sg. praes.) 73, 72.

5. Vor *l* + kons.:

gwält (pl. zu 'gewalt', s. komm., Schade u. Braunes leseb.) 22, 16; *ällt* (fem. abstr., dat. sg.) 73, 84; *wåld* (mit jüngerem *i*-plur., s. Schade) 74, 13.

Anm. Zu *ällt* vgl. VI, 6.

6. Bei *i* in der zweitfolgenden silbe:

fråuelich 43, 33; 65, 60; *vermåhlet* (3. sg. praes.) 64, 60; *mägten* (dat. pl.) 97, β.

Gegen: *megde* 81, 10; *megten* (dat. pl.) 107, 86; *megd* 107, 92.

Anm. Das überwiegen des *e* in *megd* ist auffallend, da die ma. *ä* hat (Hoffm. § 42), findet aber seine erklärung in den ahd. doppelformen *magadi : magidi* (vgl. Schade u. Braunes Abriss der ahd. gramm. § 3, anm. 3).

7. Durch *-lich* bewirkt (Hoffm. §§ 65–67 u. Heusler a. a. o. s. 119, abs. 2):

schäntlich vorr. 116; 4, 25; 72, 4; 77, 72; 92, 101; 99, 15; *schäntlicher* (komp.) 13, 85; *gäntzlich* 13, 81; *täglicher* (nom. sg. mask.) 16, 7; *täglich* 25, 7; 40, 1; 45, 6; 47, 3; 66, 141; *schädlich* 16, 13; *häslich* 26, 49; *anfänglich* 83, 85; *lästerlich* (s. dazu *lästern* VI, 10) 92, 26.

e in: *gentzlich* 66, 154.

Nach der von Heusler a. a. o. gemachten aufstellung kommt den ableitungen von substantiven *ä*, denen von adjektiven *e* zu; dazu stimmt unser material mit ausnahme von *gäntzlich*, wo aber das *ä* (vielleicht sogar die doppelformen, vgl. Heusler a. a. o.) wahrscheinlich durch die nasalverbindung gerechtfertigt ist.

8. Durch *-lîn* (Hoffm. §§ 58–60 u. Heusler s. 118, abs. 2):

åglin (= spreu, s. komm., elsäss. *âk(ə)lə* [Els. wb., wo auch noch andere histor. belege verzeichnet sind], vgl. auch Seiler) 21, 12; *spätlin* (= tuchabfall, s. komm. zu 21, 5, dazu elsäss. *spàt*, demin. oberels. *spatlə*, Strassb. *spætl* = flicklappen [Els. wb.]) 42, 14; *ståblin* 63, 59; *våslin* 81, 33; *håslin* 106, 16; *någlin* 112, 7.

Mit *e* : *lemblin* (demin. zu 'lamm') 49, 20.

In der ma. sind die verhältnisse gemischt, die offene qualität scheint aber zu überwiegen, und auch *någlin* kann trotz Hoffm. mit Brants aussprache übereinstimmen (vgl. oben die anm. zu nr. 6).

V. Ist eine speziell alem. gruppe mit *ä* hier anzuschliessen, die ebenfalls als sekundärumlaut gefasst werden kann. In der Basler ma. (und auch sonst in alem. dialekten) erscheint nämlich vor nasal + kons., einschliesslich geminiertem *m* (Hoffm. § 157 u. passim §§ 24–76; Heusler s. 116, abs. 3 u. s. 123, abs. 3) – nicht aber vor doppel-*n* (Hoffm. § 158) –, weiter vor *tz* (Hoffm. § 159) und endlich bei *s*(*ts*)-umlaut (Hoffm. § 176 u. Heusler s. 117, abs. 3) gleichfalls die offenste *e*-qualität (= *ä*). Die beiden ersten fälle könnte man vielleicht zur vorigen abteilung rechnen, indem man sie als solche mit umlautshinderung durch folgekonsonanz fasst, doch ist die verbreitete meinung, dass hier erst jüngere rückentwicklung vorliegt, wohl

vorzuziehen; der *š*-umlaut ist an sich eine jüngere erscheinung (aber doch wohl noch gegen Michels, Elementb. § 74 anm. 2 nach Weinholds angaben in der Alem. gramm. ins 13. jh. zu rücken).

1. Vor nasal + kons. und geminiertem *m*:

gedånck (sg., = der gedanke) (mit übertragung des *i*-plur. in den sg. [s. komm.] oder mit anlehnung an das verbum *gedenken*) 107, 21.

(*i*-plur.) *gånſz* 24, 27; *måntel* 82, 50; *schwåntz* 99, 146; *schwåncken* (dat. pl., = schwingende bewegung) 108, 123.

(*er*-plur.) *åmpter* 18, 13, 25.

(rückuml.) *verblånnt* (part. praet.) 13, 91; *verblånt* (dass.) (: *wånt* [3. sg. praes., = meinen]) 67, 5; *geschåndet* (part. praet. oder 3. sg. praes.?) 42, 19; *geschånt* (part. praet.) 42, 20; (: *Orient*) 99, 17.

schwåntzt (3. sg. praes., über die bedeut. s. den komm.; < **swenkezen* [Weig.[5]]) 63, 48; *vermånckeln* (= in unredlicher weise untereinanderbringen, wohl gegen Schmeller und Zarncke zu ital. *manco*) 102, 79.

Dagegen: (*i*-plur.) *genſz* 14, γ; *gensen* 14, 9; *hend* (: *end* [subst.]) 19, 76; (: *ellend*) 67, 27; 73, 34; (: *end* [subst.]) 92, 73; (: *lend* [3. opt. praes., = landen]) 108, 138; *krentz* 85, 26. — (rückuml.) *gnennet* (part. praet.) 99, 43; *geschent* (part. praet.) (: *went* [3. pl. zu 'wollen']) 99, 53. — Vgl. auch noch VI, 6 und 8.

Auffallend ist hier das starke überwiegen des *e*, obwohl die anlehnung an die formenkategorien das *å* noch weiter begünstigt hätte, so in dem regelmässigen *hend* und dem überwiegenden *genſz* gegen die ma. (Hoffm. § 41).

2. Vor *tz*:

gschwåtz vorr. 101; 19, 15, 43; *geschwåtz* 71, 24; *schwåtzen* : *håtzen* (subst., fem., dat. sg., = elster, s. komm., dazu Hoffm. § 76 u. § 176 und die wbb. *hätslə*, *hatslə*, vgl. ferner Kluge[6] und Weig.[5]) (hierher?) 19, 11, 12; *håtzen* (pl., = falke) : *schwåtzen* 44, 7/8; *håtz* (= elster) : *geschwåtz* 64, 19/20; *schwåtzen* 19, 20, 26, 69, 84, 86; 95, 38; 101, 2; reg. 19; reg. 91; *geschwåtzt* (part. praet.) (: *geschetzt*) 19, 22; *schwåtzer* 19, 49; *kåtzer* (= irrgläubiger) (hieher?) (Hoffm., § 159) 36, 9; 99, 13; *kåtzer schål* 98, 11; *åtzt* (3. sg. praes., = speisen) 51, 18; *blåtzer* (plur. zu *blåtz* = lappen, flecken, s. komm., Hoffm., § 159, Seiler, auch Weig.[5]) 63, 31; *blåtschkouff* (s. komm., = scheinkauf) 93, 17; *schåtz* (pl., = thesaurus) 103, 49.

Mit *e* führe ich an: *schwetzen* 19 tit.; *schwetzt* (3. sg.) 91, β; *schwetzen* (inf.) 91 tit.; (3. pl.) 91, 2; *geschwetz* 27, 12; *geschetzt* (part.) (: *geschwåtzt*) 19, 21; *schetzt* (3. sg. praes.) 29, 27; *ketzerbůch* 38, 40; *etzt* (3. sg. praes., = einätzen) 63, 31; *bletzschkouff* (wie ob.) 48, 79.

Auch hier nimmt *å* einen verhältnismässig nur geringen raum ein.

3. *š*-umlaut:

tåschen 17, 8; *dåsch* 80, 19; *tåsch* (: *gebrest* [3. sg. opt. praes.]) 83, 121; *åsch* 54, 15; *åsch sack* 85, 122; *flåschlin* 80, 26; 81, 4, 6; *flåschen* (dat. sg.) 87, 16.

råtschen (über die bedeut. s. komm.; sofern hierher gehörig vgl. Hoffm. § 176) 39, 16.

Dagegen: *weschen* 13, 67; 76, 26; *teschen* 33, 93; *fleschlin* 80, β; *fleschen* (dat. sg.) 81, 20; *weydesch* (= weidenasche) 102, 16.

Die beiden schreibungen halten sich also fast die wage.

VI. Es bleiben nun noch die fälle übrig, in denen ein *å* für umgelautetes *a* erscheint, ohne dass dafür ein darauffolgender konsonant oder eine konsonantengruppe verantwortlich gemacht werden könnten. Es wird bei diesen, die ja gerade den anlass zu der meinung gegeben haben, dass es sich hier um eine willkürliche,

phonetisch nicht berechtigte zeichengebung handle. vor allem festzustellen gelten, inwieweit die zuerst von Heusler a. a. o. aufgedeckte und von Hoffmann speziell für Basel weiter verfolgte analogische ausbreitung des *á* innerhalb der formenkategorien in den alem. maa. bei Brant erwiesen werden kann und in welchen belegen dann endlich noch — nachdem wir schon die vorige gruppe abtrennen konnten, — das *å* als in wirklichkeit unberechtigtes schriftzeichen übrig bleibt.

1. Als pluralzeichen der maskulina und feminina (Hoffm. §§ 37–38 u. §§ 40–42, ferner § 75; Heusler s. 117 unten — 118):

ståt (= urbs) vorr. tit., *ståдt* 99,191; schlussschrift; *rätter* vorr. 3; 6,41; 49,13, 23; *häfen* (= topf) 6,15; 33,7; 49,γ; 57,37; *häf* (dass.) 84,8; *såck* (: *röck*) 6,65; *anschlåg* 12,29; *mågen* 33,15; *sål* (pl. von 'saal') 85,42.

Ferner: *schått* (nom. sg., = schatten) (mit übertragung aus dem plur.) 66,116; 92,95; *wibertåding* (sg., = weiberangelegenheit) (wohl hierher mit übertragung des plur. *tåg*) 60,19; *jufftåding* (sg., = scherzsache) 67,8.

Aber: *seck* 30,γ; (: *ersteck*) [3. opt. praes., = ersticken machen) 30,3; *gest* (: *das best*) 33,76; 33,94; *schet* (pl. zu 'schatten') (: *bett* [= orat]) 45,30; *stett* (= urbs) 46,56; (: *hett* [1. opt. praet.]) 99,3; 99,34, 119; *zenen* (dat. pl.) 97,6.

Gegen die ma. ist das *å* in *såck, ståt* und vielleicht *anschlåg* (davon haben aber die beiden ersten wegen der vokalkürze mitteloffenes *ę*); die übrigen worte beruhen auf jüngerem umlaut und haben es deshalb regelrecht. Umgekehrt steht *e* mit der ma. in allen beispielen, ausser wahrscheinlich in *schet* (beachte den reim!).

Vgl. noch IV pass. und V, 1.

2. *er*-plural der neutra (Hoffm. §§ 43–45):

gråber 85,107, 121; (gegen *grēber* der ma.).

Siehe auch V, 1.

3. Nomina agentis auf *-œre* (Hoffm. §§ 31–35):

jågern (dat. pl.(68,7; *wåchter* 99,81; *fålscher* 102,1.

Dieser umlaut ist überhaupt jünger (Paul, Mhd. gramm., § 40, anm. 3), in den beiden letzten worten wäre aber das *á* schon durch das konsonantische hindernis bedingt. Indessen kommen in der ma. auch einige fälle mit geschlossenem (bzw. mitteloffenem) *e* vor; von den 4 belegen bei Hoffmann erklären sich zwei durch analogie nach dem plur. des grundworts, einer hat *e*-laut schon in diesem (*sętsər*), während das mundartliche *jẹ̄gər* nicht mit Hoffm. auf ahd. *jagari*, sondern *jagir* (s. Weig.) dagegen unser beleg auf die erstere form — die doppelformen erweisen sich auch aus dem bayr., — zurückgeht.

4. Ableitungen auf *-il* (Hoffm. §§ 51–52):

schlägle (Zarnckes erklärung im komm. ist nicht recht einleuchtend, der bedeutung nach wohl = lägel, wie es auch Weig. unter anziehung unserer stelle als 'bauchiges gefäs' anführt, vgl. dazu Seiler) 71,16; wenn hierher gehörig, gegen die ma.

Dagegen: *seckel* 17,13; 86,29.

5. Movierte feminina:

nårrin vorr. 111; 32,21; 92,41, 59; (dazu das adj. unter 7.).

Die angaben bei Hoffmann (§ 71) sind nicht hinreichend; ebenso geben die wbb. keinen aufschluss über das wort, die ableitung ist eben augenscheinlich nicht mundartlich: indessen darf nach dem adjektiv wohl auch hier das *á* als mit Brants aussprache übereinstimmend postuliert werden.

6. Feminin-abstrakta auf *-i* (Hoffm. §§ 49–50; Heusler s. 118, abs. 3) haben in

übereinstimmung mit der ma. selbst vor konsonantenhindernis *e* (in der ma. steht allerdings vor nasalverbindung auch *ä*):

sterk 22,$_{11}$; 85,α; *kelt* 85,$_{143}$; *keltt* 88,$_{20}$; *leng* 19,$_{75}$; 43,$_{14}$; 58,$_{29}$; 66,$_{38, 39}$; 85,$_{36}$; 103,$_{55}$.

Auch *leng* stimmt trotz der nasalverbindung zur ma. (Hoffm. u. Heusler a. a. o.). Die einzige ausnahme mit *å* bildet das unter IV, 5 genannte *ållt*.

7. Adjektive auf *-isch*, [*-ig*], *-în*:

närschen (acc. sg.) 10,$_{27}$; *närrisch* 13,$_{84}$; 67,$_{40, 45}$; *närrscher* (gen. sg. fem.) 67,$_{36}$; (gen. pl.) 77,$_{1}$; *zånckisch* (*ä* ist druckfehler Z.s) 84,$_{80}$.

dånnyn (adj., = aus tannenholz bestehend) 92,$_{7}$.

Nach Hoffmann (§ 67) sind die beiden adjektive auf *-isch* 'nicht echt mundartlich', zeigen aber *ä*. Zu *dånnyn* kann ich nur aus dem Elsäss. wb. *tannə* (Strassb. *tànə*) aufführen, das für die richtigkeit des *å* zeugt.

8. Komparativ und superlativ (Hoffm. § 48 u. Heusler s. 118 unten – 119) hat bei Brant wie in der ma. ausnahmslos (hier wie dort auch vor nasal + kons.) *e*:

stercker (adv.) 104,$_{61}$; *lenger* (adv.) 38,$_{82}$; 73,$_{37}$; 85,$_{55}$; (adj.) 102,$_{42}$. – *krefftigst* (adj.) 13,$_{93}$.

Vgl. aber unter IV, 4 (*årmer*, *årmst*).

9. Verbalableitungen auf *-elen* (Hoffm. §§ 61–64; Heusler s. 119, abs. 3):

gåfflen (inf., ableitung zu 'gaffen') 32,$_{28}$; dürfte mit der ma. übereinkommen (vgl. dazu *gäff* = einfältiger mensch in Bern [Schweiz. id.] und *kæfl* = einfältiges mädchen in Strassburg [Els. wb.]).

10. Verbalableitungen auf *-eren* (Heusler s. 119, abs. 3):

låstern (3. pl.) 6,$_{64}$; *låstert* (3. sg.) 87,α; 87,$_{22}$; *schnådern* (subst. inf.) 64,$_{21}$.

e hat: *lestern* (subst. inf.) 87 tit.

å stimmt offenbar zur ma. (*lästere*ⁿ, *le¹ster*ⁿ [Schweiz. id.]; *schnädere* [Seiler], *šnát(ə)rə* (in den mundartlichen beispielen aber *ä*) [Els. wb.]).

11. Einzelne verba:

ståck (3. opt. praes., intr. = sich befinden) (: *hyn wågk*) 69,$_{23}$; (intr., wie vorher) 105,$_{6}$; *ståckt* (3. sg. ind. praes., intr., wie vorher) 63,$_{26}$; (dass.) 73,$_{78}$; (3. sg. ind. praes., intr. = festhaften) 75,$_{18}$; *ståcken* (inf., intr. = sich befinden) (: *låcken* [inf.]) 77,$_{38}$; *zålen* (inf., = aufzählen) 76,$_{93}$; *zår* (3. opt. praes., = verzehren) 80,$_{15}$.

Für die intransitive, starke abspaltung von dem ursprünglich nur schwachen *jan*-verbum *stęcken* (s. Kluge und Weig.) will schon Bahder (Grundl., s. 134 oben) ein praesens mit *ë* ansetzen, wozu auch *stécke* mit der angabe '*ë*, offen' (trans. und intrans.) bei Seiler und (intr.) *štackə* (*štækə* Strassb.) und *stèkə* im oberels. [Els. wb.] stimmt, so dass das wort dann eigentlich unter III fällt. Dagegen sind die beiden andern fälle offenbar gegen die ma. (*tsę̆llə* [Hoffm. § 24], *zelle* [Seiler], *tsèlə*, *tsélə* oberels. [Els. wb.]; *zére* [Seiler], *tsêrə*, *tsérə* oberels. [Els. wb.]); indessen könnte letzteres vielleicht unter einwirkung des starken *zëran* (s. Kluge und Schade) stehen.

12. In der 2. 3. sg. ind. praes. der 6. und 7. starken verbalklasse haben *å* nur:

erfårt (: *gårt* [3. sg., = begehren]) 57,$_{82}$; *fårt* 66,$_{92}$; *gefålt* 110,$_{22}$.

Sonst gilt e:

feltt (: *stelt* [3. sg., = stellen]) 16,α; *felt* 2,$_{30}$; 24,$_{6}$; 37,$_{6}$; *fellt* 30,β; *velt* 35,$_{22}$; *gfelt* 60,$_{3, 12}$; 84,$_{7}$; *gefelt* 60,$_{23}$; *gfeltt* 67,$_{41}$; *gefeltt* (: *erwelt* [3. sg. praes., = erwählen]) 89,$_{25}$; *fert* 29,$_{4, 20}$; (: *geert* [part. praet., = ehren], 29,$_{30}$; 30,$_{14}$; (: *gelert* [part.]) 48,$_{72}$; 85,$_{63}$; 102,$_{22}$; (: *kert* [3. sg. praes.]) 104,$_{7}$; 109,$_{13}$; *durchfert* (: *lert*

[3. sg.]) 34,$_{11}$; *anfört* (*: zerstört* [part. praet.]) 104,$_{2}$; *schlecht* 25,γ; 39,$_{7}$; 86,γ; 91,$_{20}$; *schlcht* 39,α; 63,$_{91}$; *slecht* 45,$_{30}$; *helt* (*: welt* [subst.]) 48,$_{86}$; (*: sich steltt* [3. sg. praes.]) 100,$_{32}$; *heltt* (*: gezelt* [part. praet.]) 67,$_{58}$; (*: weltt* [subst.]) 88,$_{1}$; *behelt* (*: bestelt* [3. sg. praes.]) 70,$_{6}$; *wechfzt* (3. sg.) 76,$_{87}$; 108,$_{55}$; 109,$_{8}$.

Es ist das auffallend, da die ma. ja hier umlautlose formen hat (s. Heusler, Germ. 34, s. 120; vgl. ferner die angegebenen verba bei Seiler, im Schweiz. id. und im Els. wb.; nur *schlagen* scheint im elsäss. auch eine umgelautete form zu kennen); übrigens deutet wohl auch das schwanken in der bindung darauf hin, dass es sich um nicht im lebendigen dialekt Brants vorhandene kunstbildungen handelt.

Anm. Die der ma. entsprechenden formen ohne umlaut sind merkwürdigerweise bei Brant die selteneren:

gefallet vorr. 83; *gfalt* (*: kalt*) 18,$_{17}$; *gefalt* (*: bald*) 33,$_{80}$; *fallet* 86,$_{23}$; *entpfalt* (*: walt* [subst.]) 83,$_{51}$; *erfart* 66,$_{144}$; *fart* (*: spart* [3. sg.]) 3,$_{4}$; 109,$_{18}$; *halttet* 73,$_{58, 90}$; *haltet* 84,$_{15}$; *halt* 2,$_{31}$; 78,$_{18}$; 101,$_{5}$; 109,$_{17}$; *haltt* 87,$_{13}$; *behalt* (*: gewalt*) vorr. 16; *behalttet* 96,$_{17}$; *grabt* 3,$_{34}$.

13. Der angeglichene rückumlaut hat ausser den unter V, 1 genannten fällen *e*:

gezelt (part. praet.) (*: heltt* [3. sg. ind. praes.]) 67,$_{57}$; *gezölt* (part. praet.) (*: welt* [subst.]) 99,$_{192}$.

Es ist zu beachten, dass hier mhd. doppelformen galten (Paul, Mhd. gramm., § 169, anm. 2). Übrigens scheint auch hier unsicherheit in der *e*-qualität bestanden zu haben, denn der letzte reim — der erste ist unbestimmt, — wiese zwar auf offene qualität, dagegen deutet die schreibung *ö* aber auf geschlossenheit.

14. Einzelnes:

a) Mhd. doppelformen:

gåmpsen (plur.) 74,$_{21}$; *hårb* (adv.) (*: gewårb* [subst.]: *verdårb* [3. opt. praes., intr.]) 93,β.

Für beide kennt auch das Schweiz. id. doppelformen (*gamsch* Toggenburg, *gëmsch* Bernerland, Graubünden; *harb* St. Gallen, sonst *herb* [ohne angabe des *e*-lauts]), allerdings nicht für Basel (Seiler und das Els. wb. verzeichnen die beiden worte nicht); die offenheit des *e* ist übrigens auch durch die bayr. formen mit *a* sekundärumlaut *ä* erwiesen.

b) Unsicher und isoliert bleiben noch:

tågen (plur. zu 'der degen') (fremdwort des 15. jh., auch eine nebenform mit *a*, vgl. Kluge und Weig.) 48,$_{52}$; *hew ståff* (= heuschrecke) (wohl zu ahd. *steffan* [s. Schade unter *staphjan* und Kluge unter *stapfe*]) 106,$_{17}$; *våst* (adv. zu 'fest') 112,$_{20}$ (sonst heist das adv. noch regelmässig *vast*).

Für *tågen* trifft, da das wort auch bei andern alem. schriftstellern mit *ä* erscheint, wohl offene qualität zu, ebenso auch für die neubildung *våst*. Dagegen ist dies bei *hew ståff*, sofern nicht ein altes ablautsverhältnis vorliegt, nicht der fall.

Überblicken wir nun die ganze gruppe, so finden wir, dass unter den hier aufgezählten 59 (20 + 2 + 3 + 1 + 4 + 0 + 8 + 0 + 1 + 4 + 8 + 3 + 0 + 5 [2 + 3]) belegen nur 8 (3 × *ståt*, *såck*; 2 × *gråber*; *schlägle*; *zälen*) mit fast völliger sicherheit als gegen die ma. verstossend angesehen werden können; dazu kommen noch 3 (*anschläg*; *zär*; *hew ståff*), bei denen dies mit grosser wahrscheinlichkeit der fall ist. In einem fall (*jäger*) ist dies noch möglich, in 6 (4 × *närrin*, *tågen*, *våst*) trifft es kaum zu. Eine besondere bewandtnis hat es noch mit den 3 belegen in nr. 12, doch wäre *ä* hier das natürlichere. Die zahl ist demnach auf jeden fall auch hier recht verschwindend.

VII. Zum schluss seien noch der vollständigkeit halber die paar fremden eigennamen aufgezählt, in denen ebenfalls ein å erscheint:

Danå (nom. sg., Δανάη) 13, 60; 32, 11; *låstrygonum* (gen. plur., Λαιστρυγών, -όνος) 108, 63; *Mårrhern landt* (Marahanen, Morawer nach dem fluss dtsch. March, lat. Marus, slav. Morawa [Brockhaus[14], bd. 11]) 98, 14.

Das letztere ist vielleicht eine ursprünglich deutsche bildung und wäre dann unter IV, 4 oder als jüngere pluralbildung unter VI, 1 bzw. als analogische bildung auf *-ære* (durch den bekannten zusammenfall von *-warja* und *-ârja* [Kluge, Stammbildl., § 33 a]) unter VI, 3 zu stellen.

Fassen wir nun zum schluss nochmals die hauptresultate unserer ganzen untersuchung zusammen, so lauten sie etwa: 1. Für die mhd. offenste qualität, den sekundärumlaut, ist die å-schreibung das regelmässige, ganz besonders gilt dies für mhd. æ mit ausnahme der opt. *wer* (gewöhnlich) und *hett* (ausnahmslos). 2. Bei der mittleren qualität, dem ë, überwiegt zwar das traditionelle *e* das mundartliche å ganz erheblich, doch liegt das in der natur der sache und bedeutet keine eigenheit Brants. 3. Für ê, dessen qualität fürs mhd. noch immer nicht recht feststeht, erscheint å nur in ein paar ganz verschwindenden belegen, sonst, was durch die ma. gerechtfertigt ist, stets *e*. 4. Beim mhd. geschlossenen ẹ, d. h. dem primärumlaut, ist zunächst eine typisch alem. gruppe (V) vorwegzunehmen, wo das auftreten des å in der ma. seine berechtigung hat, mit welchem aber die alte schreibung *e* stark konkurriert. Im übrigen ist å hier nicht zu häufig und erklärt sich zum grösseren teil aus der in der mundart begründeten ausbreitung der offensten qualität innerhalb von wortkategorien, zum teil aus andern mundartlichen verhältnissen; umgekehrt zeigt sich hier aber auch vielfach ein mit dem dialekt übereinstimmendes konsequentes festhalten an *e* in bestimmten wortklassen.

Die gesamtzahl der belege mit å beträgt 557 (198 [116 + 12 + 3 + 2 + 6 + 6 + 1 + 52] für mhd. æ; 70 [14 + 13 + 2 + 10 + 3 + 4 + 18 + 6] für mhd. ä; 170 [91 + 12 + 39 + 27 + 1] für mhd. ë; 5 für mhd. ê; 51 [13 + 28 + 10] für mhd. ẹ vor bestimmten konsonanten (= alem. ä); 59 [20 + 2 + 3 + 1 + 4 + 0 + 8 + 0 + 1 + 4 + 8 + 3 + 0 + 5] für den rest der mhd. ẹ; dazu 4 in fremden eigennamen). Auf diese ganze summe treffen in der hauptsächlich in betracht kommenden gruppe VI nur 8 bestimmt, 3 höchstwahrscheinlich und 1 möglicherweise gegen die ma. Brants gesetzte å (s. oben), denen sich aus gruppe IV wohl sicher 4 (2 × *årmer, årmst; ållt*) und vielleicht noch 2 (*gåntzlich, näglin*) anschliessen; dazu kommen noch in I 1 sicherer (*låhenherrn*) und 2 mögliche (*syrån, cåder*) belege. Damit ergibt sich eine zahl von 13 bzw. 16 bzw. 21. Runden wir diese noch auf 25 als allerhöchstes ab, so machen die nicht berechtigten å noch nicht den 22. teil aus. Das ist also ein recht geringer prozentsatz.

So glaube ich, dass sich meine eingangs gemachte behauptung von der gleichstellung des Narrenschiffs mit den zeitgenössischen alem. drucken als stichhaltig erweist.

MÜNCHEN. VIRGIL MOSER.

LITERATUR.

L. Polak. Untersuchungen über die Sigfridsagen. Berlin, G. Schade 1910. (Berliner doktordissertation.) 146 s.

Die erstlingsarbeit, deren titel oben angegeben, zeugt von fleiss und scharfsinn, aber auch von einer gewissen selbstüberschätzung, die sich sowohl in einem nichts weniger als bescheidenen tone als in der wahl des gegenstandes, der über dem vermögen eines anfängers liegt, äussert. Letzterer mangel, für den nicht weniger als der verfasser die gelehrten, die ihn zu solcher arbeit angeregt haben, verantwortlich sind, offenbart sich namentlich in unselbständigkeit des urteils sowohl dem lehrer wie den eigenen einfällen gegenüber. Von einem anderen älteren forscher hat der verfasser sich freilich, wie eine durchgehende polemik zeigt, zu emanzipieren versucht, was freilich nicht ausschliesst, dass längere abschnitte des büchleins nur etwas unklare wiederholungen von ansichten dieses forschers sind, wobei dieser mitunter dafür gelobt wird, dass er 'auch' dieser ansicht ist.

Herr Polak ist zunächst ein schüler Sijmons', der, da für ausschliessliche neuphilologen an holländischen universitäten kein doktorat zu erreichen ist, nach Berlin gereist ist, um dort den doktortitel zu erwerben. Seine arbeit ist ein versuch, Heuslers theorien über den teil der Nibelungendichtung, in dem Sigfrid eine rolle zufällt, etwas näher auszuführen. Da diese theorien sich in mancher hinsicht mit den resultaten meiner untersuchungen über die Nibelungensage nicht vereinbaren lassen, wird ein grosser teil des werkchens von direkter polemik gegen meine methode und ergebnisse eingenommen. Es ist also ein gegen mich gerichteter angriff aus der Heuslerschen schule. Aus diesem grunde sehe ich mich veranlasst, etwas tiefer darauf einzugehen, als die bedeutung des büchleins an und für sich es rechtfertigen würde; es kann für die klärung der ansichten nur nützlich sein, den gegensatz zwischen der Berliner schule und mir auch einmal in ein anderes licht zu rücken, als es hier geschehen ist[1].

Über die prinzipienfragen handelt herr Polak sofort in der einleitung. Ich muss da harte vorwürfe vernehmen, die mir freilich schon mehrfach von anderen seiten zu ohren gekommen sind. Hier wird gesagt, dass ich sagenformen konstruiere, die unmöglich sind, da sie nicht den inhalt eines 'alten' liedes gebildet haben können. Das wird an drei fällen exemplifiziert. Zunächst wird auf die von mir im ersten bande ausgesprochene ansicht, dass die Hagensage eine sage von verwandtenmord und die Sigfridsage durch verdoppelung desselben motivs entstanden sei, eingegangen. Ich war damals der meinung, dass der älteste teil der Sigfridsage die erzählung von seinem tode sei; das übrige, der drachenkampf, die erlösung der prinzessin usw., wäre später auf Hagens schwager übertragen worden. Es macht nun einen überaus wunderlichen eindruck, zu sehen, wie der verfasser breit und wiederholt gegen eine ansicht polemisiert, die ich, was die Sigfridsage betrifft, längst ausdrücklich zurückgenommen habe[2], und zwar nicht irgendwo in einer versteckten note, sondern in

1) Die anzeige wurde früher geschrieben als meine in diesem frühjahr bei Johannes Müller in Amsterdam erschienenen, durch eine rezension Heuslers veranlassten 'Methodologischen bemerkungen über die untersuchung der heldensage'. Es versteht sich, dass die beiden aufsätze sich in einigen punkten berühren.

2) Es ist kein lapsus, wenn herr P. s. 11 die Hagensage und die Sigfridsage beide nennt, denn auch s. 13 (und ähnlich an anderen stellen) macht er sich darüber

einer hauptabteilung des dritten bandes, die ganz der erörterung dieser rein chronologischen frage gewidmet ist. Nicht weniger wunderlich aber ist die argumentierung. Ich bin von jener ansicht zurückgekommen, als es mir nach dem erscheinen der ersten hälfte des ersten bandes[1] klar wurde, dass die ausbildung der sage nicht in eine graue urzeit fällt, und dass die chronologie der erscheinungen nicht auf hypothetischem wege erschlossen zu werden braucht, wo bei jedem schritt irrtümer unterlaufen können, sondern dass sie aus den quellen selbst abgelesen werden kann. Die quellen aber lehrten mich, dass Sigurds drachenkampf und Brynhilds erlösung älter als sein tod sind. Wer aber aus dieser untersuchung nichts gelernt, ja, wie es scheint, sie kaum gelesen hat und immer noch glaubt, das chronologische verhältnis der einzelnen elemente könne nach gutdünken bestimmt werden, dem steht als einziges mittel, die von mir anfangs angenommene chronologie anzugreifen, nur ein aprioristisches theoretisieren zu gebote. Es heisst nun, eine solche sage sei eine unmöglichkeit, und mit einem übergang auf die Hagensage, ein solches motiv wie der kampf zwischen verwandten könne 'niemals einen alten dichter inspirieren'; das motiv wird dann mit einem versuch, geistreich zu sein, damit gleichgestellt, dass heutzutage ein verschmähter liebhaber seinem nebenbuhler die fensterscheiben einwirft. Solch eine geschichte, heisst es weiter, könne an und für sich kein interesse wachrufen, sondern ausschliesslich wegen der dichterischen persönlichkeiten, 'auf welche es übertragen wurde'[2]. Darum müsse Hagen schon eine dichterische gestalt gewesen sein, ehe man von seinem tode habe dichten können. Mir wird zugleich die ansicht aufgebürdet, ich halte Hagen für 'einen menschen, dessen namen noch nie in irgendwelcher weise in die öffentlichkeit gedrungen ist', und dann wird mit einem neuen übergang auf Sigfrid[3] geschlossen (denn von Hagen ist auch herrn P. nichts anderes als sein tod bekannt), dass die sage vom verwandtenmorde erst dann interessant sein könne, wenn sie von dem drachentöter, dem erlöser der geraubten prinzessin usw. erzählt werde.

Wir haben es hier mit einer offenbaren petitio principii zu tun. Wie weiss herr P., dass Hagen, wenn nicht, als die erzählung von seinem tode entstand, schon mehrere sagen von ihm im umlauf waren, notwendigerweise eine unbekannte persönlichkeit gewesen sein muss? Wir stehen hier vor der frage nach dem ursprung der heldensage. Aber auch ohne uns auf theoretische erwägungen einzulassen, ist es doch wohl nicht gewagt, zu behaupten, dass heutzutage niemand den anteil des geschichtlichen an der ersten bildung dieser dichtungsart leugnet. Wenn wir nun sehen, dass an dem anfang einer dichtung eine menschliche handlung steht, wer hat dann das recht, a priori zu behaupten, dass diese nicht historisch sein könne, da der ermordete held schon vorher eine poetische gestalt gewesen sein müsse? Und warum, so fragen wir weiter, kann der ermordete held nicht über seine umgebung emporgeragt haben? Warum kann Hagen nicht ein fürst gewesen sein, dessen

lustig, dass ich 'dem eigentlichen helden ursprünglich keine andere rolle zuteile als ... sich ermorden zu lassen', und auch an anderen stellen wird derselbe vorwurf wiederholt.

1) Der erste band ist zuerst in drei abteilungen in dieser zeitschrift erschienen.

2) Bei der unrichtigkeit des ausdrucks will ich mich nicht aufhalten.

3) Auf das possierliche in der beweisführung, dass von Sigfrid ausgegangen wird, dass darauf die ganze argumentation ausschliesslich an Hagen geknüpft wird, worauf dann wieder ein schluss für Sigfrid gezogen wird, muss ich wohl besonders aufmerksam machen, damit nicht jemand die daraus folgende unklarheit dem rezensenten zur last lege.

geschick mit dem seines volkes enge verbunden war, und dessen tod schon aus dem grunde sich zum gesang eignete? Ist denn die mit der Hagensage so enge verwandte Finnsage etwas anderes als eine erzählung von einem kriege zwischen schwägern und dessen folgen? Und die burgundischen könige selbst? Würde die dichtung von ihnen etwas wissen, wenn sie nicht im jahre 437 von den Hunnen erschlagen worden wären? Hier ist sogar auch die verwandtschaft sekundär; der ausgangspunkt der dichtung ist ausschliesslich der krieg. Dass wir über diesen krieg ausführliche berichte haben, während wir nicht wissen, welcher krieg der Hagensage zugrunde liegt, ist eine unterscheidung, die für unsere einsicht in die dichtung, nicht aber für ihre entstehung von bedeutung sein kann. Herr P. wird doch nicht behaupten wollen, dass es keine gesänge geben könne über kriege, von denen keine andere nachricht auf uns gekommen ist? — Es sei übrigens darauf hingewiesen, dass ich in diesem zusammenhang den historischen ursprung der Hagensage nicht zu beweisen brauche; ich frage nur, wer herrn P. das recht gibt, dessen möglichkeit von oben herab als eine torheit zurückzuweisen.

S. 11 und an mehreren späteren stellen wird gegen meine auffassung von c. 227 der Þiðrekssaga, nach welcher in diesem kapitel, wo Sigurðr auf friedlichem wege Brynhild zu der ehe mit Gunnarr bestimmt, der anfang des Brynhildkonfliktes der jüngeren poesie enthalten ist, polemisiert. Die argumentation besteht auch hier in der behauptung, dass das unmöglich sei, da so etwas nicht in einem 'alten' gedichte stehen könne. Es wird sogar von einer 'ursage'[1] geredet. Hier ist zunächst zu sagen, dass die bezeichnung 'alt' sehr unbestimmt ist. Die überlieferung, auf die c. 227 der saga zurückgeht, ist natürlich von unserem standpunkte aus alt, aber in der Nibelungendichtung ist sie jung, da die dichtung, die von Brynhilds verhältnis zu Gunnarr handelt, überhaupt jung ist. Wer nun hier von einer 'ursage' redet, der drängt wiederum dem forscher, den er anzugreifen wünscht, eine vorstellung auf, die er offenbar nicht im mindesten hegt. Es handelt sich hier nämlich nicht darum, was in einer 'ursage' gestanden haben kann, sondern welche erwägungen ein dichter, der verschiedene erzählungen miteinander verknüpfte, einem helden in den mund legen konnte, — ob das herrn P. und seinem lehrer allzu rationalistisch erscheint, tut dabei nichts zur sache[2]. Brynhilds 'vernunftehe', wenn man den vorgang, den das kapitel mitteilt, denn gern so nennen will, ist keineswegs eine 'ursage', aber deshalb braucht sie auch noch nicht am schluss der entwicklungsreihe zu stehen; sie beruht auf einem versuch, das scheinbar widersprechende zu verbinden, der nicht sofort so vollständig gelungen ist, dass es nichts nachzubessern gegeben hätte, und das haben denn auch die folgenden dichter, die sich mit derselben frage beschäftigten — II Q, Sig. meiri, Sig. yngri —, getan. Die linie in der poesie ist nicht immer niedersteigend; sie kann auch aufsteigend sein. Absolut verwerflich aber ist es, nachdem wir uns nach 80 jahren der vormundschaft der Lachmannschen lieder entzogen haben, nun die Heuslerschen lieder als norm für alles, was einem dichter je erlaubt gewesen sein kann, zu sagen, aufzustellen, und

1) Was herr P. unter einer 'ursage' versteht — das wort begegnet bei ihm sehr häufig —, ist nicht sehr deutlich. Am besten wäre darunter eine einfache sage im ersten stadium ihrer entwicklung zu verstehen. Aber die 'ursagen' des herrn P. sind sehr komplizierte gebilde. Am nächsten scheinen sie sich mit Heuslers 'alten liedern' — ein auch von herrn P. viel gebrauchter terminus — zu decken.

2) Dasselbe gilt im hinblick auf die polemik s. 113, die übrigens unten noch zur sprache kommen wird.

dieselben der freien forschung als eine barriere in den weg zu legen. Die beschaffenheit der Heuslerschen lieder ist auch das argument, womit der möglichkeit widersprochen wird, dass die Sig. meiri den anfang gehabt hat, den ich am schluss des dritten bandes als möglich annehme. Eine nähere untersuchung habe ich mir dort freilich vorbehalten, aber herr P. meint, ich dürfe sie ruhig unterlassen, denn ein solches gedicht sei ein 'sagenungetüm' mit 'unmöglicher aneinanderkettung verschiedener sagen' (s. 15). Nun kommt es hier doch ausschliesslich auf die probe an. Dass in der Edda kein zweites beispiel eines gedichtes von diesem umfang überliefert ist, ist sehr leicht zu verstehen. Der einzige stoff der Eddadichtung, der sich so breit entwickelt hat, ist eben die Nibelungenpoesie; die götterlieder handeln von einzelnen ereignissen, die nicht zueinander in verbindung gesetzt worden sind, und die lieder der heldensage sind bis auf wenige ausnahmen alle in den kreis der Nibelungendichtung gezogen. Hier ist die entwicklung allmählich vor sich gegangen, und gerade die durch kombination entstandenen lieder sind im Codex regius verloren; ihre einstmalige existenz aber geht sowohl aus ihrer paraphrase in der Vǫlsungasaga wie aus der parallelen entwicklung in Deutschland hervor, wo die verschiedenen abschnitte der erzählung gleichfalls je nach den bei den dichtern überwiegenden gesichtspunkten verbunden und wiederum getrennt wurden. Wir kennen also die kombinierten lieder der Edda, die auch Heusler annehmen muss, obgleich er sie so viel wie möglich in einzellieder zu zerlegen versucht, nur aus der Vǫlsungasaga; es ist somit eine frage der inneren kritik dieser saga, wie gross der umfang eines jeden gewesen ist. Unter solchen umständen lautet es wiederum sehr wunderlich, dass die teilung des meisters allein richtig sein kann, weil nur sie den anforderungen, die der meister an ein 'altes lied' stellt, entspricht.

Beiläufig sei bemerkt, dass gerade der grössere umfang des stoffes in den liedern der lücke beweist, dass sie zu der jüngeren periode, in der durch verbindung mehrerer aneinanderschliessender gedichte die grösseren gebilde entstanden, gehören. Dass sie alt sind, nimmt Heusler auf grund stilistischer erwägungen an, aber wenn es schon an und für sich bedenklich ist, ausschliesslich aus solchen erwägungen das genaue alter eines Eddaliedes erschliessen zu wollen, so wird das vollständig unmöglich bei einer paraphrase, wo dann am ende alt sein muss, was der kritiker schön findet, jung, was ihm nicht gefällt.

Ich werde jetzt ein paar grosse methodische fehler des büchleins besprechen, die wie die eben genannten angriffe auf mich in dem apriorismus der schule wurzeln. Solch ein fehler ist z. b. das, was s. 16, 17 über die herkunft der überlieferung gesagt wird. Die ältere forschung gieng naiverweise von dem axiom aus, dass der ganze stoff seinem ursprunge nach deutsch sei, und dass fortgesetzte berührungen zwischen deutscher und skandinavischer überlieferung ausgeschlossen seien. Von diesen voraussetzungen aus versuchte man die übereinstimmungen zwischen nordischen und deutschen quellen durch die hypothese eines ersten und eines zweiten sagenimportes zu erklären. Auch dass die eigentliche entwicklung des sagenstoffes nach Süddeutschland zu setzen sei, galt längere zeit hindurch für unbestritten. Seitdem habe ich die frage sowohl nach der heimat des stoffes wie nach den berührungen der quellen von einer anderen seite in angriff genommen und gegen die älteren ansichten eine reihe von argumenten angeführt. Damit hat die forschung den naiven standpunkt verlassen; eine entgegengesetzte ansicht muss jetzt bewiesen werden. Allerdings steht es einem jüngeren forscher frei, sich der älteren ansicht anzuschliessen; er wird sich dann aber bewusst sein, nichts neues zu sagen. Was tut aber herr P.?

Er erhebt die ältere naive ansicht zum dogma, zum prinzipe. 'Bei der vergleichung der deutschen und nordischen sagenform wird der einfluss Deutschlands auf den norden als regel zu gelten haben; das umgekehrte ist nur als ultimum refugium zu erwägen.' Warum? 'Da handgreifliche parallelen in der literaturgeschichte durchaus fehlen.' Von der Hildesage, deren herkunft aus dem norden ungefähr von niemand bezweifelt wird, scheint der verf. also niemals gehört zu haben, — eine reihe von anderen stoffen. bei denen die verhältnisse weniger einfach sind, wollen wir übergehen. Weiter: bei übereinstimmungen zwischen dem Nibelungenliede und jüngeren nordischen quellen muss man 'die zweite einwanderung . . . dafür verantwortlich machen'. Aber diese 'zweite einwanderung' ist durchaus eine hypothese, die man nicht von vornherein als das normale erklärungsprinzip für übereinstimmungen, die man nachher zu finden hofft, aufstellen kann; im gegenteil, es käme gerade darauf an, zu beweisen, dass in diesen beiden einwanderungen und nicht in anderen verhältnissen der grund der übereinstimmungen zu suchen sei. Bei dieser arbeitsweise bewegt man sich in einem circulus vitiosus; was man zu beweisen wünscht, wird als prinzip vorangestellt. Ähnlich wird über die deutsche überlieferung geurteilt. Dass die Þiðrekssaga der alten tradition näher steht als das Nibelungenlied, muss wohl zugegeben werden, aber die neuerungen der Burgundersage 'weisen sämtlich nach Oberdeutschland hin' — davon wird wiederum ausgegangen —, und darum sollen die erzählungen aus Süddeutschland nach Norddeutschland eingewandert sein. Das ist eine blosse wiederholung einer alten hypothese, die als postulat hingestellt wird; was die ebensowenig neue behauptung betrifft, die zentrale gestalt Dietrichs von Bern genüge zum beweise jener hypothese, so kann ich jetzt auf meine schrift über die sagen von Ermanarich und Dietrich von Bern hinweisen; freilich schon vor mehreren jahren hatte ich in meinen aufsätzen über das Eckenlied und über den Rosengarten die unzulänglichkeit jener behauptung dargetan. Aber herr P. ignoriert das mit souveräner unwissenheit.

Weit verhängnisvoller aber für seine arbeit als diese allgemeinen grundsätze, die im verlauf der sich anschliessenden untersuchung so gut wie nie zur anwendung gelangen, ist die willkürliche weise, in der der verfasser die quellen benutzt. Es ist eine leichte sache, das Nibelungenlied, den Hürnen Seyfrid und die Þiðrekssaga für voneinander unabhängige quellen zu erklären, die neben der Edda stehen, und dann aus dem vorkommen eines zuges in zwei oder drei von diesen quellen, ohne auf den geschichtlichen zusammenhang zu achten, wenigstens wenn man ihn brauchen kann, zu schliessen, dass er zu der 'ursage' gehört. Kann man ihn nicht brauchen, so ist wohl immer eine hintertür da, durch die er entfernt werden kann. Aber nach dieser methode hat auch die alte schule nach belieben sagenformen konstruiert; es gibt kaum eine kombination, die sich, wenn man nur mit frischem selbstvertrauen draufloskombiniert, nicht machen liesse. Es ist aber nicht wahr, dass 'ursagen', in 'alten liedern' enthalten, unmittelbar in oder hinter allen diesen quellen zu suchen seien; die quellen bilden ein stück literaturgeschichte; sie stehen zueinander in einem verhältnis. zum grossen teil sogar einem abhängigkeitsverhältnis, und es ist daher an der zeit, dass man mit dieser eklektischen sagenkonstruktion einmal aufhört.

Zu dieser methode gehört von alters her auch, dass man einem sagaschreiber oder einem sammler aufbürdet, was einem schwierigkeiten macht. Aber auch das geht nicht länger an. Nachdem z. b. in mühevoller arbeit bis in die kleinsten einzelheiten von anfang bis zu ende gezeigt worden ist, wie gewissenhaft der verf. der Þiðrekssaga seinen stoff bearbeitet hat, und wie die scheinbaren und wirklichen

widersprüche entweder in der vorgeschichte des stoffes wurzeln oder der mischung zweier, genau zu unterscheidender quellen der überlieferten sagaredaktion zuzuschreiben sind, mutet es einen wie der schlimmste anachronismus an, wenn ein autor glaubt, wo es ihm nur gefällt, erklären zu dürfen, der sagaschreiber habe nur drauflosphantasiert, und es sei erlaubt, seine arbeit mit geringschätzenden bezeichnungen zu überhäufen, wie sie z. b. s. 45 stehen. Man kann an solchen behauptungen nur mit achselzucken vorübergehen.

Inhaltlich zerfällt das buch in vier kapitel: 1. die sagen vom hort, 2. Sigfrids geburt und erziehung, 3. die erlösungssage, 4. die werbungssage.

In dem aus drei teilen bestehenden ersten kapitel wird nach dem beispiel anderer ein unterschied gemacht zwischen der geschichte von den streitenden brüdern und dem drachenkampfe. Der verf. versucht zu beweisen, dass erstere geschichte eine 'ursage' ist; sie muss daher sehr alt und möglichst auch mit besonderen zügen ausgestattet sein. Unrichtig wird für Atlakviða bekanntschaft mit beiden sagen angenommen; *áskunna* in str. 27 gehört zu *Niflunga*, nicht zu *arfi*, was schon grammatisch unmöglich wäre (Unters. III, 51), und der name Gnitaheiðr (str. 5) beweist natürlich nichts für die drachensage; es ist hier von einer Atli gehörenden reichen landschaft die rede (Unters. III, 9)[1]. Damit die fabel von den streitenden brüdern für eine echte Sigfridsage erklärt werden könne, wird sodann zunächst der name Nibelunge ihnen zugewiesen. Als zeugnisse dafür werden neben dem NL. auch der Hürnen Seyfrid, Biterolf und die Klage, die sämtlich von dem NL. abhängig sind, angeführt; daneben auf nordischem boden die umschreibung *Niflunga róg* in einer, wie es scheint, jungen strophe der Bjarkamál, aus der natürlich nicht zu ersehen ist, welche Niflungar gemeint sind — der norden kennt nur die Gjúkungar unter diesem namen —, so dass tatsächlich allein das NL. übrigbleibt, wo der name natürlich von den wirklichen Nibelungen auf die elbischen übertragen sein kann, und wie ich nachgewiesen zu haben glaube, tatsächlich auch übertragen worden ist.

Um dieser schatzsage noch mehr besondere züge zuweisen zu können, nimmt herr P. zu gewagten gleichsetzungen seine zuflucht. Im NL. besitzen die elbischen Nibelunge ein schwert (str. 93); in Fáfnismál wird neben Gramr auch Hrotti erwähnt, den Sigurðr in Fáfnis höhle findet (s. darüber Unters. III, 141). Hrotti ist hier ausdrücklich als ein element der drachensage überliefert. Herr P. indentifiziert nun Hrotti mit Balmunc und lässt darum Hrotti von dem alten Nibelunc stammen[2]. So gelingt es ihm, in die zwergensage ein schwert hineinzubringen.

Ferner: wenn Sigurðr in der Edda, von Reginn dazu aufgestachelt, Fáfnir erschlägt und später Reginn selbst tötet, während er im NL. den schatz zwischen

1) Dass die stelle älter ist als die beiden von herrn P. angeführten prosastellen, die Sigurðr in verbindung mit der Gnitaheiðr nennen, habe ich a. a. o. betont; freilich hätte herr P. das auch selber sehen können, wenn er nicht von dem wunsch, einen Sigurðr gehörenden schatz in Akv wiederzufinden, erfüllt gewesen wäre.

2) Wenn Sn. E. I, 536 steht: *Fáfnir hafði þá tekit hjálm, er Hreiðmarr hafði átt, ok setti á hofuð sér, er kallaðr var œgishjálmr, er oll kvikrendi hræðaz, er sjá. ok sverð þat, er Hrotti heitir*, was soll man denn dazu sagen, wenn herr P. behauptet, es werde 'ausdrücklich berichtet, dass Hrotti einst Hreiðmars eigentum war'? Das ist es gerade, was nicht berichtet wird, während es 'ausdrücklich' von dem *œgishjálmr* gesagt wird. Zwar wird es vorausgesetzt, aber nur weil der ganze schatz und also auch dessen teile von Hreiðmarr stammen: ein unabhängiger quellenbericht aber lässt sich daraus nicht fabrizieren; Hrotti stammt in der Sn. E. aus der prosa nach Fáfnismál.

den brüdern teilt und darauf die unzufriedenen beide erschlägt. so wird eine übereinstimmung von bedeutung darin gesucht, dass er in beiden fällen einem der brüder oder beiden einen dienst erweist. Die gleichsetzung ist sehr schwach; die übereinstimmung besteht in einer abstraktion, sofern überhaupt von einem dienste die rede sein kann, wo der held sich einfach aneignet, was den brüdern zukommt. Darauf wird dann die ursprünglichkeit von Fáfnismál angenommen und Reginn auf einmal mit Alberich zusammengestellt, der ja seine herren rächen will, wie Reginn seinen bruder zu rächen gedenkt — auch hier eine ganz abstrakte vorstellung von der 'an Sigurðr zu nehmenden rache'. Noch weiter werden die kombinationen fortgesetzt. Alberîch wird mit Eyglein im Hürnen Seyfrid gleichgesetzt. Eyglein macht nun zwar keinen versuch, jemand zu rächen, im gegenteil, nach der ersten begegnung ist er Sigfrid treu, aber er wird str. 156 ein bruder der Nibelunge — die hier nicht erschlagen werden — genannt, und daraus wird nun wiederum geschlossen, dass dieser bruder einmal wie Reginn zugleich ein rächer gewesen sei. Wenn man nun bedenkt, das die aufstachelung Sigurðs durch Reginn und auch Regins tod zu der drachensage gehören und dass ein zusammenhang mit der zwergensage nur daraus geschlossen werden kann, dass Reginn und Fáfnir brüder sind und dass es sich zwischen ihnen um das vatererbe handelt, ferner, wie weit Eyglein seinem ursprunge nach von Alberîch steht, und wie abhängig der Hürnen Seyfrid vom NL. ist, so fällt es schwer, so weitläufigen kombinationen, mit denen am ende nichts erreicht wird als das blinde motiv einer nicht zur ausführung gelangten rache, glauben zu schenken.

Vollständig ins blaue geht die beweisführung, wenn herr P. darauf nachzuweisen versucht, dass zwar die gestalt Hreiðmars und sein tod, nicht aber seine ermordung mit dem folgenden zusammenhängen kann. Rm. 6 sagt Loki zu Hreiðmar über das gold: *syni þínum verðra sæla skǫpuð: þat er ykkarr beggja bani.* Aus der dualform *ykkarr* wird geschlossen, dass Hreiðmar nicht einer der beiden sein könne, da er ja zwei söhne besitze. Als ob Loki das ausgerechnet zu haben brauchte! Bei *syni* denkt er natürlich an Hreiðmars nachkommenschaft, ob es nun éinen sohn oder mehrere gibt. Aber angenommen, der einwurf sei berechtigt, müsste man dann nicht schliessen, dass str. 6 von der gegnerschaft zwischen Reginn und Fáfnir nichts wisse und also mit dem, was vorhergeht, von dem folgenden zu trennen sei? Aber nein, das wäre schade um den dual, der so schön auf die brüder gehen würde, wenn diese nur gemeint sein könnten. Darum wird dann die strophe geändert und statt der zweiten die dritte person eingeführt — wobei nebenbei die dualisform, auf der die ganze kritik beruht, verloren geht —, und herr P. schreibt: *sunum þínum verðra . . . þats þeira beggja bani.* Was soll man sagen zu einer solchen textänderung zum ausschliesslichen bedarf einer hypothese über eine ursprüngliche sagenform? — Die darauf folgende geschichte von Lyngheiðr und Lofnheiðr, von der nur ein paar strophen überliefert sind, soll von dem sammler unterdrückt worden sein. Wie weiss herr P. das[1]?

Die einzelheiten, die herr P. für die 'ursage' in anspruch nimmt, beruhen also auf ungenügenden und schwachen kombinationen, und es bleibt nichts anderes übrig als eine sehr verbreitete fabel von zwei um eine erbschaft streitenden brüdern.

1) Über meine ansicht, dass der drache mit einem der streitenden brüder identifiziert worden ist, wird s. 42 einfach gesagt, dass es 'nicht angeht'. Als grund wird angegeben, dass das gedicht zu schön ist, um aus einfachen ('farblosen' heisst es bei herrn P.) elementen aufgebaut sein zu können. Hat herr P. wohl einmal von Shakespeares quellen kenntnis genommen?

die einen dritten herbeirufen und von ihm betrogen werden. Es besteht gar kein grund, darin eine alte Sigfridsage zu sehen. Hingegen lässt es sich leicht verstehen, dass eine überlieferung von Sigfrids jugend, die beim drachenkampf die hortgewinnung aufgegeben hatte — was in Deutschland geschehen ist —, zur erklärung des besitzes des hortes das wandermotiv von den streitenden brüdern einführte. In der Edda ist es darauf sekundär, obgleich ziemlich früh (Unters. III, 131), mit der drachensage verbunden worden.

Wir haben auch hier wieder die gelegenheit, auf eine methodische frage einzugehen. Es ist unbegreiflich, dass von demselben helden ganz unabhängig voneinander mehrere sagen erzählt sein sollten, die doch verwandte motive enthalten. Die überlieferung lehrt, dass solche konkurrierende sagen resp. motive bestehen: welches ihr verhältnis in jedem einzelnen falle ist, das zu ermitteln, ist eine aufgabe der forschung. Im vorliegenden falle besteht also eine erzählung, in der Sigurðr von einem drachen einen schatz erwirbt, eine andere, in der er ihn streitenden brüdern abnimmt. Nach Heuslers, von herrn P. vertretener ansicht sind das unabhängige sagen, die später miteinander in verbindung gesetzt worden sind. Man wundert sich mit recht darüber, dass Sigurðr der held in beiden ist, denn ihrem ursprunge nach hat weder die eine noch die andere mit Sigurðr etwas zu schaffen; beide sind mit verschiedenen namen über die welt verbreitet. Nach meiner auffassung ist Sigurðr anfänglich nur der held in éiner von diesen beiden sagen — und wie er zu dieser rolle gelangt ist, lässt sich gleichfalls ermitteln —, und die inhaltliche ähnlichkeit der beiden erzählungen, die in der erwerbung eines schatzes besteht, hat die möglichkeit geschaffen, dass in einer quelle, wo dazu in dem zustande der überlieferung noch eine weitere veranlassung vorhanden war, die zweite sage an die stelle der ersten gestellt wurde, wodurch der name Sigurðr in jene sage eingeführt wurde. Damit war die tür für weitere kombinationen geöffnet.

Derselbe gegensatz der auffassungen besteht in anderen fällen. Heusler glaubt an eine erlösungssage und eine werbungssage, die einander so ähnlich sind, dass es niemand, auch ihm nicht, gelungen ist, sie voneinander zu trennen. Beide sollen ganz unabhängig voneinander an Sigfrid geknüpft sein. Von vornherein ist das unwahrscheinlich. Nach meiner auffassung hingegen ist Sigfrid der held der erlösungssage, und was Heusler für eine unabhängige werbungssage ansieht, ist nichts als eine jüngere form der erlösungssage, wie sie sich unter dem einfluss neu hinzutretender elemente vor unseren augen entwickelt hat.

Ich kehre zu herrn P. und seiner schrift zurück. Die zweite abteilung des ersten kapitels handelt von der schmied-drachensage. Gleich am anfang stossen wir auf die behauptung, der schmied und der drache seien 'unlöslich miteinander verbunden'. Warum? Weil sie in der Edda, der Þiðrekssaga und dem Hürnen Seyfrid verbunden sind[1]. Daraus kann man aber nicht mehr als einen chronologischen schluss ziehen. Die dichtung dieser quellen hat doch auch ihre geschichte, und wir finden Sigurðs drachenkampf ohne schmied in einer älteren quelle an Sigmund geknüpft[2]. Also gehören drache und schmied nicht von anfang an zusammen, und

1) In diesem zusammenhang wird die Þiðrekssaga, weil sie die geschichte von den streitenden brüdern nicht enthält, 'eine kompilation von zufällig aufgelesenen sagen, erzählungen, heldengeschichten und liedern' genannt. Man staunt über die verwegenheit der behauptung.

2) Dass herr P. die identität von Sigmunds und Sigfrids kampf anerkennt, muss man wohl aus einer anderen stelle schliessen, wo er verse aus Béowulf anführt, um eine stelle im Hürnen Seyfrid zu erläutern.

es bleibt allein übrig, entweder mit mir den schmied zu erklären als den mann, der das schwert schmiedet, womit der drache zu erlegen ist, oder eine selbständige schmiedesage anzunehmen, die mit der drachensage verbunden wäre.

Darauf wird dann aus dem umstande, dass der kurze bericht des NL. und c. 146 der ÞS. hier den schatz nicht erwähnen (was nicht, wie der verf. glaubt, als zwei sondern als ein quellenerzeugnis zu verstehen ist), geschlossen, dass der drachenschatz nur eine unbedeutende nebenrolle, im grunde gar keine rolle gespielt habe. Wenn aber c. 359 der Þs. dennoch von dem schatze die rede ist, so wird das natürlich wieder nordischem einfluss zugeschrieben. Auch von dem Sigfridliede wird ein sehr unpassender gebrauch gemacht, worauf ich jedoch hier nicht näher eingehe. Das verhältnismässig junge motiv, dass Sigurðr durch den genuss von des drachen fleisch und blut besondere fähigkeiten erwirbt, wird sodann zum hauptmotiv erhoben. Wegen des genusses dieser speisen ist er von seinem pflegevater, der selber davon zu kosten gehofft hat, gegen den drachen ausgesandt worden, und so wird Regins bitte an Sigurðr, für ihn Fáfnirs herz zu braten, in den mittelpunkt der erzählung gerückt, ein schluss, der wiederum nur dadurch erreicht ist, dass zusammengefügt wird, was man wünscht, und entfernt wird, was man nicht brauchen kann [1].

Ich sehe mich genötigt, mich über das, was folgt, kürzer zu fassen. In dem dritten abschnitt des kapitels werden stellen angeführt, die das motiv des neides oder der habsucht bei Sigfrids ermordung enthalten oder durchblicken lassen, und da der verf. den drachenschatz nicht gelten lassen will, wird das motiv mit der elbensage verbunden. Gegen die stellensammlung ist namentlich anzuführen, dass hier wie auch sonst das verständnis für den historischen zusammenhang vollständig fehlt, so dass die stellen eine verworrene masse bilden. Wozu dienen z. b. Hürnen Seyfried 14 und Klage 1718, die ja keinen selbständigen wert haben? Etwas weiter wird ein versuch gemacht, die verbindung Sigfrids mit den Burgunden zu erklären; auf einigen umwegen gelangt dabei der name Nibelunge zu den Burgunden. Da wir schon den ausgangspunkt dieser schlusskette verwerfen müssen, ist es überflüssig, uns dabei aufzuhalten.

Im zweiten kapitel wird eine sage von Sigfrids jugend konstruiert. Dass Sigfrids mutter ihren sohn gebiert, nachdem sie durch ihre verstossung bzw. durch seinen tod ihren mann verloren hat, habe ich (Unters. II, 203) als einen gemeinschaftlichen zug der Þs. und Vols. s. nachgewiesen; den schluss, dass wir es hier mit einer 'ursage' zu tun haben, habe ich nicht gezogen und werde ich auch nicht ziehen; die prosaquellen und die entwicklung der dichtung überhaupt berechtigen auch nicht, darin sowie in der übereinstimmung zwischen Sisibes und Borghilds verstossung (Unters. III, 91 anm.) mehr als eine verhältnismässig junge berührung der deutschen und der nordischen überlieferung zu sehen. Herr P., für den alle ähnlichkeiten auf dem 'ersten' oder 'zweiten sagenimport' beruhen, sucht darin wichtige züge der 'ursage'. Diese wird dann durch einige gewagte kombinationen weiter ausgeführt. Hjordis ist auf den schlachtfeldern von einer dienstmagd begleitet; Sisibe wird von zwei rittern in den wald geführt und darauf allein gelassen; diese ritter, die die frau verlassen, sollen nun eine dienstmagd, die ihr treu ist, verdrängt

1) Der verfasser, dem sonst so viel daran gelegen ist, dass 'alte' züge sowohl in nordischen wie in deutschen quellen überliefert sind, hat hier, um seinen zweck zu erreichen, seine regel verlassen und einen zug, der auch in der einzigen quelle, wo er begegnet, entbehrt werden könnte, ohne dem zusammenhang des ganzen im geringsten zu schaden, für das hauptmotiv erklärt.

haben. Anderseits darf Hjordís ursprünglich nicht eine witwe, sondern soll sie eine verstossene frau sein, da Borghildr verstossen ist wie Sisibe. Wenn Sigurðr zu Fáfnir sagt: *gofugt dýr heitek*, so wird daraus geschlossen, dass diese tradition die säugung Sigfrids durch eine hindin gekannt hat!

S. 67 wiederholt herr Polak Wilmanns' polemik gegen den von mir (Unters. I, 26) geführten nachweis, dass die wasserfahrt der Þs. ursprünglich nicht zu der Sisibesage gehört, sondern älter ist und schon in der deutschen form der Brynhildsage vorhanden war. Ich habe das gezeigt 1. durch die parallelen Sægarðr-Stromberg, Isenstein-Glasberg in Þs., NL., KHM. 93[1]. 2. durch die parallele erzählung KHM. 92, wo der erlöser gleichfalls über wasser gefahren kommt, aber für die fahrt eine andere veranlassung — des knaben verstossung durch den vater — eingeführt worden ist (vgl. KHM. 111, wo für die fahrt kein anderer grund angegeben ist, als dass das verzauberte schloss von wasser umgeben ist, was offenbar die ursprüngliche vorstellung ist). Wenn nun Wilmanns dagegen anführt, dass der held der erlösungssage ein erwachsener knabe und kein säugling ist, so muss er wohl bei mir einen vollständigen blödsinn vorausgesetzt haben, wenn er geglaubt hat, dass ich das selber nicht sehen konnte: zur belehrung der anhänger Wilmanns' sei hier denn gesagt, dass die entwicklung der erzählung natürlich durch mehr als éine stufe gegangen ist. Der erlöser ist, wie sich's versteht, sowohl früher wie später ein erwachsener mann, als er seine aufgabe erfüllt; aber es war gar nicht notwendig, dass man, als die geschichte sich breiter entwickelte, sich die wasserfahrt und die erlösung im unmittelbaren anschluss aneinander vorstellte; und dass man das auch nicht getan hat, geht klar daraus hervor, dass der aufenthalt bei Mimir dazwischengeschoben ist, wie ich schon damals bemerkt habe. Wenn aber wasserfahrt und erlösung sich nicht unmittelbar aneinander anschliessen, so kann die fahrt sehr wohl mit dem neugeborenen kinde stattfinden. Das hängt nur davon ab, was weiter hinzugedichtet wird: in dem märchen ist der knabe nicht mehr als 13 jahr; Scéaf ist ein kleines kind. Lohengrin, der sofort als erlöser auftritt, ein mann. Die neuerung, dass Sigfrid zu Mímir gefahren kommt, steht vielleicht mit der Wielandsage im zusammenhang — Wieland verlässt die zwergischen schmiede auf dieselbe weise, wie Sigurðr zu dem schmiede kommt —, wie auch zwischen Sigurðs von Mímir geschmiedetem schwerte und Wielands schwert Mimungr ein zusammenhang besteht, wobei die Sigfridsage der entlehnende teil ist (s. Die sagen von Ermanarich und Dietrich, s. 187 anm.). Doch kann ich hier darauf nicht näher eingehen.

In dem dritten und vierten kapitel werden die erlösungssage und die sogenannte werbungssage nach Heuslers schema ausgeführt. Dass ich auch hier dem verf. nicht beipflichten kann, wird schon zur genüge deutlich sein. Die ganze unterscheidung beruht auf unrichtiger quellenkritik, die hier nicht von neuem geübt. sondern von der als bewiesen ausgegangen wird. Die unterscheidung zwischen Sigrdrifa und Brynhild lässt sich unmöglich aufrecht erhalten. Es ist denn auch

1) Sehr wunderlich verhält herr P. sich diesen parallelen gegenüber. Erstere akzeptiert er, sogar nennt er sie (s. 105) eine von mir 'nachgewiesene identifizierung' (auf die richtigkeit dieses ausdrucks gehe ich nicht ein). Die zweite aber, die an sich gerade so stark oder gerade so schwach ist, aber jedesfalls durch erstere, wenn man diese annimmt, gestützt wird, darf nicht gelten, weil 'dieser name für die burg der heldin der werbungssage bezeugt ist'. Also werden zuerst die sagen konstruiert, und darauf wird die bedeutung der überlieferung nach ihrer brauchbarkeit für die schon vorhandene konstruktion abgeschätzt.

wunderlich genug, wenn herr P. hier (s. 86), wie auch an einer früheren stelle, sich gegen mich auf Golther beruft, nachdem Golther selber wiederholt seine zustimmung zu meinen resultaten öffentlich ausgesprochen hat. Die versuche, zu beweisen, dass zu der walküre auf dem berge kein *eafrlogi* gehört, wie unentbehrlich diese hypothese auch für denjenigen sein mag, der die beiden frauen trennen will, sind gescheitert, und es hilft nichts, die alten argumente zu wiederholen oder die forscher, die im Nibelungenliede die beiden besuche Sigfrids bei Brynhild nicht nur in hauptzügen, sondern mit vielen, aus älteren quellen wörtlich erhaltenen einzelheiten nachgewiesen haben, 'allzu feine spürnasen' zu schelten [1].

Herr P. versucht dann nachzuweisen, dass die aufgabe der erlösten jungfrau ursprünglich ist, Sigurðr weisheit zu lehren, und dass also die sprüche der Sigrdrífumál sämtlich oder zum teil echt sind. Das enge verhältnis zwischen Sigrdr. und verwandten dichtungen wie Fjǫlsvinnsmál hat also für ihn keinen wert; die mitteilung der Vǫlsungasaga, dass die beiden sich liebe schwören, wird beiseitegeschoben [2]; das zeugnis der Þiðrekssaga für eine frühere verlobung wird für nichtig erklärt, — natürlich bekommt der sagaschreiber die schuld [3]; die unzweideutigen zeugnisse des NL. werden geleugnet; hingegen wird ein versuch gemacht, in anderen quellen spuren der weisheitslehren nachzuweisen; was dabei herauskommt, ist freilich dürftig genug. Hagens worte Vǫls. s. c. 30, 89, die auch mit dem besten willen nicht auf die weisheitslehren bezogen werden können [4], und, was gewiss keinen grösseren gewinn abwirft, Eygleins rolle im Hürnen Seyfrid. Wenn dieser dem helden bei der gewinnung der jungfrau mit rat zur seite steht und ihm später auch einige mitteilungen über die zukunft macht, so soll das von der erlösten prinzessin auf den zwerg übertragen sein.

1) Wenn man sieht, wie vollständig diese beiden besuche im NL. verarbeitet sind (Unters. II, 17—25, vgl. über Sigurðs liebe auch s. 11—13), so macht es einen eigentümlichen eindruck, wenn ein autor, der auf die geringsten scheinübereinstimmungen ganze gebäude von hypothesen gründet, erklärt, dass diese dinge 'in Deutschland mit keiner spur nachzuweisen sind' (s. 86).

2) Was herr P. s. 92 über die papierhandschriften sagt, ist ganz verfehlt. Wenn die schlussstrophen von Sigrdr. aus der erinnerung niedergeschrieben sind, so hat es keinen sinn, gegen die ansicht, dass das fehlen der schlussprosa in den papierhandschriften sich aus ihrer prosaischen form erklärt, einzuwenden, dass die prosa 'auch der regel nach von den papierhandschriften abgeschrieben' wird. Diese strophen sind eben nicht abgeschrieben worden.

3) S. 108 ff. wird ein ganzer abschnitt dem versuch gewidmet, nachzuweisen, dass c. 227 ein machwerk des sagaschreibers sei. Die argumentation ist zum grossen teil aprioristisch: es soll so sein, weil sonst eine selbständige werbungssage nicht zu retten wäre. Grosses gewicht legt der verf. s. 110 auf parallelstellen der Vǫls. s.: diese beweisen aber, sofern sie richtig sind — denn eine auslese täte not —, nichts für die von herrn P. angenommene abhängigkeit des kapitels von der Sig. meiri, da ja die Sig. meiri und die Sig. yngri mit II Q aus derselben quelle stammen; über die viel bedeutenderen übereinstimmungen mit dem NL., die die hypothese unmittelbar widerlegen, da weder das lied von der geschriebenen saga noch die saga von dem liede abhängig sein kann, schweigt herr P., obgleich ich sie ausführlich nachgewiesen habe. Die missverständnisse und oberflächlichkeiten, die s. 112 dem sagaschreiber aufgebürdet werden, sind für die ganze methode bezeichnend. Die berufung auf den prolog (s. 108) hat keinen sinn; im prolog steht nichts, woraus es möglich wäre, eine schlussfolgerung mit rücksicht auf das kapitel zu ziehen; wenn es aber anders wäre, so müsste herr P. zunächst die echtheit des prologs beweisen.

4) Über eine mögliche erklärung der nicht ganz verständlichen stelle s. Unters. I, 74.

S. 92 polemisiert der verf. gegen den dichter des teiles der Sig. meiri, wo Sigurðr Brynhild zum erstenmal besucht (c. 24), und zugleich gegen meine auffassung dieses kapitels. Dem dichter wird vorgeworfen, dass er zuerst Brynhild sagen lässt: *ek man kanna lið hermanna en þú munt eiga Guðrúnu Gjúkadóttur* und darauf dennoch eine verlobung folgen lässt. Man kann das schön finden oder nicht, aber es steht nun einmal da, und erklärlich ist es auch wohl. Der dichter lässt Brynhild einen blick in die zukunft werfen, wie das in so vielen liedern geschieht, aber daraus folgt nicht, dass er nun auch die ihm von der tradition überlieferte verlobung streichen musste. Ganz ähnlich weissagt Guðrún im zweiten Guðrúnliede, wie ihre ehe mit Atli enden wird, aber das war für den dichter kein grund, diese ehe fortzulassen. Wenn Brynhild sagt, sie werde kämpfer anführen, so habe ich schon Unters. I, 43 darauf gewiesen, dass hier nicht nur, wie aus der weiteren darstellung hervorgeht, der *vafrlogi*, sondern auch reminiszenzen an Brynhilds walkürennatur nach einem späteren zeitpunkt verlegt worden sind, wie überhaupt die einzelheiten des ersten besuches in den jüngeren quellen auf den zweiten übertragen worden sind. Wo nun der dichter sich nicht scheut, die verlobung auf die eben angeführten worte folgen zu lassen, da wird es völlig unverständlich, warum herr P. mir einen vorwurf daraus macht, dass ich Sigurðs zweiten besuch hier anschliessen lasse. Dieser besuch befindet sich doch mit Brynhilds worten in keinem stärkeren widerspruch als die verlobung. Wenn herr P. dem dichter vorschreibt, er solle Brynhild dann lieber haben sagen lassen: *ek man eiga Gunnar Gjúkason*, da kann man darauf nur sagen, dass der dichter nun einmal nicht herr Polak hiess. Dieses argument wider die einheit der Sig. meiri, von der er nach Heuslers vorgang c. 24 trennen will, ist also keineswegs besser als die beiden anderen in der anmerkung auf derselben seite angeführten; über *á fjallinu* s. Unters. III, 185 (I, 91); das fehlen des *vafrlogi* in c. 24 ist gerade ein beweis für die zusammengehörigkeit mit c. 271, da der dichter den flammenritt aus mehreren gründen, bei denen wir uns hier nicht wieder aufhalten wollen, nicht zweimal erzählt hat[1].

Unter den sehr schwachen partien des büchleins erwähne ich noch den s. 113 gemachten versuch, in die Sig. sk. den 'werbungsritt' hineinzuinterpretieren. Allerdings steht nichts da, was nur den gedanken an waberlohe und gestaltentausch aufkommen lassen kann, aber man soll diese dinge nur voraussetzen. Denn das, was wirklich in dem gedichte steht, darf nicht in einem gedichte stehen, da so etwas der verpönten 'prokurationsehe' gleichen würde, welche 'den charakter' des helden 'in eine sphäre niedrigster seelenroheit herabdrückt'. *Plaudite, juvenes!* Darum soll der dichter etwas anderes gemeint haben, als er an einer reihe von stellen deutlich aussagt.

Dieses steht schon in dem letzten kapitel, das von der sogenannten 'werbungssage' handelt. Das kapitel ist fragmentarischer als die übrigen. Hier wird unter anderem versucht, Heimir als eine gestalt der 'werbungssage' zu erweisen und ferner eine mit Sigfrids tod schliessende katastrophe herauszuschälen, die in den quellen mit einer anderen, zu der schatzsage gehörenden darstellung von dem tode des helden vermischt sein soll. Auch hier begegnen wir wiederum diesen doppelten sagen, von deren unwahrscheinlichkeit oben schon die rede war. Allerdings sind mehrere einzelheiten verschieden und wird Guttormr nur éiner der beiden angenommenen sagen zugewiesen, aber doch soll in beiden Sigurðr von Gunnarr und Hǫgni

1) Es sind diese argumente, die meine beweisführung 'als hinfällig dartun' sollen.

oder auf ihr anstiften ermordet worden sein, und dennoch dürfen diese sagen nichts miteinander zu schaffen haben: sie sollen erst später vermischt worden sein. Auch hier wird meines erachtens die auffassung, dass die mordtat nur éine ist, dass aber die umstände und die motivierung sich geändert haben, ohne dass deshalb die ältere motivierung sofort vergessen wäre, als die natürlichere erscheinen, um so mehr, da die entwicklung der jüngeren anschauungen sich aus den quellen ablesen lässt.

Fassen wir unser endgiltiges urteil zusammen, so muss es, wie folgt, lauten. Die methode des büchleins mag für eine frühere zeit richtig scheinen, — jetzt ist sie veraltet. Sie ist zu unsicher, geht allzu eklektisch zu werke, baut zu umfangreiche hypothesen auf scheingründen und aprioristischen annahmen auf. Darum sind die resultate auch nicht von bleibendem, ja nicht einmal von vorläufigem werte. Aber die arbeit soll auch als doktordissertation beurteilt werden. Zieht man die jugend des verfassers in betracht, so kann ihm vieles vergeben werden, da er unmöglich schon die reife und selbständigkeit des urteils besitzen konnte, die für die beurteilung so schwieriger fragen unerlässlich sind. Er hat eine gewisse belesenheit und veranlagung, in einen stoff einzudringen und aus den quellen hervorzuholen, was für seine ansicht spricht oder zu sprechen scheint. Aber die selbstkritik, die bei jedem schritt halt gebietende, fehlt ihm noch. Wir raten dem verf., sich im philologischen handwerk fleissig zu üben; an einer textausgabe mit etwas schwierigen handschriftlichen verhältnissen ist viel zu lernen; ohne zweifel wird eine solche beschäftigung seinen sagenhistorischen forschungen zugute kommen, und er wird das nächste mal etwas besseres zu leisten imstande sein.

AMSTERDAM. R. C. BOER.

Altnordische erzählungen (sagas). 1. bd. Sechs erzählungen von den anwohnern der ost-fjorde Islands. Übersetzt und erläutert von **E. Wilken.** Leipzig, Verlag f. literatur, kunst und musik 1909. 160 s. 3 m.

Dieser 1. band bringt die übersetzung von sechs sagas, die J. Jakobsen unter dem titel Austfirðinga sögur, Kopenhagen 1902–03 herausgegeben hat. Diese ausgabe scheint der verfasser bei jedem leser als bekannt vorauszusetzen; er unterrichtet nirgends über sie, und das erste mal, dass er sie zitiert, geschieht dies in anm. 2 zu erzählung I, indem weiter nichts als der name Jakobsens genannt wird. Auch von dem plan W.s, was etwa die folgenden bände bringen sollen, meldet kein vorwort, keine einleitung. Von den von Jakobsen herausgegebenen erzählungen sind von neun um ihrer geringeren historischen glaubwürdigkeit willen drei nicht aufgenommen: der *Brandkrossa þáttr*, die *Þorsteins saga Síðu-Hallssonar* und der *Draumr Þorsteins Síðu-Hallssonar*. Die vorlage ist mit gutem verständnis der sprache wiedergegeben, nur hie und da begegnen kleine irrtümer, so, wenn z. b. s. 109 das [*Þorsteinn*] *var svá vel at sér* übersetzt wird mit 'doch war er ein nachsichtiger mann', was die vorstellung erweckt, als ob Þ. bei dem liebeshandel seiner frau ein auge zugedrückt habe, was aber gar nicht der fall war. Die worte des textes besagen, dass er ein vortrefflicher mann war. Dass das deutsch der übersetzung zuweilen hätte besser sein können, hat bereits A. Heusler in seiner anzeige (DL. 1910, nr. 10) mit recht hervorgehoben, besonders die allzu ausgedehnte verwendung des praesens historicum. Hier hat W. sich zu sklavisch an die vorlage

gehalten. Auch sonst habe ich mir allerlei notiert: '. . . er sei sich eines schlechten ausganges vermuten gewesen' (s. 9). 'Eine tochter des Helgi Asbjörns-sohn aber mit namen Thorkatla zur frau hatte ein mann namens Hjarrandi . . .' (s. 102). Das ist doch kein deutsch! Auffällig ist die verschiedene behandlung der beinamen: einige werden im text immer übersetzt, andere werden in den anmerkungen erklärt, noch wieder andere aber werden unübersetzt wiedergegeben, und es fehlt jede erklärung darüber. Die anmerkungen selbst bringen das notwendige zum verständnis des textes, ein register das wichtigste über die realien. Bei dem personenregister aber hätte W. nicht nur das erstmalige vorkommen eines namens verzeichnen sollen, sondern sich schon die mühe machen können, alle stellen anzugeben. Das wäre für den leser recht wünschenswert gewesen. Die ausstattung des buches ist, wie schon Heusler a. a. o. hervorgehoben hat, schauderhaft. Und das bei einem verlag für 'kunst'!

HEIDELBERG. B. KAHLE (†).

Rómverjasaga. (AM. 595, 4°.) Herausgegeben von **Rudolf Meissner.** [Palaestra LXXXVIII.] Berlin, Mayer & Müller 1910. IV, 330 s. 14 m.

Weit geringer als bei den anderen germanischen völkern des mittelalters ist die bedeutung des gelehrten, auf dem griechisch-römischen altertum fussenden schrifttums im bereiche der nordischen zunge überhaupt und auf Island insbesondere, und zwar sowohl dem tatsächlichen umfang nach wie im vergleich mit den übrigen erzeugnissen der altisländischen literatur. Und dennoch entbehrt auch das, was vorhanden ist, nicht des interesses für die forschung. Ich will hier nicht verweisen auf die unentwirrbare verquickung antiker und christlicher gedanken mit der altgermanischen götterlehre, wie wir sie seit Bugges und Bangs forschungen in einzelnen Eddaliedern zu erkennen gewohnt sind, auch nicht auf die in die rein nordische geschichtschreibung hineinspielenden einflüsse einer antik gelehrten urgeschichte, wie sie Heusler in seiner gründlichen arbeit in den Abhandlungen der Berliner akademie 1908 verfolgt und nachgewiesen hat. Vielmehr gilt es hier zu würdigen die ausgabe eines erzeugnisses altisländischen gelehrtenfleisses, das sich mit vollem bewusstsein als bearbeitung eines klassischen stoffes im engsten anschluss an seine lateinischen vorlagen ausgibt, in seiner art vergleichbar der isländischen bearbeitung der sog. Disticha Catonis, die uns Gering unter dem alten titel Hugsvinnsmál als Kieler festschrift 1907 so bequem zugänglich gemacht hat.

Bereits auf der Hamburger philologenversammlung[1] hat uns der jetzige herausgeber darauf hingewiesen, wie in der Rómverjasaga im gegensatze zur sonstigen gepflogenheit des mittelalters das römische altertum möglichst unverändert dargestellt wird, wie der bearbeiter grundsätzlich bestrebt ist, jede umsetzung in die ihm und seinen zeitgenossen geläufige kultur zu vermeiden. Und hierin liegt eben der besondere wert der Rómverjasaga für uns.

Noch zwei Jahre früher hatte Meissner in den Göttinger nachrichten[2] das gegenseitige textverhältnis zweier überlieferungen des sogen. Upphaf Rómverja behandelt, d. h. des beginnes einer römischen geschichte.

1) Vgl. Ztschr. 38, 113.
2) Philol.-hist. kl. 1903, 657—672.

Diese römische geschichte, Rómverjasaga, ist uns nur in bruchstücken einer älteren und einer jüngeren fassung erhalten, von denen uns Konr. Gíslason die wichtigsten stücke in seinen 44 Prøver zugänglich gemacht hatte. Was von der älteren fassung in der Arna-magnaeanischen handschrift 595 a—b, 4°, auf uns gekommen ist, legt uns nun Meissner vor in einer ausgabe, bestehend in der hauptsache aus zwei teilen: dem text in einer schreibweise, die die mitte hält zwischen diplomatischem und normalisiertem abdruck, und aus einer einleitung.

Diese einleitung berichtet uns über das verhältnis der verschiedenen überlieferungen zueinander, sodann über die hs. 595, a—b im besonderen, untersucht genau ihren sprachgebrauch, ihr verhältnis zur vorlage oder vielmehr zu den vorlagen: als quellen haben nämlich gedient Sallusts Jugurtha und Catilina, sowie Lucans Pharsalia, woraus Meissner die einzelnen stellenhinweise beim textabdruck am rande genau verzeichnet hat. Lehnt auch der bearbeiter, wie schon oben erwähnt, eine einkleidung in mittelalterlich nordisches gewand grundsätzlich ab, so verzichtet er doch nicht auf jede selbständigkeit dem stoffe gegenüber: er unterdrückt gar manches, was ihm unwesentlich erscheint, z. b. rein geographische exkurse seiner vorlagen; er unterdrückt die stellen, an denen Lucan gegen Caesar partei ergreift usw. Auch hat er nicht rein mechanisch übersetzt, sondern bemüht sich, soweit es der gegenstand erlaubt, im sagastil zu schreiben. Lucans verse werden dabei in prosa wiedergegeben. Andrerseits ist aber der anschluss an die vorlagen oft dermassen genau, dass sich sogar die rezensionen der lateinischen texte feststellen lassen, die benutzt worden sind.

Bisweilen scheut sich aber der übersetzer auch nicht vor kleinen unterschlagungen oder vor ganz freien wiedergaben, wo ihm die genaue übertragung zu grosse schwierigkeiten bereitet hätte. Selbstverständlich laufen ihm gelegentlich auch missverständnisse unter, so, wenn er *maiores* 'vorfahren' durch *mæiri menn* wiedergibt. Gar manchen lehrreichen einblick in die werkstatt des bearbeiters gewährt uns Meissners gründliche und scharfsinnige einleitung.

Wie sich so im einzelnen der übersetzer zu seiner vorlage verhält, untersucht M. nach den einzelnen gesichtspunkten in getrennten abschnitten, z. b. duzen und ihrzen, heerwesen und krieg, verfassung, öffentliches leben, religion und sitte. Eine besondere betrachtung findet dabei die wiedergabe der schlangenepisode bei Lucan 9, 727—733, bei der der Isländer sich an ein schon vorher übliches schema gehalten zu haben scheint. Die aufzählung findet sich mit unwesentlichen abweichungen auch in Alfræði íslenzk und Rímbegla.

Unsere ältere Rómverjasaga ist nach Meissner geschrieben in der zweiten hälfte des 13. jahrhunderts.

Die jüngere fassung, in bruchstücken verschiedener handschriften erhalten, ist eine überarbeitung der älteren, aber nicht derjenigen, die uns erhalten ist: bisweilen schliesst sie sich genauer als diese an die vorlage an und wird daher von Meissner gelegentlich zur kritik und erklärung herangezogen, auch in der einleitung oft berücksichtigt.

Da Konr. Gíslasons 44 Prøver ziemlich selten geworden sind, so war schon ein blosser neudruck des textes freudig zu begrüssen. Aber auch mit seiner vortrefflichen und erschöpfenden einleitung hat sich Meissner unseren dank verdient. Wenn es hier heisst *at segja kost ok lǫst* seiner ausgabe, so muss ich wirklich suchen, um auch *lǫst* zu entdecken — abgesehen von einigen ganz geringfügigen druckfehlern, wie z. b. kopfstehenden *n* und *u*. Da, wo die hs. beschädigt oder

unleserlich ist, wäre vielleicht mancher anders verfahren als M. Da es immerhin nicht ausgeschlossen ist, dass auch einmal ein benutzer des textes auf eine glückliche konjektur verfällt, ohne dass ihm die hs. zugänglich ist, so wäre es erwünscht gewesen, statt der sich stets gleichbleibenden drei kreuze irgendwie den umfang der unsicheren stelle angedeutet zu sehen, und ferner wäre es vielleicht übersichtlicher gewesen, nicht nur unter dem strich, sondern sogleich aus der schriftgattung des textes erkennen zu lassen, was ergänzungen der beiden herausgeber sind.

Eine stattliche anzahl besonderer anmerkungen zu einzelnen textstellen beschliesst das schöne buch, das uns ein für den norden ziemlich einzigartiges denkmal bequem erschliesst und erklärt.

ERLANGEN. AUGUST GEBHARDT.

Volkslieder aus der Rheinpfalz. Mit singweisen aus dem volksmunde gesammelt. Im auftrage des vereins für bayerische volkskunde herausgegeben von **Georg Heeger** und **Wilh. Wüst.** Bd. 1, 2. H. Kayser, Kaiserslautern, 1909. XV, 311, 318 s. geb. 7,60 m.

Der erste band dieser sammlung, die sich voraussichtlich auf fünf bände ausdehnen wird, bringt 1. erzählende lieder (mythische volkslieder, balladen, romanzen), 2. eine erste abteilung liebeslieder. Die einteilung ist getroffen nach Erk-Böhme, Liederhort; auf die entsprechenden abschnitte in diesem wird auch stets verwiesen, ausserdem die spätere literatur angeführt. Bei diesen angaben zu den einzelnen liedern hätte es sich empfohlen, die aufgezählten werke stets in der folge ihres erscheinens zu nennen. Dass die liebeslieder auf zwei bände werden verteilt sein, wird ein übelstand bleiben, der die benützung des gesamtwerkes erschweren muss.

Prinzipielle gesichtspunkte werden noch nicht berührt, eine zusammenfassende erörterung aller das pfälzische volkslied betreffenden fragen ist vielmehr für den schluss des werkes vorbehalten. Demnach bietet der erste band vorläufig nur material, dieses aber wertvoll durch die vielen sorgsam aufgezeichneten textvarianten. An einzelnen stellen ist auch auf die beliebten kontaminationen verwiesen worden. Auch volkläufig gewordene kunstlieder (John Meier, Kunstlieder im volksmunde) sind in ganz beträchtlicher zahl verzeichnet. Zu bedauern ist nur, dass noch wieder der unterschied festgehalten wird zwischen volkstümlichen liedern und echten volksliedern. In der fassung, wie auch diese sammlung sie bringt, sind die meisten doch schon echte volkslieder geworden, d. h. das singende volk hat ihnen gegenüber sein herrenrecht gewahrt, hat sie seinem geschmack und seinem verständnis angepasst. Diese entwicklung werden doch die meisten der sogenannten volkslieder durchgemacht haben.

Nur einige wenige der bisher veröffentlichten lieder des ersten bandes könnte man als eigentum der Pfalz bezeichnen, die meisten sind allgemein deutsches oder wenigstens westdeutsches volksgut. Nr. 5, Mariechen sass auf einem stein, ist übrigens als kinderspiel viel weiter verbreitet, als die literatur bisher verzeichnet hat. Mir ist es aus dem ganzen nordosten bekannt, Ost- und Westpreussen, Pommern, Brandenburg, Sachsen, Schlesien.

Einen wertvollen bestandteil der sammlung bilden die melodien, zu manchen liedern drei, vier und mehr varianten. Die melodie ist ja der träger der texte. Das fazit aus den weisen wird auch noch erst zu ziehen sein.

Der zweite band bringt die fortsetzung der liebeslieder, sodann als dritte gruppe abschieds- und wanderlieder, heimatlieder und als vierte nachklänge alter tage- und wächterlieder, fenstergang- und ständchenlieder.

Nur einige wenige von diesen liedern gehören der Pfalz allein an, so die übertragungen französischer gesänge II, nr. 536 und 537, eine grössere anzahl ist dem westen Deutschlands eigentümlich (Lewalter, Wolfram, Meier, Marriage), die meisten sind allgemeines deutsches volksgut.

Auffällig ist die grosse menge von liedern bekannter verfasser, teils umgesungen, teils in der ursprünglichen fassung, die nun volksgut geworden sind. In allen derartigen sammlungen finden wir einzelne lieder, zu denen die bemerkung gemacht wird: 'Nur noch von einer alten frau gekannt', 'Aus einem alten geschriebenen liederbuche' u. dgl., also absterbende, verschwindende oder schon vergessene lieder, und daneben die vielen aus der neueren zeit, die wir auf bestimmte verfasser zurückführen können. Dieses verhältnis ist mir noch nie so in die augen gesprungen wie bei diesem zweiten band der pfälzischen volkslieder, und ich spreche das an als ein typisches beispiel dafür, wie das volkslied sich weiterentwickelt und seinen bestand ändert. Auch das volkslied unterliegt, wie alles menschliche, der entwicklung. Die grundbestimmungen der menschlichen seele bleiben ja immer dieselben, aber die kulturverhältnisse ändern sich und mit ihnen die bedingungen auch für das leben des volksliedes. Diese sind heute nicht mehr die gleichen wie für das volkslied in seiner ältesten und älteren gestalt. Die anders gewordene menschheit, soweit sie überhaupt noch solche lieder singt, lässt alte fallen und nimmt neue auf als den ausdruck dessen, was sie bewegt und erfüllt. Was wir heute nachweisen können an der hand solcher sammlungen, wie sie auch in den pfälzischen volksliedern vorliegt, das wird sich in früheren zeiten wohl ebenso entwickelt und ebenso vollzogen haben.

Zu den entstehungsjahren einzelner lieder möchte ich nur noch nachtragen nr. 345: 1887, nr. 340: 1819.

Nun noch einige bemerkungen zu den melodien, die auch hier wieder alle charakteristischen eigenschaften des volksliedes aufweisen: als ein musterbeispiel, wie das volk melodie wie rhythmus zu ändern beliebt, sind die verschiedenen lesarten von nr. 119 anzusehen, von denen 119^a II als eine wahre perle zu bezeichnen ist. Man vergleiche die herzliche anmut hier mit dem schwermütigen charakter von 119^d II, der durch die schweren notenwerte ($^1/_2$noten) bedingt wird. Von grossem interesse sind melodische und rhythmische anklänge an allgemein bekannte volksweisen, z. b. 11^b und 12^a (O tannenbaum), 13^a (Es zogen drei reiter), 20 (Jung Siegfried war ein stolzer knab), 29^b III (Im krug zum grünen kranze), 59^a (Stosst an, Jena soll leben). Beispiele dafür, dass volksweisen mit dem dominantdreiklang oder septimenakkord anfangen, sind n. $24^{a,b}$, 128 I.

Die sammlung bietet auch wieder eine schier unerschöpfliche menge von belegen dafür, wie fein das volk es versteht, zu charakterisieren. Es finden sich tonmalereien, wie sie unsere grössten tonkünstler nicht besser hätten zuwege bringen können. So 43 II 'ritter' — 'geritten', ferner 58^b I. Hier fällt die wunderbare wirkung der synkope auf, die sogleich in die erforderliche stimmung versetzt. Feinsinnig ist z. b. auch in 124 der plötzliche übergang in den $^2/$takt und in die langsame bewegung bei den worten 'hier so ganz allein' und so noch vieles, was hier zu erwähnen zu weit führen würde. Hier muss der musikgelehrte einsetzen.

PRENZLAU. K. PRAHL.

Otto Nieten, Chr. D. Grabbe. Sein leben und seine werke. [Schriften der literarhistorischen gesellschaft Bonn. Herausgegeben von Berthold Litzmann. IV.] Dortmund, Fr. W. Ruhfus 1908. VII, 456 s. 10 m.

Otto Nieten, der herausgeber der in Max Hesses klassikersammlung erschienenen Grabbeausgabe, fasst in diesem bande seine Grabbeforschung zusammen. Wenn er auch in der darstellung seines themas das wissenschaftliche moment in den vordergrund rückt, so sucht er dabei doch noch einer zweiten form gerecht zu werden, nämlich der populären, und das ist ihm auch so ziemlich gelungen. Er schreibt einen gehobenen, anregenden stil; innere wärme, tiefe sympathie mit seinem stoff spricht deutlich aus wort und auffassung. Ich denke, das ist nur bei wenigen dichtern so notwendig wie gerade bei Grabbe, der eins der schwierigsten probleme ist in der literarischen kritik: Nieten gesteht zu, dass bei Grabbe innerlicherlebtes und bloss nachempfundenes, pose und ureigene gebärde, reminiszenz und origineller ausdruck kaum noch zu sondern sind.

Nieten schildert Grabbes geistiges klima und gibt darin einzelbetrachtungen seiner werke in ihrer folge. Wir sehen Grabbes entwicklung vom schicksalsdrama der romantik und dem modischen Shakespearekult zur nachfolge Byrons, zum protest gegen Shakespeare, zum aufgreifen der Schillerschen nationalitäts- und volkstümlichkeitstendenzen, seine entwicklung vom wildesten pathos phantastischer gestalten zur wortkargen resignation sicher gezeichneter, fest auf dem boden stehender männer, von blasser ferne und unbestimmter weite zum westfälischen heimatboden. Eine fülle feinsinniger und fruchtbarer betrachtungen knüpfen an die einzeluntersuchungen an.

Weshalb Nieten s. 407 sagt: 'Mit lyrischer gefühlsinbrunst sich in die natur zu versenken war dem dichter, besonders in den ersten dramen, nicht gegeben' bleibt mir bei der reichen ausstattung des Gothland mit ausdrücken tiefen naturgefühls unklar.

Das bedauerliche an dem buche ist die unzahl der druckfehler, die noch weit grösser ist, als das lange verzeichnis am schluss andeutet, und die schwere entstellungen enthalten.

MÜNCHEN. ARTUR KUTSCHER.

Paul Ulrich, Gustav Freytags romantechnik. [Beiträge zur deutschen literaturwissenschaft hrg. v. Ernst Elster nr. 3.] Marburg, N. G. Elwertsche verlagsbuchhandlung 1907. VI, 135 s. 2,40 m.

Otto Mayrhofer, Gustav Freytag und das Junge Deutschland. [Beiträge zur deutschen literaturwissenschaft nr. 17.] Ebda. 1907. VII, 56 s. 1,20 m.

Paul Ulrich gibt in seinem buche eine gute zusammenstellung aller direkten und indirekten zeugnisse Gustav Freytags für seine romantechnik — eine recht verdienstliche arbeit, die die sonderstellung des Freytagschen romans schärfer und bestimmter bezeichnen hilft. Ulrich hat das praktische und auch das theoretische material benutzt und einige äusserungen Freytags zu diesem thema überhaupt zum erstenmale veröffentlicht. Er gibt im ersten kapitel eine zusammenfassende charakteristik der werke, des schaffens, der technik Freytags und betrachtet im zweiten

und dritten kapitel besonders die handlung und ihren aufbau. Kein zweifel, dass es darauf bei Freytag am meisten ankommt, dass eigentlich die handlung und ihre führung seine romane bezeichnet; kommt es doch auch bei seinen charakteren besonders auf die willensmotive und willensentwicklung an. Diese momente bringen Freytags romantechnik der technik des dramas nahe. Eingehendere betrachtungen zeigen, dass geradezu theatralische wirkungen — im weitesten sinne — erstrebt wurden.

Diese ergebnisse sind für Freytag sehr wertvoll. Die konstruktion spielt in seinem kunstwillen die hauptrolle. Ulrich aber geht weiter und verallgemeinert seine resultate. Im inneren kern erscheint ihm die technik des romans und des dramas als die gleiche. Diese behauptung ist verwunderlich, nachdem Ulrich im gange der untersuchung vielfach auf die unterschiede richtig hingewiesen hat. Vielleicht brachte das die sonderbetrachtung der handlung mit sich und die vertiefung in Freytags eigenart. Die darstellung der realität, die der menschlichen psyche, ist im roman eine naturnotwendig andere, ebenso ist die motivierung eine andere. Das gemeinsame liegt doch mehr in äusserlichkeiten. Die formierungsgesetze, die der roman verlangt, sind nicht die des dramas, sondern die der darstellung alles begebenheitlichen als einer einheit; in diesem punkte gibt es zwischen roman und drama zwar ähnlichkeiten, aber nicht kongruenzen. Es ist gefährlich, zu sagen: „Das drama stellt nur eine seite des menschlichen fühlens dar, es ist gewissermassen nur ein ausschnitt aus dem roman.“ Das kann der theorie des romans und des dramas schädlich sein. Gustav Freytag lehnte sich bewusst an die dramatische technik an. Wenn aber Freytag von haus aus wirklich dramatiker gewesen wäre, dann hätte er seinem romane durch diese übertragung entschieden schaden zugefügt. Freytag ist aber mehr epiker und betätigt sich im roman mit weit grösserem glücke. Allerdings entsteht hier eine seiner naturanlage entsprechende stilistische mischung, die seiner dichtung ihren charakter und ihre stellung in der entwicklung des romans überhaupt verleiht.

Der fortschritt des Freytagschen romanes über die kunstanschauungen des Jungen Deutschland beruht in einer entwicklung des epischen stiles in sich und in einer gleichzeitigen erweiterung des begriffs realismus. 'Er bemüht sich, nicht hass und praktische tendenzen, sondern liebe und eine dichterische idee in dem werk zu geben; er fühlt es als seine pflicht, die umrisse seiner bilder rein zu halten vor verzerrung, und seine eigene seele frei von ungerechtigkeit.' An Immermanns Oberhof dürfte man wohl in diesem zusammenhange als an ein vorbild dieses strebens erinnern.

Mayrhofer zeigt das verhältnis des Freytagschen dramas zum Jungen Deutschland auf, beziehungen, die natürlich weit enger sind als beim roman. Um die frühe schaffensperiode Freytags handelt es sich hier. Nach darlegung der bestrebungen des Jungen Deutschland bespricht Mayrhofer Freytags entwicklungsgang bis zur abfassung des 'Jungen gelehrten' und geht dann besonders auf den 'Jungen gelehrten', 'Die Valentine' und den 'Graf Waldemar' ein. Die bühne muss auch für Freytag bestimmten wirkungstendenzen dienen, muss ein kampfmittel für die liberale opposition sein. Ein vergleich mit zeitströmungen, mit einzelnen dichtern und werken ergibt zahlreiche zusammenhänge, die eingehend in form, in charakteren und ideen bis ins einzelne nachzuweisen sind. Laube war es, an welchen Freytag sich besonders anschloss. Wie Mayrhofer diese beziehung auch zwischen den autoren als psychologisch wahrscheinlich darstellt, so macht er die abneigung Freytags gegen Gutzkow und sein werk psychologisch verständlich. Freytag wächst über das mo-

dische hinaus und besinnt sich auf sich selbst. Sein historischer sinn wie seine deutschnationale, bürgerliche anschauung geben ihm und seinem werke physiognomie. Seit ende der vierziger jahre setzt bei ihm die überwindung des Jungen Deutschland ein, bis er schliesslich scharf mit der ganzen richtung bricht und sich ganz auf die starken stimmen seiner eigenen natur verlässt.

Eine knappe, klare, tüchtige arbeit.

MÜNCHEN. ARTUR KUTSCHER.

Wilhelm Busch, Ut öler welt. (Aus alter zeit.) — München, L. Joachim 1910. VI, 170 s. geb. 3,50 m.

Wie weit diese von Buschs neffen O. Nöldeke sorgfältig edierte, prächtig gedruckte und mit interessanten zeichnungen des grossen humoristen geschmückte sammlung an märchen, sagen und versen wirklich neue varianten bringt, kann nur feststellen, wer in dieser verbreitetsten materie so zu hause ist wie J. Bolte oder John Meier. Aber für die literaturhistorie ist das buch, von dieser frage ganz abgesehen, in doppeltem sinn wichtig. Einmal beweist es von neuem, wie tief Busch sich in die volksdichtung jeglicher form eingelebt hat; Volkmanns lehrreiche schrift hat ja eben erst gezeigt, wie fruchtbar diese beschäftigung mit märchen und volksbuch für ihn gewesen ist. Hier freilich überragen die ernsten stoffe, wenn sie auch zum teil durch die erzähler ins heitere umgebogen sind, wie (s. 104) das mit andern motiven umliniierte meistermärchen Andersens von prinzessin und schweinehirt. — Dann aber ist diese kunst ruhiger, sachlicher nacherzählung für Wilhelm Busch charakteristisch: nur scheinbar ein neuer zug, entspricht sie tatsächlich der resignierten objektivität, mit der auch seine schwänke an dem phantastisch-grausamen treiben unserer realen märchenwelt teilnehmen. Die verwandtschaft seiner technik und seines stils mit denen des märchens hat schon Schaukal treffend hervorgehoben; und wie Ph. O. Runge versteht es Busch, wenn er nacherzählen will, seine freude am schnörkel völlig zu beherrschen — was Brentano so wenig konnte wie Musäus.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Paul Hoffmann, Die mischprosa Notkers des Deutschen [Palaestra LVIII]. Berlin, Mayer und Müller 1910. VI, 222 s. 6,50 m.

Gegenüber den älteren theorien, die in Notkers mischprosa den ausdruck einer unbeholfenheit des übersetzers erblickten oder an wenig sinnvolles mitschleppen von resten der hergebrachten schulsprache dachten, lag es nahe zu vermuten, dass ein so hervorragender sprachmeister, wie N. war, mit der anwendung der mischprosa bestimmte zwecke verfolgte. Nachdem schon früher Junghans für Williram und dann Schiffmann für Notkers psalmenkommentar bestimmte kunstprinzipien festzustellen versucht haben, bemüht sich nun P. Hoffmann, die von N. verfolgten zwecke bis ins kleinste und einzelne hinein zu verfolgen und klarzulegen. Er kommt zu einer unterscheidung von drei verschiedenen prinzipien, die für N. massgebend gewesen wären: das wissenschaftliche, künstlerische und das theologische prinzip.

Das wissenschaftliche prinzip tritt nach H. in den historischen und philosophischen erörterungen von Boetius I. II zutage. In historischen darstellungen dient, wie H. an gut gewählten beispielen zeigt, das latein dazu, den leser in das fremde milieu, besonders in die römischen verhältnisse zu versetzen, während umgekehrt der lateinische ausdruck durch einen deutschen wiedergegeben wird, wenn fremde verhältnisse durch entsprechende deutsche dem leser erklärt und nahegerückt werden sollen. In philosophischen erörterungen bleiben die termini zuvörderst meist unübersetzt (unfreie anwendung des lateinischen, s. 13), ebenso dient das lateinische als ausdruck rein philosophischer abstraktion (s. 22 f.), das deutsche fügt die anschaulichkeit hinzu und vermittelt die anwendung auf die praxis. Gekreuzt werden diese prinzipien indessen häufig durch die wirkung des gelehrten jargons (willkürliche anwendung des lateinischen, s. 62 f.).

Das künstlerische prinzip, vielfach im streit mit dem philosophischen liegend, verlangt nach H., dass die sprache der stimmung entspricht: für das erhabene wird deshalb die lateinische, für das profane die deutsche sprache angewendet. In philosophischen erörterungen erfüllt die zunächst nach wissenschaftlichem prinzip angewandte mischprosa sekundär und unbewusst musikalische, also künstlerische funktionen, der 'lautcharakter' zweier begriffe wurde zum symbolischen ausdruck für das verwandtschaftsverhältnis dieser begriffe, wenn beide in gleicher sprache, für das missverhältnis, wenn sie in verschiedener sprache ausgedrückt waren. Wird diese funktion bewusst verwertet und auf andere als philosophische verhältnisse übertragen, so ist die mischprosa ein mittel, die verschiedensten beziehungen, philologische, räumliche, syntaktische, dem gehör ohne weiteres auf rein mechanischem wege wahrnehmbar zu machen (s. 75 ff.). — Das theologische prinzip endlich fordert zunächst wieder das lateinische für die termini (unfreie anwendung), dann wird mit hilfe der mischprosa die wissenschaftliche bezw. künstlerische seite des religiösen stoffes symbolisiert. H. spricht deshalb von wissenschaftlich-theologischen prinzipien, die in der theologie und dogmatik geltung gewinnen, und von wissenschaftlich-theologisch-künstlerischen und theologisch-künstlerischen prinzipien, die in der mystik und symbolik in den vordergrund treten.

Es ist ein ausserordentlich kunstvolles sprachgebilde, das H. entwickelt und mit feinfühliger vertiefung in die Notkersche prosa vor unseren augen auseinanderlegt. Seinen ausführungen mit ihrem schweren philosophischen rüstzeug zu folgen, ist nicht immer leicht; manche stelle wird man auch anders auffassen können und nicht selten hat man das gefühl, dass H. überfeine unterschiede und beobachtungen macht, die man N. jedenfalls nicht im gleichen umfang wird zutrauen dürfen. Der gesamteindruck der von H. gewählten beispiele ist indessen doch der, dass unbeschadet mancher spitzfindigkeiten die prinzipien im allgemeinen feststehen. Eine nachprüfung über die von H. selbst gegebenen belege hinaus ist allerdings nicht möglich; es sei denn, man wollte die ganze untersuchung nochmals machen.

Bedeutet die feststellung der verschiedenen prinzipien durch H. einen dauernden gewinn, so kann dasselbe kaum behauptet werden von seinen ferneren ausführungen über die entwicklung und die historische stellung der einzelnen prinzipien zueinander. H. sagt, N.s mischprosa werde in ihrer entwicklung einzig durch die äussere lebensgeschichte erklärt, wie sie der brief an Hugo von Sitten enthält, und sei so intim, dass sie uns 'über die äusseren lebensangaben hinaus in die entwicklung von Notkers sprachseele' einblicke gewähre. Diese auffassung zu begründen hat H. sich auf schritt und tritt bemüht.

Einleuchtend ist ja wohl, dass der gelehrte jargon, die willkürliche anwendung der lat.-deutschen mischprosa ohne beachtung wissenschaftlicher oder künstlerischer prinzipien, auch für N. der ausgangspunkt gewesen sein wird. Eine schrift in diesem jargon besitzen wir nicht, da die ersten bücher des Boetius bereits kunstvolle mischprosa zeigen. Ob in der verlorenen schrift De trinitate sich der übergang vom jargon zum kunststil vollzog — wie H. fragt — ist nicht zu entscheiden, aber wenig wahrscheinlich. Notkers eigene äusserung im brief an Hugo von Sitten legt doch wohl die annahme nahe, dass Boetius De consolatione das erste seiner werke war. Da nun keine spur dafür zu finden ist, dass N. erst während der arbeit daran seine wissenschaftlichen prinzipien ausbildete, so muss angenommen werden, dass die grundlage derselben schon bei beginn seiner literarischen tätigkeit feststanden; sie können sich ihm schon in der schulpraxis ergeben haben.

Während in Boetius I. II die beobachtung der wissenschaftlichen prinzipien bewusst vorhanden ist, beginnt bewusste verwertung des künstlerischen prinzips erst am ende von buch II, dagegen fehlt das künstlerische prinzip in buch III V wieder völlig. In diesen büchern herrscht nach H. vielmehr ein rein pädagogischer stil voll philosophischer strenge und pädagogenjargon. H. folgert daraus, dass Boet. III—V nicht unmittelbar nach II, sondern weit später verfasst seien (s. u.). Direkt zeitlich auf Boet. II lässt H. jene werke folgen, in welchen das künstlerische prinzip, das am ende dieses buches auftritt, sich weiter entwickelt und herrscht. Aber welche sind das? Das nächste uns erhaltene werk Notkers, Marc. Cap., zeigt nicht den höhepunkt der b e w u s s t e n anwendung der künstlerischen prinzipien, sondern bereits die unbewusste beobachtung derselben. Den höhepunkt des bewussten gebrauchs legt H. deshalb in die v e r l o r e n e n werke Cato, Bucolica, Terenz, die ja auch nach angabe des briefes zeitlich dem Marc. Cap. vorausgehen. Da die genannten werke poetisch sind, wird gegen die annahme, dass in ihnen die rein künstlerischen prinzipien in den vordergrund traten, kaum etwas einzuwenden sein; H. unternimmt aber überdies eine hypothetische statistik (s. 123 ff.), der natürlich irgendwelcher praktischer wert nicht innewohnt.

In Marc. cap. I. II sieht H. die anfänge einer gross angelegten prosaischen darstellung der sieben freien künste, die dann in den folgenden werken: Kat., Herm. und Arithmethik fortgeführt werde. Für die einheitlichkeit dieser arbeiten lässt sich auch N.s eigene ausdrucksweise im brief an H. von Sitten heranziehen. Schwierig bleibt aber die frage, wesshalb N. von Marc. Cap. nur buch I und II übersetzt hat. H. sieht den grund darin, dass mit buch III die eigentliche wissenschaftliche abhandlung beginnt, bei welcher der dichter in Notker nicht mehr auf seine rechnung kam. Aber diese erklärung ist sehr gezwungen: sie wäre plausibel, wenn N. sich nun poetischen arbeiten zugewendet hätte, während er in wirklichkeit sich nur anderen werken zuwendet, die noch strenger wissenschaftlich sind als die späteren bücher des Marc. Cap., werken, in denen die verwendung seiner künstlerischen prinzipien nun ganz zurücktritt und der rein pädagogische stil herrscht, bei welchen sich auch die verwendung des lateins auf die notwendigste philosophische abstraktion beschränkt (s. 155). In die zeit der arbeit an diesen wissenschaftlichen werken setzt H. nun die i n n e r e rückkehr N.s zur theologie, zu der er nach abbruch der profan-wissenschaftlichen arbeiten auch literarisch zurückkehrt (*hinc reversus ad divina*) mit seinem psalmenkommentar, in welchem nun die neue kunstform, die auf theologisch-wissenschaftlichen und theologisch-künstlerischen prinzipien

aufgebaute mischprosa herrscht. So stellt sich H. das innere Leben Notkers als einen kreislauf dar, von der theologie aufsteigend zur wissenschaft und poesie und wieder zum ausgangspunkt zurückkehrend; und H. will gerade in diesem verlauf eine gewähr dafür erblicken, dass der gang 'der metamorphose in ihren grossen zügen richtig gezeichnet ist'. Aber der satz *on revient toujours* usw. ist kein axiom, das als prüfstein für die richtigkeit einer theorie dienen kann, und auch im einzelnen ist in H.s argumenten noch so manches zweifelhaft, so dass man trotz allem von ihm angewandten scharfsinn und bei aller anerkennung der hingabe, mit der er sich in N.s lebenswerk vertieft hat, seine these doch kaum anders bewerten darf als eine — freilich geistreiche und blendende — hypothese, deren beweis aber vorläufig ausserhalb aller möglichkeit liegt. Eine wichtige vorarbeit müsste jedenfalls noch vorher geleistet werden, die untersuchung von Notkers verhältnis zu seinen quellen und deren latinität[1]. H. hat dies nicht untersucht, und doch ist es für die beurteilung seines sprachschaffens ausserordentlich wichtig, zu wissen, mit welchem grad von freiheit oder unfreiheit er seinen quellen gegenübersteht; diese freiheit, die zu verschiedenen zeiten und verschiedenen autoren gegenüber sehr verschieden gewesen sein mag, kann für die wahl eines ausdrucks vielleicht oft von ebenso grossem einfluss gewesen sein als wissenschaftliche oder künstlerische überlegungen.

Als ein alterswerk fasst H. die Rhetorik auf, die N. ganz lateinisch geschrieben habe, um 'keine zeit auf die schwierige form der mischprosa zu vergeuden'; da sie noch im brief an H. von Sitten erwähnt ist, muss sie vor 1017 geschrieben sein. Erst nach diesem brief setzt H. Boetius III—V an, die er auf grund der sprache zeitlich von I. II trennt. Die bekannten, früher viel umstrittenen worte des briefes *in duobus libris B.* usw. übersetzt er wieder[2] mit 'in zwei büchern von des Boetius Trost der philosophie' und sieht auch darin einen beleg dafür, dass buch III ff. damals noch nicht geschrieben gewesen seien; und die möglichkeit dieser interpretation kann natürlich nicht völlig geleugnet werden. Ebenso muss selbst, wenn man jene worte in der jetzt meist üblichen weise mit 'zwei werke des B.' übersetzt, die möglichkeit zugegeben werden, dass eines davon damals unvollendet war; denn N. sagt ja in seinem brief auch nichts davon, dass die übersetzung des Marc. Cap. unvollendet blieb. Trotzdem ist mir die späte vollendung des Boetius nicht wahrscheinlich. Zwar stimmt J. Weinberg in seiner schrift über N.s anlautsgesetz s. 25 f. Hoffmann bei, aber seine in der tabelle auf s. 27 niedergelegten beobachtungen geben kaum eine solide grundlage für chronologische bestimmungen der Notkerschen werke und lassen sich namentlich nicht dazu verwerten, die bücher Boet. III—V ganz ans ende von N.s tätigkeit zu setzen. Vielmehr stellen sich diese bücher danach eng zu Marc. Cap. (vgl. auch Weinberg s. 25).

GIESSEN. KARL HELM.

1) Inzwischen hat K. Schulte in seiner schrift Über das verhältnis von Notkers Nuptiae philologiae et Mercurii zum kommentar des Remigius Antissiodorensis s. 111 f. feststellen können, dass Hoffmanns auffassung von Notkers mischprosa sich für Marc. Cap. nicht halten lässt.

2) Er kehrt auch zu der lesart *et in aliquantis* (statt *in alio qui est*) *de sancta trinitate* zurück.

Wilhelm Wackernagel, Der arme Heinrich herrn Hartmanns von Aue und zwei jüngere prosalegenden verwandten inhalts. Mit anmerkungen und abhandlungen, neu herausgegeben von Ernst Stadler. Basel, Schwabe & co., 1911. VIII, 250 s. 3,60 m.

Zu seiner für den gebrauch bei seinen akademischen vorlesungen bestimmten, zuerst 1855 erschienenen textausgabe des Armen Heinrich hatte Wackernagel fortlaufende anmerkungen, eine literarhistorische einleitung mit einem metrischen exkurs und drei erläuternde abhandlungen über den aussatz und seine heilung in geschichte und sage und über Hartmanns quelle und künstlerische darstellungsweise verfasst, die für eine zweite auflage bestimmt waren: erst aus dem nachlass trat diese unter Toischers fürsorge 1885 ans licht. Man kann zweifelhaft sein, ob es wünschenswert oder notwendig war, diese ausgabe in einer neuen bearbeitung, auf den stand der heutigen forschung hin durchgesehen, wiederum vorzulegen: ob sie im akademischen unterricht viel benutzt worden ist, darüber fehlt mir jede genauere kenntnis, doch möchte ich es eigentlich bezweifeln. Mir ist sie niemals so bedeutend vorgekommen, dass ich an sich ihre erneuerung für ein bedürfnis gehalten hätte, zumal bei einer radikalen wiedergeburt ein gänzlich anderes buch daraus entstehen müsste, das kaum noch Wackernagels namen weiterführen könnte. Die einleitung hatte gute partien: die biographischen probleme waren mit abwägender vorsicht behandelt, auch die literarischen porträts der drei grossen höfischen romandichter sind ansprechend herausgekommen, wenn auch des verfassers urteil über Wolfram und besonders über Gottfried nicht ohne ungerechtigkeit ist, da er weniger mitfühlend charakterisiert, als vielmehr einen fertigen massstab mitbringt; andere abschnitte waren mager wie die übersicht über die nachahmer Hartmanns oder gänzlich unhaltbar wie der abriss der geschichte der deutschen metrik mit seiner bekannten theorie von der dem lateinischen nachgeahmten reimprosa, aus der durch französischen einfluss der mittelhochdeutsche reimvers entstanden sein soll. Von dem eigentlichen einzelkommentar zu Hartmanns gedicht habe ich nie verstehen können, wie Burdach ihn (Afda. 12, 198) mustergiltig nennen konnte: dazu war er doch vor allen dingen viel zu ungleichmässig gearbeitet. Gut ist ohne frage alles, was die realien und ihre erklärung angeht, ohne dass doch auch hier vollständigkeit erreicht wäre; auch in den beigebrachten parallelstellen, die Wackernagels grosse belesenheit zeigen, findet sich mancherlei brauchbares. Daneben werden, aber wieder ganz inkonsequent, grammatische kleinigkeiten behandelt oder sogar etymologien, die niemand im kommentar eines mittelhochdeutschen textes sucht. Am erstaunlichsten ist mir immer erschienen, was alles in diesen anmerkungen nicht zu finden ist, während es doch hinein gehörte. Ich glaube auch schwerlich, dass Wackernagel diesen einzelkommentar für abgeschlossen gehalten und veröffentlicht hätte: ihm selbst sind also diese inkonsequenzen, denen man auf schritt und tritt begegnet, nicht zuzurechnen; er wusste, dass ein auf augenblickliche bedürfnisse und personen zugeschnittenes und seine aufgabe erfüllendes interpretationskolleg noch keinen druckreifen kommentar darstellt. Die beigegebenen schlussabhandlungen mussten ihren wert behalten und sind das eigentlich bleibende an dem buche: nur die verfehlte psychologie des jungen mädchens, bei dem irdische liebe zu Heinrich eines der treibenden motive sein soll, hat Burdachs und Ehrismanns widerspruch mit recht erfahren.

Stadler hat in der vorliegenden neuen bearbeitung alles getan, was notwendig war, wenn das buch in seinem alten rahmen erhalten werden sollte. Überall

sind durch zusätze in eckigen klammern die ergebnisse der neueren forschungen eingefügt: im einzelnen kann man natürlich über die zweckmässigkeit mancher erweiterung verschiedener ansicht sein. Weggeblieben scheint mir, soweit ich nachgeprüft habe, nichts wesentliches: bei gelegenheit von *dër* hätte etwa zu 741 auch eine ganz skeptische auffassung zu worte kommen, eine etymologie wie '*zage* eigentlich hase' zu 1320 nicht unwidersprochen bleiben sollen. Bei den zitaten aus den glossen s. 191. 199 vermisse ich hinweise auf die sammlung von Steinmeyer und Sievers, die neben den angaben aus Graff wünschenswert sind. Für die sprachliche form von 'Der seele trost' hätte s. 166 auf Pfeiffers aufsätze in Frommanns mundarten, für Kisteners Jakobsbrüder s. 227 auf Eulings ausgabe dieser dichtung verwiesen werden müssen.

JENA. ALBERT LEITZMANN.

Karl Jost, Beon und wesan, eine syntaktische untersuchung. Heidelberg, Karl Winter, 1909. [Anglistische forschungen, hrg. von Hoops, heft 26.] VI, 141 s. 3,60 m.

Jost will das auffällige nebeneinander der *beon-* und *wesan*-formen im altenglischen darstellen, d. h. der formen *eom*, *eart*, *is*, *sind* und *beo*, *bist*, *bið*, *beoð*, die ohne wesentlichen bedeutungsunterschied nebeneinander vorkommen, so zwar dass die ersten — wie man bisher annahm — 'in der regel' für die gegenwarts-, die zweiten für die zukunftszeitstufe benutzt werden. Diese annahme widerlegt Jost in eingehender und gründlicher untersuchung, und er weist nach, dass 'die futurische bedeutung, die den formen des ind. präs. von *beon* zweifellos zuweilen zukommt, schon in der älteren zeit der altenglischen periode nur für einen kleinen bruchteil aller vorkommenden belege zutrifft.'

Im ersten abschnitt untersucht Jost die formen von *beon* und *wesan* im Beowulf (s. 10—17). Hier kommt *beon* ziemlich häufig in futurischer und zeitloser bedeutung vor, während *wesan* in präsentischer und fast nur in verbindung mit einem konkreten subjekt in zeitloser bedeutung erscheint. So kann schon hier die regel aufgestellt werden: sätze mit *beon* sind abstrakt, sätze mit *wesan* konkret oder konkret-abstrakt (in dem — leicht geänderten — sinne, wie ihn Paul im § 52 seiner 'Prinzipien' darstellt). — Es folgt der hauptteil der arbeit, die untersuchung über die Cura pastoralis (s. 17—86). Hier zeigt sich, dass der logische unterschied zwischen 'konkret' und 'abstrakt' zwar vom altenglischen sprachgefühl empfunden wurde, wie aus hunderten von beispielen unwiderleglich hervorgeht, dass aber auch eine verwischung dieses unterschieds sehr leicht möglich war, weil er nur in der grösseren oder geringeren lebhaftigkeit der vorstellung bestand, die das handelnde subjekt im sprachbewusstsein erweckte (§ 121). Jost stellt dann fest (§ 130), dass *wesan* im vorder- oder nachsatz des hypothetischen satzgefüges sowie in verbindung mit adverbien der zeit und mit adverbialen ausdrücken der dauer und der wiederholung (*oft*, *hwilum*, *simle* und dgl.) nicht ein einziges mal belegt ist, *beon* dagegen sehr häufig; ferner (§ 131—33), dass in abstrakten sätzen *beon* 86,3, *wesan* 13,7mal im hundert vorkommt, und dass *beon* am häufigsten dann steht, wenn das subjekt eine person, am seltensten, wenn es eine begriffsbezeichnung ist. Die folgenden paragraphen behandeln *beon* im kon-

kreten satz: hier bezeichnet es (§ 146) einen zustand, der vom standpunkt des sprechenden in der zukunft eintreten wird, oder einen, der zwar in der gegenwart schon besteht, dessen fortdauer in der zukunft aber ausdrücklich hervorgehoben werden soll, oder einen sich wiederholenden zustand, aus dessen mehrmaliger wiederkehr sein wiedereintreten in der zukunft erwartet werden kann.

In einem dritten abschnitt (s. 86–96) behandelt Jost dann noch den gebrauch von *beon* und *wesan* in den gedichten Genesis, Exodus, Elene, Juliana, Phönix, Der menschen gaben, Der menschen geschicke, Der menschen gemüt, wo er nicht wesentlich von dem bei Alfred abweicht, und in Älfrics werken (s. 96–110), aus denen hervorgeht, wie sich *wesan* im abstrakten satze auf kosten von *beon* ausgedehnt hat: denn *beon* kommt darin im poetischen teile bei Assmann 65,5mal im hundert vor, *wesan* aber 34,5; bei Thorpe aber in der prosa erscheint *beon* sogar nur noch 50,5mal, *wesan* aber 49,5mal.

Es folgen kurze abschnitte über die entwickelung im frühmittelenglischen (s. 110–120) und über die optativformen *sie* – *sien*, *beo* – *beon* (s. 120–128). Auf s. 128–138 gibt Jost dann einen ausführlichen 'erklärungsversuch' und auf s. 138 bis 141 stellt er das ergebnis seiner untersuchungen übersichtlich zusammen. Wie der form nach futurisch-hypothetische sätze zeitlose bedeutung haben können, so konnte ursprünglich futurisches *beon* leicht in den abstrakten satz eindringen. Auch in anderen sätzen allgemeinen inhalts konnte es leicht benutzt werden, die über einen vorliegenden einzelfall hinausgehende allgemeingiltigkeit zu betonen. So entwickelte sich aus der futurischen bedeutung von *beon* eine zeitlose; der ursprünglich rein zeitliche unterschied zwischen *beon* und *wesan* ergab dann aber weiter einen unterschied der satzart, den zwischen konkreten und abstrakten sätzen (§ 245). Jobsts erklärungsversuch gründet sich auf gewissenhafte und feinsinnige untersuchung zahlreicher fälle; weiterer forschung bleibt es überlassen, der frage nachzugehen. Anregend genug ist sie ja.

BONN. WÜLFING.

Kuno Francke. Die kulturwerte der deutschen literatur des mittelalters (Die kulturw. der d. lit. in ihrer geschichtlichen entwicklung. Erster band.) Berlin, Weidmann, 1910. IX, 293 s. 6 m.

Der verfasser hat im grunde (s. vorw. s. VIII) schon 1896 diese populäre darstellung des hauptsächlichen in der deutschen literaturgeschichte veröffentlicht – damals englisch (er lehrt an der Harvard university, Cambridge, Mass., U. S. A.) unter dem titel 'Social forces in German literature'. Die vier ersten kapitel liegen jetzt deutsch in erweiterter umarbeitung vor. Konnte jener titel falsche vorstellungen erwecken – von belegen zur spez. wirtschafts- und ständegeschichte aus der nationalliteratur –, so wird der diesmalige nicht jedermann ansprechen. Nach dem vorwort (s. VII) wurde der damalige in der zweiten auflage in Amerika vorsorglicher umgeändert in History of Germ. lit. as determined by social forces. Bei diesem hätten wir nichts dagegen, wenn er ganz verschwände. Der ersatz des bildlichen wertes in geistigen angelegenheiten durch die ausgesprochen markt- und börsenmässigen 'werte' und 'wertungen' führt unsere zeit – ja leider nicht bloss in der theorie! – nur zu leicht aus dem kreise des bildlichen heraus. Er

lässt am ende vergessen, dass der wahrhaft geistige wert erst da zu beginnen pflegt, wo die marktwerte aufhören. Vollends 'kulturwerte' scheinen eine fragliche ware, die auch mehr gefragt als in Hamlets sinne (gegenüber dem geist) fragwürdig (questionable) zu sein pflegt. Was versteht der verfasser unter kulturwerten, was will er zu ihnen gestempelt wissen? Das, was der heutigen kultur, wie man sie so versteht, wertvoll dünkt? Darunter wird beispielsweise die mittelalterliche mystik, mag man sie auch noch so modern aufstutzen, immer eine kümmerliche figur machen. Oder was innerhalb der vergangenen kulturperioden selbst objektiv — nicht etwa bloss im Rankischen sinne war — sondern wertvoll war? Da muss man nun wieder fragen: für wen? Das wird je nach dem nationalen, politischen, konfessionellen, ästhetischen standpunkte allerorten und -zeiten so verschieden beurteilt werden, dass man gerade bei der älteren deutschen literatur — der verfasser verrät es ja z. b. beim deutschen nationalepos (u. ö., so s. 208) zu allererst — keinen grund hat, davon, was eben kurs hat, sein urteil abhängig zu machen. Eine ausgesprochene anleitung dazu sollte es bei pädagogisch-wissenschaftlichen zwecken gar nicht geben, wie sie der verfasser doch verfolgt und in allen hauptsachen auch — oft trotz seines titels — wirklich erfüllt.

Wir würden uns bei der kritik des titels nicht so lange aufgehalten haben, wenn es nicht für die ganze aktuell literarhistorische methode des buches vorbildlich erschiene. Es erkauft seine smarte, schon in den überschriften der meist kurzen — oft in einen einzigen kurzen druckabsatz zusammengedrängten — abschnitte sehr geschickte modernisierung der alten 'kulturwerte' mit der gefahr ihrer abschleifung und vermengung mit den heute 'kursfähigen'. Ref. verweist auf seine rezension des früheren buches (Hist. zeitschr. n. f. XLXXX, s. 84—88), deren auch spezielle ausstellungen an dieser paraphrase des alten textes gleichfalls wörtlich wiederholt werden könnten, wenn der rezensent es so leicht hätte, wie in unserer raschlebigen zeit oft der schriftsteller! Er hat dort den herausfordernden missbrauch anzumerken gehabt, den dieser mit heute geltenden schlagwörtern in der charakterisierung ihnen völlig ferner und fremder geistesarten und seelenzustände treibt. Diese schillern noch dazu, wie es auf dem 'jahrmarkt der worte' unausbleiblich ist, gemeinhin in allen farben. Sie machen — schliesslich nicht bloss auf historischem gebiete — jedes objektive urteil, jede kritische unterscheidung unmöglich.

So wird s. 203 f. nicht bloss einmal aushilfsweise von dem 'übermenschentum' Joh. Taulers gesprochen, sondern der ganze betr. abschnitt (s. 206—8) ist überschrieben 'Der übermensch'. Selbst wenn man nun dieses durch Nietzsche in die menge geworfene und dort zunächst unerhört brutalisierte faustisch-mephistophelische wort in seiner jetzt angängigen sublimierung nähme, würde es gerade am wenigsten auf die älteren deutschen mystiker passen. Diese kennzeichnet im gegensatz zu anderen, z. b. den altitalienischen, eine geradezu krampfhafte abwendung von dem 'icht', die völlig buddhistische (durch den manichäismus der mittelalterlichen sekten tatsächlich vermittelte) erhebung des 'nicht', der negation des (satanischen) schöpferwillens, zum 'sohn Gottes'. Es hat das zum kirchlichen verbot der schriften des meisters Eckhart geführt, was der verfasser ebenso unerklärt lässt, wie die apotheose der 'ungeschaffenheit' in seinem zitat aus Tauler in eben diesem übermenschenparagraphen ihn geniert. Was das schlimmste ist, dieser 'übermensch' färbt seine darstellung gerade des meisters Eckhart (s. dessen 'verwandtschaft mit dem modernen denken'! s. 188 f.), des radikalen ausprägers dieser denkrichtung in Deutschland, während sich bei Tauler wohl schon renaissance-einflüsse nachweisen

liessen (selbst in den zitaten des verfassers, s. s. 202, der sie aber nicht anmerkt!). Er findet dafür bei Eckhart (s. 188) 'eine offenbare vorwegnahme Hegelscher grundprinzipien', was Schopenhauer zu seinen kräftigsten äusserungen über 'geschichte der philosophie' veranlasst haben würde. Treffender und zugleich tatsächlich hätten bestimmtere hinweise auf den platonismus diese geisteswelt (auch ihre terminologie) beleuchtet. Schon s. 50 f. für Otfrieds vorrede über die fünfteilung seines 'Krist' (statt der vier evangelien) mit dem bezug auf die fünf sinne gäbe diese seite (vermittelt durch Augustins Confessionen) bündiger und systematischer die erklärung, als der zufällige hinweis auf eine (keineswegs parallele) äusserung von Otfrieds 'grossem zeitgenossen' Scotus Erigena. Wie wird nun vollends 'der übermensch' die anschauungen seines publikums von deutscher 'mystik' färben, dem er gleich am anfang (s. 14 f.) in den abschnitten über die völkerwanderung so erfrischend modern vorgestellt wird: 'der mann ohne gewissen, die frau ohne scham, an nichts glaubend als an sich selbst, durch nichts gehemmt als durch die schranken ihrer kraft; übermenschen, losgerissen von dem allgemeinen gesetz'!?

So wird dies publikum übermenschliche gleichungen, wie 'die schwachen und ehrlichen' (auf s. 248), verstehen. Das wird ihm die einstellung dieser 'mystik' unter 'die kultur des bürgertums' erklären, die nicht bloss beliebter einschachtelung halber (im IV. kap.) erfolgt; eben dieses bürgertums, dessen 'kulturwerte' der heilige eifer Bertholds von Regensburg auch hier in einem abschnitt (s. 178 ff. statt im inhaltsverzeichnis 168!), sogar mit direkter übertragung auf 'moderne diatriben gegen Rockefeller und andere amerikanische multimillionäre' (s. 181 anm.), vorführen darf. Wozu? Nun, (überschrift des abschnittes!:) um seinen 'wirklichkeitssinn' darzustellen! Denn auch die nonne Mechthild von Magdeburg hat hier (s. 178) 'die entdeckung der welt ekstatischer vision' zu besorgen (eine rubrizierung, die den verfasser übrigens in erinnerung an die deutschen visionärinnen des 12. jahrhunderts auf s. 175 zu einer etwas einschränkenden anm. veranlasst), Heinrich Seuse (Suso) 'die intensivität des erlebnisses' (s. 194 f.), das für den 'heutigen leser wie etwas gegenwärtiges und ganz modernes' (?) wirkt. Er ist der 'mittelalterliche Werther' (s. 194), hat die 'verbindung von symbolismus und naturalismus' durchzuführen und findet sich (auf s. 190) richtig schon arm in arm mit Gerhart Hauptmann. Nun ist der 'moderne' symbolismus von dem traditionellen, streng kirchlich präzisierten dieser Dominikaner, wie man ihn in der 'Clavis des Melito' zu beginn jenes zeitalters sogar patrisieren wollte, so grundverschieden, dass ich kürzlich in einer hiesigen germanistischen gesellschaft einen studenten ihre beziehungslosigkeit auf das bündigste auseinandersetzen hörte. Was vollends 'die kalte gelassenheit des modernsten naturalismus' (s. 68) mit dem feuer jener heroischen selbstkämpfer gegen die sünde und den gluten der mittelalterlichen reue (s. 67 f. die büsserin aus dem Ruodlieb) zu tun haben soll, vermögen auch nur moderne kulturwerter herauszufinden. Bei den voraussetzungen der dichtung und kunst des mittelalters von 'naturalismus' zu reden, ist theoretisch widersinnig. Aber auch praktisch (technisch) ist die wirklichkeitskopie (selbst der ars 'mechanica' als 'simia naturae') des mittelalters entgegengesetzt der modernen gemeint, was wir an anderem orte zu belegen hoffen. Es sind nur die stärksten proben aus dem für moderne literarisierung und theatralisierung besonders empfindlichen biblisch-geistlichen gebiete, die ich hier anziehe. Aber es könnten auch solche aus dem ganz weltlichen angeführt werden, die zum mindesten die misslichkeit moderner phraseologie gerade für die zustände des älteren deutschen geistes- und seelenlebens hervorstechen

lassen. Da ist (s. 211) von der 'universalität des deutschen volksliedes' die rede, welcher ausdruck von dem, was gemeint ist, ungefähr die gleiche vorstellung geben kann, wie eine päonie von dem duft einer wiese voll feldblumen. Da wird es immer ein merkwürdiges dokument des verhängnisvollen einflusses des klassizistischen formalismus auf die deutsche kunst der neuzeit bleiben' (s. 138) – was? etwa Gottscheds Kritische dichtkunst? Sulzers Theorie der schönen künste? Goldmann-Sturms Bauanleitung? Nein! Goethes private, sehr reale und praktisch humane äusserung über die aussatzsensation im 'Armen Heinrich' (die nebenbei gegen ihre heutige dramatische ausschlachtung wie vorgemünzt erscheint!). Diese modernen schablonisierungen führen nur zu leicht auch zu sachlich unzutreffenden äusserungen: s. 109 'kein mensch jener jahrhunderte hat ernstlich bezweifelt, dass die institutionen, in denen er lebte, göttliche einrichtungen seien' u. d. f. Hat der verfasser nie von mittelalterlichen ketzern und ,fry geist'-sekten gehört, ihren schneidenden äusserungen über kirche und staat, ihrer fortbildung des Averrhoismus zu wirklich naturalistischer leugnung der einzelseele, des freien willens bzw. der gnadenwahl, des gewissens usw.? Das überhandnehmen dieser geistesrichtung bei dem niedergang jener institutionen gerade in den leitenden ständen (im französischen rittertum schon vor der zeit Sugers) hat die allgemeine verrohung gefördert, deren rückwirkung auf sprache und dichtung zu dem – vom verfasser immer wieder 'evolutionistisch' in abrede gestellten – gesamturteil über die nationalliteratur des 14. und 15. jhs. geführt hat. War der 'radikale bruch' mit der nationalen vergangenheit und ihrer literatur, der dann wieder (s. 127) unevolutionistisch-traditionell ins 16. und 17. jh. verlegt wird, nicht vielmehr ihre schuld? War die erneuerung, nein, die erhaltung des geistes anders, denn durch das 'ritornar al segno' der europäischen 'kultur', das biblische und klassische altertum, möglich? Hat Geert (Gerhard) Groote und Deventer (s. 207 anm. in der figur der praeteritio erwähnt) wirklich keine 'neuen gedanken erzeugt'? Von wem anders als von den klassischen vertretern des 'klaffenden bruchs' im 16. und 17. jh., den Franciscus Junius, Petrus Resenius, Olaus Wormius, Goldast, Freher, Opitz, Schottelius, ist in allen germanischen ländern die bergung und bewahrung des nationalliterarischen erbguts ausgegangen!

Wir erklären uns hier nicht 'formalistisch, klassizistisch, idealistisch' usw., wie alle karrikierten -ismen moderner marktfähiger entwertungen lauten mögen, gegen die (begründete und an ihren ort gehörige) freiheit in ausdruck und darstellung aller seiten der menschlichen(!) natur, sondern gegen die modern ausschliessliche, einseitig interessierte ausnützung ursprünglich rein theoretisch gemeinter und nur in ihrem kreise und unter ihren voraussetzungen richtig zu verstehender philosophischer ausdrücke für die merkantile stenographie der notierungen auf dem modewertmarkte. Warum muss denn z. b. bei jeder gelegenheit 'naturalistisch' gesagt werden, wo ein derb, roh oder wild, gewaltsam oder auch oberflächlich, unzulänglich, kleinlich u. dgl. vollständig hinreichen und das verständnis der etwa ganz 'unnaturalistisch' gedachten vorwürfe nicht verwischen oder hintertreiben würde? Wie wohltuend sticht die weise beschränkung der älteren philologie in dieser hinsicht, ihre schlichte, dabei poetisch farbenreiche bezeichnungsweise gegen diese eintönig lärmende des zeitalters des dampfes ab, zumal bei einem gelehrten schriftsteller, der es durchaus nicht nötig hat, bei dem diese 'wertungen' wie plakatfetzen an einem sonst richtig getönten gemälde wirken, dessen ganz entgegengesetzt geartete natur gleich auf der ersten seite in einem 'veralteter' stimmen und stimmungen vollen gedichte 'an seine schleswig-holsteinische heimat' zum durchbruch kommt! Viele von diesen handlich zurecht-

gemachten modellsteinen zum einführungs- und übungsaufbau der älteren deutschen geistesgeschichte sind vortrefflich gedacht, zumal die über das epos (s. 18 ff., s. 121 ff.). Der verf. ist ja wohl von haus aus historiker, bewährt jedenfalls diese herkunft durch glückliche heranziehung historischer quellen (Clodowech s. 15, bischof Liutbrand am byzantinischen hofe s. 55) und spiegelungen (s. 63 kaiser Heinrichs II. zusammenkunft mit dem französischen könig Robert im Ruodlieb, vgl. Giesebrecht II, 602). Fast alles ist durch geschickt herausgegriffene beispiele fesselnd verlebendigt. Man merkt der anschaulichen schilderung an, dass ihr verf. auch für die kunst einen blick hat. In der vorläufig noch spärlichen und konventionellen, aber doch wieder ihr selbst geltenden aufnahme kunstgeschichtlicher abschnitte in den kreis der literarhistorischen betrachtung liegt der besondere vorzug dieses populären buches. Sein verf. ist (s. 102) in der glücklichen lage, den 'Trocadéro' für die deutsche kunst an seiner — amerikanischen universität in aussicht stellen zu können.

MÜNCHEN. KARL BORINSKI.

S. Singer, Mittelalter und renaissance. Die wiedergeburt des epos und die entstehung des neueren romans. Zwei akademische vorträge. Tübingen, J. C. B. Mohr (P. Siebeck) 1910. 56 s. 1,80 m.

Der erste dieser vorträge (s. 3—28) behandelt die heute akut ausgebrochenen grenzwidersprüche zwischen den beiden zeitaltern mit dem ergebnis, 'dass sämtliche tendenzen der renaissance sich schon im mittelalter vorfinden, mehr oder weniger entwickelt (!), und dass sämtliche tendenzen des mittelalters in der renaissance wiederkehren' (? fortwirken). Er 'spricht von einer proto-renaissance im mittelalter und einer deuterogotik in der renaissance' (s. 28), wie man vom 'protoevangelium Jacobi' und 'deutero-Jesaias' spricht. Alte historische handbücher (W. Wachsmuth, Grundriss d. allg. gesch.³, 1848) bezeichnen noch das 14. und 15. jh. als das zügellose, sittlich verfallende mittelalter. Heute herrscht die tendenz, das mittelalter zu 'verrenaissancen' — und warum erst (wie s. 17) seit dem 11. jh.? warum nicht gleich mit der 'karolingisch-Alfredschen renaissance' (wie s. 8 ff.)? 'In der folgenschweren lehre des Irnerius' (nämlich der erweckung des römischen rechts auf der nach Denifle zu diesem zweck gegründeten universität Bologna) will man 'die erste renaissancetat' sehen und damit (wie hier s. 17) gar schon die erneuerung der 'antiken kunstprosa' verbinden, wozu nach des ref. eindrücken von den 'artes dictandi' wenig anlass vorliegt. Ja, das spezifisch moderne wird in mittelalterliche erscheinungen hineingesehen: Rousseau (und nicht Augustinus) in die selbstanklagen des Ratherius von Verona (F. v. Bezold), Heine (hier s. 16) in Ulrich von Lichtenstein, dessen 'versumtes leben' als zutat der vier dinge irdischen strebens — in Tiecks übersetzung! — Heines 'verfehlter liebe, verfehltem leben' 'zugrunde liegen soll'. Allein derartiges findet sich doch auch sonst — z. b. in Freidanks vierfacher wurzel der unstæte —, und zwar, echt mittelalterlich, gedacht als eingebung des teufels (68, 23 ff. Bezzenb. s. 129: dar kêrt der tiuvel sînen list — wie er in unstæte gemachen müge . . . er sendet im dan in den muot — daz in sîn leben niht dunke guot: so beginnet sâ sîn herze streben — von einem lebene in ander leben usw.). 'Perversitäten als natürlich hinzunehmen', wird bereits zu den 'idealen von kraft und schönheit' 'ohne 'sünden'- und höllenfurcht' bei den mittelalterlichen Isländern gestellt (s. 10). Das ist auch

anderswo nicht so selten im mittelalter (durchweg seit dem 11. jh.). Es 'spreizt' sich da sogar mit 'schulmeisterlicher gelehrsamkeit' (s. Traube, O Roma nobilis. Abh. bayr. ak. 1891, 1. cl. 2. abt., s. 304 ff. und literatur darüber 308) und soll doch nicht etwa dort schon ausdruck der 'persönlichkeit' sein? Diese der ,individualität' synonym zu setzen, glaubt sich der verfasser (s. 5 a.) durch Burckhardt berechtigt. Doch braucht B. in dem berühmten kapitel (1 des II. abschn.) die steigerung des individuellen ins 'geistige' als kennzeichen der erhebung des subjektivismus und trennt davon (ebd. im 2. kap.) 'das erwachen' und 'die vollendung der persönlichkeit'. Dieser begriff, wie der der person, ist juristischer herkunft. Es scheint misslich, den modernen übermenschen durch vermittelung der 'herrennatur des renaissancemenschen' schon im mittelalterlichen recken Hagen aufzusuchen. S. 25: 'Man nenne mir die treue, die ihn zwänge, dem knaben Ortlieb den kopf herunterzuschlagen oder den seines königs dem henker zu überliefern. Wohl übt er treue — gegen sich selbst. Das aber ist nicht gebundenheit, das ist höchste freiheit.' Und doch vertrug der mittelalterliche sinn in diesem 'übermenschen' so 'christliche zusätze', wie die vor dem gange zum münster im Hiunenland (Lachm. str. 1788. 1793 f.). Stimmt das zu seiner 'modernen irreligiosität' (s. 26)? Man sollte doch in die kontrastfigur (zum Siegfried) — wie solche das epos so gut wie das drama auswirkt — nicht allzuviel hineinlegen! Auf der anderen seite werden echt mittelalterliche zustände, wie die ekstase, einem mönchskünstler wie Fra Angelico (wie kommt gerade er dazu, die 'frührenaissance' zu repräsentieren?) ab- und dem barock als 'fortsetzung des mittelalters' als 'herrschaftsgebiet' zugesprochen (s. 22). Kann sich verf. ekstasen nicht anders vorstellen, als im stil der h. Theresa des Bernini?

Auch der 2. vortrag hat es mit einer literarhistorischen titulaturfrage zu tun, der des ma. epos (schon des Waltharius) als roman. Diese wäre ja nun leicht zuzugeben, soweit sie verf. gleich ausdehnt (s. 53: Crestien im Erec und Iwein als 'schöpfer des modernen problemromans'!), da ja der roman als gattung seinen namen vom ma. epos entlehnt hat. Die feuilletonthese jedoch, damit 'die wiedergeburt des (nicht bloss im kerne, sondern in seinen unmittelbaren voraussetzungen mythischen) antiken epos' zu verknüpfen, kritisiert sich selbst. Nicht erst Georg Finsler (1908), sondern unzählige seit Fénélons Télémaque und Goethes Nausikaa haben die Odyssee romanhaft aufgefasst, ohne sie deshalb einen roman zu heissen. Der Apollonius von Tyrus, den verf. (s. 51) ja für den abkömmling eines älteren griechischen originalromans hält, kann damit auch den keineswegs bloss formalen unterschied dartun. Wohl aber ist es ein antikes werk, Virgils Aeneis, das auf schritt und tritt nachweislich in das ma. romanepos überführt. Gleichwohl war mir dieser vortrag ungleich anregender. Er strotzt geradezu von vielseitiger gelehrsamkeit auf seinem gebiete, wenn sie auch gelegentlich anfechtbar sein mag. In der einleitung des Alexander von Alberich de Besançon scheint mir nicht bloss die interpretation des 'solaz' als 'trost', sondern auch der 'antiquitas' als 'klassisches altertum' in unserem sinne (s. 46) zweifelhaft. Vielleicht bedeutet es nichts anderes als: In krankheit und alter machen uns alte geschichten vergnügen, so dass nicht alles eitel zu nennen ist (wie Salomon will). Dem im vorwort verheissenen werke 'über die schöne literatur des europäischen mittelalters' darf man mit erwartung entgegensehen. Wenn ich mir dabei eine private petition gestatten darf, der sich gewiss noch immer manche fachgenossen anschliessen werden, so wäre es die, allzu taggemässe modernismen im ausdruck dabei zu opfern. Saloppe formeln in ver-

bindungen, wie 'die ethik der kalokagathie (!) von Aristoteles als mesotes (!?) auf flaschen gezogen' (s. 22), 'Frankreich war der welt wieder um eine nasenlänge voraus' (s. 55), stören gerade den in die sache hineingezogenen leser, weil sie ihn mit einem ruck aus ihr hinaus in eine völlig fremde region reissen.

MÜNCHEN. KARL BORINSKI.

Die mittelniederdeutschen predigten des Jordanes von Quedlinburg in auswahl von **Johannes Flensburg.** Diss. Lund 1911.

Im besitz der bibliothek des priesterseminars in Münster befindet sich eine mnd. hs., die auf 196 blättern 84 predigten des Jordanes von Quedlinburg enthält. Die hs. ist von Borchling, Erster reisebericht s. 284, erwähnt und beschrieben worden. Flensburg hat jetzt einen teil dieser hs. abgedruckt und diesen teil nebst einer kurzen lautlehre des denkmals als doktorarbeit veröffentlicht.

Die sprache der hs. stellt sich sofort als westfälisch heraus (mit mndl. eigentümlichkeiten). Man hätte erwarten können, dass der herausgeber die vorhandenen dialektmonographien des westfälischen herangezogen hätte, um die sprachlichen fragen des denkmals zu beleuchten. Das ist nur im geringen grade geschehen, und das rächt sich z. b. bei der besprechung der tondehnung, die der verf. ohne weiteres für offene silbe annimmt (s. XII ff.). Tatsache ist, dass as. kurze vokale in offener silbe mit ausnahme des *a*, wo die länge wohl jüngeren datums ist, im heutigen westfälischen noch kurz geblieben sind und wohl niemals gedehnt waren[1]. In der tat sprechen auch mehrere formen des betreffenden textes für die kürze der vokale in offener silbe: *sprecken, etten, wetten* (wissen), *secker* (sicher), *gebrocken, gesprocken* etc. werden immer oder fast immer mit doppelkonsonanten geschrieben. Diese formen hält der verf. für kürzungen gedehnter vokale, weil as. *i* in offener silbe *e* ergeben hat: as. *witan* > *wetten*, as. *sikor* > *secker*. Diese *e*-schreibung beweist aber nichts, denn, wie schon Jostes[2] und Tümpel[3] nachgewiesen haben, verdanken die westfälischen denkmäler des 15. und 16. jh. dem einfluss des mndl. und vielleicht auch der mnd. schriftsprache diese schreibung *e* für *i*. Es ist ja auch anders nicht zu erklären, da das heutige westfälische einen kurzen diphthong *ie*[4] zeigt, der kaum auf mndl. *e* zurückgehen kann, sondern der als direkte fortsetzung des as. *i* anzusehen ist. In den älteren denkmälern Westfalens findet sich auch *i* neben *e*[5].

Bei der besprechung der in westfälischen denkmälern allerdings seltenen schreibung *a* statt *o* in offener silbe hätte ein blick in Holthausens Soester mundart genügt um zu zeigen, dass es sich dabei in Westfalen sowenig wie im übrigen Niederdeutschland um einen lautlichen übergang *o* > *a* handeln kann, dass vielmehr eine orthographische veränderung vorliegt: das tonlange *ā* fiel um etwa 1400 in grossen gebieten des nd. (aber nicht im westfälischen) mit dem tonlangen *ō* zu-

1) Holthausen, Soester mundart § 57—66.
2) Nd. jb. XI, 91 f.
3) Nd. jb. XX, 84 f.
4) Holthausen a. a. o., § 60.
5) Vgl. Jostes und Tümpel a. a. o.; Bauer, Waldeckisches wörterbuch hrg. von Collitz, s. 21 f.

sammen, und dabei wurde auch für tonlanges offenes *o*, welches das. auch für geschlossenes *ô* < germ. *ou* geltende, zeichen *o* nur schlecht wiedergab, *a* geschrieben. Wenn *a*-schreibungen für *o* auch in Westfalen, wo *ō* und *ā* nicht zusammengefallen sind, sporadisch begegnen, muss das als einfluss der mnd. schriftsprache angesehen werden.

Auch bei der ansetzung des umlauts von *o* und *u*, wo er in der hs. nicht bezeichnet wird, ist der verf. ein wenig nachlässig verfahren. In fällen, wo das altsächsische kein *i* oder *j* in der zweiten silbe bietet, muss man immer vorsichtig sein, wenn man von der heutigen mundart ausgeht, weil der *ü*- bezw. *ö*-vokal oft durch analogie jüngeren datums entstanden ist. S. XVI: *over* < as. *obar* hat wohl seinen umgelauteten vokal erst später vielleicht nach analogie des superlativs erhalten[1]. Das Wisbysche stadtrecht, das den umlaut konsequent bezeichnet[2]), zeigt immer *over*. Dasselbe gilt von *dor* < as. *thuru(h)* 'durch' (umlaut vielleicht nach *vör* < as. *furi?*); *olye* 'öl' hat im heutigen westfälischen keinen umlaut (Woeste, Wörterbuch der westfälischen mundart: *ǫlge*. Vgl. auch schwed. *olja*). Für *kumpt* < as. *kumid* mit frühzeitiger synkope ist freilich umlaut anzunehmen, aber vielleicht nicht in *komet*, wenn es analogiebildung nach der 1. pers. sing. und nach dem plural ist[3]). Um den *ü*- bezw. *ö*-vokal in *krubbe* 'krippe', *vromede* 'fremd' zu erklären, braucht man nicht, wie der verf. s. XVII tut, as. **krubbia*, **frumithi* anzusetzen, sondern die formen lassen sich als labialisierung (vor labialem konsonanten) von as. belegten *kribbia*, *fremithi*, mnd. *kribbe*, *krubbe*, *vremede*, *vromede* erklären. Dasselbe gilt von *hulpe* 'hilfe' (labialisierung vor *l*, die im mhd. sehr gewöhnlich ist).

Im übrigen ist die lautlehre im engen anschluss an die von Heinertz, Die mnd. version des Bienenbuches (Diss. Lund 1906) geschrieben und bietet wenig, was nicht schon dort geliefert ist. Für die textkritik ist nichts getan. Immerhin ist angenehm, dass wir genaue textabdrucke der mnd. hss. mehr und mehr bekommen. Der wert dieser textausgaben aber würde meines bedünkens grösser sein, wenn ein kurzes glossar beigefügt würde. Auch hätte man wohl gerne gesehen, dass der verf. eine vollständige ausgabe, nicht eine auswahl gegeben hätte.

UPSALA. ELOF COLLIANDER.

Herman Felix Wirth, Der untergang des niederländischen volksliedes. Mit beilagen. Haag, Nijhoff 1911. XVI, 357 s. 5 fl.

Zunächst könnte man, wozu jetzt allzuhäufig dringender anlass vorliegt, ein gelindes grauen empfinden vor dem starken umfang des buches. Handelt sichs hier doch nicht um den untergang des römischen weltreichs oder sonst einen gewaltigen gegenstand von unendlicher ausdehnung, sondern auf mehr als 350 s. grossen formats wird gehandelt über den untergang des ndl. volksliedes, einen räumlich, zeitlich und geistig engbegrenzten gegenstand. Indessen dieser gegenstand hat eine grosse tragweite und ist nicht nur im sinne folkloristisch interessierter kreise, sondern für jedermann, mindestens für alle deutschverwandten be-

1) Holthausen, a. a. o., § 64.

2) Schlüter, Über die umlautsbezeichnungen von *o* und *u* in der Stockholmer hs. des Wisbyschen stadtrechts, Nd. jb. XXXVII, 1 ff.

3) Schlüter a. a. o., s. 16 f.

deutend genug. Ist oder scheint er es nicht an sich, so wird er es unzweifelhaft in der darstellung und betrachtungsweise dieses autors.

Das buch enthält nicht nur literarisches material, sondern setzt beständig damit in zusammenhang die grossen treibenden kulturellen, religiösen und sozialen kräfte; neben theoretischer anregung und belehrung bietet es auch für die praktische politik beherzigenswerte folgerungen und aufschlussreiche gesichtspunkte. Hier werden andere töne angeschlagen, als man sie von modernen hyperästheten und einseitig verbohrten dutzendgelehrten zu vernehmen gewohnt ist. Dies buch verdient nicht nur von literaturhistorikern und kritikern innerhalb ihrer vier wände zu wissenschaftlichen zwecken gelesen zu werden, es verdient in der breitesten öffentlichkeit widerhall zu finden und wirksam zu werden; praktische wirkungen, die von einem solchen buch ausgehen, können schwerlich anders denn segensreich für das allgemeine sein.

An dem beispiel der Niederlande wird hier die volkskunst nachgewiesen als dauerhafte grundlage zu jeder gesunden geistesentwickelung, zur wissenschaftlichen und künstlerischen, wie sittlichen und gesellschaftlichen blüte, zum wahren gedeihen und entfalten aller schöpferischen kräfte, zur wirklichen hebung, zur echten kultur eines volkes. Vor allem die ländliche bevölkerung in ihrer bodenständigkeit und wurzelhaftigkeit hat sich bisher überall bewährt als trägerin der guten, gediegenen volkskunst und volkskultur. Wo diese gänzlich unterdrückt oder von der städtischen kultur unterjocht wird — wie die handelswelt von Amsterdam es in Holland und vermöge des übergewichts von Holland in den ganzen vereinigten generalstaaten zu wege brachte — da kommt anstatt echter kunst und bildung nur noch auf oder zur geltung und ist überhaupt nur noch möglich jene schmarotzerhafte, verlogene, wild gährende misskultur der hauptstädtischen bevölkerung, innerhalb deren schliesslich protzenhafte parvenus neben zuchtlosem strassenpöbel die fast allein massgebenden, jedenfalls einflussreichsten bestandteile darstellen. Es kommen dabei betrachtungen vor, die man auf Berlin als die jetzt auf allen wirtschaftlichen und geistigen gebieten für Preussen und vermöge des preussischen übergewichts für ganz Deutschland in erster linie tonangebende stadt anzuwenden sich unwillkürlich versucht fühlt. Der einfluss der bodenständigen bevölkerung ist ja leider in den grossen städten Deutschlands und zumal in Berlin zu gunsten einer internationalen plutokratie gänzlich ausgeschaltet [1]. Wie viel fester der ländliche ge-

1) Wie weit schon die selbstherrlichkeit, anmassung und verblendung dieser Berliner plutokratie gediehen ist, hat sich letzter tage mit erschreckender deutlichkeit offenbart, als der 'kampf gegen die bodenständigen und rückständigen' zur losung der städtischen erwerbskreise gestempelt werden sollte. Nicht genug, dass ein internationaler klüngel sich der führerschaft und herrschaft bemächtigt, will er zu gunsten seiner mammonistischen interessen den sturz und untergang alles bodenständigen herbeiführen, womit er freilich letzten endes sich mit ins allgemeine verderben stürzen muss. Das wort 'rückständig' wird schon lange nur im üblen sinne als tadel und vorwurf gebraucht, gewöhnlich im sinne des zurückbleibens gegen die kulturellen fortschritte der weltstädte, längst ist es zum schlagwort für gewisse grossstädtische parteien geworden und wird in seiner vieldeutigkeit von der gegenseite zurück und so zwischen den gegnerischen parteien gleichsam in geistigem ballwettspiel hin und her geworfen. Das wort 'bodenständig' in tadelnswertem sinn anzuwenden, ist verblüffend und neu; bodenständigkeit ist etwas durchaus unzweideutiges und hat bisher stets als tugend und vorzug in den augen von und an und bei jedermann gegolten; alles bodenständige bekämpfen und ausrotten zu wollen, das ist ein so frevelhaftes und wahnwitziges beginnen, dass die deutsche sprache, die doch ebenfalls etwas bodenständiges ist, gegenüber solcher ungeheuerlichkeit versagt und verstummt.

burtsadel im volke wurzelt, wie viel inniger er mit seiner örtlichen und menschlichen umgebung kulturell zusammenhängt, wie viel wichtiger er ist für das gedeihen von staat und volk als das lediglich auf eigenen gewinn bedachte händlerische patriziertum in den grossen städten, findet man hier mehrfach betont und wohl begründet. Den auf ihre kulturellen errungenschaften so stolzen, in ihrem bildungsdünkel oft unheilbar entarteten und verbildeten bewohnern der grossen städte wird hier keineswegs aufdringlich, deshalb aber nicht minder eindringlich die warnend ernste lehre vorgehalten, dass es sich früher oder später jedesfalls rächen muss, wenn eine volksgemeinschaft um einer fraglichen, verstiegenen höhenkultur willen seine natürlichen grundlagen aufzugeben mit zwang veranlasst wird, wenn die grossstädter wähnen, für sich allein ohne die ländliche und kleinstädtische bevölkerung auskommen und mit glanz bestehen zu können, wenn gar die hauptstadt sich in diesen dünkel gegenüber der provinz, ihrem eigenen land also, hineinlügt, keine anderen anliegen kennen will als die selbstischen eigenen, diese dem ganzen land ohne rücksicht auf das gemeinwohl aufzwingt und alle staatlichen einrichtungen lediglich ihrer erwerbsgier und ihrem vergnügungstaumel dienstbar macht — wie das Amsterdamer patriziat lange zeit nur für sich das ganze land und volk seines machtbereiches rücksichtslos, hart und willkürlich auspresste.

Das goldene zeitalter der niederländischen literatur wird seines legendenhaften nimbus entkleidet, in überzeugender weise werden die schwachen seiten der sogenannten klassiker aufgedeckt und gezeigt, wie sogar die besten dichter sich von plattem utilitarismus und philiströser didaktik — todfeinden jeder echten kunst — nicht zu befreien vermochten; auch die züge süsslicher lüsternheit und schlüpfrigkeit werden gebührend beleuchtet. Ödeste gelegenheitsreimereien überwuchern bis hart an die schwelle der gegenwart den blumengarten der ndl. dichtkunst; hochzeits-, leichen-, lob- und ehrengedichte machten sich dort noch immer als vollgiltige kunsterzeugnisse breit, während in den benachbarten ländern diese stufe längst überwunden war. Das unheil, das die rederijker nicht nur in der poesie, sondern im geistigen leben des volkes überhaupt stifteten, ist besonders anschaulich dargestellt und vorurteilslos gewürdigt. Artete schon der deutsche meistergesang bedenklich aus, zeigte schon dieser neben ehrenwerten und hochachtbaren auch alberne, lächerliche, törichte merkmale, leistete schon dieser an minderwertiger massenreimerei das menschenmögliche, so gingen die rederijker neben geringeren rühmlichen eigenschaften in allen zweifelhaften leistungen weit über unsere wackeren meistersänger hinaus, trieben den heillosen unfug noch ärger, brachten sogar noch ansehnlichere haufen gereimten schundes als jene zusammen und machten so das anscheinend unmögliche dennoch möglich. Demgemäss kommt W. zu dem strengen gesamturteil: 'Die ganze ndl. dichtung kommt uns vor, nicht wie ein eigenes erlebnis, wie eine eigene empfindung, sondern wie eine schlechte nachahmung des von anderen gehörten und erlebten' (s. 275).

Mit starkem ingrimm wendet sich der verf. vom künstlerischen standpunkt aus gegen den Calvinismus, den er neben der städtischen internationalen parvenükultur hauptsächlich für den untergang der alten guten volkskunst verantwortlich macht. Der Calvinismus verstieg sich in seinem blinden eifer gegen eitle weltlust so sehr, dass er gleich dem heiligen Augustin jeglichen gesang und jegliche musik für sündhaft ansah, dass er, von rauschenden weltlichen vergnügungen gänzlich zu schweigen, schon die melodisch abgestimmten glockenspiele der kirchtürme, ja sogar das übliche glockengeläute bei kirchlichen anlässen und für kirchliche zwecke

nicht zulassen wollte: zumal in kirchlichen und geistlichen angelegenheiten sollte jeder sinnliche reiz vermieden werden, schöne klänge galten ebenso wie bunte farben und sonstiger zierrat, von bildlichen darstellungen in gemälden und bildsäulen gar nicht zu reden, als blendwerk des teufels, der sich weder durch auge noch ohr mit süssem sinnenzauber in die seelen der gerechten einschleichen sollte. 'Der Calvinismus zerstörte die volkskunst und lieferte das volk damit der städtischen entartung aus ... Ein totes, verrohtes volk — das ist die kulturelle errungenschaft des Calvinismus' (s. 181). Wie viel einsichtiger und volksfreundlicher katholizismus und Luthertum in dieser hinsicht verfuhren, wird nachdrücklich betont. Freilich, dass die nachkommen einer bevölkerung, vor deren augen und aus deren reihen häufige ketzerverbrennungen mit buntem schaugepränge, dröhnendem sang und klang zu glänzenden, sinnberauschenden kirchlichen festlichkeiten ausgestaltet wurden, dass die späteren geschlechter, deren vorfahren oder anverwandte den scheiterhaufen unter solchen tollwütigen, teuflischen begleitumständen erduldet hatten, von misstrauen und hass gegen ton und farbe, gegen alle kunst mit ihrem betäubenden sinnenrausch und wonnetaumel erfüllt werden mussten, worin begründet und inwiefern berechtigt also dieser hass, dieses misstrauen war, darüber fehlt in W.s buche jegliche bemerkung zum ausgleich seiner ohne das einseitigen darstellung.

Eine besserung der traurigen zustände wird hauptsächlich von einer engeren anlehnung an Deutschland erwartet, wie die nähere berührung der mehr agrarischen östlichen provinzen mit den deutschen (ebenso der südlichen mit den französischen) nachbarn das geistesleben der Niederländer günstig in volkstümlichem sinne beeinflusst hat. Dazu muss aber vor allen dingen der letzte rest jenes hochmuts verschwinden, womit früher allgemein die Holländer auf die freilich im durchschnitt viel ärmeren, langsamer vorschreitenden Deutschen von den stolzen höhen ihrer innerlich faulen kultur hinabsahen, jener dünkelhafte grössenwahn, in dem befangen ein so mittelmässiger dichter wie Bilderdijk verächtlich von unseres grossen Schiller 'drekhoop bij't goud van Sophokles' zu reden sich erdreistete (s. VII).

Minder einleuchtend und ansprechend als die sich im verlauf seiner schrift ergebenden betrachtungen und schlüsse stellen sich die einleitenden sätze dar, in denen der verfasser sich selbst auf das von ihm der volkskunst zu liebe so scharf bestrittene gebiet philosophischer abstraktion und ästhetisierender theorie begibt. Weder W. noch der von ihm herbeigezogene Lamprecht (s. 5), auf dessen orakelspruch sich einzulassen in diesem zusammenhange durchaus nicht nötig war, zeigt sich dabei von seiner starken seite. Wirksamer und glücklicher beruft W. sich (s. 14) für den begriff der volkskunst auf Richard Wagners 'heilige not', die befriedigung eines wahren bedürfnisses, während er die städtische höhenkunst als keinem unabweislichen bedürfnis, keiner notwendigkeit entsprossen, folglich als unwahr und spielerisch bezeichnet. Wenn er aber wiederholentlich, freilich recht vorsichtig und gedeckt unter vorschiebung der Wagnerepigonen scheinbar gegen diese, wirklich aber gegen den grossmeister selbst ausfällig wird und ihn zu den vertretern der grossstädtischen perversen scheinkultur zu rechnen geneigt ist, während er Brahms als den eigentlichen deutschen urtypus und genius hinstellt, werden ihm wenige darin beistimmen und folge leisten. Zwar wird einer oder der andere, der nicht gleich manchen Wagnerianern götter leugnend menschen vergöttert, im stillen vielleicht sich seine besonderen gedanken machen, aber es für schädlich und zwecklos halten, sie der öffentlichkeit vorzulegen — denn Wagners

weltstellung ist nun einmal unerschütterlich, und alle deutschgesinnten, wozu man W. als den verfasser dieses buches wohl rechnen darf, sollten einsichtsvoll genug sein, nur mit ehrfurcht und heiliger scheu den namen zu nennen, dessen träger nicht nur seine volksgenossen ohne unterschied von religion und partei, sondern auch fast alle fremden kulturnationen im weitesten umfange seinem, also dem deutschen genius unterworfen hat.

Wer aber, von unvermeidlichen verschiedenheiten des urteils im einzelnen abgesehen, den trefflichen grundgedanken des inhalts gerechtigkeit widerfahren lässt, wird auch an der form wenig auszusetzen haben. Es tut an sich nichts, wenn die wichtigsten leitsätze mehrfach mit starkem nachdruck betont werden, aber der verfasser wiederholt sich nicht selten wörtlich in kurzen abständen[1]. seine fäden laufen dann und wann ein wenig durcheinander, und so würde man bisweilen allerdings eine straffere gedankenführung wünschen. Die gar zu grosse zitierfreudigkeit, wodurch stellenweise das buch den eindruck einer mosaik macht, in den meisten fällen durchaus nicht erfreulich und lobenswert, mag hier ausnahmsweise, wo der verfasser seine grundstürzenden ansichten gegen den vorwurf der paradoxie und effekthascherei durch recht viele parallelen aus anderen schriften sichern und auch ihre geltung durch autoritäten stützen und verstärken will, als wohl angebracht gelten. So sieht man doch, dass auch andere männer von ruf, einsicht und heimatliebe schon ähnlich dachten, freilich ohne so tief auf den grund zu gehen und durchzudringen. Ob die zitate nicht dennoch allzureich bemessen sind und ob es nötig war seitenlange belegstellen, manchmal noch dazu mit übersetzung, vollständig auszuheben, bleibt immerhin fraglich. Ohne frage wäre das übermass von druckfehlern, wodurch besonders die lateinischen und französischen zitate entstellt sind, zu vermeiden gewesen. Eine gewisse sorglosigkeit und nachlässigkeit im nebensächlichen bleibt also unverkennbar, doch tritt sie nicht so schlimm hervor, um von der vertiefung in den bedeutsamen inhalt abzuschrecken. An wenigen sprachlichen eigenheiten, meist belanglosen kleinigkeiten, merkt man den ausländer. Appositionen setzt er z. b. gern in den nominativ, wo die meisten in deutscher schulung aufgewachsenen schriftsteller den obliquen casus wählen würden. Seine versabteilungen sind nicht immer einwandfrei: s. 91 und 92 würden in den fünf strophen des Matthijs de Castelein die beiden ersten zeilen gemäss den reimworten in drei, s. 129 und 130 in den sechs strophen des liedes: 'Ick segh adieu', die beiden ersten in vier zeilen abzusetzen sein. Zu letzterem liede, das aus dem Antwerpener liederbuch vom jahre 1544 entnommen ist, bietet W. auch die fassung aus der Zutphener liederhs. vom jahre 1537, worin metrum, ausdruck und gedankenführung derart vereinfacht, verschönert und volkstümlicher ausgestaltet sind, dass W. diese fassung mit vollem recht 'viel poetischer' findet. Und dennoch ist in dieser fassung eine künstelei verborgen, die der anderen minder volkstümlichen fremd ist, indem die anfangsbuchstaben ihrer 5 strophen das akrostichon 'Jacob' ergeben.

Wenn dem verfasser schliesslich die verhältnisse jetzt für ein wiedererwachen der gesunden, echten volkskunst, für eine versöhnung der natürlichen volkskultur

1) S. 94: 'Indem die renaissance die macht der kirchlichen kultur durchbrach, öffnete sie der ihr nachdringenden weltlichen volkskunst die tore'. — S. 96: 'Indem sie die christliche spekulation und ihre abstrakte kultur durchbrach, öffnete sie der volkskunst die verschlossenen tore'.

mit kunst und bildung in den Niederlanden günstiger scheinen, nachdem die kluft zwischen der haltlosen scheinkultur der Amsterdamer handelswelt und der wurzelfesten volkskultur durch verdrängung der nl. handelsstädte von der vorherrschaft auf dem weltmarkt geschwunden ist — so würde die erfüllung solcher hoffnungen an dem niederdeutschen bruderstamme von deutscher seite gewiss neidlos und freudig begrüsst werden. Indes hat sich nun in Deutschland jene kluft um so weiter aufgetan, ein alles verschlingender höllenrachen, dem schwerlich etwas gutes und echtes entgehen dürfte.

MARBURG. A. KOPP.

Friedrich Ranke, Der erlöser in der wiege. Ein beitrag zur deutschen volkssagenforschung. München, O. Beck 1911. 78 s. 2,80 m.

Der verf. behandelt ein sehr verbreitetes und sehr bekanntes sagenmotiv. Die erlösung einer umgehenden armen seele misslingt, jammernd verschwindet die seele, die um ihre letzte hoffnung betrogen worden ist und klagt, dass sie nun wieder lange zeit warten müsse, bis einer komme, der sie erlösen werde. In echt volkstümlich-dichterischer stilisierung wird der abstrakte begriff 'lange zeit' vergegenständlicht, in anschauung und affektmässige empfindung umgesetzt durch die formel: 'jetzt muss ich warten, bis aus diesem samenkorn ein baum geworden, aus seinen brettern eine wiege für ein knäblein gezimmert und dieses knäblein gross geworden ist' (oder wie sie sonst im einzelnen lauten möge)[1]. Es handelt sich also, wenn Ranke dieser formel sein interesse zugewandt hat, nicht um ein sagenmotiv, sondern um dessen dichterische ausdrucksform. Ranke gebraucht dafür das wort 'weissagungsmotiv' und deutet damit selbst an, dass unsere formel nur eine affektvolle redeformel, aber nicht das für die in der sage erwähnte geschichte unentbehrliche motiv sei. Das motiv heisst: 'lange, sehr lange zeit.' In gutem märchenstil könnte man statt dessen etwa sagen, dass Hans die prinzessin erst erlösen werde, wenn er eiserne schuhe durchgelaufen habe[2]; der sagenerzähler gebraucht die hyperbel vom aufwachsen eines baumes und seiner verzimmerung zur wiege des erlösers[3]; J. Grimm hatte also nicht so ganz unrecht, wenn er unsere formel als 'einen eigentümlichen, sicher althergebrachten ausdruck für unabsehbare zeit' deutete (Mythologie s. 921); dass ihm dabei der altgermanische weltbaum in den sinn gekommen sei, wie Ranke vermutet (s. 9), ist ganz unwahrscheinlich[4]. Erfreulich ist die lebhaftigkeit, mit der Ranke jegliche mythologische ausdeutung verurteilt, aber sehr kühl klingt der satz, den er Singer widmete, der, wie ich, jene formel nur für eine poetische umschreibung für 'nach sehr langer zeit' erklärt hat[5]. 'Singer kehrt damit zu der ersten ansicht Grimms zurück, die auf jede deutung oder erklärung des motivs verzichtet.' Indem wir das weissagungsmotiv als dichterische redeformel werten, sagen wir uns in der tat von der mythendeutung

1) Vgl. die übersicht bei Ranke s. 52 ff.
2) Vgl. Siuts, Jenseitsmotive im deutschen volksmärchen s. 235 f.
3) Eine variante davon ist die formel von der primizmesse (Ranke s. 48 ff.).
4) J. Grimm erinnerte vielmehr bereits an die sage vom kreuzesholz (Ranke s. 12).
5) Vgl. hierzu die schweizer sagen bei Ranke s. 56 (das motiv ist zu einer blossen zeitangabe 'geworden').

los. verzichten aber keineswegs auf seine erklärung, wenn wir es unter die charakteristischen stilerscheinungen der volkspoesie einreihen.

Weinhold hatte, J. Grimm folgend, diese redeformel als quellenmässig aus der Adams- und kreuzholzlegende stammend hingestellt (Zeitschr. d. ver. f. volkkunde 1. 2). Ranke gibt zu, dass die Adamsweissagung in der tat dem sagenmotiv vom erlöser in der wiege recht ähnlich sei (s. 14 f.): Weinholds behauptung könne aber nicht 'als bewiesen gelten, solange die zwischenglieder fehlen, die uns die entwicklung des motivs aus der legende schritt für schritt erkennen lassen. Eben diese zwischenglieder glaube ich gefunden zu haben: mit ihrer hilfe denke ich im folgenden die Weinholdsche behauptung als richtig zu erweisen' (s. 17). Nun führt Ranke im einzelnen aus, dass die formel nicht in den mund der unerlöst jammernden seele passe — sie sitzt doch aber ganz fest in einer grossen zahl guter und echter deutscher volkssagen! —, sie gehöre vielmehr in den mund der im fegfeuer jauchzenden seele —, wäre dann also von haus aus eine formel legendärer visionsliteratur — und stamme aus dem jubel Adams über die erfüllung der kreuzholzweissagung (Evangelium Nicodemi).

Dass einzelne varianten unserer erlösersage unter den einfluss der kreuzholzlegende geraten sind, ist von Ranke endgiltig dargetan (vgl. z. b. s. 64 f.); solange aber die entstehung des wiegenmotivs nicht aufgeklärt ist, bleibt für die vermutung raum, dass der erlöser in der wiege nicht aus der kreuzholzlegende, sondern aus der volkssage stamme, dass also die schlesische variante (s. 69) — in der die seele klagt, nun müsse sie wieder in der alten qual ihrer erlösung harren, die nur einer, der jetzt noch in der wiege liege, vollbringen könne, wenn er zum manne erwachsen sei — verhältnismässig ursprünglich sei. Zu gunsten von Ranke wäre aber doch wiederum darauf hinzuweisen, dass die idee der erlösung und ihre sprachliche formulierung in vielen fassungen die herkunft aus der legende deutlich verrät und dass also in der tat durch den kirchlich gefassten erlösungsgedanken im 13. jahrhundert die verbindung mit der kreuzholzlegende hergestellt worden sein könnte; auf diesem wege könnten dann auch nachträglich beziehungen von der wiege der volkssage — die bekanntlich nicht bloss in erlösungs-, sondern namentlich auch in schatzsagen eine grosse rolle spielt — zu dem baum der sehr populär gewordenen legende hinübergesponnen worden sein. Mit andern worten, Ranke hat mich nicht davon zu überzeugen vermocht, dass unsere volkssage (mit ihren eigenen dichterischen qualitäten) erst im christlichen mittelalter entstanden und von aussen her übernommen worden sei; wohl aber wird fortan die annahme gerechtfertigt sein, dass die geschichte unserer volkssage (im literarhistorischen sinne) seit dem 13. jahrhundert durch die kreuzholzlegende befruchtet worden sei, durch sie einen durchgang genommen habe.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Joseph Körner, Nibelungenforschungen der deutschen romantik. [Untersuchungen zur neueren sprach- und literaturgeschichte, herausgegeben von Oskar F. Walzel. neue folge, IX heft.] Leipzig, Haessel 1911. X, 273 s. 6 m.

Das thema der interessanten arbeit ist äusserst glücklich gestellt, denn das Nibelungenproblem ist so geartet, dass seine behandlung ganz von selbst die wich-

tigsten fragen der poesie und literaturgeschichte erörtern muss. Und gerade die romantik hat einen grossen teil dieser fragen zuerst gestellt und in verbindung mit dem Nibelungenlied zu beantworten gesucht. So hat diese arbeit bedeutsame verhältnisse darzustellen: von mythos und heldensage, mythos und geschichte, natur- und kunstdichtung, volk und individualität. — Es ist daher nur zu billigen, dass diese arbeit weniger ein kapitel aus der germanischen philologie als ein beitrag zur geschichte des romantischen geistes sein will, dessen gang auch wirklich wie in einem allumfassenden symbol an dem gang der Nibelungenforschungen gezeichnet wird. Um das verdienst der romantiker deutlich zu machen, gibt das erste kapitel — 'durchaus nach abgeleiteten quellen und mit engem anschluss an Scherers klassische literaturgeschichte' — einen raschen überblick über die germanistische tätigkeit des 18. jhs., wobei Herders verdienste ins rechte licht gestellt werden. Das zweite kapitel behandelt die ästhetische germanistik der Jenaer bis zum auftreten v. d. Hagens und legt überzeugend dar, wie die Nibelungenforschung der frühromantik durchaus unter dem ästhetischen gesichtspunkte steht, der in Schellings kunstphilosophie formuliert ist. Tiecks übertragung der Wolfischen Homerhypothese auf das Nibelungenlied wird gebührend gewürdigt. — Das erwachen des nationalgefühls, dem sich auch die ältere romantik nicht entzieht, bedingt ein neues stadium der Nibelungenforschung. Das dritte und umfangreichste kapitel zeigt neben der ästhetischen die patriotische, neben der frühromantischen die jungromantische germanistik, neben Schlegel und Hagen die brüder Grimm. Die trennung von frühromantik und jungromantik, deren wege durch die auf Schellings kunstphilosophie erwachsene scheidung des bewussten und unbewussten in der dichtung scharfwinklig auseinandergehen, ist meines bedünkens allzu scharf, wenn auch die übergänge nicht übersehen sind. Die noch nicht geschriebene geschichte der jungromantik wird sicherlich nicht einen so diametralen gegensatz aufstellen. Die bezeichnung dieser epoche mit 'patriotischer germanistik' ist für die fülle verschiedenartiger Nibelungenprobleme und stellungen in dieser zeit doch zu eng. Fast möchte ich sie die mythologische germanistik nennen (vielleicht auch die historische), denn dieser gesichtspunkt beherrscht mehr oder minder alle stellung und lösung der probleme. Vielleicht hätte der verf. dafür einiges aus dem buch des referenten 'Die mythologie in der deutschen literatur von Klopstock bis Wagner' nutzen können. Damit ist keineswegs gesagt, dass er diesen gesichtspunkt etwa in seiner bedeutung verkannt hätte. Gerade dieses kapitel ist das reichste und interessanteste. — Die patriotische germanistik, welche in die jahre der reorganisation und erhebung Deutschlands fällt, bildet den übergang von der ästhetischen zur philologischen beschäftigung mit den Nibelungen. Das vierte kapitel behandelt 'die germanisten'. Lachmanns kritische methode rückte die Nibelungenforschung auf streng wissenschaftliches gebiet, aber auch der allgemeine anteil an diesem studium war dahin. Lachmann überstieg die grenzen, die der philologischen kritik gesetzt sind. Das entfernte die brüder Grimm von ihm, die in Uhland einen bundesgenossen finden. Da Lachmanns hypothesen sich als unhaltbar oder unoriginell erwiesen, schneidet er bei historischer betrachtung seines verdienstes um die Nibelungen eigentlich recht schlecht ab. — Ein dankenswerter anhang gibt die Nibelungenabschnitte aus einem kollegheft A. W. Schlegels zu den Bonner vorlesungen im ersten druck, ohne aber etwas neues von belang zu bieten. Zu bedauern ist, dass der verf. nicht noch einen kurzen blick über die Nibelungenforschung bis zur gegenwart geworfen hat, wodurch die historische stellung der romantiker noch klarer geworden wäre. Jedesfalls aber hat der verf., indem er über dem mit

sachkenntnis und fleiss behandelten detail nicht die grossen gesichtspunkte vergass, einen wichtigen beitrag zur geschichte des romantischen und damit überhaupt des deutschen geistes geliefert.

MÜNCHEN. FRITZ STRICH.

Otto Kürsten und **Otto Bremer**, Lautlehre der mundart von Buttelstedt bei Weimar. [Sammlung kurzer grammatiken deutscher mundarten, hrg. von Otto Bremer. bd. IX.] Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1910. XII, 270 s. 8,50 m.

Die vorliegende grammatik gibt eine ausführliche lautlehre der mundart des 11 km nördlich von Weimar gelegenen städtchens Buttelstedt. Auf die phonetische beschreibung des lautstandes (s. 4 ff.) und die historische darstellung der lautentwickelungen auf mhd. grundlage (s. 18 ff., beides von Kürsten) folgt eine systematische zusammenstellung der lautwandlungen nach phonetischen gesichtspunkten (s. 66 ff.) und ihre chronologie (s. 129 ff., beides ausschliesslich oder überwiegend von Bremer). Lehrreich und nachahmenswert ist ein verzeichnis von wörtern, die nach ausweis der mundart bereits für die mhd. zeit eine besondere md. lautgestalt voraussetzen: neben die rekonstruierten grundformen werden die mhd. belege für das betreffende wort und verweise auf die heutigen formen gestellt (s. 200 ff.).

Mit einer ganzen anzahl von enger oder weiter benachbarten mundarten — dem obersächsischen (Francke, Der obers. dialekt § 39), westerzgebirgischen, schlesischen, oberpfälzischen (Gebhardt, Gramm. der Nürnberger ma. § 66; Stengel bei Frommann, D. d. mundarten 7, 391) und in fränkischen gebieten (vgl. auch Lessiak, Anz. f. d. a. 34, 37 ff.) — hat der Buttelstedter dialekt die doppelte vertretung von mhd. *æ* gemeinsam (§ 70, 71). Wenn nun hier von den verfassern die bezeichnungen primärer (für den geschlosseneren laut) und sekundärer (für den offeneren) umlaut von â gebraucht werden, so halte ich das nicht für berechtigt. Denn diese terminologie wird hier nicht wie bei den umlauten von kurzem *a* durch die überlieferung gestützt.

Als speziell ostmd. erweist sich der dialekt von Buttelstedt durch seine stellung zur hd. lautverschiebung (*pp* und *mp* unverschoben). Was die verschiebung von westgerm. *d* anlangt, so ist es nach ansicht der verfasser hinter *l* und *n* unverschoben geblieben, nach *r* dagegen verschoben: denn *lþ* und *ld*, *nþ* und *nd* sind in ihrer entwickelung zusammengefallen, nicht aber *rþ* und *rd* (§ 224, 4. 227). Dies verhältnis hat der dialekt mit den östlicheren kolonisationsmundarten gemein, wie das schlesische lehrt: hier ist *rd* (*wörter*) zu *rt* entwickelt, während in *ld*, *nd*, *rþ* der dental als *d* erscheint, soweit die lautgruppen nicht besondere, ebenfalls auf *d* weisende weiterentwickelungen erfahren haben[1].

Was weiterhin das verhältnis der Buttelstedter zu den östlicheren md. mundarten angeht, so hat sie mit dem obersächsischen die merkmale gemeinsam, die dieses vom schlesischen abtrennen: den zusammenfall von gedehntem mhd. *a* mit mhd. *â* (§ 44, 65) und die dehnungserscheinungen: vor *r*, *l*, *m*, *n* der folgesilbe ist

1) Dass es sich nach *n* und *l* wirklich um nichtverschiebung und nicht, wie vielfach angenommen wird, um nachträgliche erreichung von *t* handelt, darf man vielleicht aus der erhaltung von altem *t* (aus *tt*) in wörtern wie *winter*, *munter* folgern.

kürze in sehr weitgehendem masse gewahrt (§ 151) und die schlesische dehnung einsilbiger wortformen (*kopf* usw.) fehlt völlig (vgl. hierzu von Unwerth, Festschr. zur jahrhundertfeier der univ. Breslau, hrg. v. Th. Siebs, s. 162 ff.). Andererseits finden sich aber auch auf obersächsischem gebiete erscheinungen, die dem schlesischen eigentümlich sind, dem ostthüringischen dagegen fehlen. So teilt das obersächsische auf weiten strecken mit dem schlesischen den zusammenfall von mhd. *ê*, *œ* mit gedehntem *i*, *ü* (von Unwerth a. a. o. s. 164), während dieser sich westlich der grenze des königreiches Sachsen (und so auch in Buttelstedt) nicht mehr findet: *ê* und *œ* erscheinen hier als *i*-, *i* und *ü* aber als *e*- (oder *ä*-)laute. Ferner ist die verkürzung von mhd. *uo*, *üe*, *ie* vor stimmlosen lauten, die das schlesische und weite obersächsische gebiete zeigen (von Unwerth a. a. o. s. 162), im Buttelstedtischen nicht mehr regel, obwohl sich einzelne beispiele dafür finden (§§ 75 ff., 162 ff., 171).

Für mhd. *o* und *u* wird, da sie bei erhaltener kürze gleichmässig als *o* erscheinen, gefordert, dass *ō* ihr gesetzmässiges dehnungsprodukt sei (vgl. § 208 und die chronologische stellung, die dem übergang von *u* zu *o* im verhältnis zur vokaldehnung in den stammbäumen von s. 133 an zugewiesen wird). Tatsächlich bringt aber § 145 beispiele für eine dehnung von *u* zu *ū*, und in § 144, 2 erscheinen *ofen*, *oben* und *holen* mit *ū*. Die letztgenannten wörter gehen aber auch im schlesischen mit der entwickelung von mhd. *u*, nicht von *o* zusammen (von Unwerth, Die schles. mundart § 16; *holen*, das dort nicht angeführt ist, kenne ich im schlesischen gleichwohl mit *ū*, vgl. auch F. Wenzel, Studien zur dialektgeographie der südl. Oberlausitz und Nordböhmens, Marbg. diss. 1911, § 47). Man wird hier die thüringische erscheinung von der schlesischen nicht trennen dürfen; denn das obersächsische kann nichts gegen ihre zusammengehörigkeit beweisen, da es offenbar gedehntes *u* und *o* überhaupt zusammenfallen lässt (von Unwerth, Festschr. usw. s. 164). Sind aber die erscheinungen im schlesischen und thüringischen gleichbedeutend, so muss man aus dem in § 144, 2 und § 145 gegebenen materiale schliessen, dass zwar für mhd. *o* ein *ō*, für mhd. *u* aber ein *ū* die gesetzmässige vertretung ist. Für das verhältnis zum obersächsischen ergibt sich daraus, dass der dort weit verbreitete zusammenfall von mhd. *ô* mit gedehntem *o* und *u* (von Unwerth a. a. o.) im ostthüringischen nicht mehr gilt, da hier zwar mhd. *ô* (zu *ū*, § 73) und *u* zusammenfallen, *o* aber seinen eigenen weg geht, doch ohne dabei wie im schlesischen mit mhd. *â* zusammenzufallen. Die karten des Sprachatlas bestätigen dies, indem sie auf obersächsischem und dem grössten teil des thüringischen gebietes für den vokal von *oben*, *ofen* (meiner ansicht nach für diese gegenden mhd. *u*) dasselbe bild zeigen wie für den von *tot*, während der stammvokal von *gestohlen* westlich einer ungefähren linie: Laucha—Jena—westl. von Königsee—südl. von Schleusingen—östl. von Römhild—Königshofen eine andere vertretung zeigt.

Der umstand, dass hier mhd. *u* wohl bei erhaltung der kürze, nicht aber bei dehnung mit mhd. *o* zusammengefallen zu sein scheint, spricht gegen die in Bremers chronologie der lautvorgänge vertretene annahme, dass die qualitative verschiebung der kurzen vokale älter sei als die vokaldehnung. Überhaupt erscheint die Buttelstedter mundart nicht als ein besonders geeignetes objekt, um daran eine chronologie gesetzlicher lautvorgänge zu entwickeln. Kürsten weist selbst darauf hin, dass gewisse lauterscheinungen (die diphthong. vertretung von mhd. *î*, *û*, *iu*; *gs* für *ss* aus mhd. *hs*) nicht gesetzmässiger entwickelung, sondern den neueren verkehrsverhältnissen ihre einführung verdanken (§ 2). Auf dialektmischung oder

schriftsprachliche einwirkung weist auch die doppelte vertretung von anlautendem mhd. *j* durch *g* und *j* (§ 91). Und bei behandlung der vokale muss mehrfach die gesetzliche lautqualität aus beispielen erschlossen werden, die innerhalb der den betreffenden laut enthaltenden wörter die minderzahl bilden: so der offene *e*-laut für mhd. *i* und *ü* (§ 52, 63), obwohl doch die meisten beispiele geschlossenes *e* bieten; so der dumpfe *a*-laut für mhd. *ou* und der offene *e*-laut für mhd. *ei*, obwohl sie gegenüber sonstigen *ō* und *ē* nur in je zwei wörtern belegt sind (§ 79, 83). Es gehen mithin in den stammbaum der lautvorgänge glieder ein, die nur hypothetischen charakters sind. Meiner ansicht nach aber hätte der standpunkt zur beurteilung der Buttelstedter lautverhältnisse erst durch einfügung der einzelnen erscheinungen in den geographischen zusammenhang, in den sie gehören, sich gewinnen lassen.

Man konnte in letzter zeit den erfreulichen eindruck haben, als sei eine annäherung der beiden richtungen in der deutschen dialektforschung, der an die Leipziger sprachwissenschaft und der an den Wenkerschen Sprachatlas anknüpfenden, in vollem gange: die vorletzte grammatik der Bremerschen sammlung (Gerbet, Vogtland) bot die dialektgeographie eines grösseren gebietes, und die neuesten vom Sprachatlas ausgehenden arbeiten stellen der geographischen einzelbeschreibung von lautvorgängen eine systematische ortsgrammatik voran. Die Buttelstedter grammatik aber bedeutet auf dem wege zur vereinigung der getrennten richtungen leider keinen fortschritt.

Andererseits soll aber keineswegs geleugnet werden, dass bei dem reichen material, das in dieser grammatik verarbeitet wird, manche der chronologischen erwägungen zu bemerkenswerten ergebnissen führen können. So verdient die ansetzung zweier synkopierungsperioden (1. in dreisilbigen wörtern und in zweisilbigen nach reibe- und verschlusslaut, 2. in zweisilbigen wörtern nach liquida und nasal, besonders § 195) gewiss eine nähere beachtung und nachprüfung.

MARBURG. WOLF VON UNWERTH.

Konrad Gusinde, Eine vergessene deutsche sprachinsel im polnischen Oberschlesien (die mundart von Schönwald bei Gleiwitz) [Wort und brauch hrg. von Siebs und Hippe, 7. heft.] Breslau, M. und H. Marcus 1911. XVI. 223 s. 4°. 8 m.

Die deutsche sprachinsel, deren mundart Gusinde darstellt, ist das dorf Schönwald bei Gleiwitz. Es handelt sich hier wirklich um ein in vergessenheit geratenes stück schlesisch: auch v. Unwerths grundlegende arbeit über die schlesische mundart zieht diese deutsche enklave nicht in den rahmen ihrer darstellung. Und doch ist Schönwald für das studium des ostmitteldeutschen von grosser bedeutung. Um zwei ergebnisse der arbeit Gusindes vorweg zu nehmen: wir haben in dem Schönwäldischen ein bindeglied zwischen der schlesischen mundart und der des Kuhländchens und der Zips, und wir können aus dem laut- und formenbestande dieser seit der aussetzung des dorfes im jahre 1269 von dem deutschen sprachgebiet vollständig abgeschlossenen mundart schlüsse tun auf das alter gewisser sprachlicher erscheinungen im gemeinschlesischen. Die vom verfasser auf grund

rein sprachlicher untersuchung gewonnenen ergebnisse hinsichtlich der ostthüringischen herkunft der Schönwälder stützen zugleich die annahme v. Unwerths von der westerzgebirgischen basis, die wir für die schlesische kolonisation anzusetzen haben; vgl. Festschrift zur jahrhundertfeier der universität zu Breslau, im namen der schlesischen gesellschaft für volkskunde herausgegeben von Theodor Siebs, 1911, s. 156 ff.

Die arbeit enthält zunächst eine lautlehre (s. 1—107), in der die lautschrift der 'Bühnenaussprache' von Siebs angewandt ist, dann eine kurze formenlehre (108–138); nach einem überblick über die geschichte und die stellung des Schönwäldischen, in dem auch die einwirkung des umgebenden polnischen behandelt wird (139–148), folgen unter dem titel 'wörter' etwa tausend alphabetisch geordnete wörter, die die in der grammatik gegebenen beispiele ergänzen oder nach form oder inhalt bemerkenswert sind (149–214); den schluss bildet ein schriftsprachlich-mundartliches verzeichnis aller schriftsprachlichen wörter, denen eine etymologische entsprechung in der mundart fehlt und die durch synonyma ersetzt werden (214—219), sowie einige sprachproben, in denen auch die Wenkerschen sätze stehen.

Die laut- und formenlehre geht von dem westgermanischen als grundlage aus; die anordnung der sehr zahlreichen belege erfolgt so, dass die bereits westgermanisch anzusetzenden wörter durch semikolon von nur althochdeutsch belegtem sprachgut, und dieses ebenso von nur mittelhochdeutsch oder erst neuhochdeutsch belegbaren wörtern getrennt ist, so dass die anordnung der belege eine scheidung des wortschatzes der mundart nach dem nachweisbaren alter herbeiführt. Gelegentlich sind auch, wohl weil dann der alte lautstand besser hervortrat, gotische wörter als grundlage gewählt. Um die entwickelung der mundart zu veranschaulichen, sind unter weitgehender heranziehung der einschlägigen literatur, sowie urkundlichen materials hier wie im wörterbuche hinweise auf den entsprechenden laut- und formenstand verwandter mundarten gegeben; bei mittelhochdeutschen belegen sind vom verfasser mit gutem erfolge auch eine reihe spätmittelalterlicher lateinisch-deutscher vokabulare der königlichen und universitätsbibliothek zu Breslau herangezogen worden; über die bedeutung dieser altschlesischen vokabulare für die mundartenforschung und volkskunde äussert sich Gusinde noch besonders in einem aufsatze über das vokabular des Konrad von Heinrichau in der oben erwähnten festschrift s. 374 ff. Da wo die mundart schwieriger erklärbare formen aufweist, setzt Gusinde den weg, den die entwickelung nahm, in hypothetischen zwischenformen fest, doch nicht immer; hier würde man etwas mehr dankbar entgegennehmen. Das wörterbuch bringt leider nicht alle in der grammatik zu findenden belege, auch nicht einmal alle sprachlich oder sachlich bedeutenden; warum in der grammatik die wörter, die in das wörterbuch aufnahme fanden, mit einem stern bezeichnet sind, ist nicht einzusehen, besonders da diese kennzeichnung nicht streng durchgeführt ist. Angenehm empfindet man im wörterbuche das eingehen auf die realien; vgl. die kulturgeschichtlich wertvollen einzelheiten unter den stichworten *faut*, *oplīĕn*, *wą̄k*, *wẹk'a* usw. In einigen fällen sind wohl einfachere etymologien den gegebenen vorzuziehen. S. 27, 6 ist *meọnt* auf *mont* aus *molt* zurückzuführen; vgl. im wörterbuche *meọntwọf* und § 192, 2 *wiule* aus *wunʒ*; s. 33, 16 liegt mittellateinisches *capitium* zu grunde; — warum ist s. 39, 2 die gotische form anstatt ahd. *lîhan* gewählt? vgl. § 169, II; — s. 39, 5 ist *blâja* aus *belîben* mit verlust des spirantisch gewordenen *b* zu erklären; vgl. § 125 und 127; — in § 57, 3 ist *bo* nicht aus *bî*, sondern dem dafür eingetretenen *be* zu erklären; vgl. auch § 115

unter dem präfix *be* und § 116. Einige eingehendere angaben darüber, welchen teil der dorfbewohner verfasser für seine phonetischen aufzeichnungen herangezogen hat und wie sich die einzelnen gruppen (schulkinder, erwachsene, einfluss der militärzeit usw.) phonetisch zu einander verhielten, hätten für die methodik der mundartenforschung von bedeutung sein können; doch kann der verfasser leicht noch darauf eingehen, da er als ergänzung seiner grammatischen arbeit eine besondere monographie in aussicht stellt, die sich mit der geschichte des ortes und der eigenart der bewohner befassen wird. Vielleicht bringt dieser zweite teil dann auch noch reichlichere zusammenhängende sprachproben, die einen gewissen ersatz bieten könnten für die fehlende syntax, die natürlich erst dann geschrieben werden kann, wenn eine syntax des gemeinschlesischen vorliegt. Diese sprachproben wären dann aber aus dem gesichtskreise der bewohner heraus zu wählen, über gegenstände des täglichen lebens, der gewöhnlichen beschäftigung; denn die im anhang s. 219 ff. gegebenen sprachproben sind ihrem inhalt entsprechend syntaktisch schuldeutsch beeinflusst.

Die eine sichere methodische, phonetische und grammatische schulung bekundende monographie, das ergebnis zehnjähriger arbeit, die bei der abgelegenheit Schönwalds mit manchen persönlichen opfern verknüpft war, ist dem andenken von Wilhelm Wilmanns geweiht und stellt sich als würdiges zeugnis der verehrung Gusindes warmem nachrufe für seinen lehrer und freund in der Germanisch-romanischen monatsschrift (1911, 191 f.) zur seite.

BRESLAU. J. KLAPPER.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaktion ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu rezensieren. Eine zurücklieferung der rezensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Arnim, Bettina von. Frels, Wilh., Bettina v. Arnims Königsbuch. Ein beitrag zur geschichte ihres lebens und ihrer zeit. Schwerin, Alfr. Schmidt 1912. (VIII), 127 s. 2,50 m.

Arnim, L. Achim von. Schönemann, Friedr., L. Achim v. Arnims geistige entwicklung an seinem drama 'Halle und Jerusalem' erläutert. Leipzig, H. Haessel 1912. XV, 269 s. 6 m.

Behn, Siegfried. Der deutsche rhythmus und sein eigenes gesetz. Eine experimentelle untersuchung. Strassburg, Trübner 1912. VIII, 169 s. 6 50 m.

Benary, Walter. Die germanische Ermanarichsage und die französische heldendichtung. [Beiheft zur Ztschr. f. roman. philol. 40.] Halle, Niemeyer 1912. VI, 78 s. 3,60 m.

Bensel, Paul. Niederrheinisches geistesleben im spiegel Klevischer zeitschriften des 18. jhs. [Studien zur rhein. gesch. hrg. von A. Ahn. 1.] Bonn, A. Marcus und E. Weber 1912. XX, 227 s. 6 m.

Beowulf. Boer, R. C., Die altenglische heldendichtung. Erster band: Beowulf. [Germanist. handbibl. XI.] Halle, Waisenhaus 1912. (VII), 199 s. 5 m.

Bergmann, Karl, Die gegenseitigen beziehungen der deutschen, englischen und französischen sprache auf lexikologischem gebiete. [Neusprachl. abhandlungen ... hrg. von Clemens Klöpper. 18.] Dresden und Leipzig, C. A. Koch 1912. XII, 151 s. 4.40 m.

Boezinger, Bruno, Das historische präsens in der älteren deutschen sprache. Stanford university, California 1912. [Dissert.] 91 s.

Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen geschichte. 8. aufl. . . . hrg. von Paul Herre. Leipzig, K. F. Koehler 1912. XX, 1290 s. 28 m.

Dähnhardt, Oskar, Natursagen. Eine sammlung naturdeutender sagen, märchen, fabeln und legenden, mit beiträgen von V. Armhaus, M. Boehm, J. Bolte, K. Dieterich, H. F. Feilberg, O. Hackman, M. Hiecke, W. Hnatjuk, B. Ilg, K. Krohn, A. von Löwis of Menar, G. Polívka, E. Rona-Sklarek, St. Zdziarski u. a. Band IV: Tiersagen. 2. teil. Bearb. von O. Dähnhardt und A. von Löwis of Menar. Leipzig und Berlin, Teubner 1912. IX, 322 s. 8 m.

Gerhardt, Paul. – Aellen, Eugen, Quellen und stil der lieder Paul Gerhardts. Ein beitrag zur geschichte der religiösen lyrik des 17. jhs. Bern, A. Francke 1912. VIII, 105 s. 2,40 m.

Gǫngu-Hrólfs saga. – Hartmann, Jacob Wittmer, The Gǫngu-Hrólfssaga. A study in oldnorse philology. New York, Columbia university press 1912. (XII), 116 s.

Goethe über seine dichtungen. Versuch einer sammlung aller äusserungen des dichters über seine prosaischen werke von Hans Gerh. Gräf. 3. teil: Die lyrischen dichtungen. 1. band (des ganzen werkes 7. band). Frankfurt a. M., Rütten & Loening 1912. XXII, 640 s. 20 m.

– Morris, Max, Goethes und Herders anteil an dem jahrgang 1772 der Frankfurter gelehrten anzeigen. 2. aufl. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta 1912. IV, 191 s. und 1 heliograv. 5 m.

Gottsched. – Reichel, Eugen, Gottsched. Berlin, Gottschedverlag 1908–1912. 2 bde nebst namen- und sachregister. XIII, 760; XXX, 955; 55 s. und 4 abbild. 20 m.

Gretser, Jakob. – Dürrwächter, Anton, Jakob Gretser und seine dramen. Ein beitrag zur geschichte des jesuitendramas in Deutschland. [Erläuterungen und ergänzungen zu Janssens Gesch. des deutschen volkes hrg. von Ludw. v. Pastor. IX, 1. 2.]. Freiburg i. Br., Herder 1912. VII, 218 s. 5,40 m.

Heliand. – Colliander, Selma, Der parallelismus im Heliand. [Lund. dissert.] Lund, Gleerup 1912. IX, 565 s. 5,60 m.

Kluge, Friedr., Wortforschung und wortgeschichte. Aufsätze zum deutschen sprachschatz. Leipzig, Quelle & Meyer 1912. VII, 183 s. 3,60 m.

Konrad von Megenberg, Deutsche sphaera, aus der Münchener handschrift hrg. von Otto Matthaei. [Deutsche texte des mittelalters hrg. von der kgl. preuss. akad. der wissensch. 23.) Berlin, Weidmann 1912. XIV, 63 s. und 2 taff. 2,80 m.

Luthers werke in auswahl unter mitwirkung von Alb. Leitzmann hrg. von Otto Clemen. 1. band. Bonn, A. Marcus und E. Weber 1912. VIII, 512 s. und 1 faks. geb. 5 m.

Meyer, Konr. Ferd. – Korrodi, Ed., C. F. Meyer-studien. Leipzig, H. Haessel 1912. X, 155 s. 3 m.

Novellen, Mittelhochdeutsche, hrg. von Ludw. Pfannmüller. I: Die heidin. II: Rittertreue. Schlegel. [Kleine texte für vorlesungen und übungen hrg. von Hans Lietzmann. 92. 95.] Bonn, A. Marcus und E. Weber 1912. 52 und 63 s. 1,20 und 1.50 m.

Ordbok öfver svenska språket utgifven af Svenska akademien. Häfte 46. Bjuda–bland. Lund, Gleerup (Leipzig, Nils Pehrsson) 1912. Sp. 2881–3040. 1,50 kr.

Regensburg. – Die altdeutschen wandteppiche im Regensburger rathause. Von prof. dr. Friedr. von der Leyen und dr. Adolf Spamer. [Sonderabdr. aus dem vom magistrat der stadt Regensburg herausgegebenen werke: Das rathaus zu Regensburg 1910.] Regensburg, J. Habbel. (IV), 46 s. fol. und 11 abbild. 15 m.

Schillers Anthologie-gedichte kritisch hrg. von Wolfgang Stammler. [Kleine texte für vorlesungen und übungen hrg. von Hans Lietzmann. 93.] Bonn, A. Marcus und E. Weber 1912. 71 s. 1,50 m.

Theologia deutsch. Der Franckforter ('Eyn deutsch theologia') hrg. von Willo Uhl. [Kleine texte für vorlesungen und übungen hrg. von Hans Lietzmann. 96.] Bonn, A. Marcus und E. Weber 1912. 64 s. 1,60 m.

NACHRICHTEN.

Am 7. oktober 1912 verschied zu Wien der ordentliche professor hofrat dr. Jakob Minor (geboren ebenda am 15. april 1855), in dem auch unsere zeitschrift einen hochgeschätzten mitarbeiter betrauert.

Der ausserordentliche professor dr. Julius Petersen in München ist als ordentlicher professor an die universität Basel berufen worden.

Der ordentliche professor dr. A. Sauer in Prag erhielt den hofrattitel.

An der universität München habilitierte sich dr. August Lütjens für germanische philologie.

DIE MUNDARTLICHEN SZENEN IN DEN DRAMEN DES JOHANNES BERTESIUS.

Es ist das verdienst R. Windels, in den Neuen jahrb. 25 (1910), 77 ff. auf eins der überaus seltenen, vollständigen exemplare der dramen des Joh. Bertesius aufmerksam gemacht zu haben. Es befindet sich in der hauptbibliothek der Franckischen stiftungen zu Halle (Sign. 162 E 12) und ist mir von der direktion der anstalten auf längere zeit bereitwilligst zur bearbeitung für das Thüringische dialektwörterbuch überlassen worden, wofür auch an dieser stelle noch einmal der verbindlichste dank ausgesprochen sei.

Zwei eigenschaften sind es, die die stücke des Bertesius aus der ungeheuren zahl der schuldramen jener zeit heraustreten lassen: einmal die 'für seine zeit ungewöhnliche erfindungs- und gestaltungskraft'[1], sodann aber die umfangreiche verwendung thüringischen dialektes in versen. Für einen neudruck aller dramen, wie ihn Windel mit recht wünscht, dürfte sich nicht leicht eine gelegenheit finden. Es muss einstweilen genügen, dass der glückliche finder den inhalt und aufbau der vier bisher unbekannten stücke besprochen hat. Begreiflicherweise mussten dabei die dialekteinlagen nur ganz kurz berührt werden; auf sie richtet sich unser augenmerk, und ein durchblick durch sie, mit reichlichem abdruck der besten partien, soll geboten werden. Gerade in mundartlich und volkskundlich interessierten kreisen scheint der hinweis Windels unbeachtet geblieben zu sein, obwohl doch diese szenen für die geschichte der so spärlich literarisch vertretenen thüringischen dialekte von grösster wichtigkeit sind und, wie schon Scherer (ADB II [1875], 512) rühmte, vortrefflich das bauernleben damaliger zeit schildern.

Wenn es mir nicht gelungen ist, alle schwierigkeiten, die der text bietet, zu beseitigen, so bitte ich es mit dem mangel an hilfsmitteln zu entschuldigen und zu bedenken, was Windel von den dialekt-

1) Windel a. a. o. s. 77.

einlagen sagt: 'Gerade diese partien seiner dramen bieten dem sprachforscher rätsel genug'.

Über das leben des Johannes Bertesius kann ich einstweilen nicht mehr vermelden als Goedeke, Grdss.[2] II, 373. Er ist zu Kammerforst in Thüringen (prov. Sachsen, bei Mühlhausen) geboren; 1598 ist er, wie er in der dedicatio des Regulus (A_4^v) sagt *'der schulen zu Thamssprücken moderator'*; gemeint ist das seiner heimat benachbarte Thamsbrück an der Unstrut bei Langensalza. Später finden wir ihn wieder in seinem heimatsort. Über die zahl seiner dramen besteht scheinbar unklarheit, die sich aber, wie ich meine, leicht beseitigen lässt. Was Goedeke zu wenig hat, hat Scherer zu viel. Ausser der übersetzung des Frischlinschen 'Phasma' zählt Goedeke 4 dramen auf, Scherer 9, von denen ihm aber bloss der 'Hiob' bekannt geworden ist. Und aus dem epilogus dieses dem herzog Heinrich Julius von Braunschweig gewidmeten stückes schöpfte Scherer seine angabe über die zahl der dramen, indem er fälschlich geplante für vollendete nahm: ihm folgte Holstein, Die reformation im spiegelbilde der dramatischen literatur, s. 97.

Der deutlichkeit wegen lasse ich den epilogus folgen.

[Hiiij]

Genedigr Herr / das Ewer Gnad
Sampt vnser Gnedign Frawen hat
  Die Zeit jhr nicht lan düncken langk /
  Sagen jhn wir vnterthenigst Danck.
Verstehn dabey vnd nehmen ab /
Das E. F. G. hab /
  Ein sonderliche Lieb vnd Gunst
  Zu dieser wol erdachten Kunst /
Spiel vnd Comoedias Zuschreibn
Welchs den Auctorem dann mȯcht treibn
  Das er vieleicht auff ander Zeit /
  (Ob Gott will) Eur Durchleuchtigkeit /
Mit einem Spiel von Hannibaln
Vnd Alexandro / wȯll gefalln /
  Von Sitt vnd Kleidung itzt im Land /
  (Charontis Cimba ists genant)
Oder ob Ewer Gnad / das Spiel
Vom Schalcksknecht irgend mehr gefiehl /
  Wo nicht des Auctors Action
  Von Dauid vnd von Absolon.
Odr ob Eur Gnade selbst was wolt
Das jhnen er vertieren solt /
  Ist ers in Vnterthenigkeit
  Zu thun erbietens vnd bereit.

Es scheint mir klar, dass der dichter sich an den hohen gönner mit einer musterkarte von stoffen wendet, deren behandlung er von dessen wunsche abhängig macht. Zur not könnte man einwenden, wie Holstein s. 97 will, Bertesius meine bloss die aufführung eines der von ihm aufgezählten und sicher schon vollendeten stücke. Dagegen spricht, dass die vorrede des 'Hiob' vom 1. mai 1603 datiert ist, dagegen der 'Schalksknecht', als einziges ausgeführtes von den aufgezählten — was Holstein unbekannt war[1] —, erst 1606 gedruckt ist und die drei andern im selben jahr gedruckten stücke in der liste fehlen. Die beziehungen zu Heinrich Julius von Braunschweig scheinen sich gelöst zu haben; der 'Regulus' ist dem rat der stadt Friedrichsroda gewidmet, zumeist wegen der trefflichen 'Ordnung in Kirchen vnd Schulen / vnd andern Emptern', der 'Schalksknecht' dem 'Ernst Friderich Knorren / zu Solstet vnd Breidenbach Erbsaß'.

Es liegen also an werken des Bertesius gedruckt vor: 1. Hiob 1603, 2. übersetzung von Frischlins 'Phasma', 3. Regulus, 4. Vinea, 5. Schalksknecht, 6. Dina, die letzten 5 alle aus dem gleichen jahr (1606) und bei demselben verleger (Nikol. Nerlich, Leipzig).

Aber damit ist die liste der werke des Bertesius nicht erschöpft; eins ist auch von Windel übersehen worden. In der vorrede zum 'Regulus', in der widmung an den rat von Friedrichroda, gedenkt Bertesius auch wehmütig des einst dort wirkenden, jetzt verstorbenen pfarrers Cyriacus Schneegass und fährt dann fort: *'Auch (hat) wolermelter Herr Schneegass seliger / jhme / meine auf des (!) Psalterium Davidis, geringe Arbeit / doch angewandten fleiss / in dem ich denselben reimweise reddiret, also gelieben lassen / dass seine Ehrw. dasselbe opusculum nicht allein durchaus zu lesen / vbersehen / vnd seine censuram drüber zu geben / von andern wichtigen studijs vnd Amptssgeschefften / Zeit genommen / Sondern auch mit einer Vorrede zu commendiren, wirdig geachtet'.* Es kommt also zu den dramen noch eine gereimte psalmenübersetzung hinzu, von der sich vielleicht noch exemplare auftreiben lassen werden.

Welches ist nun der thüringische dialekt, dessen Bertesius sich bedient? Ich bekenne, dass ich an die beantwortung dieser frage nur mit grossen bedenken herangehe. Wir haben es hier nicht mit der feststellung einer mundart zu tun, die sozusagen immanent ist, sich unbewusst im reimgebrauch ausdrückt; vielmehr bemüht sich ein auf der höhe der bildung seiner zeit stehender mann, zur ergötzung seiner

1) S. 97. 'Von den genannten dramen ist keins bekannt; wahrscheinlich sind sie nicht zum druck befördert worden'.

zuhörer – fast immer mahnt der argumentator, nicht zu sehr zu lachen – die sprache der bauern wiederzugeben, die er vielleicht sonst als schulmeister bekämpfte. Es mag sein, dass er dem dialekt noch nahegestanden hat, hauptsächlich in seiner jugend, aber in seiner stellung hat er sich gewöhnt, schriftsprache anzuwenden; so ist es natürlich, dass mitten in dialektpartien schriftdeutsche formen begegnen, die uns erinnern, dass es eben bewusste dialektdichtung eines gebildeten, nicht dem volksmund entnommene, rein mundartliche poesie ist, wertvoll aber trotzdem, da man von der nachahmung auf das original schliessen kann. Vielleicht sind manche der schriftdeutschen formen auf rechnung des druckers zu setzen, der auch bei den mundartlichen partien manche inkonsequenz verschuldet haben wird. Wie moderne dialektdichter hat Bertesius sicherlich schwierigkeiten gehabt, die lautwerte der mundart mit hilfe der üblichen schriftzeichen wiederzugeben; die durchführung eines festen phonetischen systemes sucht man vergebens. Für 'geld' z. b. finden sich dicht hintereinander die formen: *gäild*, *geildt*, *gaeild*, *gaeldt*; für '(ich) habe': *hoae, hae, häe, hoie;* ob nun diese verschiedenheit von Bertesius absichtlich eingeführt ist oder dem mangel an typen in der druckerei zuzuschreiben, lässt sich nicht entscheiden. Jedenfalls aber liegt die sache nicht so, dass etwa der dialekt in den einzelnen stücken auf diese weise abgetönt wäre, sondern diese buntheit der schreibung geht durch jedes stück hindurch. Man darf also nicht daran denken, die einzelnen bauern in je einer andern gegend Thüringens, womöglich in je einem andern dorfe, anzusiedeln. Die hauptzüge des dialekts stehen fest, und es könnte nur die forderung erhoben werden, danach die mundart im ganzen ungefähr zu lokalisieren. Dass dies nur ungefähr geschehen kann, liegt an der ungleichförmigkeit des materiales im einzelnen und dem mangel an den nötigen hilfsmitteln. Vielleicht hätte der dichter auf unsere frage, woher denn seine bauern stammten, ebenso antworten lassen wie den bauer Menalkas auf die frage seines gläubigers, wo seine heimat liege:

> 'Vff dem breiten enge
> Dohingen in Vtopia' [Schalkskn. III, 1 (E^v)];

ganz wie man heute im scherz auf die frage, wo der und der ort liege, sagt: 'uf der brēdn saide'.

Zunächst steht fest, dass der dialekt westthüringisch ist: die mhd. *î, û, iu* sind fast durchgehends bewahrt (*wîn*, *hûs*, *büttel* [beutel]). Nicht so einfach ist die frage, ob nord- oder südthüringisch, zu beantworten. Das entscheidende merkmal ist die bewahrung des

p im in- und auslaut oder die verschiebung zur affricata *pf.* Wenn wir nun von dem lehnwort *kopffer* (H. I, 2) [1] absehen, kommen in frage: '*kopff*' H. I, 3 (C), dessen beweiskraft eingeschränkt wird dadurch, dass auf es '*tropff*' in der nicht mundartlichen rede Hiobs reimt. Nicht im reim steht '*Tübelskopff*' H. V, 2, dazu '*Topffkuchn*' R. IV, 9 (H_5^v). Im reimverhältnis zueinander stehen *troppe : kopffe* S. I, 4, womit uns nicht geholfen ist. Dagegen S. III, 1 ist ausgeglichen: *tropffe : kopffe.* Für den süden stimmen ferner '*klopff . . . aen*' S. I, 4, *efhüpffe* S. III, 1, für den norden eigentlich bloss *ruppt* H. V, 2. Dieses kriterium führt also zu keiner sicheren entscheidung; nun gibt Hertel Spr.[2], s. 26 f. als charakteristisch für das nordth. an: 1. Svarabhakti: hierher gehört zweimal *kerrel* R. I, 4 und IV, 1, *Efferon* (Ephron) H. I, 3. 2, erweichung des inlautenden germ. *f* zu *w*: hierzu stimmt: *üoben* und *voben* (ofen) H. V, 2, *hobe* V. III, 3, *hebn* V. III, 1, *stebbeln* (stiefeln) H. V, 2. So stehen sich eigentlich diese letzten beiden argumente und das *p*-kriterium gegenüber. Lassen wir deshalb einmal die sache auf sich beruhen und sehen zu, ob nicht sonst eine möglichkeit sich bietet, weiterzukommen.

'Von der Goldenen aue nach westen und süden herrscht die vorsilbe *ge-* im infinitiv nach den zeitwörtern des könnens' (Hertel, Spr. 27). Diese vorsilbe wendet Bertesius konsequent an; in den unten abgedruckten proben finden sich reichliche belege, so dass sie hier überflüssig sind: nach 'können' äusserst zahlreich, dagegen für 'mögen' nur einmal (R. IV, 1 *geschencke mucht*). Gehen wir nun einmal von dem angegebenen zentrum aus, indem wir Hertels mustersatz (Spr. 27, Reg. 633) zugrunde legen: Ich kann nicht die grosse pfeife stopfen. Die Goldene aue wird ausgeschaltet, da hier die vorsilbe *je-* herrscht und mhd. *ô* bewahrt ist, während Bertesius immer *ge-* schreibt und *ô* zu *uo* (*ue*) diphthongiert hat, für das wir zur not den heutigen monophthong *ū* erwarten dürfen. Nach westen zu kommen wir ins Eichsfeld, das wegfällt durch die negation *nid,* beibehaltung des infinitiv *-n,* *grâse* statt *gruose.* Gehen wir nun südlich oder südwestlich, wohin uns Hertel führt, nach M ü h l h a u s e n, da haben wir die negation *nich,* wie sie Bertesius braucht; die beiden isolierten '*nit*' H. I, 2, R. I, 2 verschwinden vollkommen hinter der menge der *nich*-formen. Unklar und wohl dem in diesem stück besonders wenig sorgfältigen setzer zuzuschreiben sind die formen *nüht* V. III, 1 (2mal) und *neht* V. III, 3.

1) H. = Hiob. R. = Regulus. V. = Vinea. S. = Schalksknecht. D = Dina.

2) Spr. = Thüring. Sprachschatz, Weimar 1895, dagegen: Hertel, Reg. bezeichnet die darstellung in Regels Handbuch Thüringen bd. II.

Ferner haben wir hier die form '*gruse*' und den infinitiv mit *ge*-. Hier ist nun wieder eine inkonsequenz des Bertesius zu beachten: das *-n* des infinitivs bewahrt er, wie sich's gebührt, nur im gerundivum (vgl. Hertel, Spr. 27 anm.); sonst aber begegnen fast ebenso häufig formen mit verlust des *-en* als des *-n*, nicht selten nebeneinander, durch 'und' verbunden. Der grund ist vermutlich ein metrischer; je nachdem eine senkung nötig war oder nicht, blieb das *-e* oder fiel weg. Immerhin aber ist es ein zeichen, dass dem dichter beide arten des infinitivs geläufig oder wenigstens bekannt waren. Wir kommen damit an das südthüringische heran, zu dessen eigentümlichkeiten der abwurf des *-en* gehört, vor allem im sogenannten Salzbogen (um Salzungen), aber nördlich über den Rennsteig hinausgreifend (Hertel, Spr. 29). Wir sind damit wieder auf ein grenzgebiet zwischen Nord- und Südthüringen gelangt.

Unter den dialektformen bei Bertesius fällt nun besonders die schreibung *huind* (hund), *stuinde* (stunde), *gruind* (grund), *buint* (bunt), *geduilt* (gedult), *schuild* (schuld) usw. auf. Als entsprechung dazu darf man wohl ohne weiteres die form *hoind* betrachten, die in heutigen mundarten Thüringens begegnet, und zwar verzeichnet sie Hertel in seiner dem Spr. leider fehlenden, nur bei Regel s. 639–40 befindlichen tabelle für Mühlhausen, Ruhla, Salzungen. Die beiden letzten orte, gleichsam die repräsentanten eines kreises, werden ausgeschaltet durch den gebrauch der negation *ned* und durch die alleinige verwendung des endungslosen infinitivs. Wir sind also wieder nach Mühlhausen gelangt oder, um es vorsichtiger auszudrücken, in die nähe davon; denn gänzlich stimmt des Bertesius mundart nicht zu der mühlhäusischen, wenn wir einmal die worte der Regelschen tabelle ansehen. Leider habe ich von diesem dialekt nur dürftige proben zur hand. Firmenich II, 191 (Die beschreibung des schlachtfestes, vom 'Schuhster Anres Rinnebarg', vermutlich demselben, der in der zweiten dialektprobe bei Hertel, Spr. 39 erwähnt wird), und das stück bei Hertel, Reg. 637. Schon genannt sind die für M(ühlhausen) unbezeugten doppelformen bei B(ertesius) *troppe* - *tropffe*, infin. mit und ohne *-e*. Dazu kommt das nebeneinander von *king, kinge, kinger* bei B., während M. nur *kinger* aufweist. Weiter *uo* (*ue*) für mhd. *ô* B., *û* M., *ie* für *ae* (*schwier* B., *schwêr* M.). Alle diese abweichungen deuten wieder nach dem südthüringischen, während andererseits sichere berührungen mit Mühlhausen nicht zu leugnen sind. Wenn wir uns nun erinnern, dass Bertesius aus Kammerforst stammte, das südlich von Mühlhausen liegt, so ist man versucht, hier etwa den dialekt zu lokali-

sieren, aber nur unter allem vorbehalt. Ob nicht etwa noch südlicher zu gehen ist, das kann nur durch nachforschung an ort und stelle festgestellt werden.

Anhangsweise seien einige belege aus Mühlhäuser urkunden und dem ältesten stadtrecht mitgeteilt[1], die die übereinstimmung des Bertesius auch mit dem älteren dialekt dieses gebietes beweisen. Dass es nichts speziell mühlhäusisches ist, darf uns nicht stören.

ei für *ē* (vgl. Weinhold, Mhd. gr.² § 48): *geild, feild* usw. B.,
geildes, geilden veylde, Lengefeylt MU. s. 473, 476, 502, 389 u. ö., St. s. 634, 626 u. ö.;

åin für *-egen: wåin, råin, dåin* B.,
wein MU. s. 303, 389, 476;

ai für *ă: taig, klaige, traige* B.,
taig, maic, tait St. s. 621, 631 u. ö;

-ain für *-agen: wain, geschlain* usw. B., R. I, 3; I, 7.
wain St. s. 630.

Für 'markt' findet sich bei B. *mart* R. I, 7. *kornmart* R. I, 3. *gemart* (gemarktet) R. I, 7. MU. s. 307 und 459 *her* (*bruder*) *von deme Nûwen* (*Nuen*) *marthe* (~ *marte*). Neben 1mal *kortz* (S. IV, 3) begegnet bei Bertesius 2mal *kort* (R. III, 1; IV, 3): s. Weinhold § 194; im Mühlh. St. 1mal *kürze* (inf.) s. 633 gegen 2mal *kurte* s. 619. Die Metathesis in *derte* (*dårte*) B. V. III, 1, S. III, 1 ist im St. durchgeführt *dirte*; in MU. häufig der vorname *Kirstanus*. B. H. I, 3 *weissen* (weizen), MU. s. 432. Der infinitiv mit vorsilbe *ge-* nach verben des könnens, MU. s. 478, im St. durchgeführt. Partizipialformen auf *-ning* (vgl. Weinh. § 373 und 219), bei B. auch als infinitive gebraucht, *iluing, gliening, gårning,* finden ihre entsprechung im St. s. 616 *mit weniningen oigen*, s. 619 *bi schinininger sunnen*. Für 'ihr' (*vos*) braucht B. neben *ie* öfters *die;* die vorstufe dazu im St. *suldi* (s. 618, 619, 623), vgl. Weinh. § 474. Endlich kommt der frauenname *Thele* (B. *Thiele* V. III, 3) öfter in MU. vor (nr. 740, 869, 969, 1016).

Bezüglich des textes bemerke ich, dass ich einen wörtlichen abdruck liefere; wo ich vom druck abweiche, ist dies in der anmerkung angegeben, ausser bei fällen, wo ich einen kleinen statt eines grossen buchstabens gesetzt habe. Die interpunktion des druckes, die stellenweise ganz sinnlos ist und auf weite strecken hin nur den reimstrich kennt, habe ich durch moderne ersetzt, um das verständnis nicht unnütz zu erschweren.

1) Hrg. v. Herquet, Halle 1874 (= Geschichtsquellen der prov. Sachsen, bd. III).

I. Hiob.

Im 'Hiob', über den Holstein a. a. o. s. 95 ff. kurz gehandelt hat, steht ein 'düringischer' bauer, namens Damoetas, *einem meissnischen weib – das personenverzeichnis sagt 'meischnisch' – gegenüber,* Alcippe *genannt; beide stammen aus Vergils Bukolika. Vom meissnischen dialekt spürt man wenig; für* Damoetas *sagt* Alcippe Damets *und* Damåts, kop *für* kopf, san *für* sagen, vorklan *für* verklagen, gån *für* geben. *Ihre partien können füglich wegbleiben.*

Dieser Damoetas *nun hat bei einem kauf seine partnerin betrogen, wie er in einem selbstgespräch (akt I, sz. 2) uns erzählt.*

[B$_3^v$]

Hört sal ich uch hie rhüme nicht,
Was ich hoae drinnen usgericht?
  Ich ben sen früo in minem Sinn:
  Ich kaufft em Wib, eir Witben drinn
Jetzt ob en guten Acker Laend,
Bezôalt ôn ôr bar vs der Hand.
  Daes gäild waher ebber nach der acht,
  El het ichs selbs vs Blei gemacht;
Ein theil wug ich auch Kopffer hen.
Elsuo ich mie en Kauffman ben.
  Daes gäild war ôr suo vål bekand,
  El drungen ich in Můoren Lånd.
Drum streich sôss immer fin herin
Vn es elsüe der Acker min,
  Ep ich[1] ôn schůon kaufft halb süe thůr.
  El ich ôn wedder gåh wol hůr.
Drümb gieng mie diese Nacht der Win [Biiij]
Vf sôtten Kauff fin gläet hen nin.
  Nu wel ich schlich die Gaß hennedder[2]
  Das sô mi nit daes geildt brengt wedder.
Doheime dan in minem Huß
Sol sô mich jüo nicht fraige us.

Da ruft ihn auch schon Alcippe an. Doch Dam.:

Ei des dich alle Ploge scheng!
Do kompts vn werd mies wedder[3] breng.

1) Druck: *Epuh.*
2) Dr.: *H~.*
3) Dr.: *Wedder.*

Ich chel ein winchen[1] stille stich
Vn thue, el ichs nicht hůor er sich.

Aber das hilft ihm nichts. Alcippe holt ihn ein und klagt zunächst im allgemeinen über den geiz der käufer zu dieser zeit und ihr säumiges zahlen. Darauf Dam.:

Waes? Ich hae dich bezahlt boaer[2] ŏbber
Vn gab den Lickuff auch noch drŏbber,
Gestich die nicht en Pffiefferlingk(!)
Du werst mich auch nicht moaneningk.

Nun rückt Alcippe mit ihrer forderung heraus, er solle ihr das falsche geld gegen gutes eintauschen, sonst gelte der kauf nicht oder sie werde ihn vor gericht fordern. Dam. *leugnet alles ab; das geld sei gut gewesen und sie habe ihr volles gewicht bekommen. Umständlich beschreibt er die bei dem kauf verwendeten münzen:*

Min Sekel worn juo alle gut: [B5]
Vf eir sitn stund Aronis Rhut,
Ein Reuch kelch vff der ennern sitn:
Nach Jüden bruch zu dissen zitn
Sul waeist geschreben sie[3] dorůmb
Hekadosch Jeruschalaim,
Vn dornoch: Bischrael Sekel[4].
Werd dir kein enner Můntz bestell,
Min Gaeld das was sich vß erlesn.

Alc. Wem ist das bŏse dan gewesen? [B5v]
Dam. Jachts du hettsts selbs gethon dozu.
Alc. Auff Deutsch gesagt: das leugestu.
Dam. Mustu mich liege heisse do?
Chel dich schier in die Peppen[5] schlo.
Alc. Ich halt, du habst es selbst gemacht.
Dam. Ich håe die tusend sůch gemacht.
Loß sich das gåilt! waes fåilt ŏm den?
Den håe ich die juo nicht gegån
Su wåer auch dieser Grosch nich min:
Min Gåilt hestu verfelscht so fin.

1) Daneben noch: *wenchen, weinchen,* daher eine änderung in *wilchen* unnötig.

2) Dr.: B.

3) = sein.

4) Das heilige Jerusalem. In Israel (ein) seckel.

5) Mund, 'Fresse'.

Alc. Hie ists noch mehr!
Dam. Waes es nach mie?
Ich wůl die nicht en scherff gestich;
Loß mich met liebe; weistu nicht,
Das mim[1] gemeinen Sprichwort spricht:
Wer nicht wel sich met Auwen druff,
Der thu dornach den Bůttel vff.
Ich hoie bezaelt.
Alc. Wie sonst ein Schalck.
Dam. Das lügestu, du lüoser Balck.
Du weist nicht wie du ebelich
Nach zu mim Gåil (!) wilt fuppe mich.
Chel schier den dåin[2] herrusser risse
Vnd die das Fell elsůe[3] zuschmiesse,
Du sast[4] din låt[5] gedencke draen,
Wie du ein Man sast zweimal maen.

Da tritt Hiob auf, noch im besitze seiner macht, noch nicht vom unglück heimgesucht. Bei ihm sucht Alcippe hilfe. Damoetas stellt weiter seinen betrug in abrede, muss sich aber von Hiob an eine ganz ähnliche gaunerei erinnern lassen; schliesslich verweist dieser ihn noch auf den wegen seiner ehrlichkeit vorbildlichen länderkauf Abrahams, der dem Ephron mit guter münze seinen acker bezahlte (1. Mos. 23). Aber damit kommt Hiob schön an bei Damoetas.

(I, 3)

O Mosigs Buch mich nuscht angicht.
Weis ich, was Abram hett gethon,
El hå gekaufft met Efferon,
Ep hå zuvel er weng gegån,
Grob edder klein Geild, wůe er wån;
Ben nicht gewest sin Lic Kuffs man,
Das ich darôbber gsaige kan,
Wüo sô des Kauffs sin worden eins,
Ep hå het Geilt gegån er keins:

1) man im.
2) Degen.
3) Dr.: *esüe.*
4) sollst, vgl. *kast* = kannst, *meist* = meinst.
5) dein lebtage.

Ben auch bi keinem Pfaffen gewesn,
Der mie örn Kauffbrieff hett gelesn,
Die Mausiges hett wäist geschreben
Vn in der Beibel (!) noch sin blebn (!).
Ich kenn den Schellen Óberman,
In deme ich geläse kan.

Hiob entgegnet ihm, wenn er auch nicht lesen könne, so hätte er es doch aus predigten in der kirche erfahren können.

Damoetas.

Den Pfaffen Kerchen giehn gehört;
Die losse ich domed bezähme.
Drumb sô ŏr vette Pfrüone nemn.
Die han die wile, giehn gemeitn.

Hiob.

Es gebürt auch dir zu allen zeitn.

Dam.

Ein Bur mus sorge vôr sin Huß
Vn vff sin Acker denck hennus,
Das hå zu råchter zit ôhn pflůg,
Zu råchter Låintz vergaebe můg.
Hå mus in Råin[1] vn Drecke liege,
Kan dach davon sue vel kum krige (!),
Das hå den Pfaffen gå den dåtzen[2]
Jo frilich! Vnser heist es, gåtz ôm.
Cho, Hier, ich såige veh donebn:
Die Pfaffen wun es hae sůe ebn,
Sun ittel gute Kôrner si
An weissen, rein gefäit[3], ohn sprü.

Vergeblich sucht Hiob seinen redefluss zu unterbrechen.

Vn setzen den en Scheffel her,
Der helt fůnff Metzen ohn gefehr.
Sin gitzigk, kun nicht wåre vol.
Inwendig sin ôr Ermel hol
Vn es kein Bode gniet darin,
Dorumb sô nicht zurfüllen sin.

1) Regen.
2) gebe den dezem.
3) zu fegen?

Auf die erneute mahnung Hiobs, der armen witwe ihr geld zu geben, erklärt Damoetas:

[C] Ich gab ỏr gaeilln (!), el ichs genomn;
Ben nich gelort, das ich es fůnge,
Das in den Büchern jene[1] stůnge.
Des Ocker[2] in der gantze (!) Welt
Mä sůll vff en Man neme geild,
Vn wiere diese Frawe wehrt,
Wils enner geild von mie begehrt,
Das die[3] sỏ hiesst, des sỏ sich packt,
Bůsst sỏ, des ỏr die Schworten gnackt,
Daes dünckt mich recht nach minem[4] Kopff.

Diese frechheit erregt Hiobs zorn; unter heftigen scheltworten fordert er ihn zum letztenmal auf, das geld zu erlegen, und langsam bequemt sich der bauer dazu. Aber der verlust des geldes schmerzt ihn heftig, und die reinste schadenfreude erfüllt ihn, als er von Hiobs unglück erfahren hat; mit einem monolog eröffnet Damoetas *die 3. szene des 3. aktes [Eiij].*

Jä Sümmer Botz Veltn! Ich sieh es gern,
Das Job do gieht vn es vol Schwern:
An mir het haes alleine schier
Verdient, wan sust kein Vorsach wier,
Hae kun mich schlecht nich soät gefielze.
Es gielt droi Patzen nun, es gieltze:
Hå werd nicht lange lebe nach,
Ich gans em[5] wuol, gans em[5] dach.
Ich hoff, das letzte mohl sal hä
Mich heisse änner Müntze gä,
Wie ich Alcippen muste thu:
'El Dåbram thoat, suo thuo auch du'.
'Vnd sich – do kompt Alcip, wies schient!
Sỏ es es juo, die Mer, vn grient.
Jung Fraw, lot mich hie bi noch stieh
Das mich der vopailt nicht iern sieh

1) irgendwo?
2) nur.
3) *ihr.*
4) Dr. *minē.*
5) Dr. *gansem.*

Ey sô Juo Lichter oâer en Broaeck [Eiij^v]
Dem Gâile macht, der luose Soaeck[1].

Alcippe bemerkt ihn nicht, sondern jammert weiter. Erst durch des Damoetas *worte:*

Doaes es ôr sett[2]: die Frawen kun
Gelach vn hůle wan sô wun

wird sie aufmerksam auf ihn und klagt ihm nun auf seine fragen ihr leid, das wir schon aus der 3. szene des 2. aktes kennen. Alcippe traute dem von Damoetas erhaltenen gelde nicht und legte es zwei landsknechten zur begutachtung vor. Diese fanden es so gut, dass sie heimlich zahlpfennige dafür unterschoben, während sie laut auf des Damoetas schlechtigkeit schalten, mit so ungangbarer münze zu bezahlen. Sie erklären sich bereit, es ihr in ihrer herberge umzuwechseln. Lange hat Alcippe dort vergeblich auf sie gewartet, schliesslich den beutel geöffnet und den betrug entdeckt. Jetzt erhält sie von dem bauer die nötige aufklärung, die uns einige ausdrücke aus der gaunersprache bietet:

[E_4] Dam.

Min Kerl, bistu nicht suo gelort?
Doaes es der rechten Spitzbuffn Ort.
Sô kuns em in em hui verdrieh.
Du must ôn uff die Henge sieh[3]
Vn nich uffs Mul. Es heist gestuossn[4],
Doaes speln sô klen med vn den gruossn.
Sust heissts uf ôre sproch 'geprackt'[5];
Doaes het mir selbs nich wuol geschmackt.
Eins Theils, die heissens auch gefårbt[6]
Doaes es der Kriger beste årbt.
Vf ruot welsch nennen sôs geangelt.
Doaes bruchen sô, suo ufft es mangelt.

Wie sehr übrigens Alcippe von den landsknechten in die irre geführt worden ist, glaubt sie nicht ohne weiteres sagen zu können:

'Für das die Hüner fliehen auff.
Drumb kom mit mir hinein ins Haus'.

1) Diese letzten 3 zeilen verstehe ich nicht. Was ist *vopailt?*
2) sitte.
3) Dr.: *siech.*
4) Kluge, Rotwelsch s. 106 (nr. 30).
5) ibid. s. 129, 135, 137 (139).
6) Grimm, DWB III, 1325.

Im 4. akt, 4. szene hat Damoetas nur ein paar worte zu sagen, die aber wohl manchem zuschauer aus der seele gesprochen gewesen sein mögen. Mitten in eine der endlosen strafreden, die der arme Hiob anhören muss, platzt unser bauer hinein:

Hett denn kein Enge doaes Geschmetter?
Mich dünckt, es were wår ein Wetter.
  Ich hoåe ein Hoån, wan der suo krieht,
  Suo es hås ein gewiß Prophiet
Auch wissens meine Flüohe all,
Wans Donner Wåtter wåre sal.
  Die han mich hütt alsuo zubessn,
  Des ich ôr vel hoå tuod geschmessn.

Und wirklich donnert's dann auch gleich. Im Grimmschen Wörterbuch (III, 1813) ist für diese wetterprophezeiung nur ein gelegentliches beispiel gegeben; sie scheint recht üblich gewesen zu sein; in einer 1562 in Frankfurt a. M. bei Christ. Egenolffs erben erschienenen 'Bawren practica oder Wetterbüchlin' *heisst ein vierzeiler:*

bl. 78v. [Von Hunden.]
So die hund das graß speien /
  Vnd die weiber vber flôch schreien /
[bl. 79] Oder sie die zehen jucken /
Thůt naß wetter zuher rucken.

Schnell, wie die landsknechte das geld gewonnen, ist es unter ihren händen zerronnen: verzecht und verspielt ist alles[1]. *Mitten in ihre klagen über die schlechtigkeit der wirte, ein thema, das uns noch im dialekt begegnen wird, tönt aus des Damoetas hause heftiger lärm, und gleich darauf* 'leufet der Bawer zornig heraus', *gewaltig auf seine frau schimpfend (V, 2).*

Das dich Gotz (!) scheng vn blengge drin,
Du Tübels Kopff vn huinne Sin!
  Du werst mich juo[2] nicht fråsse wår,
  Ep ich schün absten komme hår,
Gieh hen zum Bier vn soaet mich trinck.
Ich blibe juo nicht sitzeningk[3],

1) Auf Thrasos mahnung, aus dem beutel noch geld zu nehmen, sagt Alastor: [G1v] 'Meinst, das ich Fortunatus sey? || Demselben stets in beutel kam || So viel als er herausser nam'.

2) Dr. *yuo.*

3) Dr. *fitz.*

Kom heim, wan ichsen mie nich moägk.
Geschiets schün uff den derden Toaegk.
Mie sin ein Poaer, wäist ich vn du,
Nie ånners el zwien lincke Schuh.

.

.

Sal ich den immer sy din Narr,
Vn thu, woaes du mich heisst? jo harr!
Dis Kåiberns langst ich muode ben.
Chel her kom, wel mir giening hen
Vn frischen sailt nåm vff die Hånd
Vn met zieh in Egypten land,
Er mede fo̊r Jerausalem –
Fo̊r en Sallo̊aet ben ich nich schlem –
Vn wel ken Heller loße[1] die.
Vn wan du es auch wült wehre mie,
Ich chel ålsuo dich zuactiere,
Du sast mie strecke alle viere.

.

.

Blib ich doheim, suo mus ich strack
Gihorche die, du luoser Sack.
Mus vmb ein Dreck mich met die biße
Vn um er[2] luß werth met die schmiße.
Ich müchte lieber si gehangen
Den suo vom Wibe si gefangen.

Die landsknechte, denen der bauer mit seinem geld zupass kommt, sprechen ihn nun an, fragen nach seinem namen und dem grund seines ärgers. Da macht er sich luft in der folgenden schilderung seiner frau:

Ich hoåe daheim ein Wib genommn,
Woås hoå ich? hoåe juo eis bekomm,
Es såiltzem un gaåer wingerlich[3],
Wel ůmmer her[4] si o̊bber mich;
So̊ wehrt mien win, so̊ wehrt mirs bier,
Ken trunck met fred ich trincke schier.

1) Dr. *löße*.
2) einer.
3) wunderlich.
4) Dr.: *hir*.

Wan ich am besten zeche sal,
Suo kommet sô, es töricht all:
Ich sitze do, verzehr doäs min
Schlecht met Hallumcken bi dem Win;
'Du sûst an diner årbet sy,
Suo wültu[1] ôbberm retzen li'.
Dorff er[2] vor sô hoae keine sorgn,
Des sô die Fůß zuostuoß zu morgn,
Den wůr es langst geschlain hett oacht,
Zum ersten mohl sô kum erwacht
Vn kompt den von der Leuben gangn,
Hett Peiltz vn Kettel vngehangn[3]
Vn krůcht flux nach dem ůoben zu,
Heist mich ôr sůoche ôre schuh.
Jer sô sich den hett angethon,
Schliets zåhn, år es nich[4] with dauon.
Ruppt wedder noaesen er die Awen.
Er[5] sůl hoae lust zuo sôttner Frawn.
Sô hett in Auwen sôtten botter
Suo gåhl, glich wie ein eiß (!) dotter.
Vff min Heißisen! Ich gleub wuol,
Sô schmeiltzt all taig[6] domed ein Kuel!
Wescht wedder hång år Angesicht.
Heiß ichs sôs schuon, zü mie sô spricht:
Må werd im Summer schwartz dovon,
Wen man sich frůwe Wassche (!) schon;
Wenn einer år sich wasche nicht,
Suo blib ôm wiß sin Angesicht.
Met schwartz Wårn år, dacht ich, met ôr
Hetts nuoht nicht; sô gieht fôr kein Thôr.
Bien voben in der Stobben hekt,
Die Füße in die Kachel steckt,
Zu failde kan ich sô nicht brenge
Vn wan ich mich auch drumb süll henge.

1) Druck: *wültu*.
2) aber.
3) ist wohl in *vmg.* zu ändern.
4) Dr.: *mich.*
5) einer.
6) tag.

Der eine landsknecht hält ihm vor:

Im Hauß zu sein nicht wehre jhr.
Sie kan jo besser kochen dir.

Darauf Damoetas:

Cho, wan der Mittag kompt herbi,
Suo macht sô mier en habber Bry,
Der stieht vn es suo hart gebicht:
Hå weche fôr dem Kayßr nicht.
Ich will met Stebbeln druoffen gieh.
Må sull kein trappen drinne sieh.
Jo werlich vff min heissen Stein!
Es tåntzte druff die gåntz gemein
Vn fielle kein med fußen drin!
Sô es ein Souw, ein sôtten schwin:
Sô wescht vns keine Schûssel uß,
Es sie den viermohl gessen druß.
Suo siehr kan ich sô nicht getribe,
Des sô vel Tisch vn Bencke ribe.
Sô spricht, sô riben sich hinweg,
Drumb môin[1] sô lieber stieh vol Dreck
Den des mô (!) Schaden lide sall.
Suo stiehts im Huse wie im Stall.
Des Ding hat sô veel an sich,
Er ocker eiß[2] nach saige ich:
Doaes bette så vns iehr[3] nicht macht,
Es sie den weder worden nacht,
Er kriechen vngebett henin
Glich wie ein Range er ein Schwin.
Wenn ich den drôbber hoie verdruß,
Met år ich mich den schmisse mus.
Oer můl hüort nicht zu kiffen vff,
Ich hoae sô geschmeßen druaff (!).
In Sum Summorum (!), da blibts by:
Sô wel mir nicht gehuorsam sy,
Wel er von mir, woåes sô mich heisst,
Doaes vn kein ånners hoô geleist.

1) mögen.
2) aber nur eins.
3) Dr. *ichr.*

'Kom her! gieb hen!' gebütt[1] mir schlecht,
El wier ich ör gedingter knecht.
Thu ichs den nicht, werd ohne Zel
Des reuffens vnd des schleuffens vel.
Mie han vns itzen auch gekratzt.
Drumb hoae ich mir gäntz vorgesatzt
Zu lossen ör örn eigen leich.

Drum will er mit den landsknechten in den krieg ziehen. Vorsichtig holen diese erst noch erkundigungen ein, ob Damoetas auch genug geld bei sich habe, ehe sie ihn mit ihrer gesellschaft beehren; ihre absicht zeigen die worte, die sie am schluss der szene äussern:

Ei schweig! lass erst sein Geld vertrinckn,
Wolln jhm darnach die Schuh wol rinckn.

Wesentlich einfacher sind die szenen in den drei kleineren dramen: 'Vinea', 'Schalksknecht', 'Dina', die vor dem zeitlich ihnen vorausliegenden 'Regulus' behandelt werden mögen, um dessen ausnahmestellung auch äusserlich zum ausdruck zu bringen.

II. Vinea.

In diesem nach Matth. 20 gedichteten stück (vgl. Holstein a. a. o. s. 133) gehören die beiden thüringischen bauern mit ihren mühsam kontaminierten namen Menalcamopsicorydon und Amyntamaetalex zu den arbeitsuchenden. Sie treffen sich ganz zufällig auf dem markt; nach der begrüssung, kurzem gespräch übers wetter und klage über den langen schlaf der städter, der sie so lange warten lasse, schlägt Men. vor, Am. solle zum zeitvertreib einen schwank erzählen (III, 1).

Men.
Drumb säit vns doch die wil ein schwang,
Dass vns die zit nicht wer su lang;
Die kont doch fine possn gebrenge.

Am.
Es schickt sich nicht an diesem enge,
Die Lüte möchtens lachn zu siehr.

Men.
Gevätter, wer wölls denn hie hüer
Syn mir doch hie allein nur zwien.

[1] gebietet.

Am.

Süo hüort dach, was mir es geschien:
Min Fräw Wöbke es geh (!) schluiwe,
Die thet vns newlich Covent broůwe;
Derselbe adeliche Tranck
Wol 14 tag im Stütze stanck
Vnd wol dach nimmer gårning wer.
Da kam min liebe Wőbke her,
Gieng frůwe in die Bråntwins zeche
Vnd lies ôhn (!) do ein Vrtel spreche.
Die ierste Frawe ôhm zuerkåndt,
Sô süll ôhn giesse weder die wånd.
Dozu sprach min Gevatter Liese,
Sö süll öhn us dem thůor verwiese.
Die dårte Fraůwe sprach: Wie nu?
Den stupbesen ůch (!) ôhm kenne zu.
En besen naem min Fraůwe lieb,
Schlüg ôhn zur stuppe wie ein Dieb.
Hats öhm auch obgeschnetn die uohrn,
Min Couent bleib doch vngeguohrn.
Do sach min Fraůwe ierst gar kruß,
Wůl ôhn verwiß zum Huß henus,
Besan sich dach in ôhrem sin,
Sô kôn nach was gewasche drin.
Sô wůsch mir drin min gåntze Hosen
Vnd gůoß ôhn dornoch in die blosen.

Men.

Vwr Hosn?

Am.

Jo die gåle bruch
Ich hått gethon ins fotter tuch –
Môt laůbe dach allhie gered –
Ich weiß nůht (!) obs hie Jungffern hett.

Men.

O Gvatter Amyntametalex

Am.

Lateinisch heist die hefen fex.
Ich bet er ůmb verleub Gevatter,
Das ůch so seltzam dinge schnatter.

Ich hoffe nüht, des jemånds hier,
Wil mir allein syn, ich vnd iehr.

Men.

Gevatter, wie mans macht so aß,
Sait doch von owerm Couent baß.

Am.

Do hå nu in die Blosen kåm,
Das warme wert er do vernåm;
Do gaehr der Huind, hå gaer sůo siehr,
Als wann hå tøl vnd tiereicht wier,
Vnd war sůo starck, der Addeltranck,
Das hå den Deckel obezwanck
Vnd steig zur Blosen oben us,
Goahr in der dǒrntzer(!)[1] el Bier sůo kruß.
Da kamen ǒhm allrirst die hebn,
Die Blosen schier von ånner trebn.

Lachend erzählen sie noch weiter von dem edlen trank, bis andere arbeitsuchende kommen; die bauern machen sich bekannt mit ihnen und suchen sie vergeblich mit ins wirtshaus zu ziehen, um sich für die arbeit zu stärken. So gehen sie denn allein. In der 3. szene des 3. aktes kehren sie aus der kneipe zurück mit leerer tasche, den edlen wein preisend, die wirte scheltend, die ihn verdünnen, indem sie Jesu beispiel umkehren: 'Der Win wird jhn zu Wasser schlecht'. *Im wirtshaus sind sie zeugen geworden, wie ein betrunkener förmlich im weine schwamm. Dieser missbrauch des lieben weins führt sie auf einen gedanken, der uns noch einmal bei Bertesius begegnen wird:*

Am.

Es gieht met vns, wies sprůchwort heist:
Die Pferd, dien heffer allermeist
Verdienen, krǒgen kam das struo.

Und daran schliessen sich, wie Windel s. 79 sagt, ihre interessanten sozialdemokratischen ausführungen.

Men.

Es gieht gewiß met můr alsuo.
Den Win ich hacke, tůnge, decke
Vnd doch des Johrs ein mohl kam schmecke,

1) Wohl druckfehler für *dǒrntzen*, s. DWB II, 1734.

Do ander lüte in der Stoedt
Süch älle täge trincken saet.
Zu Hobe sals hab den gebruch.
Do füllen sô sich wie en schluch,
Verschötn den Win vnd auch vergiessn.
Daß alle Stobbn von Win fliessn,
Vnd es doch keiner, welcher mag
Im Winberg thun en einigen schlag.
Sô rûren nicht ein Kersten an.
Ach weer ôch uch ein Edelman
Vnn(!) mûste vff den Herren warte,
So wûscht ich mich win aus dem botte,
Als ichs im Johr zu trincken krieg.
Dach werde ich des dings geschwieg
Vnd blibe wie ich ben en Bur
Vnd trincke Wasser, Born oder Luer
Eder Couent, der nicht geguohrn.
Den wer zum Heller es gebuohrn
Der kampt sin leblang, wi man spricht
Zum Pfennig oder Groschen nicht.
Drumb es, Gevatter, mi buen den Win,
Ein ander trinck ôhn glaet henyn.

Am.

Mie mûssen, o, den Winberg hackn,
Das vns thut wieh der Lib vnd nackn,
Nicht vns, mie han dauon nicht mieh,
Denn das vns thun die Rûcke wieh.
Die Schoffe train auch Wollen schon,
Neht ôhn, der Herr kleid sich douon!
Ein Hän macht hen ein Nest gar fin,
Ge.t[1]) weudlich, legt viel Eyer drin;
Nicht ôhm, ein ânner nempt sô us
Vnd beckt em gute Kuchen druß,
Die Heintz mit seiner Thielen isst.
Das Hun mus grâbe in den(!) Mûst
Vnd kratze do mit allem fliß,
Biß daß es finge sine spiß.

1) Im druck ist ein buchstabe abgesprungen.

Demossen gehts met vns ous(!) ebn:
Mie hacken vnd beschnittn die Rebn.
Nicht vns, den Win ein änner trinckt,
Vnd vns nicht met dem Glase winckt.
Ein Huind, en steuber eder wind,
Der jagt im Feld vnd Holtz geschwind
Wenn hä en Hasen denn erleufft,
Nempt öhn en änner, der ühn streufft.
En Müntzer schlet vel Thaler hin,
Nicht öhm, Ein änner steckt sö in.
Die Beenen fliegen noch vnd wit
Im Früweling vnd Sommerzit
Vnd sugn us allen Blümelin
Das best heraus vnd führens in.
Die ein führt Wassr, die ander safft,
Der hingen öhr an Beinen hafft,
Vnd machen känstrich[1] in dem stock
Ohr zellen bi veel schocke schock;
Die setzen sie der allzumol
Des gälen süssen Hönnigs voll.
Nicht öhn, ein änner schnit es uß
Macht süsse Hunig Floden druß.
So giehts auch met vns heckern zu.

Der herr des weinbergs, Elohim, tritt nun zu ihnen und mietet sie. Bei der auszahlung des lohnes gehören die bauern auch zu den unzufriedenen. Menalcam. schwört, niemals wieder in jenes diensten arbeiten zu wollen; im wein sucht er trost (V, 2).

III. Schalksknecht.

Die thüringischen bauern heissen diesmal Menalcas und Corydon, und das thema ihrer unterhaltung ist in akt I, sz. 4 das verhältnis zu den herren. Corydon führt bittere klage, dass er mädchen für alles sein muss ohne genügenden lohn und mit wenig aussicht auf versorgung im alter.

[Ciij] Denn wenn öhn[2] iern betrifft ein Nuoht.
Suo ben ich öhm der nechste Ruot[3].

1) kunstreich.

2) seinen herrn.

3) Rat. Dr. hat *Tuod*, was eine alte hand auf dem rand verbesserte.

Wenns mangel wel, geb ich ein Schribr.
Süst ben ich auch ein Eseltribr.
Bißwilln zum Keller Schliesserin.
Dach hett hä sellen was dorin.
Es eß met ŏhn also geschaffn.
Daß öhr vehl by der Schliesserin schlaffn.
Es macht, daß sö keim Gesinge trawn.
Sŏ schliessen selber ohn Frawen.
Wenn nauwet, koche ich auch wuol
Dach isst hä vngeschmeiltzten Kuol.
Ich worte Pfere, Kůiwe, Schwin,
Ben auch Kalfacker, heisse jn.
By ziten ben ich Schultz vn Vait. [Ciij^v]
Dŏrff ebber[1] nischt såeg der schlemsten Maid.

Dieser kümmerlichen stellung ein ende zu machen, soll er, wie sein schwager vorschlägt, eine reiche frau heiraten. Dieser empfiehlt ihm auch gleich ein paar und übernimmt es, bei einer für ihn zu werben. Als lohn für seine bereitwilligkeit schenkt ihm Corydon einen hahn, dessen güte er laut preist.

[C_5^v] Hoho, es eß ein wacker dieb,
Hå hett die Hůnner mechtig lieb,
Vßm libe hå es selbs empŏr[2]
Vn krebt es sinen frawen vŏr.
Woluff min wacker wecke fruiwe!
Wann vnser Kůnne sal melck die Kuiwe,
Krieht hä vn machts suo vngestům,
Des sŏ mich ŏhn besit hies rŭhme(!)
Vnd wůll ŏhn jehrne hae verkaufft
(Oehn sul der ratz den häe beraufft).
Er es ein rechter wise Prophet:
Wanns wetter wol, ich mein, hå kriet;
Alsuo es hå ein schluiwer troppe,
Hå hett ein Calenger im Kopffe(!).
Wanns råin sal, weiß hås vmb ein schlump.
Seh sin ŏhm nicht die fedder krump
Nem ŏhn dach hen den, gute Compan,
Vn klopff dach bi der Frawen åen.

1) Dr. *edder*.
2) entbehren?

Menalcas tut es und erstattet in der 3. szene des 2. aktes bericht über seinen erfolg. Dann schliessen sie nach langem feilschen den kauf eines ackers ab, den Corydon dem Menalcas schon früher angeboten hatte. Bei dem bezahlen aber muss M. 100 groschen schuldig bleiben, die Corydon in der 1. szene des 3. aktes eintreibt. Fast kommt es zu tätlichkeiten, da M. auch jetzt noch nicht imstande ist, die schuld abzutragen. In seiner not wendet er sich an Nequam, den schalksknecht, der ihm den betrag leiht, später aber ihn in den schuldturm wirft. So ist diesmal die nebenhandlung mit der haupthandlung etwas enger verbunden.

Mit der bezahlung ist der friede zwischen den bauern schnell wieder hergestellt. Sie unterhalten sich noch längere zeit über die ungerechten abgaben, die Menalcas wegen des ackerkaufes dem junker zu zahlen hat.

Recht unpassend erscheint uns heute für ein von und vor schülern aufgeführtes stück der inhalt der letzten längeren dialektpartie (IV, 3), die den abschluss der besprechung des 'Schalksknechtes' bilden soll. Mitten im gespräch treten die beiden bauern auf:

[Fiij] Cor.

Schweigk vn hȯr[1] doch nimmermieh:
Hett há ȯhr nicht geredt die ieh[2]
  Vn hett sȯ gliche wuol bewacht[3]
  Suo hett hás zwor nicht recht gemacht!

Men.

Jo frilich, hetts der luose Knecht
Met mir[4] Tochter nicht gemacht recht,
  Des ȯhn Botz fedderwisch müß scheng.
  Ich chel[5] min Halß doran nach leng[6]

Cor.

Waes sprächt sȯ denn, die gute Maid?

Men.

Bißwille sich vmb den Nabel klait:
  Sȯ heissens waist die vngenaendt,
  Die ploget mich auch juo vnd haendt.

1) Wohl druckfehler für *red.*
2) Ehe versprochen.
3) = beschlafen.
4) meiner.
5) Dr.: *hel.*
6) Von alter hand unterstrichen, am rand *heng,* was mir richtig erscheint.

Cor.

Menalckes, lieber Schwoger min,
Ich snrieche schier, die schuld wier din,
Daß du sô nicht hest freye losse
Vn ôhn gegen[1] zu Kerche vn strosse,
Vn wô ôhr hen von nuoten hette,
Daes es su veel el hen ins Bette,
Wil du ôhr rechter Vater bist,
Dann riffe meigd vnd riffer mist,
Die sin, wie man im Sprichwort spricht,
Em vff dem Hofe nütze nicht.
Man kan an der Wahr nûscht erhâle, [Fiij^v]
Loß sô bi libe nicht verâhle.
Des dus den kein mohl hest gerochn,
Des ôhr der Knecht eß noch gekrochen
Vn suo beredt min liebe Wasn!

Men.

Meinst des ich hae ein Gyres nasn,
Des ich hae kunt alsuo gerieche,
Wann sô han wult zusammen krieche?
Ben auch nicht Argut(!): hae nicht mich
Denn die zwey fenstr, domet ich sieh
Ich sach vff sô met allem fliß.

Cor.

Wuo bistus denn ierst worden wiß?

Men.

Fräigstu? der Kettel vn der Schortz,
Die sin ôhr fuorne beid zu kortz.

Cor.

Wuo es he denn suo bi sô kommen?

Men.

Do het hâ mich nicht by genommn,
He hett sô vmb ôhr iehr betrain
Vn lieff douon zwischn zweyen tain[2]

Cor.

Wâes werd es denn wâhr, eß hâ douon?

1) gegeben.
2) tagen.

Men.

Aeinter ein Tochter er ein Sohn.
  Ich chel o̊hn er zu Rechte brenge,
  Sül ich min Kardeken bort draen henge.
Kom her durt hen zu Mosen mede [F4]
Vnd hilff mie, feil ich in der rede.
  Ich chel mich los belern das Recht,
  Ep[1] soͤ muß håe der luose Knecht.
Vnd seh – von vngefehr, dort eß
Glich in dem Platz Herr Mausiges.
  Herr Mausiges! ich bet vmb Gunst,
  Ich kan nich grede vß der Kunst,
Ich wel uoch glichwuol saig ein sache,
Suo gut el ich min Worte mache:
  Ich hatt an minem Bruot ein Knecht,
  Der hetts in minem Huß nicht recht
Met miner lieben Tochter gmacht:
Hett soͤ beschloffen er bewacht
  Vnd o̊hr dofoͤr gegen kein Geild
  Vn eß ins wite Lerchenfeild[2]
Hennussen nach der Thot getretn.
Drumb wel ich noch nun hae gebetn
  Wult uoch mir Tochter neme aen:
  Soͤ wo̊l ein Kind kreig, het ken Maen,
Vn wult mich dach belern das Recht,
Was wuel sy werth ein so̊tten Knecht;
  Kans sy, suo gât sô dach zusammn.

Moses fällt auch gleich das urteil im gewünschten sinne, und die bauern gehen ab.

IV. Dina.

In dieser 'Tragoedia' stellt Bertesius nach 1. Mos. 34 dar, 'wie Dina des Patriarchen Jacobs Tochter jhr Ehrenkräntzlein verspatzieret vnd das gantze Hauß Sichem darumb erschlagen wird'. Windel (s. 80) ist geneigt, in 'Dina' des dichters meisterstück zu sehen. Sicherlich verraten die liebesdialoge und -monologe eine gewisse lyrische begabung, aber die sonstige wirkung des stückes wird, wenigstens für mein gefühl, beeinträchtigt durch zahllose anachronismen, die Bertesius in einem be-

1) Dr. *Ey.*

2) hat sich davon gemacht: s. DWB VI. 761.

sonderen epilogus vergeblich in schutz nimmt: so ziemlich alles, was nach Jakob im alten testament geschieht, dazu das neue, z. b. die geschichte vom barmherzigen Samariter, ist zur ausschmückung verwendet, ebenso griechische und römische mythologie mehr als sonst. Ganz köstlich wirkt doch für Jakobs zeit die aufzählung guter biere, die für die geplanten hochzeitsfeierlichkeiten herbeigeschafft worden sind:

(V. 1) Hambörger, Preußnig, Torgisch, Mum,
Von Zerbest, Rostock grosse Sum,
Garleie, Breuhan, Soldquelisch,
Auch Einböckisch im Sommer frisch,
Gotisch, Romeldeus vnd Knisenack,
Die alle han ein guten Schmack.

Die bauernszenen bieten diesmal für unsern zweck wenig. Es treten zwar die thüringischen bauern Larjus und Dietzel, dazu des letzteren weib Grietha auf, aber so ausgesprochen wie sonst reden sie nicht dialekt. Der dichter scheint von seiner gewohnheit, die mundartlichen partien im druck wiederzugeben, abgekommen zu sein.

Danach dürfte, wenn meine vermutung richtig ist, 'Dina' sein letztes stück sein, wofür auch die reihenfolge im vorliegenden exemplar spricht. Für die aufführung mag er es den inhabern der rollen überlassen haben, mundart anzuwenden, wie es z. b. auch Chr. Weise[1] *hielt. So verzichte ich darauf, die bauernszenen im einzelnen zu besprechen. Hauptthemata sind: klagen über frondienst (schlossbau II, 2; jagd V, 1); streit zwischen bauer und schäfer, pfändung desselben, weil er auf jenes feld geweidet hat (II, 3); ehekrieg zwischen Dietzel und Grietha. In der 5. szene des 2. aktes belädt sie ihn mit kornsäcken und schickt ihn in die stadt, das getreide zu verkaufen und ihr kleider und hausrat dafür mitzubringen. Er vertrinkt aber das geld mit seinem vetter Larjus, und etwas angeheitert kehrt er mit diesem heim (III, 5); das bier hat ihm mut gemacht: wenn seine frau schelte, wolle er sie prügeln*

'Das fleust hernach die rote Würtze'.

Da macht ihn Larjus auf das kommen seiner frau aufmerksam, und aller mut ist hin.

1) S. nachwort zu 'Jephtha': 'Was die bauern betrifft, so habe ich die reden hochdeutsch hingesetzt und überlasse den dialectum demjenigen der es zu agiren lust hat.'

Dietzel.

Es ist mein Weib, ach liebr Vetter,
Nu wirds wär wåre seltzam Wetter.
Du solt jhr guten Morgen biete.

Larjus.

Ein guten Morgen, Schwågern Griethe.

Griethe.

Herin, dass dich Gott scheng vnd bleng!
Hat denn das Sauffen nach kein eng?
Du Schnötzel, Lumbhans, pfu dich an,
Du Bierbart, bist ein schöner Mann.

Dietzel.

Ich bin gar kruöde[1], kan nicht kuose.

Gr.

Du görttelst dich zu liden luose[2];
Du hast mir, sey es Gott geklagt,
Schier alles durch den Halß gejagt.

D.

I guten morgen, liebe Frawe,
Ich komme heim im frühen Tawe.

Gr.

Wo bliebstu gestern?

D.

Liebe Griethe,
Es wolt mir gestern werdn zu spiete,
Vnd war das Wasser auch zu groß.

Gr.

Das Bier wolt dich nicht lassn loß,
Das schmackt so wol, do lag der Knote.

Als sie dann vollends hört, dass er ihr nichts mitgebracht hat, nimmt das gewitter zu. Vergeblich sucht sie Larjus zu begütigen; auch er bekommt sein teil, und Dietzels *klägliche bitte:*

1) Gehört wohl zu *krot*, m. n. belästigung, mühe (DWB V, 2412 ff.); am ende des artikels (sp. 2414) auch adjektiva: *kruig* (krudig), *kröe* (kröde) 'erschöpft, ermattet'.

2) Ist mir nicht ganz klar.

Vergib mirs doch, du liebe Fraw!
Ein andermahl wil ich mit lauw
Dir käuff ein gantze Elle Tuch

bleibt ohne erfolg.

Griethe.

Du Biergorgel, mach auff die bruch
Ich will dich mit den (!) Bősen (!) krawe,
Du solt dichs nicker sehre frawe.
Puff puff, das ist die newe Schůssel;
Die geb ich dir fůr meine Schlůssel;
Puff puff, daß ist mein Jorckers Leib.
Ein andermahl mehr aussen bleib
Vnd bringe mir nichts aus der Stadt.

D.

Ach liebe Fraw, ich hab jetzt sat
Ich bitte, laß mich doch beym Lebn.

Gr.

Hienein! ich wil dir besser gebn,
Der Besen liegt schon in der weiche.
Ich wil dich hawn, solt dich beseiche.

V. Regulus.

Die ausnahmestellung, die ich oben dem 'Regulus', d. h. der dramatisierung der im ev. Joh. 4 erzählten heilung des sohnes des königischen, zuwies, begründet sich darauf, dass dieses stück allein eine zweite auflage erlebte. Holsteins zweifel (s. 97) sind unberechtigt. 'Gebessert vnd mit Personen gemehret' *sagt der titel, und in der vorrede äussert sich Bertesius also:* (A_5) 'Dieweil dann diese meine geringe Comoedia in vielen Schulen | in Stådten vnd Dőrffern | ohne ruhm zu melden | nicht ohne lust vnd nutz agiret vnd angesehen worden | vnd numehr die vorigen gedruckten Exemplaria | meines erachtens | alle mőgen distrahiret seyn: So habe ich auff vermahnen guter Freunde | dieselbe mit Personen gemehret vnnd verbessert widerumb aufflegen lassen'. *Von der ersten auflage ist bis jetzt allerdings noch kein exemplar bekannt geworden. Und doch wäre es interessant, zu sehen, was der dichter geändert, vor allem, was er zugesetzt hat. Darüber möge eine vermutung gewagt sein, zu der Bertesius selbst anregt; in einem epilogus sagt nämlich der 'Auctor' den 'Actoribus':*

Die jungen sein in diesen hauffn
Als grob Bech mit eingelauffn . . .
Wer aber wil agiren diß Spiel
Vnd diese Flegel seyn zu viel
  Der mag dieselben aussen lassn
  Ich wil jhn darumb gar nicht hassn,
Dem Spiel wird nichts dadurch genomn . . .
  So kan man hie auch ebner massn
  Die Bawren Weiber aussen lassn.

Was liegt näher, als anzunehmen, dass die szenen der 'Flegel', d. h. der bauernknechte Jäckel und Dietzel, und der bauernweiber Kethe und Grietha erst in der zweiten ausgabe eingefügt worden sind? Die zahl der mundartredenden personen ist auffällig gross und weicht von des Bertesius gewohnheit, 2–3 personen in dialekt sprechen zu lassen, ab; zu den 4 nebenrollen der frauen und knechte kommen noch 3 wichtigere hinzu, die der thüringischen bauern Pethias, Kartaman, Kilai. So nehmen die dialektpartien zuviel raum ein, als dass sie im einzelnen durchgesprochen werden könnten. Die frauenhandlung (IV, 9) bildet eine in sich geschlossene episode: während der abwesenheit ihrer männer machen sie sich einen guten tag, der männer schlechtigkeit bejammernd, ihre dummheit verspottend. Die knechte haben über geiz der herren zu klagen I, 4, und gegen ende des stückes äussern sie ihre recht komische furcht vor dem neuen glauben und gottesdienst, den der hauptmann mit seinem ganzen hause angenommen hat. Ziemlich verwickelt ist die hauptdialekthandlung: Pethias und Kartaman gehören zusammen; für sich steht der von jenen wegen seines geizes gehänselte Kilai, der seinerseits wieder kämpfe auszufechten hat mit dem schreiber wegen eines langwierigen prozesses. Aber auch Pethias und Kartaman bilden wieder einen gewissen gegensatz: der eine betrügt die städter, der andere kommt in gefahr, von ihnen geprellt zu werden. Einig sind sie im spott über Kilai, in ihren beschwerden über die gaunereien der wirte, denen sie antike höllenstrafen anwünschen, und in der unzufriedenheit mit dem lästigen hochmut der schreiber.

So enthält die dialekthandlung eine menge prächtiger szenen, die das verlangen nach einem vollständigen neudruck des 'Regulus' erwecken, das verstärkt wird durch die flotte haupthandlung mit ihrem reichen nicht dialektischen beiwerk an köstlichen, die pedanterie der schulmeister und ärzte leise parodierenden szenen.

Als proben biete ich nur zwei längere partien, von denen die erstere auch literarhistorisch wichtig ist: sie enthält die bekannte Äso-

pische fabel vom schmeichelnden esel (vgl. Kurz zu Waldis I, 13), und zwar folgt Bertesius mit einigen änderungen fast wörtlich der gestaltung, die Erasmus Alberus ihr gegeben (nr. 30, Braune), einen interessanten beleg für das fortleben des hessischen fabeldichters liefernd.

III. 1. [E] Pethias.

Ach eß dach kum verdienter luohn!
Weist wuol, Kartaman, wie sô[1] thuon:
Mi Buren müssens all erspaere,
Suo wun sô jmmer huoch herfahre,
Mi kleiden vns in ketteltuch[2],
Nien funffzehn lappen an ein Schuch
Er bingens jern met ziechen Widn,
Suo kleidn sô sich in Sammet vn Sidn.
Chel auch schier laß min Bort obschâre,
Fin kort, vn wel ein[3] Juncker wâre
Vn wel mich frey heraus staffier.
Wel eß vn trincke Win vn Bier.
Die Pfâre, die den Haber verdien,
Am witzsten (!) von der Krippen stiehn.
I lenger, daß ich ben ein Bur,
I mie mir wert min Leben sur.

[E^v] Hoa dach zu letzt nischt nicht davon,
Blieb schlecht der ormen Frawen Sohn.
Chel her kom vn mich schier bâile[4]
Zu ittel gruossen Liten haele,
Eb doch ein mohl von vngefehr
Min Sach auch wille bôsser wer.
Vn dach! ich wôsse werlich nicht,
Ebs domed auch wier usgericht.
Ich hoa en richen Môller gekônt,
Je kânten all, wenn ich ôhn nent,
Derselte hat ôm Kôrtzwil wôlln
En Huind erzain in siner Môllen.

1) Gemeint sind die vornehmen.
2) Kitteltuch.
3) Dr. *in*.
4) balde.

Der kunn sich fin zutepsch gemache,
Deß sin er veelmohl muste[1] lache:
Hå kun gespring, hå kun getantze
Hä kon gewoppel met dem Schwäntze
Vff alle Kortzwil gar nicht ful[2],
Veelmohl leckt hå sin Herrn das Mul.
Drůmb hielt hå ôhn gar werth vn hier.
Dasselt verdrues den Esel siehr.
Hä doacht, das muß der Henger wåhl[3],
Wann wår denn ich alsuo gehåln?
Hat nicht des schebicht Huind gut glůcke?
Mign[4] lin schlecht Secke vff min Růcke
Des ich manchmohl nerlich kan gewauig[5],
Chwår min gereckter tuod nach trauig
Der Herr, die Fraw vn auch die King,
Dozu das gåntze Husgesing
Dem Huin geneiget sin allzit
Vn train zu migen haß vn nidt

[E2] Allengen muß ich si der Narr,
Ich chels auch nimmer thu, jo harr.
Ich wår auch jmmer trauig gedult,
Eß dach auch schier min eigen schuild,
Wanch mich auch kônne zugeselle
Vn friendlich wie der Huind gestelle,
Suo wier ich jachts auch angeniem.
Wie, wenn ich denn nach zu gnoden kiem?
Ich chels dach werlich hebe an
Vn wål versieche, was ich kaen.
Ich chel mich noch alsuo gebåhre,
Daß ich noch wol der beste wåhre.
El nun der Herr des morgens saß
Am Fire vn ein Soppen aß,
Do kam der Esel, war nicht ful
Hä fiel dem Môller an sin Mul

1) Dr. *musten.*
2) Bis hierher ist B. ziemlich unabhängig von Alb.
3) walten.
4) mir liegen.
5) Dies und die folgende zeile verstehe ich nicht.

Vn küsst vn leckt öhn alsuo siehr
Daß hä schier dovon gestorben wier.
Der Esel hat öhn vngeschickt
Schier met sin Talmen gaer erstickt,
Wil hä an dem ormen Möller hieng
Vn öhn sin Halß so hart vmbfieng,
Daß hä sich nicht gereige konne.
Das werte wuil ein halbe stuinne.
Drumb wann eir hoa sal vnglücke,
Suo muß sichs juo all engen schicke.
War eben nômmend vom Gesinge
Doheim den ocker kleine Kinge [1],
Die Frawe war vffs Feld gegångn,
Die Kinger schregen met verlångn:

[E2v] 'Ach hertzen Gnånn, vwie, vwie!
Lot doch den ormen Esel gieh [2]!'
Do kam ein Bursmann onverworn,
Frait, ob schier wier gemohln sin Korn,
Hå iesse jetzt am letzten Bruete.
Der Môller lag in grusser nuete;
Der Bur, der simpte [3] sich nicht lange,
Erwůschte ein Kidelne Stange
Vn schlug den Esel alsuo sier,
Ell wenn hå toll vnd tŏricht wier.
Der Esel war alsuo zerschmiessn [4]
Dasse sich schier hett – met laub – beschiessn.
Do lag hä vn streckt alle vier
Ell wann hå tuod gestorben wier.
Hat brocht sin Herrn auch schier vmbs lebn.
Drumb woar ŏhm do sin luohn gegebn.
Nei, nei, ich wår ein Esel blieb
Vn min åelt Håndwerck lenger trieb,
Wår Såcke traig vn was ich kan,
Ich wåre dach kein Edelman.

1) Dr. *Klinge.*

2) Der zug, dass die kinder die sache verkehrt auffassen, ist eigentum des Bertesius.

3) säumte.

4) Dr. *zerschmeissn.*

Die Sache möcht jern were lingk.
Wies duort den ormen Esel giengk.

Für das verständnis des nächsten stückes sei bemerkt, dass die mutter des kranken knaben in ihrer not die zauberin Cyrce hatte holen lassen, die in längerer, für die geschichte des aberglaubens wichtiger rede[1] *ihre künste angepriesen hatte* (*III*, 5). *Jetzt hören wir, wie die bauern über sie denken, besonders, welche strafen sie im jenseits erwarten.*
IV. 1. [F_5]

Kartaman.

Was nuwes?

Pethias.

Jo. seß nuw.
Aes möcht doför dem Henger gruw.
Do sal die äle mer jetzundt
Den Krancken druoben mach gesund.

K.

Welch äle mehr?

P.

Die[2] schiene Cyrce.
Verkäufft den Lüten Dreck ferr Wörtze.

K.

Ich kenn, ich nen sie err nich gern,
Es eß ein gruine Zeuberern.

P.

Sachstu denn auch, wenn sô sich bůckt,
Daß hett ôhr Schu met Melch beklickt?

K.

Nein, bloen, ich hett nich achtung druff.
Chel des sô můst im Merr ersuff.

P.

Was hett sŏ nun doheim gethon
An vnses Nachber Kuntzen Sohn!

1) Wird gedruckt in den 'Hessischen blättern für volkskunde' bd. XII, heft 1.
2) Dr. *Du.*

K.

Jä denn sö hett in sin linckaw
Geschlain, die schiene wise Fraw.

P.

Mich dünckt, das wären, důnckt mich zwar
Min orme Kůewe wuel gewahr,
Was ferr ein wise Fraw sö es.

K.

Des sö der Henger dach zerreß!

P.

Nei, nei. das wiere zu geringe
Was gilts? me wert die Hurn nach binge
Met jssern Keten an den Gaeck [1]
Vn hengen ůhr an ein Puluer Saeck
Vn stőr mich nue denn weidlich zu,
Biß daß sö brenne liechter lue.

K.

Jo zitlich werd das [2] hie geschieh.
Wie wer es ůhr dort hernacher gieh,
Im Hellschen Fier, in Schweffl vn Bech?

P.

Wie werds im warmen bade lech!
Ich hoa gehuort wuel jer zuuorn,
Wies gieh wår sőtten Drachenhuorn.

K.

So saigs mirs doch!

P.

Ich darffs nicht thu.

K.

Hui saigs, ich chel allein hůer zu.

P.

Es eß zu grusam.

1) Galgen?
2) Dr. *da*.

K.

Ey was schads!
Loß dach en weng alleine schwatz.

P.

Er[1] dorffs nich alle saige schier.

K.

Sin mie doch alleine, hui loß hier.

P.

Wann sötten arge Zeubern
Met Fier vn rauch geschmöcket wern
Arr[2] sösten, äll er manchmol hiert,
Der Tůbel sie hinweghen fůhrt,
Suo kommen drungen in der Helln
Zusamen ehre Zech- vn tåntz Geselln.
Do nemmens åhre liebe Brut,
Ziehens us biß vff die nackte hut,
Leinß vff ein gliening issern Bråt
Vff öhren Rŏck!

K.

Ha ich all min låt –

P.

Vn schmeden sŏ met Keten an,
Des sŏ kein odr[3] gereige kan,
An Bein, an Ormen, an Fůß, an Hengn,
An Halß, an Horn, an Lib, an Lengn.

K.

Daß sŏlle sŏ ju mache schŏchter.

P.

Dornach brengt er[4] en jssern Trŏchter,
Den steckens åhr –

K.

Wöch (!) wuinner Sachn.

1) aber.
2) oder.
3) Ader.
4) einer.

P.

Nin[1] met gewält in öhren Rachn.
  Bäl kompt en grusam eischluch Drach,
  Setzt met sin hingern sich vffs Fach.
Hofiert henin gar vngehier
Ein gruossen klumpen hellisch Fier.
  Den mus sä suo ferr gruossen Hungr
  Met aller Gwält schlecht schlock henungr,
Daß muß öhr[2] suo in öhrem Libe
Hertz, Lungen, Lebr herumher tribe.

K.

  Behüt vns Gott.

P.

Dornach kompt her,
  Der gruisam Hellhuind Lotzebehr[3]
Vn giest zum Tr°ochtr henin heiß Bech,
Das muß s°o auch henin hen zech.

K.

Wils suo fin warm im Lib es drin,
Dorff s°o nich sorg, daß Bech gerinn.

P.

Der pin vn marter eß suo vel,
Ich kunß im Taug(!) nicht all erzehl.

K.

  Wo weistus dann, ha ich dach zuuort
  S°otten grusam dinge noch nie gehuort?

P.

Ich huorts nun vs em Buche läse.

Diese berufung auf eine literarische vorlage wird wohl zu recht bestehen, nur kann ich sie nicht nennen. Es scheint alte tradition darin zu stecken: im 'Wiener Oswald' (ed. Baesecke v. 1272 ff.) heisst es in der 'Vision des gefangenen heiden' (vgl. Einl. p. XCVII):

1) Dr. *Nim.*
2) Dr. *öhn.*
3) Luzifer, vgl. die form *Luciper* in den mittelalterlichen volksschauspielen.

do sach der geselle
nider in die helle.
da sach her ligen inne
eine groze wolfinne [= *seine frau*].
die tufel stunden umbe di,
swefel und pech guzzen si
in den hals ane underlaz,
ir pin gar groz was
von hitze, stanke unde rouch[1].

MERSEBURG. PAUL SPARMBERG.

MURBACH ALS HEIMAT DER AHD. ISIDORÜBERSETZUNG UND DER VERWANDTEN STÜCKE.

II. Konsonantismus.

A. Dentale.

§ 20. Germ. *t:*

a) ist anl. in den Murbacher denkmälern ausser in einigen lehnwörtern und der anl. verbindung mit *r* verschoben[2]. Der laut wird ʒ geschrieben, vor hellen vokalen auch *c*, wenigstens in Iun. A und C, während Ib (= Rde) stets ʒ hat; auch in Hb findet sich *c* (23, 1, 1 *cit*). Dies wort wird auch sonst gern so geschrieben, z. b. in der Ben. (vgl. Sievers einl. zu d. hymn. s. 13 anm.); einen der 3 fälle von *c* in Iun. C stellt denn auch dies wort (13, 57): die andern sind *cins* 23, 20 (lat. census), *ci-* 19, 63; letzteres steht auch in Iun. A I, 364, 17, wo ausserdem I, 315, 63 *ceina*, 337, 48 *celt* auftreten. Von diesen kann *ceina* aus der vorlage stammen (s. oben s. 298). Regel war in Murbach ʒ; so findet sich auch im inl. nach kons. nur 1 *c* in Iun. A I, 587, 20 *forahercida*, in Ha 2, 4, 3 *hercin*. In den urk. steht 736 (14) *Ulcishaim*, 760 (32) *Sforcii*[3], 795 (70) *Pancinhaim*. Die übersetzungen haben ebenfalls in der regel ʒ, so stets P (Hench, Is. 79): M aber hält einigemal das zeichen *c* fest (30, 20 *herçin*, 41, 8 *armhercin*, 9, 13 *uurçun* Hench, Frgm. 112 f.).

1) Das im folgenden verwendete motiv, dass der heide durch den anblick des ihm in der hölle bereiteten stuhles zur busse bekehrt wird, findet sich übrigens in einem in Mones Anzeiger VI (1837), sp. 400 gedruckten märchen wieder.

2) Zu *charteru* in den hymn. s. Braune § 159 a. 1.

3) Schoepfl: *Sfrorcii*.

b) Intervokalisch war *t* zum spiranten verschoben worden: der laut wird dargestellt:

1. nach längen: in Iun. C 32mal durch *z*, 1mal durch *zz* (in Ben.): in Hb 6mal durch *z*, 4mal durch *zz*; in Ha 3mal durch *z*, 33mal durch *zz*; in Iun. A 13mal durch *z*, 13mal durch *zz*; in Iun. B_1 11(13)mal durch *z*, 24mal durch *zz*; inIun. B_2 1mal durch *zs*, 2mal durch *zz*;

2. nach kurzen vokalen: in Iun. C 1mal durch *zz*, 13mal durch *z*, 1mal durch *sz*; in Hb 1mal durch *zz*, 3mal durch *z*; in Iun. A 5mal durch *zz*; in Iun. B_1 28mal durch *zz*, 1mal durch *z* (Rd *zz*): in Iun. B_2 1mal durch *zz* (Re *z*).

Es ergibt sich also, dass die einzelnen schreiber individuell verfahren. Während Iun. C (und Hb) nach längen und kürzen *z* schreibt, bevorzugt Iun. B *zz* (er folgt der vorlage). Iun. A hat *zz* und *z* nach langem und kurzem vokal, nach kürzen schreibt er nur *zz*. Was im original der übersetzungen galt, ist nicht zu entscheiden, da die hss. nicht übereinstimmen. P wendet *zss* an, ohne rücksicht darauf, ob länge oder kürze vorhergeht. M kennt diese bezeichnung nicht, sondern hat stets einfaches *z*; aber 2(3) *zs* ([*forl*]*azseno* 1, 15. *forlaaz*[*se*]*nu* 1, 9, *uzserom* 29, 25) erinnern an die schreibung in P; *zs* steht sonst im Ludw.; vgl. Iun. C 14, 48 *peszista* und im ausl., wo P stets *zs* hat, *uszcanc* 15, 39. Die verbindung von *z* und *s* ist gerade in Murbach erklärlich, weil hier diese beiden zeichen öfter die gleichen funktionen haben; so hat Iun. B für die affricata 2mal *sz* (Rde *-zz-*): 315, 34 *kiseszit*; 292, 65 *fneskeszen*; s. aus den urkunden: *Alzacensi* 761 (33), 768 (36), 774 (48), 778 (55); Hb 24, 2. 4 *kalichas*; vgl. aus einer Ettenheimer urkunde 763 (34) *Strasburga*. Umgekehrt steht in Ha *crucez* 6, 3, 3; 7, 1, 3. Öfter steht *s* statt *z* im ausl. in Ben. (Sievers, Hymn. s. 14)[1]; s. noch Iun. C 5, 31, 50; 49, 16 *kinoscaf*.

c) Die aus *-tt-* entstandene affricata wird in den glossen verschieden bezeichnet: Iun. C hat stets *z* (22mal), nur 1mal *c* (*lohicit* 18, 18); in den hymnen verhält sich *zz* : *z* wie 11 : 7, ohne dass A und B sich unterscheiden (Sievers s. 14). Iun. A hat 6 *zz*, 3 *z*, 1 *c* (II, 766, 1); Iun. B_1 13 *zz*, B_2 1 *zz*, 2 *c* (wo Rd *z* hat). Aus den urkunden: 736 (14) *Colobocis-*, 761 (33) *Zozihuhus*. Iun. C weist also *zz* ab, das Iun. B verwendet. Einigemal findet sich in Murbach *tz*.

1) Zu *chilothzsson*, das Braune § 160 a. 2 (vgl. Hench. Is. 79) als verschrieben ansieht, vgl. aus urkunden: Münster 768 *Fetzenheim*, Murbach 778 (55) *Fezinhaim*; s. Lienhart, Laut- und flexionslehre des mittleren Zorntales, § 16 f.; Martin-Lienhart, Wb. der els. maa. II, 127; Follmann, Wb. der deutsch-lothr. maa. 39 b; Litbl. 1887, 111; Azfda. 34, 202.

Iun. B 314. 39 *atmitzit* (fehlt Rdc): urk. 784 (60) *Alsatzense*, 794 (69) *Strentze*: aus Ettenheim: 763 (34) *Gantzfrido*. 1 *tz* steht in Kb 264, 2 (die andern hs. des Ker. gl. haben es nie, Kögel 67); *setit* Iun. C 6, 37 ist doch wohl verschrieben für *setzit* [1]). Kb hat ferner *zc* (233, 7; 336. 30); *cz* 141. 12. Die übersetzungen haben auch in diesem punkte keine einheitliche überlieferung: P ist überhaupt das einzige ahd. denkmal, das affricata und spirans konsequent unterscheidet. Gemeinsam ist beiden hss. nur *z* in *dhiz, diz* und im worte *liuzil* (P 4, M 1mal [: *c* 23. 13], auch Iun. C in der hierhergehörenden glosse). Sonst bezeichnet P die affricata mit *tz* in den wörtern *setzen* (5) und *sitzen* (4mal): M verwendet in ihnen 8mal *zz*, 2mal *cz*, 2(1)mal *zc*.

d) Für die verbindung *ht* war in Murbach die schreibung *htt* bekannt (s. oben s. 279 a. 2). Braune §§ 94 a. 1. 161 a. 5 misst dieser schreibung keine dialektische bedeutung bei: teils beruhe sie auf schreibfehler, teils auf individueller aussprache. Kögel s. 69 hebt hervor, dass sie im fränk. nicht vorkomme [2]. Iun. B hat *prahttit* 316. 7 (Re *-ht-*), Iun. A *za slahttu* I, 587, 49: 285, 28 *slahta*, die hymn. bieten *htt* 16, 2. 1: 19. 5. 2. 6. 3 (Sievers' nachträge). Da auch in andern Reichenauer denkm. *htt* auftritt (vgl. MSD [2] XXII), so könnten letztere fälle aus der vorlage stammen. Wahrscheinlich ist die schreibung unabhängig in Murbach und Reichenau aus dem ags. schreibsystem übernommen worden. Häufig ist *htt* in Kb. So wird auch *rehttunga* P 39. 8 (hs. *reht tunga*), 40, 17 aus dem Murbacher original stammen; zu *hd, sd* s. unter germ. *d* § 21.

e) Einfaches *t* findet sich in *lutarnissa* Iun. A IV, 221, 34 (got. *hlutrs*). Kb hat in *hluttar* 10mal *-tt-*, 6mal *-t-* (Kögel 63 ff.); P hat 42, 3 *citar*: auch in Iun. C 23, 59 erscheint dies wort mit einfachem *t*: s. Hench. Is. 80; Braune § 96 a. 4.

f) Zu *antlutti* in den übersetzungen passt *antluttes* Iun. A 315. 4. *antlutti* Iun. C 10. 20. Kb 218, 4: s. Beitr. 9. 323.

§ 21. Germ. *d*

erscheint in Murbach an allen wortstellen als *d* und *t*. Dass *d* nicht stimmhafte media bedeutet. geht unzweifelhaft daraus hervor, dass es in der verbindung *h* + germ. *t* vorkommt (P 25, 3 *comuihd*. 32. 6 *neomuihd*. 26. 4 *unrehd*. 26. 5 *rehd*: 27mal steht *hd* in Kb [3],

1) S. jedoch Schindling s. 47.

2) Sie findet sich dort nur ganz vereinzelt: Otfr. (Vind.) I. 1. 36 (Kelle II. 528): Tat. 84. 4. 86. 1 (*ftt*).

3) Regel ist in Kb und den übers. *ht. ft* (Hench. Is. 79: Frgm. 113).

Kögel s. 68) und in der verbindung *st:* in Iun. B *kiher*^s^*dit* 279, 59 (Rd -*st*-), urk. 768 (36) *Asduardi*. Weitere belege für *hd, fd, sd* bei Kögel, Beitr. 9, 314[1].

a) Im (freien) anlaut steht in den glossen und hymn. *t* bis auf *dise* Iun. A I, 553, 17 (s. dazu Schindling s. 48). P hat *d* bis auf *chiteda* 16, 1: M hat stets *t*[2] bis auf *ardempant* 9, 18; die urkunden haben nach Socin 9 *t*, 1 *d*; s. ferner aus den ann. Naz. zu 754, 787, 788 *Dessilo*, aus den ann. Alam. zu 754, 787 *Dasilo*.

b) Nach *r, l, n* steht in den Murbacher denkmälern öfter *d* (*t* ist aber auch hier regel): nach *r* in Iun. A I, 315, 9: nach *n* in Iun. A I, 511, 10; II, 620, 3; IV, 221, 21 f.; I, 315, 58 Nyer. 191, 24; in Iun. B (= Rd) 282, 48; 272, 12; s. bes. den fall nach *l* in Iun. B 317, 18 *uual*^de^di (Re *ualtida*); Iun. C 7, 40; 8, 3; 9, 29; Hb 24, 14, 4. — P hat nach liquida und nasal stets (294mal, Hench, Is. 80) *d* bis auf *uuortes* 25, 21: M hat *t*, ebenso Iun. C in dem entlehnten *unuarskeid*.

Der stand des *d* in P, das dem original nähersteht als M, ist ähnlich dem von Kb. Hier verhält sich im anl. *t : d* wie 83 : 36, aber bis s. 176 der hs. wie 44 : 31; im part. praes. verhält sich *t : d* wie 57 : 302, im worte *untar* wie 12 : 5, in *anti* wie 3 : 47, *ld : lt* wie 54 : 12, *rt : rd* wie 54 : 15 (Kögel 97 f.). — Braune hält § 163 a. 5 die *d* in Kb für individuelle orthographie, deren erklärung uns entgehe, s. jedoch Kauffmann, Zeitschr. 32, 168 ff.

c) Im inl. zwischen vokalen hat P regellos *d* und *t*[3]; es verhält sich *t : d* wie 80 : 194; in M steht 1 *d* (*heido* 35, 27), sonst *t*.

d) Im ausl. steht in P 136mal *t*, *d* aber in 30, 13 *andreidim*, 40, 5 *firstand* (hs. *firstandendi*), *th* 1, 18 *ithniuuues*: M hat stets *t* bis auf *geldfaz* 24, 5, *bluoth* 18, 21. 23, *broth* 4, 8. *th* findet sich auch in den andern Murbacher denkm.; zu *thaum* Iun. A II, 742, 9; IV, 221, 14, Hb-Rd 295, 15; zu *arrathan* Iun. B 274, 23 (= Rd). *stath* Iun. C 10, 20 s. Schindling s. 48 ff.

e) Der promiscuegebrauch von *d* und *t* ist also elsäss.: s. Kauffmann a. a. o. Diese ma. stand in diesem punkte auf derselben

1) Sind die *hd* in den Beichten auf rechnung els. vorlage zu setzen? Für annahme einer solchen spricht auch sonst manches.

2) Die beiden *doh* in M (28, 22: 39, 12) beruhen auf einem irrtum des schreibers; in *diubilsiuhhom* 1, 1 ist lat *d* erhalten (Hench, Frgm. 113).

3) Neben 4 *deda* z. b. steht *deta* 16, 11; neben *drado* 43, 7: *dhrato* 8, 5; 20, 3; neben *abarmuodic* 29, 17: *muotes* 28, 8: 35, 14: *t* herrscht in den formen von *fater* und *got* wie im Wk.

lautstufe wie das rheinfränk. Sie hatte eine stimmlose media, welche von der stimmlosen tenuis (obd., ostfränk.) durch geringere intensität geschieden war. Dass P im anlaut mehr *d*, im inlaut mehr *t* hat, beruht auf orthographischer normalisierung des schreibers; vgl. zu Otfrid[2] Braune a. a. o. Wk hat anl. 11 *d*, 25 *t* (davon 14 in *truhtin*, s. unten anm. 3). In Wu herrscht *d*. Aus Strassburger urkunden sei angeführt als beleg für den promiscuegebrauch Schoepfl. 748 (16) anm.: '*Dubanus, in charta Theod. vocatur Tubanus*', *Stradburgo: Stratburgo*; aus einer urk. von Honau 748 (18), *Dubanus* 760 (31): aus einer urk. von Schwarzach 758 (28) *Dorenheim*.

Bemerkenswert ist, dass P sich von Otfrid und Kb trennt in der unterscheidung der anl. verbindungen von germ. *t* und *d* mit *r*. Dort sind beide zusammengefallen (vgl. Franck §§ 97 u. 123). P aber hat *tradungum* usw. (Hench, Is. 78): *druoc* usw. (Hench, Is. 125)[3]. Aus den *tr* in P könnte man schliessen, dass *d* ihm eine fortis bedeute (unterscheidung von stimmlosigkeit (*t*) und stimmhaftigkeit (*d*) ist ja ausgeschlossen), die aber nicht so hart gesprochen wurde wie germ. *t* vor *r*, so dass doch das südl. Elsass vom nördl. sich in der behandlung des germ. *d* unterschiede.

f) Für geminiertes *d* steht in den glossen und hymnen in der regel -*t*- nach langem vokal bis auf einige -*tt*- (2 in Iun. C 2, 16; 6, 5, öfter in Iun. B = Rd und den hymn., nie in Iun. A). Umgekehrt erscheint einfaches *t* nach kurzem vokal in Iun. B 273, 29 *ketilose* (Rd *kel'ti*), 278, 1 *erre : ti* (Rd *err(e)ti*): Iun. C *pitit* 20, 47, *chuti* 6, 1, *ubarseti* 50, 37 (Hb *arscuti* 25, 8, 2?).

In den übers. steht -*tt*- nach kurzem vokal; 2mal -*td*- in P *bitdande* 42, 20: 43, 4 (s. Hench, Is. 81: Paul. Beitr. 7, 129). Braune § 164 a. 1 führt parallelen an aus den Reich. und Lorsch. bb. Kb hat einige -*dd*- (Kögel 99), was die oben erschlossene bedeutung des zeichens *d* bestätigt.

1) Zu *guotlih* (Hench, Is. 141 f., Frgm. 168) s. Zfda. 49, 530: Azfda. 19, 243: I.F. 20, 317.

2) Auch Franck § 89, 1 sieht in dem unterschied bei Otfr. (anl. *d*, inl. *t*) nur orthographische regelung: Wilmanns I, § 59, 3 nimmt stimmlosigkeit im inl., stimmhaftigkeit im anl. an: Böhme, Zur kenntnis des oberfränk. (Gablonz 1893), s. 57 meint, die *t* des inlauts bedeuteten stärkeren laut als der, der im anlaut galt.

3) In Kb sind die fälle von *dr* (germ. *t*) lange nicht so häufig (*t* : *d* wie 30 : 16 [Kögel s. 99]) wie bei Otfrid (Kelle 493): *truhtin* im Wk wird sein *t* dem umstand verdanken, dass das wort aus dem obd. entlehnt ist: auch bei Otfrid und im Ludw. erscheint es in dieser gestalt.

§ 22. Germ. þ.

a) Im anl. erscheinen in den Murbacher denkmälern *dh*, *th*, *d*. Im einzelnen ist der stand folgender:

Iun. A: 13 *dh*, 2 *d*; Iun. C: 1 *dh*, ca. 70 *th*, 15 *d*[1]; Hb: 8 *dh*, 95 *th*, 8 *d*; Ha: 1 (2)[2] *dh*, sonst *d*: Iun. B: 1 *dh* (Rc *d*), 2 *th*, ca. 60 *d*.

Es hat also eine zeitlang in Murbach *dh* gegolten. Auch Kb hat im anl. 14 *dh* (28 *th*, 1 *d*): Wk hat 1 *dh*, sonst *th*. — Im fränk. findet sich *dh* ganz sporadisch. Frank § 93, 2 führt nur 2 belege an (Par. Verg. II. 708, 58: 715, 60). Auch das bair. kennt *dh* fast gar nicht (Schatz § 64 ff.). Häufig ist die schreibung nur im alem. Aus elsäss. klöstern seien angeführt Hornbach: lib. confr. S. Galli Augiensis Fabariensis (Mon. Germ.) I, 314, 31 *Dhiotgart*, 317, 1 *Ruohdhere* (320, 27 *Bernsuithd*); Schwarzach: lib. confr. II, 200, 32 *Dhiato*; (Basel: lib. confr. I. 355, 15 *Dhrudhere*, 17 *Ruadhere*). In Mu herrscht *th*. Vielleicht beruhen auf els. einfluss die *dh* in dem Lorscher necrologium II. 215[a], 25; 216[a], 12 *Dheot-*, öfter im inl. (so 214[a], 14[b], 20; 215[b], 29; 216[b], 16, 23, 32).

Von hochalem. denkm., die *dh* bieten, seien angeführt: Rb. Ka. Patern., weitere belege Beitr. 9, 309. Wenn die schreibung *dh* aus dem westfränk. stammt[3] (s. Meyer-Lübke, Roman. gramm. I. 363; Wilkens, Zum hochalem. konsonantismus der ahd. zeit [Leipz. 1891] § 84), so erklärt sich, dass in den St. Galler urkunden, in denen bis 779 *th* herrscht, *dh* erst 780 auftritt (Henning 127). Auf dem wege über das Elsass wird die schreibung nach Hochalemannien gekommen sein. Dass im Elsass *dh* eine zeitlang bestand hatte, ist bei dem dort üblichen wechsel zwischen *d* und *t* nicht verwunderlich. *dh* kann in Alemannien, wo schon um 700 verschlusslaut eintrat (Kauffmann s. 216), nur orthographische bedeutung haben[4]. Auch Braune § 167 a. 2 weist annahme spirantischen lautes (Wilkens § 83) ab.

P hat im anl. *dh;* 1mal ist *h* nachgetragen worden (24, 14), 1mal steht *d* (43, 7 *drado*). M hat auf den ersten 9 seiten 20mal das *dh* der vorlage übernommen, die aus der zeit stammt, wo in Murbach *dh* beliebt war (vgl. Iun. A, das älteste Murb. denkmal); 1mal begegnet *dh* in M später wieder (17, 18); 1mal findet sich *th* (*thriuuuita* 14, 21).

1) Schindling s. 51 weist darauf hin, dass von den *d* kein einziges im absoluten anlaut steht.

2) Zu *kadhui* 16, 5, 2 s. Sievers s. 11.

3) In den eiden steht es im frz. und deutschen text.

4) Das geht auch daraus hervor, dass das zeichen in P z. b. auftritt, wo es keine etymologische berechtigung hat: *züidh* 26, 22; 25, 8; 35, 11.

b) Im inlaut herrscht in der jüngern zeit in Murbach *d;* einige *dh* in den glossen aber verraten, dass auch in dieser stellung diese schreibung einmal gebräuchlich war (7 belege in Iun. A [6 nach vokal, 1 nach *l*]; 1 in Iun. B nach *l* [Re *d*], 2 in Iun. C [1 nach vok., 1 nach *r*]). In P stehen noch viele *dh* (nach *r* 33 : 14 *d*; nach *n* 1; intervok. 41 : 24 *d*; in M steht 1 *-rdh-*, intervok. 4 *dh* neben regelmässigem *d*).

c) Dass verschlusslaut vorliegt, zeigt *-t* im auslaut in den übersetzungen (P *baltlühho* 39, 11; *dhurahchunt* 3, 8; *bifant* 2, 1; in M finden sich 17 belege: 2 nach *n*, 4 nach *r*, 11 nach vokalen, davon 10 in *quat* [Hench. Is. 82; Frgm. 115]); s. Braune § 167 a. 4. Auch in Kb stehen einige *t* im auslaut, auch im inlaut, aber nur nach vokalen (Kögel 120). Die *dh* im auslaut (in P 27 nach *r* : 26 *d*, 14 nach vokalen : 56 *d;* in M *eidh* 17, 4. 8; *uuerdh* 24, 13 : 71 *d*) haben also nur die bedeutung archaischer schreibung; hinzu kommt, dass der schreiber vorliebe für dekoratives *h* auch sonst zeigt. M hat im auslaut auch 17mal *th*[1] (14mal *uuarth*, 2mal nach *l*, 1mal nach *n*.). Auch Iun. A hat 1 *-dh* (587, 32 *fadh*).

d) Der laut, der in Murbach gesprochen wurde, ist nicht genau zu bestimmen; auch die schreiber waren sich nicht klar darüber, wie das schwanken im schreibgebrauch beweist, mit dem sie ihn auszudrücken suchen: *dh* 1mal in Iun. A, wo *d* herrscht (9), wie auch in Iun. B; in dem jüngeren Iun. C findet sich wieder *th* (14mal) neben 6 *d*; ebenso steht in Hb 3mal *-th* (24, 8, 1; 24, 7, 4; 26, 6, 4). Auf jeden fall steht verschlusslaut fest.

e) Geminiertes *þ* erscheint als *-ddh-* in *feddhacho* Ha 7, 7, 3, dazu *fethdhahha* P 20, 5 (vgl. *-td-*). Iun. B hat (= Rd) 2mal *eddes*, Iun. C hat dafür *ethes* (7mal, Schindling s. 52).

§ 23. Germ. *s*.

Über *z* für *s* s. oben § 20 b.

Murbach kennt die (im ripuarischen übliche) assimilation *hs* > *ss* (vgl. Braune § 154 a. 4). In den urkunden findet sich *Ossinhuus* 736 (14). In den glossen ist *h* gewöhnlich erhalten (Schindling s. 73); bemerkenswert aber sind: *uua*^h*samin* Iun. B 279, 28 (Rd *hs*), Iun. C 22, 52 *uua*^h*san*. In den übersetzungen kommt vor *foluuassan* P. 37, 2, das also nicht auf unvollkommener schreibung beruht, wie Franck § 114, 1 annimmt und in *flas* M 5, 11. Regel ist auch in den übersetzungen erhaltung des *h*; zur schreibung *x*, *xs* s. oben s. 279 a. 2.

1 Kannte das original *th?* s. *fethdhahha* P 20, 5.

B. Labiale.

§ 24. Germ. *p*

a) im anlaut erscheint in Iun. C 2mal als *pf*[1]: *pfifara* 21, 59, *pfarra* 50, 57; in Iun. B 1mal als *ph* (= Rd): *phannun* 291, 52. Ausser *p* im fremdwort *portun* (Iun. C 4, 3; Ha 1, 9, 4) wird *f* geschrieben (stets in Ib [= Rd], 3mal in Iun. A, 2mal in Iun. C, 1mal in den hymnen). Die urkunden bieten: 731 (12) *Petrosa*, 791 (67) *Pefferanga*[2]. In einer urkunde aus Münster vom jahre 748 (15) steht *Pachinas*, 865 (675) *Phachina*; in Mu vom jahre 772 (44) erscheint *Fachinam*. Da also 791 noch *p* auftritt, 772 aber schon *f*, kann es sich bei den *pf* in Iun. C nur um den verschobenen laut (*f*) handeln. Die *p* in den urkunden sind aus rückständiger schreibung zu erklären, ebenso *p* in *pendigo* M 23, 29; P hat hierhergehörend nur lehnwörter. *pina* erscheint in M mit *p*, wie bei Notker, der sonst *f* hat. Auch Kb, das den laut 8mal mit *ph* darstellt, hat 8mal *p* (Kögel 74).

b) Ebenso findet sich im inlaut nach konsonanten in den Murbacher denkm. *p*: Iun. A I, 547, 17; II, 742, 2; *ph*: Iun. A IV, 221, 35 (alle 3 fälle nach *m*). Iun. B hat *f* nach *m* 387, 35. Nach *r* und *l* haben die glossen stets *f*, ebenso im auslaut nach *r*. Auslautend nach *m* (*n*) findet sich aber ausser 2 *f* in Iun. A und 1 *f* in Iun. B (= Rd), *pf* in Iun. A I, 337, 23; 543, 50 *stampf*, Iun. C 5, 32 *kilimpflihho*. In den urkunden ist nach *l* die schreibung *f* üblich in *helf-*, *hilf-*; einigemal aber steht dafür *p*: 760 (33) 2mal *Uuelponi*; 794 (68), 796 (72) *Helpuini*; *Sumphone* begegnet 786 (58): *Sunfone* 786 (61). In den hymnen steht stets, ohne rücksicht auf den vorhergehenden konsonanten, *f*. – Die *p* in den übersetzungen sind ebenso wie die fälle in den Murbacher denkm. als rückständige schreibung aufzufassen (P *hilpit* 22, 20, *aruuorpanan* 29, 6; M *ardempant* 9, 18; *uurphun* 10, 20, *-uurphut* 31, 15). Besonders die auslautenden *f* in M (*dorf*[3] 15, 12; *aruuarf* 24, 2) schliessen, wenn sie aus der vorlage stammen, ansetzung des *p* als unverschobenen laut vollkommen aus. Auch in Kb steht neben 9 *ph*, 2 *pf*, 28 *f* nach *r, l, m* 1mal *p* (*aruuirpit* 233, 18). Dass *p* in den übersetzungen – in den glossaren Iun. A und B ist öfter *h* nachgetragen (Schindling s. 54 f) – den laut *f* bedeutet, wird dadurch zur gewissheit, dass im auslaut nach vokalen neben gewöhnlichem *f* (6mal in P, 1mal in M, stets in den glossen und hymnen) in

1) Zur schreibung *pf* s. Kauffmann a. a. o. s. 225.

2) So hs. Socin 204 bessert ohne grund in *Pf-*.

3) Also *f*, nicht *pf*, wie nach Azfda. 34, 207 in ahd. zeit im mosel- und rheinfränk.

P 2mal *p* erscheint[1]: *ubarhlaupnissi* 26, 3: *scaap* 41, 9. Schliesslich ergibt sich die gleichung *p* = *f* noch aus den formen in P *hepfu* 11, 1: *ubarhepfendi* 3, 3. Es wurde *heffu* gesprochen (got. *hafjan*).

Bei der niederschrift des originals war *p* in Murbach bereits verschoben. der autor aber war noch nicht recht ins reine gekommen mit seiner orthographie: ihr hafteu noch die spuren der neubildung an. Unvollkommen ist die orthographie der labiale z. b. auch insofern, als dasselbe zeichen, *ph*, verwendet wird für den auslaut *f* (< *p*) und auslautendes etymlg. *b* (s. nächsten abschnitt). *-ph* (< *p*) steht in den übersetzungen im worte *uph* (P *uph* 39, 17, *uphstigan* 9, 12, M *genc uph* 8, 8). In Ha erscheint das wort 3mal als *uf* (Sievers 89). *stupf* Iun. C 5, 64 ist als fremdwort nicht vollgültig, zeigt aber, dass der laut in Murbach verschoben war. Das *ph* in *uph* kann nicht als zeichen für *p* gefasst werden (Franck § 86), zumal *ph* im werte von *f* dem schreiber geläufig ist, vgl. P 20, 22 *syrafin* : 20, 4 *seraphin*.

c) Intervok. herrscht in den Murbacher denkm. nach langem vokal *f*, doch finden sich auch ziemlich viele *ff* (Iun. A 4 *f*: 3 *ff*; Iun. C 7 *f* : 5 *ff*; Iun. B 7 *f* [= Rd], 1mal *f*, wo Re *ff* hat: 7 *ff*; hymn. 13 *f* : 7 *ff*). In P steht stets *f*, in M neben 10 *f* auch 4mal *ff*. Letztere können also aus der vorlage stammen. Nach kurzem vokal herrscht in den Murbacher denkm. und den übersetzungen *-ff-*, nur 1mal hat Ib *u* (Rd *f*).

§ 25. Germ. *b*.

a) Im anlaut erscheinen *p* und *b*[2]. Es verhält sich in Iun. A *p* : *b* wie 45 (einschliesslich 8 *pi*): 8 (2 *bi*), in Iun. C *p* : *b* wie 107 (35 *pi*): 10, in Iun. B (= Rd) *p* : *b* wie 173 (45 *pi*): 22 (1 *bi*); die hymn. haben stets *p* bis auf 3 *b* (1 *bi* in Hb).

In den urkunden überwiegt in der ganzen in betracht kommenden zeit *b*. Bis 835 finden sich über 30 *-bert* neben 19 *-pert* (*-pert* zuerst 760), 13 *-bald* neben 3 *-pald* (*-pald* zuerst 786), 5 *-bardorum* neben 3 *-pardorum*. Es heisst stets *-bach*, *-burc*. In den übrigen belegen stehen 20 anlautenden *b* nur 3 *p* gegenüber: 731 (12) *Biccone*, 736 (14) *Bodenhaim*, 760 (33) *Benonis*, *Badonis*, 768 (36) *Adelberone*, 774 (48) *Theutbergane*, *Uualberonis*, 778 (55) *Isanberthone*, 784 (60) *Barunuuilare*, 786 (62) *Balloneuillare*, *Beroni*, 794 (68) *Bozharii*, 795 (70) *Blitgrani*, 796 (72) *Baroneuillare*, 801 (73) *Heribodi*, 829 (90)

1) Auch Franck § 86 nimmt hier rückständige schreibung an.

2) Schindling 55 macht darauf aufmerksam, dass in Iun. B und C *b* nur selten im freien anlaut steht.

Bebone (4mal), *Theotbertouuilare, Bartenhaim, Biricho; p*: 768 (36) *Perghmanno*, 792 (66) *Puoba* (2mal), 795 (79) *Pancinhaim*.

Da 760 *p* auftritt, *b* sich aber bis in die ersten jahrzehnte des 9. jhs. hält, muss letzteres als rückständige schreibung angesehen werden. Der laut war seit mitte des 8. jhs. der verschobene. Das original der übersetzungen war in der alten Murbacher orthographie (*b*) abgefasst, die auch, wie gezeigt, in den übrigen Murbacher lit.-denkm. sich noch zu erkennen gibt: P hat im anlaut nur das alte *b* (Hench, Is. 83): M hat 168 *b*, 8 *p*, davon 4 im freien anlaut (Hench, Frgm. 116). Die *p* in den entlehnten glossen in Iun. C (*pismerot, ziplait, erpot* [*: abulgic*]) stammen vom schreiber.

b) Inlautend nach *m, r, l* herrscht in den glossen *b;* nur je 1mal findet sich *p* in Iun. A IV. 221, 44 *pihalpot* und Ib (= Rd) 278, 72 *impi*. In den hymn. steht nach *m* stets *p*, nach *r* in Ha 2mal *p*, in Hb aber *b* 26, 11, 2 (Sievers 16). Die übersetzungen haben stets das alte *b* (Hench, Is. 83; Frgm. 116).

c) Intervok. herrscht in den Murbacher denkm. *b*, doch kommen daneben zahlreiche *p* vor. Es verhält sich in Iun. A *b : p* wie 16 : 3, in Iun. C wie 30 : 17, in Hb wie 26 : 10, in Ha wie 62 : 17, in Iun. B wie 70 : 5: Rd hat stets *b*, aber Iun. B bietet 1mal *b* (317, 15), wo Re *p* hat; die übersetzungen haben *b*, P stets (Hench, Is. 83); in M hat der schreiber 8mal das ihm geläufige *p* eingeführt (Hench, Frgm. 116). Es findet sich nicht die im mittelfränk. und einem teil des rheinfränk. geltende spirans. Kögel nahm sie an in der form *heuit* (M 29, 26 *ni heuit achust*). In P lautet die 3. sg. ind. praes. von *haben* stets *habet; heuit* in M – die form von *haben* findet sich hier allerdings sonst als *hebit* – gehört zu *heffen;* das kurz vorhergehende *ni arheuit* wirkte nach und beeinflusste den schreiber. – In den urkunden herrscht ebenfalls *b:* 735 (13), 736 (14), 786 (62), 791 (67), 792 (66), 794 (69), 796 (71), 796 (72), 829 (90).

d) Im auslaut herrscht in den glossen und hymn. *p*, nicht *b*, wie im rheinfränk. (Braune § 135 a. 2); *b* findet sich jedoch einigemal: 2mal (nach *r*) in Iun. B (= Rd) 294, 34; 295, 42: in Iun. A *abgut* II, 340, 8, vgl. Iun. B (= Rd) 278, 54 *abcuto;* Rd hat ausserdem *libleita* 294, 45, wo Iun. B *p* hat; ebenso 280, 39 *liub*, wo Iun. B *l : op* hat; Iun. C bietet *piblicho* 51, 11. In den hymn. stehen neben 22 *p* 2 *b* in Ha (*lob* 13, 1, 3; *lobafter* 17, 2, 1). In den urk. steht *Albgeri* 790 (64).

In den übersetzungen ist auslautendes *-p* regel (in P im wortauslaut 9-, im silbenauslaut 2mal, in M 3mal im wort-, 7mal im silben-

auslaut); *b* aber steht 6mal in P (1mal in *ab*[1], 3mal in *gab*, 3mal im praefix *ab*), in M 6mal (5mal im worte *selb*, 1mal in *forgab*). Ausserdem erscheint in den übersetzungen nach langem vokal *-ph* (4mal in P, 3mal in M). Dies *ph*, das nur einfachen verschlusslaut bedeuten kann und nicht bilab. *f* (Lessiak, Azfda. 34, 196) und als individuelle eigenart des mannes angesehen werden muss, der *h* einem konsonanten auch sonst gern hinzufügt (vgl. *ziidh*, *chindh*), erklärt Kögel, Lg. I. 2. 490 als analogiebildung nach dem auslaut. *-ch* neben *c* (für auslaut. *g*): es stehen nämlich die *bileiph* und *einich* in unmittelbarer nachbarschaft P 35, 17 ff.; vgl. Franck § 79, Braune § 135 a. 2.

c) Verschärftes *b* wird in den glossen und hymn. durch *-pp-* dargestellt (wie im obd.) bis auf *cotauuabbes* Iun. B 273, 16 (Rd *-uuebbes*) (Schindling 57, Sievers 16). Auch in den urkunden steht *-pp-*: 791 (67) *Apponi*, 801 (73) *Rippoldi*. Kb hat ebenfalls *-pp-*. In P steht *-pb-*[2] in *sipbea* 22, 15; aus Iun. C gehört hierher *cotuueppiroc* (s. 267): s. Braune § 136 a. 5; Azfda. 34, 198.

§ 26. Germ. *f*

a) erscheint in den Murbacher denkm. im anlaut vor vokal zuweilen als *u*: in Iun. A 4mal (I 553, 31; II 742, 13 f.; IV 221, 1), in Iun. C 6mal, in Iun. B 1mal (285, 45 *uarantan*, wo Rd *f* hat); in Ha 1mal (*uerti* 2, 3, 4). Im inlaut steht *u*: Iun. B hat 1(2)mal *uu*, wo Rd *u* hat (288, 48 *frauuali-tun*, 288, 39 *fra:ua:lan*. Die hymn. haben *auur*, jedoch Ha 4, 3, 4 *auuar* neben 10maligem *auur*. Es herrscht in den glossen und hymn. *f*, in den hymn. auch im anlaut vor vok.

Denselben stand wie die Murbacher denkm. haben die übersetzungen. Im anlaut steht *f* bis auf *uirratagum* M 4, 22; nach *r* hat P 2mal *u*, M hat 1 solchen fall. Intervokal. herrscht *u*, es findet sich aber auch jenes *uu*[3]: M hat 28mal *auuar*, ferner *hauua(nares)* 24, 14; *hreuue* 7, 3; in Iun. C in der entlehnten glosse IV. 3, 12 steht *u*: *hauenares*.

b) Der verschärfte spirant begegnet als *-ff-* in *heffinti* Iun. C 4, 40; 51, 42 steht *erhef* — *-heffih* (Schindling s. 58). Zu P *hepfu*, *hepfendi*

1) S. dazu Hench, Is. 84, 117.

2) Vgl. *-td-*, *-thdh-*, *-cg-*.

3) Hench, Is. 84 sieht in dem *uu* stimmhaften laut. Braune § 139 a. 1 hält inl. *u* für stimmlose lenis. Lessiak Azfda. 34, 210 meint (vgl. Franck § 81 f.), der eintritt der schreibung *u* für *f* hänge mit dem stimmhaftwerden dieses lautes im ahd. (fränk.) zusammen; auch ein teil des obd. spreche für diesen übergang; sonstige *-uu-* im ahd. Litbl. 1887, 111.

s. § 24 b (s. Franck § 82, 6: Kauffmann § 170: Braune § 139 a. 4): vgl. P 30, 1 *scheffidhes*; 35, 18: 36, 3 *offerunc*.

C. Gutturale.

§ 27. Germ. *k*

erscheint in den Murbacher denkm. in der regel als *ch* (selten *kh*); *c* und *k*, die daneben vorkommen, zeigen, dass es sich nicht um den hochalem. laut handelt.

a) Am konsequentesten hat Iun. C *ch* (bis auf *khinizeni* 7, 14 und *kiclacta* 51, 33). *k* findet sich in Iun. A und B vor vokal. 1mal vor *r* in Iun. A II 619, 25, *c* in Iun. A und den hymn. vor dunklen vokalen, vor *s* und *l* auch in den andern glossaren. In den urkunden tritt *k* zuerst auf 774 (48) im namen des königs; hier findet sich *c* ferner 794 (69), 795 (70). Ausserdem findet sich *k* vor *i*: 780 (58) *Feldkirche*, 786 (62) *Feldkircha*, 786 (61) *Feldkyrchio*.

Zu diesem gebrauch Murbachs, germ. *k* durch *ch* darzustellen, stimmen die übersetzungen; nur M hat daneben vor dunklen vokalen zuweilen *c* (Hench. Frgm. 117); in P ist *h* 2mal nachgetragen (20, 2 *bichnadi*, 5, 11 *chrismen*). Das fremdwort *cruci* erscheint stets mit *c*; auch in M werden lehnwörter gewöhnlich mit *c* geschrieben, bis auf einige fälle von *ch* (3), *k* (9), *kh* (1).

b) Im inlaut nach konsonanten herrscht in Murbach ebenfalls *ch*. In Iun. C findet sich keine ausnahme: in Iun. B stehen 9 *ch*, 2 *k*, 2 *kh* (in Rd stets *ch*), 1 *c*[h], in Iun. A 2 *ch*, 2 *c*. Auch die hymn. und urkunden haben *ch* (Sievers 17, Socin 268): *c* findet sich 774 (48) *Starculfus*. In den übersetzungen herrscht ebenso *ch*, bis auf einige *c* (P 1, 4 *ercna*[2], M 19, 7 *uuolcnum*); zu den *c* vor hellen vokalen s. oben s. 279 a. 2.

c) Im inlaut nach vokal änderte sich die orthographie innerhalb des fraglichen zeitraumes.

1. Nach kurzem vokal herrscht in Iun. C *-ch-* vollkommen (22); diese schreibung kündigt sich in Iun. A an, wo sie sich 5mal findet, während *-hh-* 6mal vorkommt; Iun. B hat nur noch 4 *-hh-* neben 28 *-ch-* (ausserdem 9 *-h-*, 2 *-c-*[h]; ähnlich ist der stand in Rde). In den hymn. steht neben herrschendem *-ch-* 2mal *-h-*. Aus den urkunden seien angeführt: 792 (66) *Achiltihaim*, 805 (74) *Rechoni*[3], 829 (90) *Biricho*, *Uuachari*.

1) Hench, Is. 85 nahm einfluss von *skepfen* an.

2) S. hierzu Hench, Is. 85.

3) *hs. Rethoni.*

Die übersetzungen mit *-hh-* (Hench, Is. 86: Frgm. 118) passen zum älteren Murbacher schreibusus.

2. Nach langem vokal hat Iun. C *-ch-* mit einer ausnahme (*c* in der Ben.), ebenso haben *-ch-* die hymn. (Ha 4mal *h* [Sievers 16], das auch in Iun. A [6mal], Iun. B [18mal] vorkommt) und Iun. B (23), dazu einige *-hh-*. Iun. A repräsentiert auch hier den übergang von der älteren schreibung zur neuen (12 *-hh-*, 13 *-ch-*). Die übersetzungen stimmen auch hier zum älteren Murbacher gebrauch. Der form *scaahche* P 11, 2 vergleicht sich Iun. B 316. 54 *chaulihcho* (Re *-hh-*); *-hch-* ist als kompromissform der beiden schreibungen aufzufassen. M hat 2mal jenes *-h-*, das in Murbach angetroffen wurde: 27, 22 *eogahuuelihera*, 26, 12 *spraha*.

d) 1. Im auslaut nach konsonanten hat Iun. C 4mal *h* (2, 9 *starh-*; 4. 53 *uuerh*; 6, 46 *scha'h*: 24, 28 *folh*). Dies erscheint auch in Hb (26. 11. 1 *folh*) und 2mal in Iun. B (= Rd 283, 8 *sarh*: 278, 36 *uuerah*). Der laut war an dieser stelle also spirantisch. Für ihn findet sich in Iun. A neben 1 *ch* (*folch* 337. 50) 3mal *-c* (*marclihho* IV. 221. 28, *scalc* 354, 28: *undhancpare* 587. 23). Iun. B hat *-ch* 4mal. Die urkunden bieten: 796 (72) *Folcuuini*, 805 (74) *Folcholt*; lib. confr. I, 320, 30 (Hornbach) *Folksuith*. Die übersetzungen haben *c* und *h* (P *c*: *chidhanc* 40, 6; *folc* 20. 20; M 5mal *folc*, *-h* 3mal in *scalh* [Hench, Is. 86; Frgm. 118]).

2. Im ausl. nach vok. herrscht in den Murbacher denkmälern *-h*; es finden sich einige *-hc* (2 in Iun. B, 3 in Ha. in letzteren auch einige *-ch*). In den urkunden steht *-c*: 784 (60) *Arabacshaim*, 761 (33) *Ricbaldi*; *-ch*: 761 (33) *Richbaldi*, in diesem stamme ferner 792 (66), 811 (76). 829 (90), 835 (94); stets, zuerst 760 (32). in *Maurbach*; *-hc*: 829 (90) *Amalrihc*: *-h*: lib. confrt. II, 169[a], 9 *Amalrih*. Die ann. Guelf. pars alt. bieten zu 798 *Partunwich*. 799 *Erih*; die ann. Laur. p. alt. zu 798 *Bardunwih*. Die übersetzungen haben *-h* bis auf *arsericta* M 39. 30.

e) Geminiertes *k* erscheint in den glossen in der regel als *-cch-* und *-ch-*: ersteres 1mal in Iun. A. 6mal in Iun. B (es stand in der vorlage), *ch* 3mal in Iun. A. 10mal in Iun. B (Rd). stets (4mal) in Iun. C. Ausserdem finden sich noch folgende schreibungen: *-ck-* (4mal in Iun. A, 2mal in Iun. B), *-cc-* (3mal in Iun. B). *-kh-* (1mal in Iun. B), *-hh-* (1mal in Iun. A, 2mal in Iun. B Rd *ch*). *-h-* (2mal in Iun. B). *-ch-*: (1mal in Iun. B [Re *-cch-*], in Iun. B ferner *-c[h]c-* [Rd *-cch-*], *-[c]hh-* [Rd *h*]). Aus den urkunden: ausser *Maurobaccus* 730 (11). 731 (12), 735 (13), 736 (14), *Biccone* 731 (12), *Hichone* 796 (71).

Die übersetzungen haben das in den jüngern Murbacher den

nälern herrschende *-ch-* (2mal in P, 3mal in M), *-cch-* steht 2mal in P, 3mal in M, *-hh-* 4mal in P, *-chh-* 1mal in M (Hench, Is. 86; Frgm. 118).

f) Der lautwert des elsäss. *k* im ahd. zeit war der einer aspierten verschlussfortis wie der des schwäb., s. Kauffmann s. 142 f. Das südl. Elsass zeichnet sich heute dem nördl. gegenüber durch affricata aus (Behaghel, Gesch. d. d. spr.[3], § 298).[1]

§ 28. Germ. *sk* erscheint in den glossen als *sc*, *sch*, *sk*. Iun. B hat wie Rde[2] *sc*, *sk*; letzteres findet sich auch in Iun. A (1mal vor *a*, 1mal vor *o*, 2mal vor *e*). Es herrscht aber hier *sc* vor velaren (5mal vor *a*, 1mal vor *u*, ausserdem 1mal vor *r*) und *sch* vor palatalen (3 vor *e*, ausserdem 1mal vor *r*; 1 *sck*, das sich findet (vor *e*), wird für *sch* verschrieben sein). Dass diese orthographie murbachisch ist, bestätigt Iun. C, wo *sc* 23mal vor dunklen vok. (1mal ausserdem vor *r*), *sch* vor hellen vok. (nur je 1mal vor *a* und *r*) steht; ausserdem finden sich 5 *sk* (vor *e*, *i*). *sch* hat der Murbacher schreiber in die hymn. eingeführt: 1. 7. 4 *scheffo*, 3. 1. 1 *schimo*, 1mal vor velar in Hb *schalchilun* 22, 8, 3. Sonst herrscht in den hymn. *sc*, auch vor hellen vok.; in Hb steht 2mal *sk*: 25, 8, 1 *arskin*, 26, 16, 2 *kiskentit*. Die *sk* sind mit Schindling s. 138 ff. auf St. Galler einfluss zurückzuführen.

In den urkunden wird ebenfalls die Murbacher regel gewahrt: 778 (55) *Ascherici*, 784 (60) *Aschiricus*. Beruhen die (14) *sch* vor hellen vok. in Rb (Ottmann 65 f.) neben 69 *sc* (vor allen lauten) auf Murbacher schrifteinfluss (vgl. Schindling s. 138 ff., 173)? Nirgends sonst zeigt sich *sch* so konsequent vor hellen vok. wie hier. Belege für *sch* ausserhalb Murbachs sind sehr selten: 1mal ist es belegt in der Ben., 3mal im Tat., s. Braune § 146 a. 2; zum schwäb. s. Kauffmann § 179. Auch Kb hat *sch* nicht, bis auf 1 fall vor *iu*, 3 vor dunkl. vok. Die übersetzungen fordern hier entschieden ihre lokalisierung in Murbach. Sie haben *sc* vor dunklen, *sch* vor hellen vok. Ausnahmen kommen kaum vor; P hat 3mal *sch* vor dunkl. vok. (33, 8; 23, 5; 41, 8; in letzterem fall ist *h* übergeschrieben; 33, 14 ist in *himiliscun* *h* ausradiert; M hat 1mal *sch* vor *a* [4, 16], 3mal *sc* vor *e* [1, 5; 5, 23; 40, 20]). Die *sk* in den hierhergehörenden glossen von

1) Die im älteren fränk. sich findenden *ch* haben (mit Franck § 115, 8) keine lautliche bedeutung, sondern nur die orthographische, dass sie, aus dem westfränk. übernommen, eine zeitlang beibehalten wurden, bis mit *c* und *k* der (unaspirierte) fränk. laut ausgedrückt wurde. Lessiak (Azfda. 34, 203 ff.) glaubt, das ganze fränk. gebiet mit ausnahme des ripuar. habe im ahd. aspiriertes *k* (vgl. Otfrids bemerkung '*ob faucium sonoritatem*').

2) Nur 1mal hat Rd *sch* (vor *a*).

Iun. C (*untarskeid, skerdar*) stammen vom schreiber. Im ausl. steht in den Murbacher denkmälern wie in den übersetzungen -*sc*.

§ 29. Germ. *kw* erscheint in Iun. C 13mal als *quh* (ausserdem 3mal als *qhu*, 2mal als *qh*, 2mal als *qu*). Iun. B hat ausser 2 *qhu* (so stets Rd) 4 *qu*, 2 *qh*, 1 *chuu*, 1 *chu*, 1 *c^u h*. Iun. A hat 1mal *qc*: Nyer. 191. 37 *uuidarqcidit* (von Schindling nicht benutzt). In Ha herrscht das Reichenauer *chu* (7) und *chuu* (4), in Hb aber das Murbacher *quh*[1]. Auch in Ha verrät sich der Murbacher schreiber durch *quh* (*quheme* 2. 7, 3: *quuhad* 2. 8. 1; *qhuam* 20. 3, 4).

Da nun 'aus der grossen zahl der ahd. sprachdenkmäler kein einziges weiter teilhat' (Kögel an der in der anm. ang. stelle) an der übereinstimmung mit den Murbacher denkmälern in der schreibung *quh* als die übersetzungen, so ist das nur aus Murbacher herkunft dieser texte zu erklären. P' hat *quh* 113mal, 1mal *qu*; M hat 105mal *qu*, 27mal *quu*, 2mal *chu* (auf s. 33): das *quh* der vorlage haben sie 4mal (auf der 1. und 7. seite).

§ 30. Germ. *g*

a) im anl. erscheint in den glossen als *g*, *gh*, *c*, *ch*, *k*[2]:

1. *c*, nie vor hellen vokalen[3],
   steht vor dunklen vok. in Iun. A 6mal, in Iun. C 30mal,
   „ „ *r*, *l*, *n* in Iun. A 7mal, in Iun. C 13mal;
2. *k* steht vor dunklen vok. in Iun. A 2mal, in Iun. C 6mal,
   „ „ hellen „ „ Iun. A 6mal, in Iun. C 34mal;
   vor *r* steht es je 1mal in Iun. A und Iun. C;
3. *g* steht vor dunklen vok. in Iun. A 10mal,
   „ „ hellen „ „ Iun. A .
   „ „ *r*, *l* „ Iun. A 5mal,
   „ „ dunklen vok. „ Iun. C 2mal,
   „ „ hellen „ „ Iun. C 2mal;
4. *gh* „ „ „ „ „ Iun. A 1mal;
5. *ch* „ „ dunklen „ „ Iun. A 2mal,
   „ „ hellen „ „ Iun. A 1mal.

Es ergibt sich somit folgendes bild:

Iun. A: 13 *c*, 15 *g*, 9 *k*, 1 *gh*, 3 *ch*.
Iun. C: 43 *c*, 4 *g*, 46 *k*.

1) Kögels behauptung, Beitr. 9. 307, man habe in Murbach das Reichenauer *chu*, *chuu* geschrieben, hat keine berechtigung; wenn diese zeichen in Iun. B sich finden, so stammen sie aus der hochalem. vorlage.

2) Das präf. *gi*- wird unten besonders behandelt.

3) Zu *cifti* Ha 7. 1. 3 s. oben s. 279 a. 2.

Murbachisch war also in älterer zeit *c, g* vor velaren vok., *gh, ch (k)* vor palatalen. In dem jüngern Iun. C ist das zeichen für *g* vor palatal fast ausschliesslich *k*. *k* steht in Iun. B durch, auch vor dunklen vokalen: *c* findet sich selten (vor dunklen vok.): 7mal steht *g* vor hellen vok.: zu *gerno* s. oben s. 272.

Das als merowingischer archaismus in Iun. A sich findende *ch* kommt auch in den hymnen vor, ebenso in Iun. B (Schindling s. 69).

Die urkunden bestätigen die ältere Murbacher orthographie: vor dunklen vok. *g* und (selten) *c*. Auch vor palatal haben sie in der regel *g*: 735 (13), 774 (48), 784 (60), 786 (58), 789 (64), 791 (67), 795 (70), 796 (71), 796 (72), 811 (76), 829 (90), 835 (94). *k* erscheint zuerst 792 (66) *Uuolfkeri*, 805 (74) *Kerhoh; ch:* 786 (58) *Hilticheri*, 760 (33) *Chresinga*, 778 (55) *Chroso*, 795 (69) *Altchiso; gh:* 768 (36) *Annghiseshaim*[1], 789 (63) *Ghisloldus* lib. confrat. II, 168, 33. *Ghislebertus* lib. confr. II, 168, 5.

In dem benachbarten Münster erscheint *gh* (vor hellem vok.) schon 747 *Gherhauho, Ghisalmondo*: häufig ist es in einer urk. dieses klosters vom jahre 768 (37). In Weissenburg tritt *gh* um 760 auf: Wk bietet *eittarghebon*. Aus andern elsäss. klöstern seien angeführt: Ebersmünster bei Schlettstadt (650 gegr.) lib. confrat. II, 231, 23 *Ghebi*, 35 *Ghibilinus:* 233, 3 *Chisalhario;* aus Gengenbach bei Gebweiler 63 *Ghanginpach*. Nur auf alem. boden ist *gh* häufig. Aus dem fränk. führt Franck § 103 nur 2 belege in glossen an, so dass in keiner fränk. gegend (das niederländ. *gh* kommt hier nicht in betracht) *gh* je eine rolle gespielt haben kann. Auch im bair. fehlt *gh* fast ganz. Kögel (Beitr. 9, 330) zitiert nur einige fälle aus dem Salzb. verbrüderungsbuch. Belege aus dem schwäb. gibt Kauffmann s. 239: zuerst tritt dort *gh* 773 auf (*Haghico*). Aus den St. Galler urkunden führt Henning s. 138. 140 aus den jahren 700—814 28 fälle an; zu den alem. glossen s. Kögel a. a. o. In dem gebiet zwischen Weissenburg und St. Gallen, bis nach Schwaben hinein, war also *gh* eine zeit lang beliebt. Da in Murbach von dem jahre 736 bis zum jahre 760 keine urkunde überliefert ist, so wird aus dem vorkommen der schreibung in Münster schon im jahre 748 geschlossen werden dürfen, dass auch Murbach damals *gh* gebrauchte, nach ausweis der urkunden bis zum ende des 8. jhs. Die übersetzungen stimmen zum alten Murbacher schreibusus, in dem *gh, ch* vor palatal noch nicht durch *k* verdrängt war. P hat im anl. *gh* vor hellen vok. bis auf 2 fälle, wo *g* steht, durchgehend: in M steht dies *gh* 14mal. Vor dunklen vok. steht in

1) Vgl. Schoepfl. 37 (Münster, 768) *Enghischaim*.

den übersetzungen *g; c* in M *uzcanguntemo* 23. 9 wird aus der vorlage stammen (s. Hench. Is. 86; Frgm. 119).

b) Das präfix *gi* erscheint in Murbach in folgender gestalt[1]:

1. *ca-* (3mal in Iun. A. aus der Reichenauer vorlage. 1mal in Iun. C).
2. *ka-* (7mal in Iun. A. 3mal in Iun. C (*k-* 3mal in Iun. C).
3. *ki-* (57mal in Iun. A. 177mal in Iun. C).
4. *ga-* (11mal in Iun. A, 1mal in Iun. B).
5. *gi-* (1mal in Iun. A. 2mal in Iun. C).
6. *ghi-* (16mal in Iun. A).
7. *chi-* (1mal in Iun. A, 1mal in Iun. C [*c'hi?*]).
8. *ke-* (1mal in Iun. A [742(!) 14]. 7mal in Iun. C).
9. *k-* (3mal in Iun. C).

Es wurde das präfix in Murbach also geschrieben *ghi-*, *chi-*, *gi-*, *ki-*, (*ke*). Eben das ist der stand in den übersetzungen: P hat 278 *chi-*. 1 *ghi-*, M 4 *ghi-*, 3[2] *gha-*, 4 *ki-*, 84 *ka-*. Die hierhergehörenden glossen in Iun. C (*kiloubun*, *kinotta*, *kiruni*) sind um so mehr beweisend dafür, dass das original *ki-* hatte. als dem schreiber *ke-* geläufig war. was Kauffmann (Germ. 37. 257) hervorhebt. Die annahme ausschliesslichen gebrauchs von *ghi-* im original (Kögel. Beitr. 9. 302 f.: Franck § 103. 1) ist also abzuweisen. Das bunte bild der präfixform (im kons.) in M lässt sich nur daraus erklären, dass schon die vorlage hierin keine einheitlichkeit hatte. *chi-* wird im original wohl nur eine geringe rolle gespielt haben, weil in M kein einziger fall davon vorkommt. *cha-* steht auch in den hymn. (10, 4. 3: 19. 11. 4). wo der vokalismus der der vorlage. der konsonantismus der des Murbacher schreibers ist.

c) Intervokal. hat Iun. A vor dunklen vok. 19 *g*. 1 *gh*. 3 *k*. 2 *c*. Iun. B 45 *g*. 2 *g*. 3 *k* (Rde *g!*). 2 *c*. Iun. C 38 *g*. 4 *c*. Vor hellen vok. hat Iun. A 5 *g*. 8 *k*. 10 *gh*; die *k* stehen fast nur in den St. Galler herkunft zeigenden stücken H. 742 und 766. In den hymn. herrscht *g*, nur in Ha finden sich daneben 6 *k*. 1 *c*. Iun. B1 hat vor hellen vok. 38 *g*. 4 *k*. Iun B2 5 *k* (Re *g!*).

d) Auch nach konson. steht in den Murbacher denkmälern *g*, nur Iun. C hat 2mal *c* in *kancan*. In dem ganzen in frage kommenden zeitraum galt *g*: zu einer bestimmten periode wurde vor hellen vok. *gh* (*ch*) geschrieben. Socin s. 269 nennt diese erscheinung in den urkunden 'charakteristischer als die im in- und auslaut unbedeutende verschiebung'. 736 (14) erscheint *Hachinhaim*. 768 (36)

1) Zum vokalismus s. oben s. 317.

2) Zu *gahsahhun* 1. 3 s. Kögel. Beitr. 9. 303.

Annghiseshaim, Raghinramno[1], *Anghise*, 790 (65) *Achilhardus Eghilmarus*. 794 (70) *Sichihardi*. Es überwiegt *g;* bis 835 erscheint *gh* noch 3mal: 772 (44) *Annghishaim* (2mal), 794 (69) *Aighilmaro;* in den ann. Naz. zu 717: *Raghenfredum*, zu 786 3mal *Turinghi;* ann. Laur. p. alt. 791 *Enghilramnus*.

Die übersetzungen haben im inlaut nicht die gleiche konsequenz der *gh*-schreibung wie im anlaut (P hat inl. 58 *gh*, 1 *ch*[2]. 13 *g* [vor hellen vok.]. M hat nur 1 *gh:* 18, 24 *saghem*, sonst *g*, 1mal *cg* [*cunincgin* 7. 7]). Hench wird unrecht haben, wenn er aus der tatsache, dass in P 2mal *h* nachgetragen ist, schliesst, die übrigen *g* beruhten auf flüchtigkeit des schreibers.

Über den lautwert des *gh* s. Braune § 148 a. 4. Die allgemeine ansicht ist, dass das zeichen verschlusslaut ausdrücke. Da es aber aus fremdem schreibsystem (roman.) zunächst als rein orthographisches element übernommen ist, kann aus ihm allein ein schluss auf den lautwert des germ. *g* im els. der ahd. zeit nicht gezogen werden.

e) In *muccun* M 17, 20, *hrucca* P 5, 19 (gegenüber fränk. *-gg-*) stimmen die übersetzungen zu Iun. A II, 620, 38 *saccari*, Ha 15, 3, 1 *luccer*, 15, 4, 4 *lucci;* die formen in M mit *cch*[3] finden ihre parallele an Iun. B 317, 33 *rinccha;* in *hrucka* M 34, 5 ist *k* eingesetzt für *c* oder *ch* der vorlage. Zu *daucgal* P 1, 21 s. oben s. 279 a. 2[4]; vgl. *Ecgewiz* in dem nekrolog von Hasala II, 223[a], 13.

Im auslaut herrscht in Murbach nach vok. und konson. *-c;* nur 2mal steht *k* in Iun. B (aus der vorlage). Ferner kommt vor *-ch:* Iun. A *ghiziuch* 337, 47, *halspauch* 389. 7: Iun. B *haruch* 285, 4. *protrinch* 293. 40 (beide auch in Rd *-ch*): Hb hat 1mal *-h* 26. 1, 4 *uuirdih*, 1(2)mal *-g:* 24, 1, 1 *cuning*, vielleicht 7, 10. 2 *friscing* (s. Sievers s. 38 anm.); vgl. aus den urk. 730 (11) *Sigramni*, 768 (36) *Perghmanno*, 835 (94) *Jungmann;* es herrscht auch in den urk. *-c*. P hat 61 *-c*, M hat ebenfalls in der regel *-c;* daneben finden sich auch in den übersetzungen *-ch* (P 5mal in *einich*, hintereinander 35. 17 ff.: 1mal hat auch M dies *einich* [5, 9], 1mal auch *uuirdich* [2. 2]). Nach diesen *-ch, -h* (vgl. Kb 147, 40 *kiziuhc* neben 92 *-c*, 2 *-g*) scheint im Elsass

1) Schoepfl. *Saghinramno*.

2) Zu *bluchisoe* P 9, 5 vgl. Iun. B 282, 21 *kitachi* (Rd *g*).

3) Nach Kauffmann s. 241 ff. fiel *-gg-* im ahd. mit *-kk-* in langer gutturaler verschlussfortis zusammen. Kögel durfte die formen mit *-cch-* in M Beitr. 9, 302 f. nicht benutzen, um nachzuweisen, dass die vorlage von M *ch* für *g* vor hellen vokalen hatte.

4) Durch druckfehler steht dort '*cg* für germ. *g*' statt gem.

spirantisches *g* anzusetzen zu sein, auf das für das schwäbische Kauffmann s. 245 aus auslautendem *-g* schloss. Auch das bair. hatte nicht harten verschlusslaut, sondern verschlusslaut mit reibegeräusch (Jellinek, Zsfda. 36, 70 ff.; Beitr. 15, 426, vgl. Bohnenberger, Beitr. 31, 401); zum rheinfränk. s. Franck § 148 a. 1.

§ 31. Germ. *h*

a) ist im anl. einigemal erhalten vor *r*: 3mal in Iun. A (7mal geschwunden), 1mal in Iun. C (12mal geschwunden), 3mal in Iun. B (= Rd: 14mal geschwunden); vor *n* steht nur 1mal noch *h* in Iun. B 294, 58 *hneigit* (Rd *inneigit*), vor *w* in Iun. B (= Re) 317, 32 *huueller*. In den hymn. ist kein *h* mehr erhalten (Sievers 18). Dass in den urkunden *h* stets abgefallen ist, erhalten nur im königsnamen *Hlothario* in der Münsterschen urk. von 865 (675), schreibt Socin s. 269 dem letzten kopisten zu. Wann die alte orthographie verdrängt wurde, lässt sich nicht genau feststellen: in Wk (Franck § 109), Voc., Ben. (in letzterer wenigstens auf einigen seiten nach Beitr. 1, 410 ff.) ist *h* korrekt erhalten; im bair. datiert Schatz § 79 seinen schwund auf den beginn des 9. jh. Auch in Murbach scheint bis ende des 8. jhs. *h* geschrieben worden zu sein: in den annalen ist *h* einigemale erhalten: z. b. ann. Naz. zu 725 *Hrotrudis*, ann. Laur. I. 725 *Hort-* = *Hrot-*, 765, 761, 762, 766 *Hrod-*, 746 *Chrod-*; bei *Hhrenum* ann. Alam. zu 784 tritt besonders deutlich hervor, dass es sich bei der schreibung *h* um orthographische überbleibsel, nicht um gesprochenen laut handelt[1]. — Im original der übersetzungen stand stets *h* vor *r*, *l*, *n*, *w*; es fehlt[2] vor *w* 1mal in P 41, 2, 1mal in M 7, 1 (Hench, Is. 89; Frgm. 119), vgl. Kb, das *h* ebensowenig wie die übersetzungen falsch setzt, bis auf 2 fälle vor *w* (114, 32; 181, 39), wo *h* auch schon meist fehlt (43mal geschwunden, 19mal erhalten [Kögel 126 ff.]).

Westfränk. *ch* (vgl. Zeitschr. 32, 164) ist in den Murbacher literaturdenkmälern nicht mehr vorhanden.

b) Selten ist in Murbach aphärese des *h*. In den urkunden findet sie sich in den vom schreiber Theodardus stammenden 3 urkunden aus dem jahre 786 (Als. dipl. 58, 61, 62), dazu Iun. A II. 766, 11 *mezaftota*, 23 *eidanghelt*, vielleicht 221, 21 *indi bah* (für *hind bah*, Schindling s. 72).

c) Auch prothese ist dem Murbacher dialekt fremd. Die fälle, die Schindling s. 72 für solche anführt, sind grösstenteils verderbt.

1) Zu *arhlatan* Iun. B 287, 6 s. Schindling s. 73.

2) *chiloth:ssom* P 4, 22 ist wohl verschrieben für *chihlot:ssom*, vgl. Hench, Is. 79.

Iun. C schlägt nie *h* vor. Hb 1mal, Ha aber 17mal. Aus den urkunden: 768 (35) *Hysinburc*, ann. Alam. zu 748 *Hotbertus*. M hat neben 7 *aerda* (P hat nur *erdha*, *aerdha*, Hench, Is. 137) 5mal formen mit prothetischem *h* (Hench, Frgm. 120). Sie müssen aus der vorlage stammen, da das bair. sie nicht kennt (Schatz § 80). Es liegt in *herda* einfluss von *herd* vor (Litbl. 1887, 111): vgl. Iun. B (Rd) 291, 13 solum *herda*, *herd* (Rd *erd*); zum schwäb. s. Kauffmann § 158 a. 1. Kb hat *alt herda* 208, 30 (s. hierzu Kögel 129); *herda* steht ferner in den alem. ps.; vgl. Garke, Prothese und aphärese des *h* im ahd. (Q.-F. 69), 45; Braune § 153 a. 2.

d) Öfter findet sich in den Murbacher denkmälern schwund des inl. *h* (Iun. A[1] IV, 222, 5 [wohl kaum gehört hierher *chai* 560, 17]); Iun. B hat 282, 35 *pifolaan*, 281, 14 *anasec* (Rd *-sehe*), 316, 16 *ziunga* (s. Schindling 73); Iun. C 13, 11, 14 *hoiro*, 20, 33 *erhoit*; die hymn. bieten 6, 4, 3 *hoi*, 6, 3, 1 *hoiu*; zu *kadhui* 16, 5, 2 s. § 22. Aus den urk.: 789 (64) *Reginhoi*. Die übersetzungen haben: P 2, 22 *spaida*, M 9, 13 *infait* (s. Hench, Is. 89; Braune § 154 nebst anm. 1).

e) Ein paarmal erscheint in den Murbacher denkmälern ein *h* als zwischenlaut zwischen vok.: Ha *kafrehtohem* 1, 13, 3; *apastohem* 8, 5, 2; *hohubit* 7, 11, 3; Iun. A *huhonti* II, 745, 2; Iun. B (= Rd) *hefihanna* 285, 49; in den urk. finden sich 760 (33) *Zozihuhus* (s. oben s. 310), 805 (74) *Samuhel* : *Samuel* 789 (63), 790 (65). Dazu aus P die beiden fälle, wo *h* übergeschrieben ist: *danihel* 25, 20; *israhel* 21, 12.

Zu *-hh-* in *sehhan* in M s. beim st. v.

D. Nasale.

§ 32. 1. Ausl. *-m* ist im obd. bis in den anfang des 9. jh. regel (Braune § 124 a. 1). In den übersetzungen ist es erhalten; in den übrigen Murbacher denkmälern erscheint schon *-n*. Zu *-on* in der 1. sg. praes. des sw. v. III s. bei diesen.

-m vor germ. *f* erscheint als *m* noch in Iun. B (= Rd) *ramft* 275, 34, Iun. C *unsamft* 4, 24; schon in Iun. A liegt *n* vor: *gilinflihho* II, 340, 17; 1mal hat auch Iun. B *n*, wo Rd *m* hat: *finfzuc* 289, 31 (zu *sikinuft* Iun. B 317, 7 s. Schatz § 84; Sievers, Hymn. s. 19). Iun. C hat *unsenfte* 6, 52; Ha *notnunfti* 3, 5, 4. Sonst tritt stets *m* auf, auch in Hb (Sievers 20). Ein genauerer zeitpunkt für den übergang zu *n* in Murbach ergibt sich daraus, dass im selben jahre 786 *Sumphone* (58) und *Sunfone* (61) belegt sind. Die übersetzungen haben das ältere *m* (Hench, Is. 90; Frgm. 121).

1) 1mal ist h nachgetragen II, 334, 7 *flehari*.

Assimiliert ist wie im alem. (Weinhold. Alem. gr. § 167) *n* an *m* erst in Iun. C (*nemmit* 9. 1); in den hymn. heisst es gewöhnlich *stimma* (9mal, 2 in Hb): das alte *mn* erscheint noch 1mal in Ha *stimna* 7. 12. 3. So lautet auch die form in Kb (Kögel 136). In Mu heisst es *-rammus* 735 (13), 768 (36), 811 (76): aber 730 (11) findet sich *Sigranni*[1]. Die übersetzungen kennen assimilation hier nicht: es findet sich nur *nemnen, samnunc, samnon, stimna* (Hench. Is. 164. 172. 180: Frgm. 186, 192 f., 199).

2. Zu *pendigo* M 23. 29 s. Schatz § 86. Zsfda. 37. 124.

E. Halbvokale.

§ 33. a) Germ. *w* wird in den glossen durch *uu* dargestellt vor *a, e, i, o,* selten durch *u* (2mal vor *a* in Iun. C, 1mal vor *i* in Iun. A, 2mal vor *i* in Iun. B [Rd *uu*], 2mal vor *a* in Iun. B [1mal Rd]). Vor *u, uo, ua* steht stets einfaches *u;* in den hymn. findet sich 2mal *uu* (21, 3. 2 *uuastantem*, 26. 8, 1 *zesuuun*). In Iun. B findet sich 1mal sogar *uuu*, vor *i* (Rd *uu*). In den urkunden erscheint zuerst *u* statt *uu* 796 (72) *Helpuini*, 805 (74) *Otuini*. Ebenso wird in den übersetzungen *w* ausser vor *u* mit *uu* bezeichnet: M hat einige *u* (*uassanne* 14, 7; *ganine* 30, 7; *unganeritan* 15, 26).

b) Nach anl. dental herrscht in Iun. C *uu*, in Iun. A *u*. Letzteres tritt in Iun. C 2mal auf: *piduungan* 10. 41: *zuinal* 8. 7: Iun. A hat *uu* in *suuintilod* II, 350. 6. In den hymn. wird *uu* und *u* gebraucht; letzteres überwiegt (Hb hat *pisuuueih* 24. 3. 1: Ha *uuu* 2. 10. 1: 2. 3. 4: 7. 6. 2). In Iun. B herrscht *uu* (24 *uu* : 6 *u;* Rd hat im wesentlichen denselben stand). Es setzt sich in diesem punkte eine reform in Murbach durch: *u* wurde durch *uu* verdrängt. In den urkunden findet sich noch 2mal *o* (roman. einfluss): 736 (14) *Soessas*, 786 (62) *Soaboni;* 1mal *ouu* 829 (90) *Souuinashaim;* s. Zeitschr. 32. 167.

Die übersetzungen stehen auf dem jüngeren Murbacher standpunkt: im archetypus galt *uu*, wie aus dem entlehnten *unzuuiflo* in Iun. C im verein mit dem zeugnis von P (Hench. Is. 91) hervorgeht: M hat neben regelmässigem *uu* einige *u*, die vom bair. schreiber stammen können (vgl. Schatz § 88 b).

c) *ww* wird in den glossen und hymn. mit *uu* dargestellt bis auf *puuanne* Iun. B 274, 45 (Rd *uu*). 1mal Iun. A *niuuuin* II. 620, 12. In den urkunden erscheint 730 (11) *Feuualti*, wenn Socins verbesserung aus hs. *feumilfi* richtig ist. Die übersetzungen haben *uuu*

1) *-nn-* setzt sich im bair. durch, nachdem in der älteren sprache *-mn-* geherrscht hatte (Braune § 99; Schatz § 84).

(stets P, Hench. Is. 91; M hat auch *uu*: *iuuih* 17, 1: *kriuun* 7, 5: Hench. Frgm. 123). Formen mit *uuu* finden sich nach Kögel (Beitr. 9, 528 anm.) fast nur in den übersetzungen (vgl. *zss*, das sich auch in keinem andern ahd. denkmal findet). Braune § 114. anm. 3 (vgl. Hench. Is. 91) glaubt, dass in diesen formen sich diphthong entwickelt habe. Aus der metrik Otfrids geht hervor, dass er *-ew-* sprach, nicht *-euw-*. Bestätigt wird die annahme bloss graphischer bedeutung der *-uuu-* dadurch, dass auch sonst im ahd. dies zeichen vorkommt, wo es keine etymologische berechtigung hat (II, 487, 41 *erspiuuuen*; Notk. ps. *ferliuuuen*, Pa schreibt 5mal *uuu* im anl. vor *a*, *i*). Iun. B hat *uuu* für germ. *ww* 293, 7; *u:u* 290, 14 (Rd beidemal *uu*).

d) Im ausl. nach langem vok. ist *w* in Iun. C als *o* erhalten in *seo* 14, 7, *eo* 5, 12; in Iun. B (= Rd) ist *o* abgefallen, ausser in *eo* etc. (Schindling 78): ebenso ist der stand in den hymn. Iun. A fehlt zum vergleich. Zu *seo* in Iun. C stimmt M mit *seu* 10, 16: die formen von *seula*, die sich in den übersetzungen noch finden (got. *saiwala*, I.F. 12, 382), passen also ebenfalls nach Murbach (P 18, 19 *seulu*, M 14, 6 *seula*, 5, 7 *seulu*, daneben schon *sela* 27, 29; 30, 20).

e) Anl. *wr* ist ein paarmal erhalten: Hb 22, 1, 2 *kauuirich*[1], Iun. C *uuerecho* 24, 30; Iun. B *uuiritta* 274, 13 (Rd *uuiritta*); belege für *wr* aus andern texten s. MSD[3], XIII: Kögel, Beitr. 9, 323. P hat *uurehhan* 29, 7.

§ 34. Germ. *j*

a) wird in Murbach im anl. meist *i* geschrieben. 1mal tritt *gi* auf in Iun. C *giu*[2] 16, 57, während in Iun. B in diesem wort das *g* der vorlage ausradiert ist (289, 22); in den hymn. herrscht *giu*, Kb hat *iu* (197, 3; 237, 3; Kögel 44). In den hymnen wird *i* gebraucht in *ioh*, *iehan* (letzteres nur in Hb, 4mal). Iun. C hat öfter *i* für *g* im lat. text, z. b. 16, 6 *iesta*. — Wie das ausradieren des *g* in Iun. B beweist, war *g* für *j*[3] erst zur zeit von Iun. C gebräuchlich; die urkunden geben keinen aufschluss. Die übersetzungen scheinen *g* nicht verwendet zu haben. M aber hat, merkwürdigerweise vor dunklen vok., 2mal *g* (*gahha* 10, 25, *gungirun* 4, 4; dazu *inuga* 12, 19; 33, 18; vgl. Schatz § 90).

1) Wohl *karrich* (vgl. *karichan* in den hymn.) nicht *kauuin*, wie Jak. Grimm vermutete. Kögel (Beitr. 9, 323) zitiert diese form versehentlich als 20, 1 stehend.

2) Braune § 116 a. 3 weist Kögels annahme alten ablauts ab.

3) *g* für *j* hat nur orthographische bedeutung, s. Franck § 72.

b) Im inl. erscheint in Murbach *j* als *i* in dem zu **sajan* gehörigen *saio* Iun. C 18, 59, IIa 2, 1, 2, vgl. *zuueiio* P 9, 15? Ist der laut neugebildet oder ursprünglich?

g als übergangslaut steht in *arheigetun* 8, 9 M: s. Schatz § 9. Kauffmann § 182.

c) Inl. nach konson. ist *j* in den übersetzungen öfter erhalten (Hench, Is. 90. Frgm. 122), wie in den ältesten ahd. denkmälern überhaupt (Braune § 118). Meistens ist *j* aber auch in den übersetzungen schon geschwunden; in M ist es öfter erhalten als in P, da im bair. später als im alem. des schwund eintrat (Franck § 55, 1; Schatz § 91). Genaueres s. bei der flexion.

F. Liquidae.

§ 35. a) *r* scheint in Murbach schwache artikulation gehabt zu haben, denn es fehlt häufig (Iun. C *fosezit* 12, 62, *hosclicho* 49, 13); in Iun. B ist *r* nachgetragen: 278, 18 *kisa^r^fton*, 291, 70 *kist^r^euui*, 294, 37 *^r^regit*, 315, 72 *kip^r^ch*. Es heisst in Iun. B *isan* 280, 44; 294, 5 (*isarn* 292, 54): *Ysanharti* 791 (67). Kb bietet 65, 2 *irmuizalot*; 145, 38 *uuifil*; 167, 3 *irmatem* (Kögel 53): eine Murbacher urkunde *Raginhadus* 789 (63). Der schwund des *r* vor dentalen scheint überhaupt niederalem. zu sein: zum schwäb. s. Kauffmann § 158. Otfrid hat reime wie *wort: gisamanot* (Zsfda. 16, 120).

So braucht *feozuc* P 27, 1 nicht schreibfehler zu sein, wie Hench, Is. 89. Franck § 75 annehmen.

b) In Iun. A findet sich 2mal *-rr-* in *sterra* (511, 38 *sibunstirri*, 587, 28 *leohtsterro*), in den hymn. neben herrschendem *-rn-* 14, 2, 1 *habandsterre*; Iun. C hat 13, 44 *sterna*, wie M 19, 3.

c) 1. Westgerm. *rj* erscheint in Murbach als einfaches *r* nach langem vok. Iun. B hat 2mal *-rr-* der vorlage vereinfacht (282, 6; 271, 34). Die hymn. und Iun. C haben auch *-rr-* (Iun. C 2, 25 *kiuuerre*, 51, 44 *unkifuarre*; Hb 22, 3, 3 *kafuarre*; häufiger ist es in Ha, Sievers s. 23). In P herrscht *r* (Hench, Is. 89); in M finden sich 8 *horren*: 3 *horen*; *uirratagum* 4, 22: *fera*, *fira* 4, 5, 27 (Hench, Frgm. 120 f.). Die *-rr-* können also der vorlage angehören.

2. Nach kurzem vok. erscheint *rj* als *rr*, wie im sonstigen obd., auch in Murbach (*rj* ist erhalten Iun. A 620, 36 *ferio*, Iun. C 10, 49 *piuuerian*). Auch die übersetzungen haben *rr*[1].

§ 36. *l* wurde in Murbach durch *j* nicht geminiert, wenn langer

1) *(uer)genteo* M 35, 19 stammt vom bair. schreiber: zu *herrum* P 31, 22 s. Braune § 202.

vok. vorhergeht, bis auf *illun* Iun. C 9, 39, *illa* 20, 58 : *ila* 4, 15. (Iun. B hat 285, 24 *ll* wie die vorlage.) Die übersetzungen haben *heilant*. Zum ausfall des *l* in *selp* (Iun. B) s. Schindling s. 81.

III. Flexion.

A. Deklination.

1. Deklination der substantive.

§ 37. *a*-deklination.

a) Im gen. sg. ist in den Murbacher denkmälern, so auch in den übersetzungen, die endung *-es* regel. Daneben findet sich *i* als bezeichnung des schwachen *e* (vgl. den wechsel *e* - *i* oben s. 316) : Iun. A *gaumatis* I, 315, 61. Iun. C 20, 11 *iaris*. *-is* begegnet auch in der Wu (trad. Wizenb., ed. Zeuss, 248) vom jahre 737 (Socin 250). Haendke (Mundartl. elemente in den els. urkunden des Strassburger urkundenbuches 1261 1382. Strassburg 1894) weist s. 28 viele fälle nach. s. Braune § 60.

b) Im dt. sg. herrscht *-e*, daneben stehen einige *a* : Iun. B *in nuzza* 281, 41 (= Rd) : *ubarmorgana* 289, 15 (Rd *a*) : *mittilacarta* 285, 56 (Rd *-e*); Iun. C *urteila* 49, 19[1]. Christ. und Sam. bietet dies *a*, das also nicht auf das bair. beschränkt ist (Braune § 58 a. 3), ebenso der alem. schreiber Tat. γ (Sievers § 107). Auch in den übersetzungen findet sich *-a* statt *-e*, wenn auch nicht in dieser wortklasse (z. b. P 19, 9 *hantgriffa*).

c) Der instrument. geht in den Murbacher denkmälern wie gemeinahd. vor der 2. hälfte des 9. jhs. (Braune § 193 a. 3) auf *-u* aus, so auch in den übersetzungen.

d) Vielleicht gab es im Murbacher dialekt im nom. acc. pl. masc. eine alte nebenform auf *-o*, nach P 24, 17 *himilo*, hymn. 17, 3, 2 *angilo* zu schliessen. Die *-o* in Ra (247, 23 *sterno*) und Pa (86, 25 *scalcho*) hält Braune § 193 a. 4 für schreibfehler; s. jedoch Kögel, Lg. 2, 448. Handelt es sich um ags. formen? vgl. oben s. 279 anm. 2.

e) Die endung der masc. *ja*-stämme im nom. acc. pl. ist in den Murbacher denkmälern, so auch in den übersetzungen, *-a*; in Iun. B finden sich einige ältere *-e*[2], die die vorlage gehabt zu haben scheint, da es auch Rde haben : 280, 18 *chasse*, 272, 23 *altare* : 278, 16 hat Iun. B *spihara* (Rd *-e*); *chirsilinge* und *steine* 292, 15 sind von einem zweiten schreiber in Iun. B nachgetragen[3].

1) Vielleicht plur., s. Schindling s. 88.

2) Nach Braune § 198 a. 4 trat *-a* im anfang des 9 jh. an stelle von *-e*.

3) In Rd fehlen sie.

f) Der nom. acc. pl. der neutr. *ja*-stämme geht in Murbach auf *-i* aus, nicht auf *-iu*, wie im ostfränk. (und schwäb.? Braune § 198 a. 5).

g) Im gen. pl. der *ja*-stämme hat Iun. B *abcuto* 278, 54 (Rd noch *-co*), M hat *scribero* 6, 26. Die form *chinomidiu* P 17. 7 (*dhiu selba managhiu chinomidiu* ipsa pluralitas personarum) und *abgrundiu* P 1, 5 (*abgrundiu uuazssar*) hält Braune § 198 a. 7 für gen. (vgl. Azfda. 19, 240; Hench, Is. 93, in archaischem orthographischen wechsel zu *eo*?)

h) Der dt. pl. der *a*-stämme geht in Murbach auf *-um, -un, -ū* aus wie im obd.; Iun. A hat 4 fränk. *om*[1] (*husom* I, 337, 18; *ganozom* 389, 8; *fioringom dheganom* IV, 221. 50). Die hymn. haben 1mal *-am* (5, 5, 3 *kaheizzam*).

i) Der dt. pl. der *ja*-stämme ist im masc. 2mal auf *-um* belegt in Iun. B: *artarum* 273, 62 (= Rd), auf *-un suanarun* 271, 34 (= Rd); im neutr. hat Iun. B *stafmalū* (= Rd *-un*) 316, 8; Hb *-um* 22, 3, 2 *uuizzum*, Ha *-ī* 7, 2, 4 *chunnū*: 21, 1, 2 *kauuatim*. Auch die übersetzungen (Hench, Is. 93; Frgm. 125) haben im neutr. nebeneinander *-um* und *-im* (P 4 *-um*, *bilidum* 4, 8; *endum* 35, 13; *herrum* 31, 22; *chunnum* 31, 21; nur 1 *-im*: *abgudim* 6, 22; M 1 *-um*: *otmahlum* 29, 25, 1 *-im*: *biuurtim* 8, 23). Im neutr. herrschte also in Murbach das im obd. dem fränk. *-im* gegenüber häufigere *-um*. Otfrid hat nur 3mal *-on* im reim (Braune § 198 a. 6).

k) Die neutralen diminutiva behalten im Murbacher dialekt im nom. akk. sg. das *n*, wie *palgalin* Iun. C 19, 53 und *stecchilin* Iun. B 317. 12 im gegensatz zu Re *-li* zeigen: 272, 43 hat auch Rd, wie Iun. B, *esilinchilin*. M hat den akk. *sceffilin* 1. 5. Iun. A hat *-i* (wohl aus der hochalem. vorlage, wie auch *citiliu* 337, 40 *schibiliu*); Iun. B. (= Rd) hat hier *-i*, s. Braune § 196 a. 3.

l) Nur das obd. behandelt *andi* (frons) wie die diminutiva: das ist in P der fall: *andine* 35, 9; *andinum* 43, 3 (Braune a. a. o.).

§ 38. *o*-dekl.

a) Im nom. akk. sg. hat Kb öfter die altertümlichen formen ohne endung, von s. 206 der hs. an 7 wörter auf *-unc* (Kögel 148 f.): so hat P *chimeinidh* 15, 22; *bauhnunc* 16, 20; 18. 16; Iun. C das entlehnte *hamalunc* IV 6. 18; M *nandunc* 40, 18. Ben. hat *scauuunc* (s. Beitr. 12, 552). Auch *huuil*, *halp*, *half* hat Kb häufig, Iun. C 21, 4 *andarhalp*, 20, 69 *andaruuis*. M 29. 30 *uuis*. M hat 1mal *-e* (9. 17 *sorge*), vgl. *helfe* in Ben. (Braune § 207 a. 1).

1) *-om* kommt auch sonst im obd. vor; während das fränk. der ältesten zeit auch *-um* hatte, bietet schon Wk *-om*. s. Franck § 132. 1. Weinhold Alem. gr. § 392.

b) Im gen. sg. hat P 29, 16 hs. *rehtnissu*. Mit Henchs besserung in *-a* ist Frank § 137 einverstanden; doch auch M hat neben 15 *-a* 1mal *-u* (17, 1 *quala*) wie Ib (= Rd) 294. 70 *eru* : *-a* 285. 28; und auch in andern alten quellen kommt es vor: 2 fälle hat Kb (Kögel 154); es findet sich in der Ben.; im jüngern fränk. ist es häufig (Prag. d. stud. VIII. 155. Weinhold Alem. gr. § 393).

c) Im dt. sg. herrscht in den übersetzungen wie gemeinahd. *-u*[1]; zu *chorungo* in den hymn. s. Braune § 207 a. 4; ziemlich häufig ist in den Murbacher denkmälern *-o*, *-a*.

d) Die *jo*-stämme endigen im nom. sg. in den Murbacher denkmälern auf *-a*[2]. P hat noch 1 fall der lautgesetzlich ältesten form auf *-e* (*garde* 4. 16). Diese altertümliche form (Kögel, Lg. I, 2, 464 nimmt langes *-e* an, s. dazu Braune § 209 a. 3) ist sonst auch nur im obd. belegt (Beitr. 4. 344; 12. 553; Kögel 153 ff.; Schatz § 111; Franck § 139 führt aus dem fränk. 1 beleg an aus der Würzburger b). Daneben haben die übersetzungen *-ea* (P *gardea* 39, 17. 21; gen. *sipbea* 22, 15; dt. *minniu* 29, 15 = M 37, 25; M hat ausserdem *-ea* 6, 22; 5, 10; 1, 10. 15. 18; *-eono* 22, 11; *-nissiu* 34, 28. 25). Es herrscht in beiden hss. aber schon *-a* (ausgleich mit den *o*-stämmen nach schwund des *j* und seiner wirkung auf die vorhergehenden konsonanten, Braune a. a. o). P hat *-a* 4mal im nom., 14mal im akk. sg., M hat es 4mal im akk. (Hench, Is. 94; Frgm. 127).

e) Der gen. sg. geht in Iun. B 1mal auf *-a* aus (285, 28 *slahta*) 1mal auf *-u* (294, 70 *eru*; beide = Rd.); auch in den hymnen findet sich neben herrschendem (17) *-a* 1mal *-u* (16, 6, 3 *selu*), 1mal *-o* Hb 26, 6, 1. In den übersetzungen herrscht *-a*.

f) Der dt. sg. geht in den Murbacher denkmälern auf *-u*, *-a*, *-o* aus. Neben herrschendem *-u* hat Iun. B 1 *-a*, Iun. C 1 *-a*, 2 *-o*. Die übersetzungen haben *-u*. Die reinen *o*-stämme haben ebenfalls in der regel *-u*.

g) Im nom. akk. pl. findet sich in den Murbacher denkmälern. wie sonst vereinzelt nur im alem. (Voc., Ben., Schlettst. Verg.), auch *-o* (überbleibsel aus *-os*, s. die bei Braune § 207 a. 6 ang. lit.) Iun. A hat 1 *-a*, 3 *-o*, davon 1 *jo*-stamm (I, 364, 6 *ratisso*; dazu P 42, 4 *miltnisso*[3]). Iun. B hat 5 *-o*, 1 davon im *jō*-stamm, neben 5 *-a*, 2 *-u*; Rd hat 7 *-a*, 6 *-o*; die hymn. haben nur *-o*[4] (6mal):

1) Durch druckfehler gibt Hench, Frgm. 126 an, es stehe stets *a*.

2) *kuninginna* erscheint natürlich noch ohne endung (Iun. C 7. 47; M 7, 7).

3) Das Franck 118 also mit unrecht für schreibfehler hält.

4) Die hymn. sind das einzige ahd. denkmal, in dem *o* durchsteht (Braune § 207 a. 6).

2 in Hb; Iun. C hat nur *-a*, 4mal; dies herrscht auch in den übersetzungen.

h) Im gen. pl. haben die Murbacher denkmäler, auch P und M, *-ono;* ob das erste *o* kurz oder lang ist, lässt sich nicht entscheiden; s. Braune § 207 a. 7.

i) Im dt. pl. hat Iun. A 3mal *-om* (im alem. ist länge bezeugt durch Ben. und Notk.), 1 *-n* (II. 742, 11). Iun. C hat 1 *-om*, Iun. B 3 *-on* (*-um* erscheint in Iun. B 792, 39 und in Iun. C 49, 29 in wörtern, die im sg. fem. abst. auf *i[n]* ausgehen); in den hymn. herrscht *-om*, *-on*, ebenso in den übersetzungen; 1mal steht in M *kebem* 17, 8, nach Hench (Frgm. 126) schreibfehler, veranlasst durch die stellung (*dem kebem dem*); zu *dheodum* s. sw. fem. dekl.

§ 39. Abstrakta auf *-ī(n)*.

a) Iun. A hat nur die endung *-i* (25mal). Iun. B ca. 35 *i* (= Rd), aber 4 *-in* (Rd 2), Iun. C ca. 40 *-i*, ca. 30 *-in*; der gen. geht auf *-i* aus je 1mal in Iun. B (= Rd) und Iun. C, der dt. ebenfalls in Iun. A und B, in letzterem aber findet sich 294, 10 *stillinal nahtes* (Rd *stilli*); in Iun. C geht er 8(7)mal auf *-i*, 2mal auf *-in* aus (49, 19; 21, 34). Im plur. sind nur formen auf *-in* belegt: Iun. C 289, 60 *lentin* (Rd *-i*), Iun. C 2, 4 *managi^n* (Schindling s. 93), beim adj. abstr. nur *-i* (4).

Diese bildung der fem. abstr. auf *-in*[1] ist einer der schlagendsten beweise für Murbacher herkunft der übersetzungen. Nirgends sonst tritt diese bildung so konsequent auf wie hier und in Iun. C, dem echten Murbacher denkmal (P hat stets *-in*[2], M 18 *-in*, 11 *-i*), wie die zusammenstellung der ahd. fälle von Kögel (Beitr. 9, 319) zeigt; s. ferner Weinhold, Al. gr. s. 441; Beitr. 13, 491; Paul, Mhd. gr. § 126 a. 5. Als rarität findet sich *-in* ausserhalb Murbachs in einigen andern obd. denkmälern. Das fränk. hat nur *-i*[3]. Kb hat nie *-in*. Nur der Suntgau hatte also *-in*.

b) Im dt. pl. haben Iun. C (II, 49 [!], 29 *kitiginum*), Iun. B (= Rd) 792, 39 *purdinum* und die hymn. (*hohinum* usw.) die obd. erweiterte form (Beitr. 9, 321). P hat die kurze (*andreidim* 30, 13), die im alem. auch sonst begegnet (z. b. Rb *ubarazzilim* : *lenuinum*, gl. St. Paul. zu Luk. I, 730, 3 *in uuastim*).

1) Zur erklärung s. Wilmanns III. 2[2], 164; ders., Prag. d. stud. VIII, 139 f.; Franck 141.

2) Zu *maneghiu* 17, 7 s. Braune § 212 a. 2.

3) *luzilin* Ottfrid V, 14, 5 ist zweifelhaft, da es diminutiv sein kann (Braune § 212 a. 1; vgl. Franck s. 185).

§ 40. *i*-dekl.

a) Im dt. sg. hat P 1mal -*a* (*hantgriffa* 19, 9), sonst herrscht in Murbach in dieser form -*e*, das auch die übersetzungen als regel haben. (Braune § 193). Im gen. pl. steht -*eo*: *ficeffileo* Iun. B. 284, 67 (= Rd). *sateo* Iun. C 51, 32; -*io*: *quhitio* Iun. C 22, 35: in den hymn. steht -*eo* und *io*, letzteres nur in Hb 24, 14, 1 *prustio*: *uueralteo* 25 a. 1. 4, *ziteo* 25, 1. 3. Das original der übersetzungen hatte nach ausweis der hss. -*eo*.

b) Im dt. pl. herrscht in den Murbacher denkmälern *im* (-*in*), so auch in den übersetzungen. Zu *heidem* P 13, 21 s. oben s. 316.

heit schwankt in den übersetzungen zwischen der *a*- und *i*-dekl. (P 13, 6; 16, 18; 18. 1 *heideo*; 9, 15; 18. 11; 21, 6 *heido*, M 35, 27 *heido*; n. pl. P 21. 8 *heida*. In der komposition gehört *heit* der *i*-dekl. an: P 42, 5 *christinheidi* M 39, 1 (*xpānheiti*) 6, ebenso Hb 24, 13, 3: 24, 6, 4 -*heiti*, Iun. B gen. sg. *manaheiti* 292. 52 (= Rd): jedoch findet sich M 37, 23 *xpānheit*. S. Braune § 216 a. 3: Wilmanns III, 362 f.

c) Im fem. erscheinen die formen *lantscaffi* P 31, 10 und *chiuualdi* 35, 2 im akk. sg. (zu letzterem s. Hench, Is. 184). Kögel, Lg. I, 2, 484 nimmt erhaltung des *i* an, s. jedoch Braune § 220 a. 2; Franck s. 189. – Daneben steht *lantscaf* P 32, 2, *botascaf* M 41, 5, schliesslich auch -*scaft*, das im ahd. die alte endung -*scapi* allmählich verdrängte (P 2, 2; 3, 18; 8, 6; 24, 20; 29, 1; M 33, 26). Im dt. sg. hat Iun. B 275, 27 schon endungslos *kinoscaf*, wo Rd *kinozscaffi* hat. Kb hat im akk. sg. -*scaf* (Kögel 161).

d) (*liih* und) *ziidh* flektieren in den übersetzungen als fem. nach der *i*- und als neutr. nach der *a*-dekl. (Hench, Is. 96 f.); s. Franck § 154.

In den hymn. erscheint stets (5mal, davon 1mal in Hb 24, 12, 1) der dt. sg. *zite*, der gen. pl. nach der *i*-dekl. (1mal Hb 25, 1. 3: *ziteo*, dazu akk. pl. 25, 1, 3 *ziti*). Kb bietet den gen. sg. *ziti* 91, 33; *liihi* 266, 6.

§ 41. *u*-dekl.

a) Von dieser klasse sind noch nicht in die *i*-dekl. übergegangen folgende formen: nom. sg.[1] *situ* Iun. C 7, 4; *sigo* Iun. C 22, 31 (Schindling s. 36 und 97), der instrum. *situ* Iun. A I, 337, 19, Iun. C 18, 7; in den hymn. der gen. sg. *frido* 8, 8, 1. In P sind vorhanden: der akk. sg. *sigu* 27, 21, der nom. sg. *filu* 38, 6; in M der nom. sg. *frid(h)u* 2, 1. 2; *filu* 8, 3; 41, 3; der gen. sg. *frido* P 22, 13, der dt. sg. *sidiu*

1) Wie gemeinahd.

P 3, 16, M *sigiu* 5, 12. Die form *frido* ist sonst nur im obd. bezeugt (Franck § 145, Weinhold 400); es findet sich -*o*: *fridoo*[1] Ben. 32 (Braune, Beitr. 2, 153); mehrere belege hat Kb für *uuito* (242, 5, fehlt Pa, Ra; 165, 27 [Pa *uuitu*]): *uuitu* 237, 13 (fehlt Pa, Ra); s. Kögel 164.

b) Von *hant*, in den glossen nicht belegt, bieten die hymn. *henti* 22, 4, 4 (es ist zweifelhaft, ob nom. pl. oder gen. sg. vorliegt: Sievers s. 23 und 72). Pa hat den akk. sg. *hant* 11, 3; 33, 5, den nom. pl. *hendi* 18, 4, M den akk. sg. *hant* 4, 21, 28; 7, 26, den dt. pl. *hantum* 23, 2, den dt. sg. (*hen*)*ti* 31, 4; Kb hat *hendi* 207, 4; s. Braune § 231.

c) Von *fuoz* tritt in den glossen keine form auf, in den hymn. der dt. sg. *fuazziu* 19, 2, 3. Nur im altobd. ist nach Braune § 230, 3 dieser alte dat. belegt, in der Ben. (83, 86, 118), im Freisg. pn. und einigen glossen (Clm 18140 und verw.).

Der nom. akk. pl. lautet wie gemeinahd. in den hymn. *fuazzi*, in P 20, 8 *fuozssi* (Braune §§ 216, 219, 2).

d) Von *sun* sind in den glossen keine belege vorhanden. In den hymn. finden sich ausser dem nom. akk. sg. *sun* (9 fälle, davon 4 in Hb) folgende dat.: 19, 2, 2 *suniu*, 1, 1, 4 *sune* Hb 25 a 1, 3 *sune*. P hat hier 18, 2 *sune*, 3, 10 *suniu*, 17, 17 *suni*[2].

Nach Braune (Beitr. 9, 548 ff.) ist *sunu* im obd. schon vorahd. in die *i*-dekl. übergegangen. Auch sämtl. fränk. denkmäler haben *sun* bis auf das Hildebr. (4 *sunu*, *suno*). Aus dem 3maligen *suno* im Wk (: 9 *sun*), dessen verf. nach manchen anzeichen aus einer gegend südlich von Weissenburg stammte, könnte geschlossen werden, dass das els. die alten formen bis ins 8./9. jh. bewahrte; Kb gibt keine auskunft. Auch in den übersetzungen sind noch im nom. sg. die alten formen vorhanden (P hat 24mal *sunu*, M 14mal), s. jedoch oben s. 279 a. 2. In den übrigen kasus ist das wort in die *i*-dekl. übergegangen.

§ 42. Schwache (*n*)-deklination[3].

a) Neben der regelmässigen endung -o im nom. sg. m. bietet P 1 -*a*[4] (*hohista* 24, 8). Dies findet sich häufig in Kb (2 im komparativ, 2 im superlativ; auch in den andern hss. kommt es vor, Kögel 165 f.). Ferner bietet es Otfrid 2mal im komparativ (Erdmann, Otfr.-synt. II, 45 f.; Braune § 262 a. 2, Schatz § 105 a.; Franck § 163).

1) S. Beitr. 36, 471.

2) Zu *suni* s. Beitr. 14, 119; Zsfda. 28, 112; Franck § 145.

3) Einschliesslich sw. adj.

4) Durch übertragung aus dem neutrum.

b) Murbach steht auf obd. lautstufe mit der endung *-in* im gen., dt. sg. masc. und neutr. Nach Walde, Germ. auslautges. (Halle 1900), s. 178 hat das fränk. mit *-en* den ursprünglichen zustand; nach van Helten (Beitr. 28, 522) kam ursprünglich dem dt. *-in* aus *-eni*, dem gen. *-en* aus *-enez* zu: ausgleich führte im fränk. in beiden kasus zu *-en*, im obd. zu *-in*. Die glossen und hymn. haben stets *-in* (Schindling s. 94 f.; Sievers s. 23), ebenso die urkunden: 735 (13) *Mathinhaim*, 736 (14) *Hachinhaim, Grossinhaim, Ossinhuus*, 767 (35) *Hysinburc*, 778 (55) 2mal *Fezinhaim*, 795 (70) 2mal *Pancinhaim*, 796 (91) *Tudinhaim*. Dazu stimmen die übersetzungen[1]; P hat 26 *-in*, M 12 *-in* (Hench, Is. 97, Frgm. 129), nur 3mal findet sich *-en* (P 5, 11 *chrismen*, 30, 16 *selben*, 13, 22 *unchideiliden*): *e i* in archaischer orthographie, s. oben s. 316; *-en* findet sich auch in einer Murbacher urkunde 789 (64) *Mattenheim*, desgl. in einer urkunde aus Münster 768 (37) *Fetzenheim*.

c) Nicht umgelautet ist der wurzelvok. in den formen: P 31, 6 *binamin*; 9, 22 *lihhamin*, 36, 18 *uuaxsmin*; 25, 20; 26, 21; 27, 3 *forasegin*; auch M hat in letzterem wort keinen umlaut. Die übersetzungen haben ihn in *namo* (Hench, Is. 164; Frgm. 185 f.). Der stand der Murbacher denkmäler ist: Iun. A I, 511, 16 *notnemin*, Iun. B (= Rd) 273, 64 *-nemin*, Hb 25, 6, 1 *henin*; sonst ist der uml. beseitigt, z. b. Ha 7, 9, 3 *namin*. Auch in Kb, das aber nicht ausschlaggebend sein kann, weil hier der uml. auch sonst noch sehr weit zurück ist, hat *namo* keinen uml. Die übersetzungen zeigen dieselbe behandlung wie die Ben. (*nemin, lihhamin*, jedoch auch *forasegin*)[2].

d) Obd. ist Murbach mit der endung *-un*[3] im akk. sg. nom. akk. pl. mask.; Iun. A, Iun. C und die hymn. haben dies stets. Im nördl. Elsass wechselte *-on* und *-un*. Kb hat 4 *-un*, 17 *-on*. Wenn Iun. B einige *-on* hat (= Rd *-un*: 280, 15 *pogō*, 291, 11 *ubarlibon*, wo *o* aus *u* korrigiert ist und im pl. 289, 70 *lentipraton*, 283, 17 *minniron*, 285, 33 *sezzom*) neben 18 *-un*, Ha 2 *-on* (18, 4, 2; 19, 8, 1), so weist das auf nordels. heimat der schreiber hin. Auch die urkunden haben *-un*, ebenso die übersetzungen (Hench, Is. 97, 102; Frgm. 129, 132) bis auf 1 *-on* (P 5, 8 *chisalbodon*), vgl. oben s. 316.

1) Franck § 147 bemerkt: 'nur Isidor steht auf seite des obd.'. Braune § 221 a 2: 'die endung *-en* ist fränk., nur Isidor hat *-in*', vgl. Wilmanns, Gr. 167, 4, Grdr. I², 757.

2) Lessiak, Azfda. 34, 217 bemerkt, dass die dialektische scheidung von unumgelauteten und umgelauteten formen noch zu untersuchen ist.

3) Fränk. ist im 8./9. jh. die endung *-on* (Braune § 221 a. 3). Franck § 147 führt als ausnahmen an und erklärt als jüngere bildungen 3 fälle von *-un* aus dem kapit., aus den Wu, je 1 aus dem fränk. taufgel. und der Würzb. b.

e) Im fem. ist die endung im gen. dt. akk. sg., nom. akk. pl. in den glossen und hymn. stets *-un* bis auf *sceitilon* Ha 2, 3, 3, dazu P 26, 17 *uuehhon*. Kb hat neben 16 *-un* 1 *-on* (*stenon* 204, 28); *praon* findet sich in den Schlettst. gl. (Weinh. Alem. gr. § 405); *uaston* hat das Ludw., öfter findet sich *-on* bei Otfrid (s. Franck § 148. Braune § 221 a. 5 und die dort ang. lit.).

f) In *uuillun* M 39, 23 (*in des uuillun er sih gatrueta*), meint Hench, liege schreibfehler vor. Da sich aber im bair. hier *-un*, *-on* statt *-in* findet (im cod. Vindob. 2723 [Jellinek, Beitr. 15. 412 ff.] ein gen. *uuillun*; 3mal setzte Otf. Fr. im gen., 8mal im dt. *-on* ein, weitere beispiele bei Schatz 105 b), wird die form vom bair. schreiber herrühren.

g) Zum gen. pl. *heilegeno* P 26, 7 s. Braune § 207 a. 8, wo Kögels heranziehung des got. *-anê* (Azfda. 19, 229) abgewiesen und schreibfehler angenommen wird; s. noch Franck § 138, Beitr. 36. 486.

h) Der dt. pl. lautet in den Murbacher denkmälern beim mask. und fem. auf *-om, -on, -ō* aus. In allen 3 glossaren findet sich je 1mal analogieform nach der *a*-dekl. (Iun. A 553, 27 *chizuellun*, Iun. B (= Rd) 275, 13 *kibrachun*, Iun. C 49, 7 *jungo*[rom]). P hat neben 6 *-om* 2mal *psalmum* 32, 12, 17.

i) Auch beim fem. *dheoda* (*ō*-dekl.) hat P neben 2 *dheodom* 1mal *dheodum* 11, 12; M hat nur *deotom* (6mal, Hench, Frgm. 153). s. Braune § 208 a. 4. Hench, Is. 97: *dheodum* könnte der dt. eines mask. oder neutr. *dheot* sein.

k) Vom neutr. *auga* hat Iun. B den dat. *augin* 272, 37; die hymn. bieten *herzom* 8, 6, 1. Zu letzterem stimmen die übersetzungen (P 2, 16 *augom*, M 8, 30 *augom, orom*). Otfrid hat *herzen*. vgl. Grd. 1^2. 758; MSD[3] 78 a.

§ 43. Von den *r*-stämmen bieten die glossen nur die nom. sg. *fater, muater, tohter* (Schindling s. 87), die hymn. (A und B) die flexion *fater, fateres, fatere, fateran* (Sievers 68). Die übersetzungen kennen diese analogieformen auch, führen sie aber nicht durch: im gen. sg. hat P 5 *fater, muoter*, im dt. 10 *fater*, 1 *fatere* 38, 17 (im dt. pl. 2 *faterum* [38, 10, 20]); M hat im gen. sg. 2 *fateres* (10, 8; 25, 15), *fater* 7, 28, im dt. 6mal *fater, bruoder* (der nom. pl. hat 5mal keine flexionsendung, der gen. lautet *fatero* 18, 13).

§ 44. Von stämmen auf *-nt* finden sich in den glossen nur nom. akk. sg. und pl.: sg. Iun. B (= Rd) 287, 32 *uuigant*, 292, 25 *heilant*, Iun. C *friunt*. Die hymn. bieten 3mal den nom. sg. *heilant*, dt.

sg. I. 16, 3 *heilante*, akk. sg. 20, 3, 2 *heilant*; von *fiant* ausser dem nom. akk. den gen. sg. *fientes* Hb 24, 9, 1: der gen. pl. *fianto* steht in Kb 123, 9. Iun. B hat den nom. pl. *fianta* 280, 57 (= Rd, gemeinahd.). P hat noch den altertümlichen nom. pl. *fiant* 21. 22: parallele bietet die Ben. (Braune § 237 a. 2).

§ 45. Vereinzelte konsonantische stämme.

a) Von *man* sind in den glossen (Iun. B) nur nom. belegt. in den hymn. aber (nur in Hb kommt das wort vor) tritt im akk. sg. neben 2maligem *man* (24, 2, 2; 24, 4, 1) 2mal *mannan*[1] auf (24, 7, 1; 26. 6, 3). Dazu stimmen die übersetzungen, die in P stets (7mal, Hench, Is. 98) *mannan* haben. in M 2mal (15, 26; 28. 19) neben 5 *man* (Hench, Frgm. 160). In übrigen flektiert das wort in den übersetzungen ganz nach der *a*-dekl. bis auf 1 dt. sg. *man* M 15. 5 (*man chuninge* homini regi [Hench, Is. 98; Frgm. 130]).

b) Von *bruoh* hat Iun. B. (= Rd) 279, 51 den nom. sg. *linpruah*, P *bruohha* 40, 18; s. Braune § 242 a. 1, Schatz § 104c.

c) Von *buoh* und *burc* ist in den glossen und hymn. kein beleg vorhanden; in Kb ist *burc* nur im nom. sg. belegt. In einer Murbacher urkunde vom jahre 767 (35) steht *Hysinburc*. P hat den dt. sg. *burc* 24. 7; 26, 2: M hat dafür *burgi* 18, 19, ausserdem den akk. sg. *burc* 1, 6; 15, 17 und den akk. pl. *burgi* 3, 1. Nach Braune § 243 ist der dt. sg. *burc* noch sehr gebräuchlich im ahd.

d) Von *brust* bieten die hymn. nur formen nach der *i*-dekl., wie gemeinahd. Elsässisch ist der dt. pl. *brustum*: Kb 250, 17; 267, 13, 22 *prustū* (in den anderen hss. fehlen die glossen, Kögel 171), Christ. und Sam. 20 *pruston* (Otfr. hat *brustin*); P hat *brustum* 41, 22; s. Braune § 243. Weinhold, Mhd. gr.[2] § 467.

II. Die starken adjektive.

§ 46. a) Die flektierte form des nom. sg. fem., nom. akk. pl. neutr. geht in den Murbacher denkmälern nach obd. art auf *-iu* aus; selten ist *-u*: Ha *einu* 10, 4, 2; *dinu* 5, 3, 1. Ebenso herrscht in den übersetzungen *-iu*[2] bis auf 1 *-u* in P 43, 18 *aerlihhu* (1 *-i* M 18, 2 *sconi*).

1) Kluge (I.F. 4, 310) vermutet, *-an* sei die ursprüngliche endung des hd. akk., *mannan* also ein rest der alten bildung. Franck § 131, 3 sieht in *mannan* jüngere analogiebildung, Braune § 239 a. 3 (vgl. Wilmanns 168, 3; 194, 3a) pronominale bildung, die daraus zu erklären sei, dass *man* als eigenname der gattung mensch betrachtet wurde, vgl. *fateran* § 43.

2) Die form *zisamande chizelide* P 26, 19 ist selbst für einen fränk. text in jener frühen zeit unerhört (s. Braune § 248 a. 6).

Auch Kb[1] hat neben regelmässigem *-iu* 2 *-u* im nom. akk. pl. n. (einige *-o*, die sich finden, sind strittig. s. Kögel 175 f.)

b) Der gen. sg. fem. geht in den Murbacher denkmälern und den übersetzungen wie gemeinahd. auf *-era* aus: Hb bietet daneben *thineru* 24. 2, 3.

c) Der dt. sg. m. endete in Murbach in älterer zeit auf *-emu*[2] (14mal in Iun. A, 14[15]mal in Iun. B, 55mal in den hymn.), es ging *-emu* dann wie im fränk. zu *-emo* über (Iun. B 1 *-emo* [Rd *-emu*], Hb 7, Iun. C 5, Iun. A 1. Ha 2 *-emo*, verschrieben ist Iun. B 280. 1 *lukemu* für *-emu*, assimilation liegt vor in *-omo* Iun. C 50, 16: 50, 20: Hb 27. 7, 1): Kb hat 16 *-emu*. 1 *-emo* (Kögel 173 f). Die übersetzungen haben das ältere *-emu*[3].

d) Im dt. sg. fem. herrscht in den Murbacher denkmälern *-eru* (daneben *-ero* schon je 1mal in Iun. A 337. 13: Iun. B 316, 23: Iun. C 9, 7 und 21. 29). Ausgleich mit dem gen. zeigt Iun. A IV, 221. 4: Ha 10, 4, 3: P 36, 22 *minera*. Sonst haben die übersetzungen *-eru*. Nach Braune § 248 a. 7 ist *-era* im dt. sehr selten.

e) Der acc. sg. m. geht in den Murbacher denkmälern auf *-an* aus beim *a*-stamm: es findet sich *-en* Iun. A II, 742, 6 *freidaken*, zu Iun. B 282, 6 *urmarem* und (Rd) *einchnuadile* s. Schindling s. 100. P hat *-an*, aber 1mal *-en* (*dhinen* 37. 12), was darauf beruhen könnte, dass in der zeile drunter und drüber der dt. pl. *dhinem* steht, worauf Franck § 159 hinweist.

f) Beim *jan*-stamm haben die übersetzungen *-an* bis auf 1 *-en* in P (38, 2 *eouuesanden*) neben 5 *-an*. Kb hat 2mal *-en* beim part. (131, 2: 89, 38).

g) Der acc. sg. fem. geht in den glossen und hymn. auf *-a* aus. Regel ist dies auch in den übersetzungen[4] (P hat 12 *-a* : 4 *-e*. *alle*

1) Man kann hier wie bei den *-iu* des Wk nicht entscheiden, ob wie im obd. der erste vokal betont wurde oder der zweite, wie im fränk. Otfrid hat fast nur *-u* (Kelle 271. 273): vielleicht herrschte in der nähe der fränk. zunge schwanken, wodurch auch die vereinzelt im bair. vorkommenden *-a* ihre erklärung fänden (vgl. Schatz § 118 f.).

2) *-amu* in den hymn. (3, 4. 2 *apanstigamu*. 24. 5, 1 *kedehtamu*. 3mal *dhesamu*. 1mal *desamo* [Sievers 65]) wird der hochalem. vorlage angehören, vgl. Kb, Ben., jedoch auch Kb hat *-amu* (215. 8: 269. 13. wohl vom schreiber). s. Beitr. 2. 115: 1. 407: 6, 220: Wilmanns 203. 5.

3) Die *-emo* in M sind dem schreiber zuzuweisen, da im bair. früh *-emo* sich durchsetzte. *-emu* sich kaum noch belegen lässt (Schatz § 120 d).

4) 1mal ist *ein* für *eina* P 20, 21 übergeschrieben, 1mal hat P *-ae* (41. 9 *chisaughidae*).

19, 6: *mine* 10, 11: *sine* 23, 16, 19). Im *ja*-stamm hat P 1 -*a*, 1 -*e*; M 3 -*ea* (Braune § 250 a. 1).

h) Der instrum. findet sich in Kb, Iun. C auf -*u* belegt: in letzterem auch schon auf -*o* (vgl. a-dekl.). Die übersetzungen haben -*u*.

i) Der nom. acc. pl. m. geht in den Murbacher denkmälern auf -*e* aus, in Iun. A 2mal *ę* geschrieben (337, 39: 315, 41). vgl. M 18, 16 *uuisæ* (Kb *ę*), P 15, 3 *chifestinodæ*.

Übergang des -*e* in -*a* findet sich wie in Iun. A 315, 56: 587, 44: II, 742, 31: Iun. B (= Rd) 286, 73; Ha 14, 3, 2: 16, 5, 3: 3mal in Kb; in P 37, 10 *dhina*, 34, 4 *mina*. — In M steht 1mal -*i* (33, 28 *manage sint sohhenti*), vgl. Iun. B 290, 1 *sehanti* (Rd -*e*), s. Schindling s. 101.

k) Der nom. acc. pl. fem. geht in den Murbacher denkmälern und den übersetzungen auf -*o*[1] aus, bis auf *forlaaz(se)nu* M 1, 9.

l) Der dt. pl. endigt in den Murbacher denkmälern auf -*em*, -*en*, -*ē*. Daneben erscheint in P 26, 14 *heilegim quhidim*, 31, 22 *allum herrum*, s. Braune § 248 a. 11.

III. Pronomina.

§ 47. Ungeschlechtiges pron.

Für die 2. pl. bietet P *er* 11, 3; in M herrscht *ir*, daneben findet sich *ęr* 4, 11: *aer* 8, 26: 14, 6. Diese formen repräsentieren den älteren zustand. Martin (Zsfda. 39, 17) hält *ier* der altalem. ps. für els., vgl. Kögel, Lg. I, 2, 474. Ist es analogie nach *eu* (vgl. Franck § 19, 1), das P 4, 9; 17, 13: M 17, 22 hat, dazu acc. *euuuih* P 10, 20 (2mal), wo das gemeinahd. *i* sich noch nicht durchgesetzt hat? S. oben s. 315.

§ 48. Geschlechtiges pron. der 3. person.

a) Es heisst in Ha *er* (17, 2, 1 und 3; 4, 1, 2), ebenso in Kb (Kögel 172). Das original der übersetzungen hatte den älteren lautstand, wo der vokal noch nicht (unter dem einfluss des demonstr.) zu *e* geworden ist (got. *is*)[2]. P hat stets *ir* (Hench, Is. 153 f.): in M ist es 1mal erhalten (41, 11): sonst lautet die form *er*, geschrieben auch *aer*, *ęr*; kompromissformen von *ir* und *er* sind *ier* 12, 13 und *iaer* 4, 23.

b) Wie gemeinahd. in älterer zeit lautet der nom. sg. fem. *siu* (Braune § 283 a. 1 f).

1) Vgl. -*cru* im gen. pl. statt regelmässigem -*ero* in Iun. B 279, 11 (Rd -*ero*). Iun. C 16, 55; Ha 8, 3, 1, Hb 23, 2, 1.

2) Das im spätalem. (Notk. ps.) häufige *ir* (Braune § 283 a. 1 a) betrachtet Weinhold, Alem. gr. s. 454, als mundartliche spielart.

c) Der gen. sg. fem. ist belegt als *iro* Iun. A II, 746, 25, als *iru* Ha 14, 2, 2; in P nicht vorkommend, lautet die form in M stets *ira* (Hench, Frgm. 161), vgl. st. adj.

d) Der dt. sg. fem. ist belegt als *ira* P 24, 4: diese handschriftliche form bessert Hench in *iru*, so lautet sie in M: *ira* könnte auf ausgleich zwischen gen. und dt. beruhen, was bei dieser form allerdings sonst selten begegnet (vgl. Braune § 283 a. 1 g).

e) Der gen. pl. erscheint als *iro*, wie gemeinahd., in Iun. B (= Rd) 295, 45, so auch in den übersetzungen (in P 8mal, Hench, Is. 154, in M 15mal). *iru* findet sich Ha 19, 5, 2, was sehr selten sonst vorkommt (Braune § 283 a. 1 k).

f) Im nom. acc. pl. m. (vgl. st. adj.) haben die übersetzungen stets *sie*; P hat 1mal *sii* (21, 7), das Franck § 171 für verschrieben hält. M bietet neben regelmässigem *sie* 1mal *siae* (34, 29), 1mal *sie̜* (34, 20).

§ 49. Demonstrativpron.

a) Im neutr. n. acc. sg. ist *-t* in Murbach natürlich stets verschoben. Zum dt. sg. m. und n. (P *dhemu*, M *demo*) s. beim adj.

b) Der nom. sg. m. heisst in den übersetzungen *dher*, *der* (Hench, Is. 128; Frgm. 154), auch *daer, de̜r* geschrieben. Braune § 287 a. 1 a führt die form P 42, 14 *dheselbo* an als beleg für das einzeln im ahd. vorkommende alte *the* (*de* im Wiener hundeseg. [MSD³ 4, 3]), Clm 18550, Ka, Pa, Ra [Kögel 172, Schatz § 129 a], an das dann *r* durch analogie nach *er* zugefügt wurde.

c) Der acc. sg. fem. lautet in Iun. C 16, 48 *thie*; die übersetzungen haben wie die hymn., Ben., Wk das ältere *dhea*, *dea* (Hench, Is. 128 ff., Frgm. 154 ff.).

d) Die im alem.[1] (Braune § 287 a. 1 i) öfter erscheinende form des dt. pl. mit diphthong bietet Iun. C 16, 24 *thiē*; Hb 22, 7, 1 ff. *deam*. Die übersetzungen passen in diesem punkte mit ihren *dhem, dem* nicht nach Murbach, wenn kurzes *e* vorliegt. Da aber auch sonst im original undiphtongierte *ē* erhalten sind (s. oben s. 312), so ist es möglich, dass die formen in den übersetzungen auf dem alter derselben beruhen. Franck § 175 meint allerdings, es liege kürze vor, weil sich keine doppelschreibung (s. oben s. 309) finde. Kb hat 2 *them* (Kögel 172); diese hs. kann aber nicht den ausschlag geben, da sie sogar im nom. pl. m. noch stets *the* hat und hier die übersetzungen *dhea*, *dea* haben wie Ha.

1) Ausserhalb selten: Franck § 175 führt aus dem fränk. an Mainz b., Einsied. II, 612, 35.

e) Der nom. acc. pl. f. lautet in Ha 1, 9, 2 *deo;* ebenso lautet der acc. in P (32, 4 *dheo*). 2mal hat P die form des masc. (26, 9, 14, s. Hench. Is., nachtr. und bericht.) wie die Ben. M hat *deo* (Hench. Frgm. 155). Kb *theo* 219. 14 (Kögel 173). Wk, wie das übrige fränk.[1], *thio*.

§ 50. Das pronomen *dieser*.

a) Der n. acc. sg. n. ist in Murbach nur 1mal belegt in Iun. C *thizi* 8, 16. Diese längere form[2] findet sich als *deze* 2mal in den St. Pauler gl. zu Lukas, als *dezzi* in Rb, als *dize* I, 654. Aus dem bair. führt Schatz § 130a an *dezi* Teg. Verg. II, 647, 29. Franck hat 1 beleg aus einer Würzb. hs. des 10. jhs. Herrschend ist aber auch im alem. die kürzere form, so dass *dhiz*, *diz* der übersetzungen die lokalisierung in Murbach nicht ausschliesst. In Kb kommt kein hierhergehörender fall vor, Wk hat *thiz*.

b) Der nom. sg. m. ist belegt als *deser* Ha 2, 8, 1; 3, 7, 1; 20, 1, 1, als *theser* in Kb. Die übersetzungen haben die ältere form *dhese, dese*, wobei sie unter allen ahd. denkmälern nur 2 parallelen im Tat. finden (Braune § 288 a. 3a, Sievers Tat. § 10, 2).

c) Der nom. sg. fem. erscheint nur in Ha: als *disiu* 1, 4, 1, als *desiu* 8, 4, 3, als *deisiu* 1, 12, 1. In P findet sich für den akk. sg. *dheasa* 43, 16 neben *dhesa* 14, 2; 24, 1; in M. im akk. pl. n. 12, 25 *deis(iu)* neben *desiu* 10, 29, *dhesiu* 17, 18, P 24, 22 *dhesiu*, in Iun. B (= Rd) 280, 62 *desiu*. Nur im obd.[3] findet sich in dieser form doppelte flexion (Braune § 288 a. 3f.).

d) Im gen. sg. m. und n. herrscht in den übersetzungen die gemeinahd. doppelte flexion, *desse* kommt nicht vor. Es fällt auf die form *deses* M 30, 2, die ahd. sehr selten ist (zum Tat. s. Beitr. 19, 555, Braune § 288 a. 3d; Schatz § 130). Sie wird vom schreiber stammen wie auch *di(siu)* 35, 5 (s. Braune a. a. o).

§ 51. Possessivpron.

In den glossen sind nur formen von *min* und *sin* belegt, in den hymn. von *unser* (Sievers 89 f.). Letztere zeigen nie die abgekürzte gestalt des fränk. Die form Hb 25, 8, 3 kann wohl kaum als übergangsform bezeichnet werden. Auch die übersetzungen haben die kurzformen nicht. Formen mit *a* finden sich nur in Ha, in Hb stehen sie

1) *theo* findet sich nur noch in der Hamelbg. m. und Basl. rez. (Franck § 175).
2) Zur erklärung siehe die bei Braune § 288 a. 3b ang. lit.
3) Franck § 177 führt *thiusa* Leid. Will. zum vergleich an.

gar nicht, wie auch in P nicht. Die fälle von *a* in M stammen also vom schreiber (s. Braune § 285 a. 2).

§ 52. Das interrogativum

ist in Murbach belegt in folgenden formen: Iun. C 16, 9 *uuaz pidiu*, Ha 20, 6, 1 *uuaz*, 20, 2, 3 *uuenan*[1]. *huuelih* erscheint in Iun. A noch ohne uml. (I, 354, 4 *so uualih so*), vgl. Kb 234, 27 *uualihhu*; 237, 8 *uuelihhu*. (Zu *uuielih* Iun. C 15, 58 s. Zsfda. 40, 20; es liegt ableitung von *huueo* vor.)

§ 53. Die übrigen pronomina.

a) *selb* ist mit artikel in schwacher form gebraucht in Iun. C 16, 26 *thaz selba* (51, 29 *thaz sel-*). Auch in den übersetzungen erscheint nach dem artikel nur die schwache form (Hench, Is. 175; Frgm. 194); ohne art. werden starke und schwache formen gebraucht wie in den hymn. (Sievers s. 83). Das adv. *so selp* (*so*), das in den übersetzungen häufig ist (in M auch *so selbo* 33, 9, *selbo so* 35, 23) ist in den Murbacher denkmälern nicht belegt.

b) Von *sum* findet sich in Iun. C: 12, 2 *sume manage*; häufig ist *sum* in M (Hench 199); P hat 19, 15 *sumes chirunes*. Weder in P noch in M aber kommt *sumelih* vor, das in den glossen belegt ist (Iun. C 5, 10 *sumalichemo*, 16, 55 *sumilicheru*, 9, 12 *sumeliche*, 16, 27 *sumilih*).

c) Auf die übersetzungen ist beschränkt *einhuuelih* (Braune § 295 a. 1).

d) In Ha erscheint 5mal *eocalih*, 1mal in Hb (24, 5, 2), wo statt dessen 2mal die längere form vorkommt (25, 3, 3 *iokiuuelih*, 26, 1, 4 *eokiuuelih*), die auch in den übersetzungen gebräuchlich ist (P 17, 22; M 10, 26; 9, 7; 27, 22).

IV. Adverbia und partikeln.

§ 54. a) *dô*, das in P stets (Hench, Is. 134), in M zuweilen (Hench, Frgm. 157) mit diphthong erscheint[2], kommt undiphthongiert vor Ha 1, 3, 2; 1, 4, 2.

b) *azs* (*az*) *iungist* P 29, 19, M 16, 26 steht auch in Iun. C (6, 61); in M ausserdem (*az iungist*)*e* 20, 18; s. Braune § 268 a. 3.

c) Zu *langhe, lange* s. oben s. 279 a. 2.

1) Häufig ist in den glossen zusammensetzung von *huuer* mit *so* (*eo, eddes*), wie auch in M (Hench, Frgm. 173) P 38, 4 *so huuer so*.

2) Öfter begegnet dies sonst nur in den Teg. Verg.gl. II, 625 (Braune § 38 a. 1).

d) Eine parallele zu Iun. C 16, 57 *giu uuennio* (quondam) bieten nach Kögel (Beitr. 9, 348), ausser Otfrid unter allen ahd. denkmälern nur die übersetzungen mit *iuhuuanne* (P 42, 2; M 40, 2); vgl. Iun. A I. 511, 10 *endi iu niu ueiz uuanne.*

Min findet sich Iun. C 8, 31, P 26, 19, vgl. Ha 18, 2, 3.

Für lat. *semper* liefern nur die hymn. belege: es heisst stets (auch in Hb) *simbulum* (Ha), *simblum*. Die übersetzungen haben *simbles*, s. oben s. 279 a. 2.

V. Zahlwörter.

§ 55. Zu *zuuene* s. oben § 43 a. 2.

P bietet den gen. *zuueiio* 9, 15. Es findet sich eine parallele hierzu in Pa I, 56, 11, wenn hs. *zuano* mit Weinh. 326 und Schatz § 132 als verschrieben für *zuaiio* anzusehen ist, auch in Kb ist diese glosse entstellt; s. Braune § 117 a. 1, vgl. oben § 34. M hat *zueio* 33, 22.

III *trinitas* heisst in den hymn. *driunissa,* in P stets (13mal) *dhrinissa.*

IV erscheint in Iun. A in der komposition *fior: fioringom* IV, 221, 49; in Iun. C *fioriu* 21, 51; in den hymn. *feorim* 18, 1, 1. M bietet 19, 10 *feor.*

VI ist in den hymn. belegt im dt. *sehsim* (*feddhacho slegim*), *sehs stuntom* (sexies) 12, 1, 3; vgl. P 26, 18 *sibun stundom* (septies); s. Braune § 281 a. 1. — In P steht neben 20, 5 *sehs fethdhahha* das alleinstehende *sehse*; Kb hat 255, 2 (hinter dem subst. stehend) *sehsi.* Ist *-e* aus dem orthogr. wechsel zwischen *e* und *i* zu erklären? Vgl. s. 316. Braune § 271 a. 4 nimmt analogie des st. adj. an.

VII Auffällig ist P 7, 4 *siibunzo.* Es liegt wohl schreibfehler vor, wie auch in *sinpuntin* Ha 6, 4, 1.

Dass das suffix, mit dem die zehnerzahlen 30–100 gebildet wurden, im älteren elsäss. *-zo* war, wie in andern obd. gegenden (Rb, R u. a.; Braune § 273 b), zeigt *ahttozo* Kb 262, 19. In den übersetzungen wird nur dies *-zo* gebraucht (zur erklärung s. Braune § 273 c).

B. Konjugation.

§ 56. Präsens ind.

a) Die 1. sg. st. und sw. v. I geht in Iun. C schon 2mal auf *-o* aus (neben 8maligem *-u*); auch Iun. B hat schon die jüngere form; Iun. A hat nur *-u,* wie auch die übersetzungen. Beim *jan*-verb. ist in P 1mal *j* erhalten (: 11 *-u*), in M 2mal (: 2 *-u;* Hench, Is. 106;

Frgm. 135). Die endung der sw. v. II ist in den glossen *-on*, nie mehr *-om*. Auch in den übersetzungen ist hier (nur hier, s. o. § 32. 1) *-m* schon zu *-n* geworden. Kb hat noch stets *-om* (s. Braune § 305). Dagegen ist *-m* noch erhalten bei den sw. v. III: Iun. C 23, 39 wie in den übersetzungen; Iun. B (= Rd) hat schon *-n* 272, 8 (Hench. Is. 108; Frgm. 137). Die hss. des Ker. glossars haben *-em* (Kögel 178 ff.).

b) Die endung der 1. pl. ist in den Murbacher denkmälern *-mes*, und zwar bei den st. v. und sw. v. I *-emes* (so stets in P; M hat beim st. v. 2 *-emes*, 2 *-ames*: *farames* 13, 7: *haltames* 41, 1); beim sw. v. I kommt in M die 1. pl. nicht vor. Die glossen und Hb (Ha hat beim st. v. 5 *-ames*, 1 *-emes*, beim sw. v. 6 *-ames*, 1 *-emes*) zeigen, dass *-emes* murbachisch ist.

c) Die endung der 2. plur. ist in Murbach bei den st. v. und sw. v. I *-et*. *-at* in Iun. B (= Rd) 282, 19; 295, 1 stammt aus der vorlage. Die hymnen fehlen hier zum vergleich. Ausser *-et* war in Murbach *-it* üblich[1], wenigstens in älterer zeit, wie die imper. form *arspriuzit* Iun. A 547, 15 beweist. Die übersetzungen haben in M häufiger dieses *-it*, das mit Kögel (Beitr. 9, 326) der vorlage zuzuweisen ist (beim st. v. ind. 6 *-et*, 7 *-it*, im imper. 6 *-et*, 1 *-it*; beim sw. v. I 7 *-et*, 5 *-it*; in P kommt die 2. pl. nur 2mal vor, beide auf *-et* [32, 13; 43, 5]).

Braune § 308 und Wilmanns III, 28, 5 weisen darauf hin, dass das endungs-*i* dieselbe wirkung ausübt wie das der 3. sg. (übergang von *ë* > *i* und umlaut). Das macht Jellineks annahme (vgl. van Helten, Beitr. 28, 527; I.F. 11, 197 f., 13, 125) wahrscheinlich, dass *-it* in der 2. pl., wo *-et* die ursprüngliche endung, analogiebildung nach der 3. sg. sei, wie *-at* im alem. nach der 3. pl. Steinmeyer (Jahresber. 1900, 69) hält diese ansicht für richtig, Bethge lehnte sie ab, Berneker (I.F. 9, 355 ff.) nahm an, *-it* sei die ursprüngliche endung, *-et* und *-at* seien nach analogie des 1. und 3. pl. entstanden.

Wenn diese ansicht richtig ist, erklären sich die *-it* in Murbach aus altertümlichem lautstand. Auch die dritte ansicht (Kögel Beitr. 8, 138; Brugmann 2, 1035) hält *-it* für die ursprüngliche, *-et* für alte (dual)endung.

d) Die 3. pl. geht in den Murbacher denkmälern bei st. v. und sw. v. I auf *-ant* aus, nur 1mal erscheint *-ent* beim sw. v. in Iun. B (= Rd) 274, 47 *uuabent*. P hat beim st. v. 18 *-ant*, 1 *-ent* (*sitzent* 36, 1):

1) Ausserhalb Murbachs kommt *-it* kaum vor. Franck § 200, 2 zitiert aus der Würzburger hs. des 9. jhs. *aruntid* I, 623, 8 (vgl. Beitr. 8, 138). Kögel führt Beitr. 9, 326 ausserdem an Pa I, 194, 22 *uuatrit* (Kb und Ra haben hier &).

beim sw. v. 7 *-ant* (Hench, Is. 103. 106): M hat beim st. v. nur *-ant* (28), beim sw. v. I 3 *-ant*, 11 *-ent* (Hench. Frgm. 134 f.). Nach P zu schliessen, hatte das orginal vorwiegend *-ant*, zumal im bair. der ausgleich nicht so allgemein war (Schatz 155) wie im alem. (Ben. Rb u. a.). Nach Braune § 309 bevorzugt das fränk. *-ent* [1], das obd. *-ant*.

§ 57. Konj. präs.

Auf alem. standpunkt steht Murbach mit den längeren formen im konj. präs. der sw. v. II und III (s. Kögels unters. Beitr. 9, 504 ff.). Das bair. hat die längeren formen mit erhaltung des *ē* (aus *ai*) nur bei den sw. v. auf *-ōn*; vgl. Schatz § 164. Das fränk. kennt die längeren formen gar nicht [2]. Im Keron. glossar finden sich auffallenderweise keine belege für die alem. formen. Im sw. v. II haben die Murbacher denkmäler nie die verkürzte bildung; vielleicht war diese beim sw. v. III nicht ungebräuchlich (Iun. A I. 543. 8 *anakilines*, Iun. B 278. 14 *arsage* [Rd *arsagee*]): 2mal aber hat Iun. B die langform (= Rd) 284. 46; 290, 20. Auch die hymn. haben diese. P hat die längeren formen in beiden klassen: 9, 5 *bluchisoe*, 7. 11 *sagheen*, 23. 5 *schameen*; M hat sie bei den verbis auf *-ōn*: 40, 22; 28. 12 f.; *arto* aber 30. 11. Letztere form wird vom schreiber stammen, da auch in andern bair. quellen kürzere formen vorkommen.

Zu *antuurdeen* P 5. 2 vgl. *piuui : nee* Iun. B 277. 12 (Rd *piuuines*); zu *bichnaan* P 23, 6; *bichnaa* 6, 18 vgl. Ben. (Beitr. 1, 452).

§ 58. Im Infinitiv haben die Murbacher denkmäler

a) bei den st. v. stets *-an* (unflekt.). Das ist auch in den übersetzungen der fall (P 29 *-an*; M 29 *-an*, 2 *-en*: *sizzen* 8. 2; *suuerren* 23, 16: letztere stammen vom bair. schreiber. vgl. Schatz § 159 a). Kb hat *-an*, beim *jan*-verb. 2 *-ian*, 55 *-en*, 2 *-an*, Ka hat, wie die Ben., nur *-an* (Kögel 186, Henning 94), der Vok. nur *en*.

b) Beim sw. v. I hat Iun. C stets (13) *-an*; 4 *-en* (1mal. wo Rd *-an* hat. 293. 64). Ha hat *-en*. B aber schon *-an*. – Im original der übersetzungen war der stand ähnlich dem von Iun. A: P hat 5 *-an*. 1 *-en* (*bichennen* 11. 4); M hat 2 *-an* (*heilan* 4, 22. *saan* 8, 4). 8 *-en*. Die zahl der *-en* in der vorlage wurde vom bair. schreiber M vermehrt; im bair. hielt sich *-en* lange (Schatz § 159 b); im alem. setzte sich der ausgleich früh zugunsten der st. v. durch (Braune § 314).

1) Von fränk. quellen hat nur Tat. γ (alem.) 2mal *-ant* (eingesetzt für *-ent* der vorlage, s. Zfda. 14, 191).

2) S. Franck § 201 zu *anahlinees* Würzb. gl. I, 544. 8.

Der Wk hat *singan* neben *giterian, bitten, giuurchen;* es findet sich aber auch *gilouban.* Ähnlich ist es bei Otfrid. *-an* galt in der frühzeit der übersetzungen nur im alem. (vgl. Franck § 203, Schatz a. a. o.).

c) Der flektierte infin. ist beim st. verb. in den glossen und hymn. stets mit *a* belegt, bis auf 1 ausnahme in Ha *kasehenne* 19, 6. 4. Beim sw. v. I hat Iun. C 2 *-anne,* 1 *-enne,* Iun. B 2 *-anne,* 2 *-enne* (beides = Rd); in Ha begegnet 1 *-anne,* in Hb 1 *-ennes* : 2 *-anne.* Die übersetzungen stehen auf dem Murbacher standpunkt: beim st. v. *a,* beim sw. v. in P 6 *-anne,* 4 *-enne,* 1 *ä* (2. 9 *archennänne;* in M ist hier der flekt. infin. nicht belegt Hench. Is. 104 ff.; Frgm. 134 f.). Ähnlich ist es in der Ben. Otfrid hat beim sw. v. *e* wie das fränk. (Franck § 204 a.). der Wk hat *a.*

§ 59. Das Part. präs. erscheint

a) beim st. v. in den Murbacher denkmälern in der regel mit *a* (*-enti* 1mal in Iun. A II. 350, 12. 5mal in Iun. C, 1mal in Iun. B, wo Rd *a* hat. 286, 45; *-inti* 1mal in Iun. B 315. 66, wo Rd *-a* hat. 2mal in Iun. C; 4mal steht *-enti* in den hymn; 2mal je in Ha und Hb).

Während nun P mit 13 *-andi, -and-* : 22 *endi-, end-* nicht wohl zum älteren Murbacher lautstand passt, ist es der fall bei M (24 *a* : 10 *e*). Es lässt sich nicht entscheiden, wie das original in diesem punkte aussah. – In Kb verhält sich *a* : *e* wie 80 : 47; von den letzteren stehen 37 in der ersten hälfte des denkmals (Kögel 187); zur Ben. s. Beitr. 1, 458: die erste hälfte bevorzugt *a,* die zweite hat *a* und *e.* Es herrscht also in den alem. dialekten schwanken.

b) Beim sw. v. I ist in den Murbacher denkmälern *a* und *e* gleichstark vertreten[1]: Iun. A 4 *a,* 2 *e*; Iun. C 4 *a,* 3 *e;* Iun. B 10 *a,* 4 *e.* Ha 10 *a,* 11 *e,* Hb 4 *a,* 5 *e; -inti* findet sich Iun. B (= Rd) 283, 32. 2mal in Iun. C. 1mal in den hymn. Die übersetzungen haben *e* (Hench. Is. 106. Frgm. 134). 1mal aber hat P *a* 25. 4 *zellando,* vgl. Kb, wo *a* : *e* sich verhält wie 6 : 102 (Kögel 187).

§ 60. Präteritum.

a) Zu *chiminnerodes* P 23. 9. s. oben. s. 279 a. 2.

b) Im plur. haben die Murbacher denkmäler beim st. v. den flexionsvokal *u,* beim sw. *o,* es wird also wie im alem. geschieden: fränk.

1) Ursprünglich ist *-enti* (aus *janti*). *-anti* findet sich nach Braune § 316 besonders im obd., im bair. ist in der älteren zeit *-enti* regel, *-anti* ist selten (Schatz § 161 b); im rheinfränk. hat Otfrid stets *-enti* (2 *-inti;* Kelle 119 f.); Wk hat *e* neben *a.*

und bair. haben in beiden klassen *u* (Braune § 320). Dies ist eins der hauptcharakteristika des alem. dialekts. noch bei Notker. Die übersetzungen teilen die alem. regel[1]. P hat im schwachen prät. stets *o* (Hench. Is. 106 ff.), bis auf *mahtun*[2] 28, 4. M hat stets *u* (Hench. Frgm. 136 f.). was vom bair. schreiber stammt (im bair. finden sich nur 2 *o*, in Pa aus der vorlage. Schatz § 169). Auch Kb hat nur *o* (Kögel 189).

c) In der 1. pl. haben die glossen und hymn. durch einfluss des ind. präs. *-mes*. Die übersetzungen haben den älteren stand mit *-m*, der auch in Kb herrscht (Kögel a. a. o.).

d) Ob die 1. und 3. sg. konj. prät. sw. v. in Murbach langes *î* hatte, wie das alem., lassen die glossen und hymn. nicht erkennen, da diese denkmäler doppelschreibung und akzente nicht lieben. Doch P hat *scoldii* 24. 14; sonst steht in den übersetzungen einfaches *i* (Hench. Is. 107 ff.; Frgm. 136 ff.), s. Braune § 322.

e) In den Murbacher denkmälern finden sich beim sw. v. I einige präteritalformen mit mittelvokal bei langer stammsilbe. Sie sind dem obd. fremd (Braune § 363; Kögel, Beitr. 9, 322); besonders dem bair. (Schatz 148). Aus dem alem. führt Braune *wihitumes, erkeilidiu* neben *wihto* in den alem. ps. an (vgl. Kögel, Lg. I, 2, 474). Wenn die heimatsbestimmung der interlinearversion der Cantica im südl. Rheinfranken an der grenze des alem. richtig ist (Beitr. 27. 504 ff., 28. 265 ff.)[3], so war diesem dialekt die bildung mit *i* geläufig. Otfrid hat sie nur bei bestimmten worten. Wk bietet *gameinito*. Sonst sind formen mit *i* nur im Tat. ziemlich häufig (Sievers 98. 2). Kb hat einige fälle (Kögel. Beitr. 9. 322). So scheint das nördl. Elsass ebenso wie das südliche die unsynkopierten formen gehabt zu haben. Die belege aus den Murbacher glossen sind: *farspildita* Iun. B 278. 64 (Rd *farspildta*), *unkihigiter* Iun. A II. 742, 10. *kelerito* Iun. C 2. 53. 14. In weitaus den meisten fällen aber ist der vokal synkopiert. in den hymn. stets (Sievers 26). Im original der übersetzungen waren die formen mit *i* allein üblich — es steht in dieser konsequenz unter allen ahd. denkmälern allein. P hat stets *i* bis auf *chihordon* 13. 13. *bichnadi* 20. 2; in M ist *i* sehr häufig beseitigt (vgl. Braune § 363 a. 2).

f) Bei den kurzsilbigen verben auf *d, t, k* ist im prät. *i* synkopiert

1) Braune a. a. o. und Franck § 207 stellen fest. 'dass von ausseralem. denkmälern nur der rheinfränk. Isidor die unterscheidung durchführe'.

2) Auch in anderen alem. denkmälern findet sich ab und zu *u* (Braune § 320 a. 1).

3) Franck bezweifelt das.

in folgenden fällen: Iun. A I 587. 47 *kiprutta*, Iun. B (= Rd) 290. 59 *kistatta*, 277. 46. 67 (= Rd) *arrahta*; 260. 15 *erscrihta* (fehlt Rd). Iun. C 20. 63 *kisazta*; 6. 8 *eruuahta*. Sonst ist *i* erhalten (s. Schindling. s. 120). auch in den hymn. (einziger hierhergehörender beleg *kastuditos* 5. 1. 4). In IIa ist *i* synkopiert im part. *kasalt* (2. 8. 2). in IIb nicht (22. 4, 1 *kiselit*). wie auch sonst in den hymn. im unflekt. part. *i* erhalten ist. während es in den flekt. formen geschwunden ist. wobei stets rückuml. eintrat (Sievers s. 26). Die übersetzungen haben fast stets unsynkopierte formen. auch bei den verbis auf *p, t, k* und *l*; synkope hat P nur in folgenden fällen: 30. 21 *bigunston*; 38. 17 *bigunsta*, 30. 10 *chirista* (s. Braune §§ 330 a. 4. 336 a. 2); 12. 20; 17, 2; 24. 4. 9 *chiuuorahta*; M öfter. z. b. 35. 22 *kaquihta*, 39. 30 *arscricta* (Hench. Frgm. 136).

Die übersetzungen stimmen auch in diesem punkte also nicht ganz mit den Murbacher denkmälern überein: doch in keinem andern ahd. denkmal findet sich ja einheitliche behandlung des prät. ohne rücksicht auf länge und kürze des wurzelvok. und den vorhergehenden konsonanten.

§ 61. Ablautende verba.

a) Von *huuerfan* sind in den hymn. belege vorhanden nur mit *f*, nicht mit *b*, wie im fränk. (Franck § 184. 1; Braune §§ 139. 3. 5; 337, 3). Auch die übersetzungen haben nur *f* (Hench. Is. 150; Frgm. 173 f.), ebenso Kb.

b) Die form *brungan* M 5. 14 wird dem Murbacher original angehören. Ausser im Tat. findet sich st. prät. nur im obd.: sw. prät. bietet Iun. B (= Rd) 286. 46; 293. 44; IIa 1. 3. 3; das st. part. ist aber im älteren ahd. viel häufiger als das sw. (Braune § 336 a. 4; Franck § 184, 2; Schatz § 135 a).

c) Das prät. zu *biginnan* lautet in P: 38. 17 *bigunsta*, 30. 21 *bigunston*; neben dieser sw. form 23. 15 hat M *bigan* 39. 30. *bigunnun* 4. 2; Iun. A hat 315. 59 *pigonda*. Nach Braune § 336 a. 3 kommt besonders im bair. sw. form vor (vgl. Schatz § 135); auch im fränk. finden sich beide bildungen (Franck § 184. 2). Zu *-sta* vgl. Otfr. *konsta* neben *onda*, Iun. C 49. 30 *farnumfstigan* (s. Zsfda. 40. 329 ff.).

d) Das part. von *queman* erscheint nur in Iun. C. als *quhemene* 15, 38 (wie gemeinahd.); als *erqhuoman* 9. 66. Dies alte *o* ist dem fränk. unbekannt. Die übersetzungen haben es und erweisen sich dadurch als murbachisch (P 28. 9; 26. 14; 33. 1; 33. 10; 40. 1; M 7. 14); zum bair. s. Schatz § 136.

e) M hat von *sehan* (durch altes *w*) verschärfte formen (Hench 193). Dem bair. schreiber waren sie nicht geläufig: sie werden der vorlage angehören. Die hymn. haben sie nicht: die glossen fehlen hier zur entscheidung. Ben. hat *sehhantem:* s. Braune § 154 a. 6.

f) Ein prät. von *standan* ohne *n,* wie es im fränk. (Franck § 187. 2) und dem (bair.-)schwäb. Clm 18140 vorkommt, findet sich in Murbach nicht. Auch die übersetzungen haben nur formen mit *n.*

g) M bietet die form *larut* 4, 6, 11: nach Franck § 186. 1 ist *gileran* häufig im älteren obd.; Kb bietet *kileran;* s. Schatz § 137 a.

§ 62. Reduplizierende verba.

a) Das prät. von *gangan* ist in den Murbacher denkmälern in folgenden formen belegt: *kianc* Iun. A I, 587, 4; *kienc* Iun. C 20, 29; *kiangi* Iun. B (= Rd) 281, 34; das prät. von *fangan:* Iun. B (= Rd) 286, 9 *pifeangun.* Die belege zeigen also die normale entwicklung *ē* > *ea* > *ia* > *ie.* Dem gegenüber ist *anfingi* Hb 26, 6, 3 doch wohl als schreibfehler anzusehen (vgl. Sievers s. 12). Die übersetzungen haben *genc, fenc, henc* (Hench. Is. 139; Frgm. 162). Es ist zweifelhaft, ob kurzes *e* anzusetzen ist oder undiphthongiertes *ē.* Letzteres ist möglich, da die vorlage noch *ē* erhalten zeigt: vgl. Kb *helt* I, 225, 10, das aber keinen ausschlag geben kann, da Kb *ē* fast stets erhalten hat (26 *e:* 4maliger diphthong). Im fränk. und alem. ist langes *ē* für spätere *ie* vorauszusetzen. Das (bair.) Freising. pn. bietet *infengun;* auffällig ist *anakikeong* Schlettst. Verg. 679, 27 (Fasbender 63). Hench (Is. 105; Frgm. 135) und Franck § 189 sehen in dem *e* der übersetzungen kurzen laut; s. die bei Braune § 350 a. 7 ang. lit. Auch der alem. schreiber γ des Tat. hat 4mal *geng* (Sievers § 69, 1).

b) *lazzan* hat das prät. *farleaz* Iun. B 277, 23 (wo die vorlage *farleiz* hatte, s. oben s. 273): M 12, 8 *forlez;* 24, 25 *forleaz;* 16. 24 *forle(az),* P 34, 7 *firleazssi,* 29, 23 *firleizssi.*

§ 63. Schwache verba.

a) Das prät. von *girisan* lautet in P *chirista* (30, 10); auch in M ist eine sw. form belegt: *garisti* (31, 14). In den Murbacher denkmälern ist ein prät. nicht vorhanden; vgl. Notkers *kerista* (Graff II, 538).

b) In Murbach heisst es *furhten* wie im obd.: es findet sich im präs. nicht das fränk. *o,* das zuweilen auch im bair. vorkommt; M 39, 12 steht *forahtento,* also wohl vom schreiber.

c) Von *haben* sind folgende formen belegt: Iun. C 12, 27 *inthabemes,* Ha 8, 7, 1 *pihabee;* 1, 3, 1 (*habet*); part. praet. *pihabet*

Hb 24, 6, 3. daneben Ha 2. 7, 1 *inthebis*, 6, 2. 1 *hebis*. 8, 3, 2 *hebit;* 15, 2, 3 *pihebit*. Auch die übersetzungen haben dies Murbacher schwanken zwischen der klasse I und III. Nur aus dem obd. sind die fälle von *hebis, hebit*, die Kögel (Beitr. 9, 518) anführt: erwähnt sei *hebist, libiti* in Chr. und Sam.; in der Ben. herrscht schwanken; zu Clm 18 140 s. Schatz § 150.

Dasselbe gilt fürs prät.: P bietet *saghida* 24, 11: Iun. B (= Rd) 277, 67 f. *segita*[1]: M 1. 1: 12, 16 *sagetun*. M 23, 18 *arhugita*, ferner P 11. 14 *hapta* - M 5, 14: 10, 15: 35, 9: *haptun* 8, 10 : 4, 20 *hapeta*; 15, 3: 24, 27 *habetun*. Die erklärung der formen mit synkopiertem vok. ist nicht gesichert; s. Braune § 368 a. 2; Kögel Beitr. a. a. o.: Franck § 197; Wilm. III, 47, 1. Dass aber die formen *segita* usw. dialektische bedeutung haben, zeigt ihre mhd. weiterentwicklung *seite, geseit*, die dem mitteld. fremd ist (Paul, Mhd. gr. [7], § 85 f.).

d) Das präs. von got. *waurkjan* (fränk. *wirken*) ist mit *u* belegt wie im obd. in Iun. C 23, 59, Iun. B 278, 61 *uur'chi* (Rd *uurechi*): ebenso haben die übersetzungen (nur M bietet belege) *-u-*.

§ 64. Präteritopräsentia.

a) Ein prät. von *uuizzan* ist in den Murbacher denkmälern nicht belegt. Die übersetzungen haben das obd. *i*, das im fränk. sehr selten ist (Franck § 209; Wilmanns III, 55, 4; Braune § 371 a. 1; Zwierzina [Festschr. f. Heinzel] 444, 8; Zsfda. 45, 95). Und zwar stehen die übersetzungen mit *uuista* (gemeinobd. *uuissa*) allein; M hat 2mal (40, 11: 5. 22) *-ss-* eingeführt.

b) *ganah* M 8, 20 findet eine parallele in Iun. B (Rd) 291, 10 *kinah* (Franck § 209, 6; Braune § 375).

c) Von *magan* ist in den glossen belegt die 3. pl. ind. präs. in Iun. C als *magun* 8, 14; 15, 47: das part. präs. als *maganti* 14, 34 (ebenso in den hymn.); ausserdem die 3. sg. konj. *megi* Hb 24, 10, 3. Auch die übersetzungen haben *a*, wie in der älteren ahd. zeit alle dialekte: M 6, 17 *magut*. Im prät. haben die übersetzungen das oberd. *a*, während im fränk. *o* zur herrschaft gelangte (Hench, Is. 109; Frgm. 160). Kb hat den stand der übersetzungen (Kögel 188 f.); Wk hat noch *magun;* zu Otfrids zeit aber hat das rheinfränk. *u* im präs., *o* im prät., im konj. präs. noch *e* (Braune § 375 a. 1 f.).

§ 65. Verba auf *-mi*.

a) Die 2. sg. ind. präs. des verb. subst., in den hymn. häufig be-

1) Das schwäb. geht hier also mit dem els. wie in vielen anderen punkten zusammen.

legt, lautet *bist, pist* (Sievers 91), so auch in M, nie *bis* (Rb *pis*. Braune § 379 a. 1; Franck s. 263).

b) Die 3. sg. heisst in den Murbacher denkmälern, ebenso in den übersetzungen, *ist*, nicht *is* oder *est* (Braune § 379 a. 2; Schatz § 173; Wilmanns III. 32 a. 1).

c) Die 1. pl. ist belegt als *pirum* in Ha 1, 6, 1; die 3. pl. lautet *sint* Ha 7, 8, 4; 21, 5, 2; Hb 26, 3, 3; Iun. C 50, 17; Iun. B (= Rd) 274, 59; 317, 5. Die übersetzungen haben *sindun* (P stets, Hench, Is. 109; M 12 *sindun*, 3 *sint*, Hench, Frgm. 138); s. oben s. 279 a. 2.

d) Der infin. ist in den Murbacher denkmälern nur 1mal belegt, als *uuesan* Hb 26, 8, 3. P hat neben regelmässigem *uuesan* (auch M Hench, Is. 187; Frgm. 206) schon 1mal *siin* 42, 21. Kb bietet 153, 14 *uuesan scal*; bei Notker herrscht *sin*. Otfrid hat *sin* und *uuesan* (Franck § 210; Wilm. III, 32, 5; Braune § 378 a. 2).

e) Bei den nebenformen von *gangan* und *standan*: *gan* und *stan* herrscht in den Murbacher belegen *a*, so auch in Kb (Kögel 179 f.). Zu diesem stand des els., das also mit dem alem. zusammengeht, stimmt die form *gaat uz* M 20, 8. Das bair. und fränk. hat *e*, nur selten das bair. *-a* (Bohnenberger, Beitr. 22, 208 ff.; Schatz § 175); im fränk. erscheint dies *a* nur zuweilen im infin. (Franck § 212; Braune § 383 a. 2).

f) Von *tun* kommen folgende präs.formen vor: infin. *intuan* Iun. B II, 260, 36 (fehlt Rde); *za tuuanne* Ha 2, 8, 2; part. *tuanter* Iun. A I, 374, 19, *intuante* Iun. B (= Rd) 292, 14; *tuanti* Iun. C 4, 59; 19, 22; im ind. lautet die 3. sg. *tuat* Iun. C 24, 51 und Ha 5, 5, 1, in Iun. C 17, 17 *intuit*; die 2. sg. konj. *katues* Ha 7, 12, 1; imp. *tua* 1, 13, 1; 26, 10, 1, 11, 1. Es stehen also 'bindevokalische' formen neben 'bindevokallosen'. Die in P (Hench, Is. 109, 125) und M (Hench, Frgm. 202) vorkommenden formen *toento* (*o* noch nicht diphthongiert) M 9, 9; *duoemes* P 7, 14; 16, 16; *tuoit* M 10, 5; *tuoe* M 14, 25 sind die vorläufer von *tuit, tue* (Beitr. 8, 215 f.). Dass im original der übersetzungen beide bildungen vorkamen, zeigt *tuomes* M 34, 24; vgl. Kb (Kögel 179 f.), wo auch formen mit und ohne vokal stehen.

§ 66. Das verbum *wollen*.

Nur die glossen bieten belege:

a) Die 1. sg. ind. präs. lautet *uuillu* P 6, 5; M 4, 15; Kb 86, 31; nicht *uuille*, wie im bair. (Schatz § 177) und im Vok. (Henning 94).

b) Iun. A bietet im konj. prät. *uuoltis* 587, 2, gleich Kb 205, 39; 206, 1. Vielleicht liegt analogie nach *scolta* vor (Franck § 17, 2), oder

handelt es sich um alten ablaut (Beitr. 9, 562 ff.; Solmsen, Stud. zur lat. lautgesch. [1894], 187 ff.)? Was im original der übersetzungen stand, lässt sich nicht feststellen, da P keinen beleg hat und die *e* in M (11, 29; 15, 8; 39, 11; 24, 26) vom bair. schreiber stammen könnten (s. Braune § 384 a. 1).

e) Obd. sind die formen der übersetzungen mit *e* im pl. präs. (Hench, Is. 184; Frgm. 184): das fränk. hat *o*, nur 2mal findet sich im Tat. *uuellet* (Franck §§ 17, 2 und 213; Sievers, Beitr. 9, 563).

Resultat:

Nach vorstehenden untersuchungen dürfte die Murbacher herkunft der übersetzungen als erwiesen angesehen werden. Der ausgesprochen alem. charakter der sprache fordert eine lokalisierung in grösserer nähe des alem. sprachzentrums als bisher geschehen ist. Wenn man ferner die oberd. herkunft der vorlagen der Murbacher denkmäler anerkennt, kann kein zweifel bestehen, dass Murbach die heimat der übersetzungen ist, da ihre sprache bis auf kleinigkeiten mit dem erschlossenen Murbacher sprachgebrauch übereinstimmt. Eigenartiges, was sich sonst nirgends findet als in Murbach und den übersetzungen (z. b. *quh*, fem. abstr. auf *-in*), erhebt die vermutung zur gewissheit.

OLDENBURG. G. NUTZHORN.

MISZELLEN.

Zu Zeitschr. 44, 104.

Nachdem ich sowohl meine arbeit als auch die Höltyhandschriften einer wiederholten prüfung unterworfen habe, gebe ich die folgenden berichtigungen:

S. 3: Lob der gottheit, II. fassung . . . vom 19. 12. 1770.

S. 67: 'Über einen vierzehntägigen aufenthalt Höltys in Drakenburg ist also nichts zu ermitteln.'

So sicher möchte ich die behauptung nicht mehr hinstellen. Ich hoffe zwar, nachgewiesen zu haben, dass der propst Hölty, dessen angaben bei Voigts s. XXI ff. und bei Halm 1870, XVII wiedergegeben sind, infolge mangelnden gedächtnisses einige verwirrung in die zeitangaben hineingebracht und wenigstens in einem punkte Vossens bericht einfach zu dem seinen gemacht hat.

Hölty spricht jedoch am 21. august 1775 (Halm 1869, 255) von dem ort Drakenburg. 'In Drakenburg sind nur 9 subskribenten, nicht 13, wie ich meinte.' Die zahl 13 hatte Hölty wohl seinem freunde Voss irrtümlich angegeben, als er mit ihm in Hamburg zusammen war. Wenn es nun bei Halm (1870, XVII) heisst: 'Als sich die familie im juli wieder trennte', so scheint daraus hervorzugehen, dass

sie bereits im juni in Drakenburg geweilt hat. Dann käme nur die zeit von mitte juni bis etwa 8. juli in betracht. Gelegentlich dieses besuches bei verwandten könnte Hölty subskribenten für den almanach geworben haben. Auffällig bleibt immerhin, dass Hölty von diesem fröhlichen landaufenthalt in seinem briefe an Voss vom 10. juli 1775 (Halm s. 254) nicht spricht.

Im zusammenhang mit dieser veränderten auffassung zeitlicher begebenheiten steht eine einfachere deutung der Höltyschen bemerkung im brief vom 10. juli 1775 (Halm s. 254): 'Du hast doch meinen letzten brief mit den beiden gedichten, der ballade und dem trinkliede im mai, bekommen'? Ich nahm an (Bausteine II, 133), dass in der zeit etwa vom 15. juni bis 8. juli ein brief von Hölty geschrieben, aber für uns verloren gegangen sei. Ich neige jetzt der ansicht zu, den ausdruck 'letzter brief' auf den uns erhaltenen, vom 12. juni datierten, zu beziehen. Diesem legte der dichter die beiden stücke bei. Die frage: 'Du hast doch meinen letzten brief bekommen?' warf Hölty deshalb auf, weil sich zwei briefe gekreuzt hatten (Voss schrieb am 11. juni an Hölty, Hölty am 12. juni an Voss) und Voss nichts von sich hören liess. Ist meine deutung richtig, so verschiebt sich die entstehungszeit einiger gedichte.

S. 75: Auf sigle 32 steht keine '7' von Vossens hand, ebenso muss die bemerkung auf s. 77 z. 10: 'Sigle 32 . . .' wegfallen und auf derselben seite z. 18 die angabe '22 zahlen von Vossens hand' in '21' verbessert werden.

S. 76: Sigle 44 hat nicht das 'nr', das Halm sonst hinzugesetzt hat. Es fehlen die klammern. Ebenso muss 'nr. 99' auf sigle 57 in eckige klammern geschlossen werden.

S. 80 z. 9: 44a–46b.

S. 90. zu Daphne und Apoll III.

Z. 10: Kein reh flieht so
Als sie, da sie . . .

Z. 15: erreichte.

Z. 29 30: zu bewahren,
Mit nassen blick,

Z. 41: zerzaussten

S. 92 rechts B. 309–11: die wintersturm schleudern.

S. 98 unten: . . . von Troja, eine ballade.
Aus dem englischen.

S. 99 str. 3: Wiederwärtigkeiten
str. 6: entflamte
str. 7: müsste, der ihr doch . . .
str. 12: die sie in
str. 16: So habe
str. 20: erfüllet.
str. 22: Aber ich sehe du bist . . . wilst.

S. 115, der traum z. 6: mir, süsse dirne,
z. 13: wann die sonne
z. 17: irr' ich
z. 25: Fantom (O. P. hat 'Famtom')

S. 116 z. 40: mit, mein
Olla Potrida: Ich wandle, wann
Wann's

S. 136 z. 6 von unten: 'ebd.' nach '4.' ist zu streichen.
z. 4 von unten: '5.' im cod. a: Halm nr. 92 in der überschrift 'An'.
S. 145, An meine freunde, 8: O er jauchze
28: Rann aus euren(!) . . .
S. 149, Stern der seelen. 9: Wonne.
S. 153 unten muss heissen: 'Darauf antwortete Hölty am 4. dezember 1775.'
S. 159 z. 10 von oben: 'auf, der mit der . . .'

TORGAU. WILHELM MICHAEL.

Neue Heinefunde.

1.

Im 'Sonntagsblatt', einer 'vaterländischen zeitung zur belehrung und unterhaltung', herausgegeben von dr. Nikolaus Meyer, dem bekannten freunde Goethes (Minden 1821, 16. dezember), fand ich eine bisher unbekannte ältere fassung von Heines gedichtzyklus 'Der arme Peter', der hier aus vier romanzen besteht. Die erste wurde später aus dem zyklus ausgemerzt und erhielt unter dem titel 'Der traurige' eine selbständige stellung. In der zweiten zeile der ersten strophe hiess es ursprünglich 'Die den armen Peter sahn'. Die übrigen varianten sind ohne bedeutung.

2.

In der ursprünglichen fassung der 'Briefe aus Berlin' in dem zum Rheinisch-westfälischen anzeiger gehörigen 'Kunst- und wissenschaftsblatt' (1822, nr. 6 ff. – Elsters ausgabe bd. VII, s. 568) fragt Heine: 'Bemerken Sie den elegant, der sich so leicht bewegt, kurländisch lispelt, und sich jetzt wendet gegen den hohen, ernsthaften mann im grünen oberrock?' und fügt als antwort hinzu: 'Das ist der baron von Schilling, der im Mindener Sonntagsblatte 'die lieben Teutsenkel' so sehr touchirt hat'. Darauf bezieht sich folgende, der forschung entgangene notiz, die ich in der zeitschrift 'Westphalen und Rheinland' (Herford 1822, stück 16) entdeckte: 'Die in den neuesten stücken des Rheinischwestfälischen anzeigers enthaltenen 'Briefe aus Berlin' von H. haben hinsichtlich mancher gewagten ansichten und behauptungen sensation erregt; besonders ist die namen-nennung mancher bekannten personen darin und deren zusammenstellung mit den erscheinungen des tages aufgefallen; auch soll darüber von dem ebenfalls darin genannten freiherrn von Schilling mit dem verfasser ein schriftwechsel stattgefunden haben'. L–d.

Bekannt ist Heines rechtfertigung im 'Bemerker' nr. 9 (beilage zum 85. blatte des Berliner 'Gesellschafter') vom 29. mai 1822. Unbekannt blieben dagegen noch die worte im Mindener sonntagsblatte, die Heine den anstoss zu seiner bemerkung gaben. In privatbesitz fand ich ein exemplar der äusserst seltenen zeitschrift und bin so in der lage, hier licht zu schaffen. Im ersten stück des jahrgangs 1822 lesen wir unter dem titel 'Nordwestliche galläpfel nebst unschuldigeren gedankenfrüchten' an erster stelle folgende satirische betrachtung von dem freiherrn W. von Schilling-Berlin: 'Die nachgewachsenen Deutsch-jünglinge heutiger zeit erinnern sich noch immer gern der kräftigen altvordern, welche bekanntlich ihren fleischbedarf roh verschlangen. Der enkel vol-au-vent-magen können freilich so harte speise nicht selber verdauen: aber was thut's? Sie dehnen sich nach ihrer

decke, und zwingen wenigstens andre zu der historisch-ehrwürdigen mahlzeit: nämlich — die mit ihnen umgang pflegen! Darum bewahren sie sich denn auch — (wie z. b. die schuhmacher, — sonst ehrliche leute! blos zum gedächtniss des h. Crispin, fortwährend leder stehlen —) aller kultur hohn sprechend, möglichst roh. Irdischer gewinn ist dabei wahrscheinlich selten! Denn wer solch' rohes fleisch nur halbweg geniessen will, muss es freilich (nach den besten kochbüchern) durch klopfen und schlagen zart und verdaulich machen! Die Tataren pflegen es zwar mürbe zu reiten, doch scheint dies rezept rein klimatisch zu sein: denn als ein berühmter, längst begrabener reiter nach zehn jahren von dem universalrücken des heil. röm. reichs absass; waren die lieben Teuts-enkel eben noch einmal so roh und zähe als vordem, — ja! steinhart — geworden; weswegen man auch vorzugsweise damit die thüren der wälschen Babel einschmiss!'

3.

In der autographensammlung des Kestnermuseums zu Hannover befinden sich, wie mir Wolfgang Stammler freundlichst nachwies, zwei ungedruckte briefe Heines. Der eine ist an den unter dem namen Theodor Hell bekannten schriftsteller und herausgeber der Dresdener abendzeitung hofrat C. G. Th. Winkler in Dresden gerichtet und enthält die bitte, ihn durch aufnahme einiger zeilen vor der verwechslung mit einem gleichfalls dichtenden namensvetter zu schützen, und den versuch, eine literarische verbindung mit dem einflussreichen adressaten anzuknüpfen:

Einliegende 'Bitte an meinen namensvetter' wünsche ich sobald als möglich in der Abendzeitung zu sehn.

Ich war schon längst gesonnen Ew. wohlgeb. mich zum mitarbeiter an der Abendz. anzubieten, und bey der gelegenheit schon einige bedeutende beyträge mitzuschicken. Doch da gegenwärtiger brief keinen aufschub leidet, so fehlt's mir an zeit etwas recht tüchtiges abzuschreiben, und ich schicke nur einliegend 3 gedichte. Ich verlange dafür kein honorar und verlange nur: dass sie gleich abgedruckt werden, oder im fall dieses nicht thu[n]lich, mir zurückgeschickt werden.

Diese gedichte sind nemlich enthalten in einer sammlung, die ich der hiesigen Maurerschen buchhandlung verkauft habe, die schon diese woche in die presse kömmt, und wahrscheinlich in 4 oder 6 wochen unter dem Titel 'Gedichte von H. Heine' erscheinen wird.

Ew. wohlgb. sehen daher selbst ein dass ich gezwungen bin meine heutige einsendung zurückzuverlangen, wann sie nicht unverzüglich abgedruckt werden kann.

Ich erwarte aus einer baldigen antwort zu ersehen wie Ew. wohlgb. über meine gegenwärtige einsendung verfügen wollen, und bitte mir auch bey dieser gelegenheit zu bemerken welches honorar Ew. wohlgb. für künftige einsendungen offeriren. Ich bin

mit ausgezeichneter hochachtung
Ew. wohlgb.
ganz ergebener
Berlin d. 16. oktober 1821. H. Heine (Behrenstrasse Nr. 71, 3. etage).'

Heines 'Bitte' erschien in der Abendzeitung vom 25. oktober (nr. 256), ferner im 'Gesellschafter' (174. Bl., 31. oktober 1821. 'Bemerker' nr. 19). Dagegen nahm Winkler eins der eingesandten gedichte, 'Der glückwunsch' ('Im mächt'gen traum'), auf (Abendzeitung 258, 27. oktober 1821). An dem tage des erscheinens hatte Heine

noch einmal an Winkler geschrieben und ihm — zu spät — einen änderungsvorschlag unterbreitet. Seitdem ist der dichter nie wieder mitarbeiter der Abendzeitung gewesen. Die genannte sammlung seiner gedichte erschien im dezember 1821.

Das zweite schreiben — an Reichel — bezieht sich auf Heines anmerkung zu Lautenbachers 'Paraphrase' in den 'Neuen allgemeinen politischen annalen' (1828, heft 4, s. 343) und stammt, nach einer auf der rückseite befindlichen notiz zu schliessen, aus dem juli 1828.

'Ich bitte Sie, werther herr Reichel! die obige note unter den aufsatz, wozu sie gehört, zu setzen, entweder am anfang, oder, wenn dieser schon gesetzt ist, am ende desselben. Er wird unterzeichnet mit dem namen 'Lautenbacher'.

Für die übersandten abdrücke danke ich noch nachträglich. Kosten sie mir etwas? Bey leibe, schenken Sie mir nichts in solchen fällen.

Ich bin mit freundlicher hochachtung Ihr ergebener

H. Heine.'

4.

Eine andere autographensammlung in Hannover, die der gebrüder Harrys im städtischen archiv, enthält zwar keine briefe von Heine, aber ein schreiben, das sich mit ihm beschäftigt. Der bekannte schriftsteller und politiker Johann Hermann Detmold schreibt am 10. januar 1844 an den juristen dr. Hirsch in Hamburg, dessen gattin eine geborene Harrys war; Hirsch hatte ihm vorgeworfen, dass er ihm einen besuch Heines in Hannover verschwiegen habe, worauf Detmold erwidert: 'Ich bin mit Heine seit 1828 bekannt und befreundet: in Paris haben wir 10 Monate hindurch zusammen gelebt: d. h. wir waren den ganzen tag und wie's dort gehört, auch einen theil der nacht beisammen. Er ist mir als mensch sehr lieb geworden und ich habe darüber ganz vergessen, dass er auch dichter und berühmter autor ist. Sein besuch hatte für mich nicht die mindeste andere bedeutung als wie jeder besuch eines lieben freundes, den ich seit 7 jahren nicht gesehen, und so wenig ich Dir von dem besuche eines anderen nicht literarisch bekannten freundes (ausser wenn ich wüsste, dass derselbe specielles interesse für Dich hätte) melden würde, so wenig auch von dem besuch Heine's. Ich hab mich schon hier in dem sinne Deiner äusserung ärgern und zanken müssen, da mir meine hiesigen bekannten vorwürfe darüber gemacht haben, dass ich ihnen Heine nicht vorgeführt hätte.' Im folgenden berichtet Detmold, Heine habe ihm im namen des Hamburger verlegers Campe die redaktion des 'Telegraphen' angeboten: 'Als Heine mir in Campes namen offerirte, lehnte ich's natürlich sofort und für alle eventualitäten ab. Heine aber, dem daran zu liegen schien, dass Campe alle Gutzkowschen tendenzen von der redaktion entferne, bat mich, wenn ich's Campe abschriebe, dem nicht alle hoffnung zu nehmen, sondern in aussicht zu stellen, dass ich über kurz oder lang dennoch die redaktion übernehmen werde. Ich hab Campe die sache rund abgeschlagen und nur gesagt, ich würde des weiteren mit ihm mündlich reden. Da hat er denn unterm 3. d. m. seine anträge schriftlich und dringender erneut, worauf ich denn . . . ihm ausführlich geschrieben, dass weder jetzt noch je daran zu denken sei.'

Das zusammentreffen Heines und Detmolds hatte am 3. dezember 1843 in Hannover stattgefunden. An Campe schrieb Heine darüber am 29. dezember: 'In Hannover habe ich mich weitläufig mit Detmold über den Telegraphen besprochen. Er versprach, Ihnen gleich darüber zu schreiben, und er wird Ihnen selbst seine ansichten mitgeteilt haben. Ich glaube, so behindert er auch durch ausserordent-

liche umstände in diesem momente ist, dürfen wir doch auf ihn rechnen.' (Vgl. Hüffner. Deutsche rundschau, bd. 42. s. 446.)

HANNOVER-WALDHAUSEN. WERNER DEETJEN.

LITERATUR.

Wolf von Unwerth, Untersuchungen über totenkult und Ódinnverehrung bei Nordgermanen und Lappen. (Mit exkursen zur altnordischen literaturgeschichte.) [Germanistische abhandlungen heft 37.] Breslau, M. & H. Marcus 1911. XII, 178 s. 6 m.

Die schrift von Unwerth über den totenkult und die Ódinnverehrung bei Nordgermanen und Lappen sucht unsere kenntnisse von der germanischen mythologie durch die berichte zu erweitern, die wir über die heidnische, durch die Nordgermanen oft bedingte und bestimmte religion der Lappen besitzen. Damit knüpft von Unwerth an die schönen ergebnisse an, die wir den forschungen von Fritzner, von Axel Olrik und von Kaarle Krohn verdanken und die uns vor allem neue einsichten in das wesen von Þórr und Freyr verschafften. Der verfasser bespricht zuerst die verwandtschaft des totenkults der Lappen mit dem der Nordgermanen, erwägt alsdann die möglichkeit, ob der lappische gott Rota nicht der zu den Lappen verpflanzte totengott Ódinn sei, und gibt als material zur entscheidung dieser frage neue ausführliche zusammenstellungen der zeugnisse über Ódinn, in welchen er, meines wissens zum erstenmale, systematisch die berichte der skalden und die der norwegischen sagen über Ódinn zu trennen sucht.

Die vielfache abhängigkeit des totenkults der Lappen von dem der Nordgermanen hat von Unwerth unseres erachtens überzeugend erwiesen. Bei den nordischen berichten scheidet er wieder sorgfältig zwischen dem alten volksglauben (vom eingehen der verstorbenen in die berge und über das leben der toten in den grabhügeln) hier, und zwischen den literarischen berichten dort, die uns die erbrechung und die beraubung der grabhügel und die schaurigen kämpfe mit den toten schildern. Auch die bei Lappen und bei Nordgermanen vertretene meinung, dass die toten die krankheiten senden und dass man sich durch opfer an verstorbene vor diesen übeln schützen müsse, wird ausführlich besprochen. Hier aber, wo es sich um einen sehr weit verbreiteten glauben handelt, braucht, wie der verfasser mit recht hervorhebt, nicht an die abhängigkeit eines volkes vom anderen gedacht zu werden.

Die alten Nordleute schützten sich vor dem umgehen mancher abgeschiedenen sehr energisch, indem sie den leichnam noch einmal begruben, ihn in das meer versenkten, pfählten, den kopf ihm abschlugen usw. Da die Lappen nichts dergleichen erzählen, schliesst von Unwerth (s. 54), diese grausamkeiten entstammten dem späteren heidentum, das das schädigende umgehen der toten als etwas unnatürliches ansah und sich berechtigt glaubte, solchem unwesen durch kräftige und rasche massregeln ein ende zu setzen. — Diesem schluss kann ich nicht folgen. Denn derartige grausamkeiten erklären sich aus der furcht vor der wiederkehr der toten: diese ist so alt wie die welt, und die beispiele, etwa bei Tylor (Primitive culture II, 26), bei Wuttke (Volksaberglaube §§ 736 f.), bei Sartori (Zeitschrift des

vereins für volkskunde 1907, 367) zeigen, mit welchen drastischen mitteln man bei allen völkern diese wiederkehr zu verhindern suchte, wie diese mittel auf der ganzen welt die gleichen sind und wie sie bis heute lebendig blieben. Bei den nordischen berichten ist dann noch zu bedenken, dass die gewaltmittel nicht allen toten, sondern übeltätern und zauberern galten, deren verderbliche macht nach dem tode die macht des gewöhnlichen toten weit übertraf.

Rota ist der totengott der Lappen, plagt menschen und tiere, indem er ihnen krankheiten sendet, und man opferte ihm menschen und pferde. Er wird als reiter abgebildet, trägt einen blauen mantel; seine frau wirkt wie er, und erklärer des 18. jahrhunderts vergleichen ihn mit Merkur.

Man sieht, der ähnlichkeiten zwischen Rota und Óđinn sind sehr wenige. Den blauen mantel, das reiten, die menschenopfer, die eigenschaft als totengott — das haben beide götter und ihr kult gemein, und auch die verwandtschaft mit Merkur, die jedoch lappische erklärer bestreiten und die keine nähere erläuterung findet. Vor allem aber ist das zentrale in Rotas wesen die gewalt über krankheit und tod, Óđins gewalt über krankheiten wird dagegen im norden nur beiläufig erwähnt, und nur sein nebenbuhler Metóđinn schickt die pest über das land. Wenn dann auch die Lappen ihre pferdeopfer, sogar die art des opfers — das eingraben —, von den Germanen übernommen haben: die Nordgermanen brachten ihre pferdeopfer wiederum nicht dem Óđinn. Dass die Lappen als unkriegerisches volk die kriegerischen züge von Óđinn vergassen, liesse sich zur not begreifen. Wäre aber Rota wirklich der lappische Óđinn, so müssten wir uns doch sehr wundern, dass die Lappen von Óđins zaubermacht und zauberkünsten nichts behielten. Da nun auch der name Rota ein lappischer, kein germanischer ist, so ergibt sich der schluss, dass Rota ein lappischer gott über tod und krankheit war, und dass sein bild sich um einige züge bereicherte, die von Óđinn und vom opferkult der Nordgermanen stammen. Diesen schluss hat schon Geldner (Unwerth 157 a. 1) gezogen, und auch Unwerth erklärt ihn als durchaus erwägenswert.

Aus dem grossen kapitel über Óđinn hebe ich als besonders anregend die interpretation von Egils Sonatorrek (s. 105) und die zusammenstellung der erzählungen hervor, in denen Óđinn als gast erscheint (s. 135). Bei der sehr begrüssenswerten und fruchtbaren scheidung der skaldischen und der sagenberichte über Óđinn — übrigens sind die sagen nur zum kleinsten teil volkstümlich — hätte ich gewünscht, dass die einzelnen zeugnisse noch strenger chronologisch getrennt und angeordnet wären. Das material, das die skaldischen beinamen Óđins liefern, ist nicht ganz erschöpft, und vor allem die zeugnisse der Edda hat von Unwerth zu stiefmütterlich behandelt. Und hier hätte der verfasser sich leicht seine schönsten ergebnisse holen können. Denn gerade seine zusammenstellungen machen ersichtlich, wie im einzelnen der Óđinn der Edda sich zusammensetzt aus dem Óđinn der sagen und dem Óđinn der skalden und wie dann auch er der gelehrsamkeit und der fabulierfreude der Isländer anheimfällt. Wenn der gott in der Edda reitend von berg zu berg stürmt, den anderen göttern den dichtermet bringt, seine sorgenden gedanken auf den untergang der welt richtet und die helden in Valholl versammelt, so ist er der gott der skalden. Wenn er im blauen mantel durch die welt wandert, unerkannt als gast einkehrt, die helden reizt und prüft und erhebt und vernichtet und opfer will, so ist er der gott der norwegischen sagen. Diese doppeltheit ist in der Edda noch nicht überwunden: in den vorstellungen über das totenreich stehen in den Eddaliedern, wie man weiss, noch die älteren volkstüm-

lichen vorstellungen neben der skaldischen von Valholl, dem himmlischen reich, in das Óðinn die im kampf gefallenen beruft.

Von Unwerth hält in übereinstimmung mit neueren ansichten von Mogk den Óðinn für ein 'chthonisches totenwesen' (s. 81). Nun tritt Óðinn gerade im norden, wie man weiss, als unbarmherziger totengott auf, und die erklärung, er sei ein totengott, kommt seinem wesen unbedingt näher als die frühere, die ihn für einen windgott erklärte. Doch ist damit unseres erachtens nur ein teil Óðins erklärt. Denn wie kommt der totengott dazu, helden zu beschützen, flammen zu bannen, krankheiten zu heilen, durch die lüfte zu sausen und im himmel thronend des sieges zu walten? In allen diesen eigenschaften zeigen ihn doch gerade die ältesten, die deutschen, die langobardischen und die englischen berichte.

Nehmen wir als ältesten bestand in Óðins wesen die zauberei an, so lösen sich diese schwierigkeiten, und ich ergreife gern die gelegenheit, meine ansicht, dass Óðinn ein gottgewordener zauberer sei, hier noch einmal zu begründen. Wenn von Unwerth mir vorwirft, ich messe dem euhemeristischen bericht des Snorri über Óðinn als zauberer zu viel wert bei (s. 126), so möchte ich dem entgegenhalten, dass dieser bericht sehr vollständig ist und durch eine fülle alter, volkstümlicher und wichtiger zeugnisse gedeckt wird, ja dass er mit den berichten ganz primitiver völker über ihre zauberer, wie ich seinerzeit zeigte, verblüffend übereinstimmt.

Meine formulierung: Óðinn ist ein gottgewordener zauberer, fasse ich so auf, dass Óðinn ursprünglich ein besonders mächtiger zauberer eines germanischen stammes war, und dass die furcht vor ihm und der glaube an seine macht sich nach seinem tod verbreiteten und erhöhten.

Diese auffassung setzt bei den Germanen ahnenkult voraus. Dass er wirklich bestand, dürfen wir aus der berühmten mitteilung des Tacitus schliessen, dass die Germanen in alten liedern den Tuisto und den Mannus als *originem gentis conditoresque* feierten. Bestätigt wird uns der ahnenkult auch durch Jordanes: wie er sagt, verehrten die Goten ihre vorfahren als halbgötter, als asen, und schrieben es ihnen zu, wenn sie in der schlacht siegten[1]. Solch ein ahne war meines erachtens auch Óðinn, darum schützt er, schon bei den Langobarden und Angelsachsen, seine helden und waltet über ihrem sieg; darum führen auch noch in später zeit die helden ihr geschlecht auf ihn zurück.

Der noch bei allen germanischen stämmen lebendige glaube an hausgeister, schutzgeister, kobolde, wichte und elben ist aus dem ahnenkult entsprungen, wie die forschung der letzten jahre mit gutem recht wieder betonte. Neuere ergebnisse machen auch sehr wahrscheinlich, dass Heimdall, als vater und beschützer der menschen, dass Loki, der, dem Prometheus vergleichbar, für die menschen das feuer stahl und ihnen vielleicht auch das wasser brachte, mit dem ahnen- und stammvaterkult zusammenhängt, und ebenso mit dem glauben an elben und wichte[2].

1) Man vgl. auch die zeugnisse über den ahnenkult der Germanen, die Georg Graber in der Zeitschrift für die österreichischen gymnasien beibringt (63, 493 f.), wo er *dadîsas*, mir sehr einleuchtend, als zauberlieder deutet, durch die man die geister der ahnen zum totenmahle rief und dann bannte, etwa in der formeln, die uns altindische und weissrussische lieder noch erhalten.

2) Vgl. Axel Olrik, Danske Studier 1908, 193, 1909, 69. Hilding Celander Lokes mytiska Ursprung, Uppsala 1911. — Axel Olrik, Festskrift til H. F. Feilberg, Kopenhagen 1912, 548 f. (Myterne om Loke).

Ein zauberkräftiger ahne genoss natürlich besondere verehrung, und Ódinn war, im vergleich mit anderen göttern, der stärkere zauberer. darum drang sein kult durch. Das sagen ja die berichte von Ódins kämpfen mit den zauberkräftigen Wanen, mit dem zauberer Ullr, mit dem zauberer Metódinn deutlich genug. Als zauberer bannt Ódinn die flammen, weckt die toten, heilt die kranken, herrscht über wind und wetter. Aus dem gott des zaubers wird der gott der weisheit — wie sollte wohl aber ein chthonisches wesen zum gott der weisheit aufsteigen?

Bedenkt man weiter, dass den Germanen wie allen kriegerischen stämmen der kriegszauber als höchster zauber galt, so folgt daraus, dass Ódinn schon in alter zeit zugleich gott des zaubers und des krieges war. Beide eigenschaften waren in ihm wohl immer ungetrennt, und als gott des krieges verlangte er, als entgelt für den sieg, wie schon Tacitus bestätigt, seine opfer, seien es einzelne helden, sei es das ganze heer der feinde. Ebenso als ahne wie als kriegszauberer gab also Ódinn seinen anhängern den mächtigsten schutz, und in einer kriegerischen zeit, wie die wikingerzeit es wieder war, musste sich gerade Ódinn und die kriegerischen seiten seines wesens weiter entfalten. Es trifft kaum zu, wenn man den Ódinn der Edda und den der norwegischen sagen als totengott schildert; in erster linie ist Ódinn hier kriegs- und heldengott; die opfer, die er empfängt, gelten noch immer dem spender des sieges, und seine grausame und tückische unersättlichkeit ist die unersättlichkeit des krieges.

Da der zauberer bei den primitiven völkern die gewalt über seine seele und über die der anderen hat, die er beherrscht und geleitet, so wird Ódinn bei den Germanen schon in früher zeit der führer der seelen, der seelen- und totengott. Als mächtigster der abgeschiedenen führt er das seelenheer durch die lüfte, und verwandelt sich dann in den sturmgott und wilden jäger. Eben als führer der seelen ist Ódinn auch mit Merkur verwandt.

Übrigens bedarf die gleichstellung Wodan—Merkur noch einer genaueren nachprüfung. Dabei kommt es weniger darauf an, was Merkur ursprünglich war, sondern darauf, welche eigenschaften seines wesens die Römer zu der zeit betonten und verehrten, als sie mit den Germanen in berührung kamen, und welche eigenschaften des Merkur die geschichtschreiber und missionare der Germanen im auge hatten, als sie den Wodan durch Merkur erklärten.

Worauf die auffassung beruht, Ódinn sei ursprünglich ein chthonisches wesen, habe ich nicht ergründen können. Wohl ist gelegentlich davon die rede, dass Ódinn wie die toten selbst aus den bergen kommt und in den bergen weilt. Aber das ist doch nicht das primäre. Sondern nur, weil der gott der führer der seelen war, haust er auch manchmal in ihrer behausung, wenn das die berge sind. Seine heimat ist und bleibt aber die luft; nur der in den lüften hausende gott kann auch ein himmelsgott werden und im wind auf gespenstischem ross dahinstürmen. Wie dagegen ein chthonischer gott aus seiner unterwelt in den himmel geraten soll, dafür wüsste ich keine lösung und keine analogie.

Ich bin überzeugt, dass von Unwerths interessantes und sorgfältiges buch nicht mir allein, sondern vielen mitforschenden anregung und förderung brachte und sie zur nachprüfung und zum wiederholten durchdenken ihrer ansichten veranlasste.

MÜNCHEN. FRIEDRICH VON DER LEYEN.

Heinrich Schröder, Ablautstudien. Heidelberg, Winter 1910. XII. 108 s. 3 m.

Das neue buch H. Schröders ist nicht so originell wie seine 'Streckformen'. Die ‚Ablautstudien' enthalten nicht eigentlich studien über den ablaut, sondern eine reihe von etymologien, die auf der von Hirt in seinem 'Indogerm. ablaut' angewandten methode beruhen. Prinzipiell bietet also Schröder nichts neues, seine stärke ruht im material. Dass er den wortschatz der deutschen mundarten in hohem masse für die etymol. forschung auszunutzen weiss, dürfte aus seinen früheren arbeiten bekannt sein. Diesem vorzuge steht aber eine schwäche gegenüber, und diese liegt darin, dass Schröder das sachliche moment zu wenig berücksichtigt. Nur gelegentlich geht er mit einer kurzen bemerkung über das wort hinaus und auf die sache ein. Dieser mangel wiegt um so schwerer, wenn man seine forschungen als einen beitrag nicht nur zur sprach-, sondern auch zur kulturgeschichte der Germanen ansieht.

Die erste hälfte des buches beschäftigt sich mit zweisilbigen nasalhaltigen, die zweite mit zweisilbigen *u̯*-haltigen basen. Hirt behandelt in seinem ablautbuch die ersteren §§ 306 ff. und §§ 627 ff.; zum vergleiche mit Schröder sind die §§ 308, 310, 312, (316), 319, 324, 639, 643, 645, 736 und 764 heranzuziehen; die letzteren §§ 650 ff. (vgl. §§ 650, 656, 658, 661, 663, 666, 668, 673; 118, 426, 758). Ein vergleich der betreffenden stellen zeigt, dass Schröder trotz seiner prinzipiellen abhängigkeit von Hirt im einzelnen selbständig verfährt und oft zu anderen ergebnissen gelangt als dieser. Besonders ist es bemerkenswert, dass er kühn auf grössere etymologische zusammenhänge ausgeht.

Das nach meinem urteil beste hat Schröder in den paragraphen gebracht, wo er etymologien mit hilfe einer entwicklung von idg. *eu* zu germ. *ju* oder *je* bietet, die man bisher fast nur aus nnd. *jüdder* = nhd. *euter* kannte. Hier gelangt er zu geradezu frappanten ergebnissen, von denen das meiste gewiss richtig ist, z. b. eine ansprechende etymologie von nhd. *jetzt*, während die bisherigen erklärungen, wie man Schröder zugeben wird, unbefriedigend sind. Für alles will ich mich jedoch nicht verbürgen. So hat er in § 33 bei *jut, jüt* 'albernes frauenzimmer' sicher vorbeigegriffen. Er stellt das wort als erste vollstufe zu einer basis germ. *deu̯att* und gelangt dann mit jener eben erwähnten entwicklung von *eu* zu *ju* zu einer form *jutt*, aber doch niemals zu *jütt!* Wäre diese form nur ostfriesisch, so liesse sie sich als friesisches überlebsel erklären; aber woher das *ü* in Hamburg, Holstein oder gar in der Altmark? Auch die bedeutung ist hier vernachlässigt, d. h. nicht daran gedacht, dass das wort nur für frauen gebraucht wird. Man wird daher besser tun, unter den mannigfachen erklärungsversuchen an der herleitung von *Judith* (= Jutta) festzuhalten, die für Schröder (s. 74) allerdings nur volksetymologie ist. An einer anderen stelle, wo auch ein fremdes wort aus dem einheimischen sprachschatz erklärt werden soll, ist Schröder wohl nicht glücklicher. Man kann gewiss mit ihm der ansicht sein, dass sich Kluges fremdwörterliste im Grundriss II, 333 ff. verringern lässt, aber ob gerade die neue erklärung von nhd. *eimer* ein glücklicher anfang ist, ist mir zweifelhaft. Auch ist das *b* in ahd. *eimbar* usw. nicht so vereinzelt, wie es nach Schröder scheinen könnte, ich erinnere an ahd. *olbanta*.

An kleinigkeiten wäre zu bemerken, dass einige male die stufen wohl nicht richtig angesetzt sind (weshalb z. b. s. 91 nd. *smöken, smōk* als erste vollstufe zu einer basis germ. *smeu̯ek* mit abtönung *smau̯ck*, ae. *smocian*, ne. *smoke*, ae. *smocu* dagegen als schwundstufe angesehen werden, vermag ich nicht einzusehen). § 53

scheitert wohl daran, dass ne. *smother* auf me. *smorther* zurückgeht (Horn, Hist. ne. grammatik I, 181).

KIEL. K. GUNTERMANN.

Friedrich Seiler. Die entwickelung der deutschen kultur im spiegel des deutschen lehnworts. Dritter teil: Das lehnwort der neueren zeit. Erster abschnitt. Halle a. d. S., Buchhandlung des waisenhauses 1910. XVI, 430 S. 6 m.

Dass Seiler durch vielfache anfragen sich hat bewegen lassen, sein werk über die entwickelung der deutschen kultur entgegen seiner ursprünglichen absicht bis zur neuzeit fortzusetzen, werden die vielen freunde der beiden ersten bände mit freuden vernehmen. Seiler hatte freilich für seinen ersten entschluss triftige gründe. Die in der natur des stoffes liegenden schwierigkeiten wachsen in der neuzeit mit der entwickelung des verkehrs immer rascher und beängstigender. Die beziehungen aller, auch der entferntesten völker zueinander werden so mannigfaltig, die wege der vermittlungsmöglichkeiten so verschlungen und kaum entwirrbar, die technischen verhältnisse so kompliziert, dass eine beherrschung der sachen und der wörter für einen einzelnen kaum mehr möglich sein wird. Selbst wenn er eine auswahl trifft und die besprechung auf diejenigen fremdwörter beschränkt, die in den allgemeinen sprachgebrauch der gebildeten übergegangen sind, muss der bearbeiter sich häufiger als ihm lieb ist auf den technischen fachmann oder den kenner abgelegener fremdsprachen verlassen, ohne die möglichkeit kritischer nachprüfung ihrer angaben zu besitzen. Dazu kommt, dass die neuzeit in hinsicht auf die lexikalische durcharbeitung des deutschen sprachschatzes hinter der ahd. und der mhd. periode bedenklich zurücksteht. Das Grimmsche wörterbuch hat die fremdwörter zu anfang ganz ausgeschlossen und ist von seiner vollendung immer noch weit entfernt. Die übrigen wörterbücher aber geben nur eine auswahl von wörtern und für diese nur ungenügende belege, die über die geschichte der entlehnung nicht den erwünschten aufschluss erteilen. Die klagen Seilers über die mangelhaftigkeit der vorarbeiten sind daher nur zu wohl begründet, auch wenn man berücksichtigt, dass seine liste der benützten literatur sich um einige brauchbare, ja zum teil vortreffliche werke hätte vermehren lassen. Man vermisst z. b. Klara Hechtenbergs fremdwörterbuch des 17. jahrhunderts, die zeitschrift 'Wörter und sachen', vor allem aber das allen etymologen ganz unentbehrliche, von Murray herausgegebene New english dictionary. Das ausgezeichnete Deutsche fremdwörterbuch von Hans Schulz (Lieferung 1. 2. Strassburg 1911) ist leider zu spät erschienen, als dass Seiler noch hätte gebrauch davon machen können.

Dass die den gangbaren wörterbüchern entnommenen angaben Seilers über die zeit des ersten auftretens der lehnwörter unter diesen umständen nicht immer anspruch auf unbedingte geltung erheben können, ist begreiflich. Ihre verbreitung in der lebenden sprache hat er durch ausgedehnte lektüre von romanen und zeitungen selbst zu kontrollieren versucht. Man gewinnt freilich den eindruck, dass manches heute nicht mehr übliche wort aufgenommen, dafür manches gangbare ausgeschlossen sei. Doch mögen hier landschaftliche verschiedenheiten mitspielen, die Seiler entschuldigen. Die bei der arbeit gemachten erfahrungen führen Seiler zu dem verlangen einer staatlich unterstützten sammlung eines vollständigen

Thesaurus der nhd. sprache seit 1500 mit einschluss der fremd- und lehnwörter, dem man baldige erfüllung wünschen möchte.

Auch zu den bestrebungen der sprachreiniger nimmt Seiler wieder an verschiedenen stellen seines buches in demselben sinne wie früher stellung. Sein in manchen fällen gewiss beherzigenswerter vorschlag, die einbürgerung der fremdwörter durch verdeutschung der schreibung zu erleichtern, scheint mir für andere wörter so lange undurchführbar, als die aussprache der fremdwörter nicht auf dem ganzen deutschen sprachgebiet eine einheitliche oder wenigstens nahezu gleiche geworden ist. Ich glaube kaum, dass z. b. jemals ein Süddeutscher die seinem ohr geradezu schmerzhafte aussprache *bilget*, *butellge*, *tallge*, *emalch*, *fotolch*, *toalette*, *budoar*, *basseng*, *trangschieren* sich wird aufzwingen lassen; auch staatlicher zwang, den Seiler hierzu für unerlässlich ansieht, könnte das nie durchsetzen.

Der vorliegende band umfasst nur einen teil des der neuzeit zugedachten umfangs und behandelt, nach sachlichen gesichtspunkten geordnet, die lehnwörter aus den gebieten des häuslichen und des wirtschaftlichen lebens, der literatur und kunst, eines teils der wissenschaften. Staatswesen, politik, rechtswissenschaft, kriegswesen, sport, technik usw. sind auf den schlussband verspart. Diesen kapiteln gehen voraus eine einleitung, die noch einmal kurz das wichtigste über ursachen, wege und richtungen der entlehnung hervorhebt, sodann eine erörterung der rolle des lateins im zeitalter des humanismus und der reformation, und ein mehr grammatisches kapitel über lateinische und französische elemente in der wortbildung, das die schon im ersten kapitel auf s. 34–36 erörterte möglichkeit der scheidung des lateinischen und des französischen einflusses ergänzend und abschliessend behandelt.

In diesen eingangskapiteln hätten vielleicht noch einige allgemeinere beobachtungen platz finden können, die man jetzt vermisst, die aber auf die kulturellen beziehungen zum umgebenden ausland und auf den lauf der verbreitung der lehnwörter innerhalb Deutschlands licht fallen lassen, wie z. b. die, dass der einfluss der fremden sprache an der grenze nicht selten geringer ist als im innern des landes, was wohl daher kommt, dass im unmittelbaren zusammenstoss mit fremdem wesen das heimische oft mit grösserer zähigkeit bewahrt wird als weiter landeinwärts.

Es wäre vielleicht auch nicht überflüssig gewesen, im zusammenhang darauf hinzuweisen, dass westdeutsche und südostdeutsche landschaften einen ziemlich durchgehenden unterschied hinsichtlich des einflusses der romanischen sprachen erkennen lassen, indem jene dem französischen, diese dem italienischen leichter zugänglich sind, man denke z. b. an *billet*, *biscuit*, *perücke* gegenüber *bolleten*, *biskoten*, *parucken*.

Im bestreben, nicht zu weitläufig zu werden, ist der verfasser vielleicht hie und da in den fehler zu grosser kürze verfallen, die die kompliziertheit der mit dem lehnwort verknüpften fragen nicht deutlich genug macht oder auch den eindruck einer grösseren sicherheit unserer erkenntnis hervorruft, als die verhältnisse rechtfertigen. Andererseits hätte die für den gegenstand des buches belanglose vorgeschichte der lehnwörter nicht so breit behandelt zu werden brauchen, um so weniger, als diese doch oft recht unsicher bleibt.

Auch für diesen band gilt, was von den früheren zu sagen war, dass eine dem einzelnen allerdings kaum mögliche genaue kenntnis des sprachgebrauchs aller teile des deutschen sprachgebiets zu manchen ergänzungen verhelfen, aber auch zu

manchen einschränkungen nötigen würde. So haben meines wissens die wörter *pastor*, *superintendent*, *kantor*, *kurrende*, die lateinischen bezeichnungen *prima*, *secunda* usw. für die schulklassen in Süddeutschland keine geltung, während z. b. Württemberg, das mittelalterliche schulüberlieferung am längsten bewahrt hat, noch eine menge lateinischer lehnwörter in der schulsprache kennt, die anderwärts kaum mehr begegnen.

Es mag gestattet sein, noch einige einzelbemerkungen anzuschliessen. Zu s. 37: die schwache form *aprille* und die volkstümliche form *augst* oder *augste* sind im alemannischen noch ganz lebendig. — Zu s. 42: *labyrinth* soll aus ursprünglichem mascul. zum neutrum geworden sein nach *rind*, *kind* usw.: wie ist die anknüpfung erfolgt? — S. 44 lies *terreur panique* statt *panique terreur*. — S. 64 *ab ovo* wird von Schulz wohl richtiger erklärt. — S. 67 die betonung *músik*, *mathemátik* ist in Süddeutschland weit verbreitet. — S. 85 für *gymnasiast* südd. *gymnasist*. — S. 93 *lavór* auch schwäbisch. — S. 97 *fratz* im schwäb.alem. noch durchaus üblich für einen eingebildeten, aufgeblasenen menschen, namentlich weiblichen geschlechts. — S. 114 zu *etage* füge hinzu *plainpied*, *entresol*, *mezzanin*, *beletage*, *altane*, zu s. 126 *belvedere*: *monaise*, *monbijou*, *monplaisir*, *favorite*, *solitude*. — S. 129 zu *kommode* hinzuzufügen *bureau*, *sekretär*. — S. 131 neben *markise* wären *kaneras*, *storen*, *brise-bise* zu erwähnen. — S. 142 *friseur* ist in dem in Deutschland üblichen sinne nicht mehr französisch; an seiner stelle wird *coiffeur* gebraucht, das auch im Elsass und in der Schweiz verbreitung gefunden hat. — S. 148 *amelette* für *omelette* noch im alem., ebenso *tarte* (s. 151) für *torte*. — S. 152 dem *bonbon* kommt nicht die alleinherrschaft zu, die ihm der verfasser zuschreibt: die alem. kinder kennen nur *täfeli*, für feines backwerk *guzi*. — S. 163 *karussel* ist doch auch heute noch für ein reiterspiel üblich. Die anmerkung über die etymologie des wortes '= sattelwagen, d. i. ein wagen, in dem man reitend gefahren wird', ist mir unverständlich. — S. 166 *halali* soll aus *ha là lit*, 'ha, da liegt er', entstanden sein: in welcher sprache wäre das möglich? — Die lautphysiologischen und etymologischen auseinandersetzungen über *futsch* (s. 168 f.) sind für mich unannehmbar. — S. 171 *paroli* soll = franz. *par au lit* 'gleich dem einsatz' sein. Richtiger im New engl. dict. — S. 180: was dort über das reisen zum vergnügen und zur bereicherung des wissens gesagt wird, entspricht kaum den tatsachen; das kam doch schon mindestens im 16., wohl auch schon im 15. jahrhundert nicht selten vor. — S. 200: in der stickerei wird noch heute ein stoff mit *cambric* bezeichnet. Den aus dem Orient stammenden stoffbezeichnungen (s. 203) wäre *barchent*, mhd. *barchant*, aus arab. *barkān* 'zeug aus kamelsharen' beizufügen. — S. 205 füge hinzu *mercerisieren*, *dekatieren*, *saffian*. — S. 216 *violett* kann kaum erst im 18. jahrhundert entlehnt sein: dann wäre die diphthongierung im alem. *veiolet* nicht verständlich. — S. 259 die deutsche münzbezeichnung ist nicht *frank*, sondern *franken*. — S. 299 f. Statt des ital. *bajazzo* verwenden die süddeutschen mundarten die auf das franz. *paillasse* zurückweisende form *bajass*.

MAINZ. GUSTAV BINZ.

Die geschichte vom skalden Egil, übertragen von **Felix Niedner.** [Thule, Altnordische dichtung und prosa. band 3.] Jena, Eugen Diederichs 1911. (IV), 268 s. 4 m.

Das interesse an der altnordischen literatur scheint erfreulicher weise, wenn man die von jahr zu jahr sich mehrenden übersetzungen als beweis ansehen darf. in starker zunahme begriffen zu sein, und die betriebsame verlagsbuchhandlung von Eugen Diederichs in Jena muss auf eine noch weiter wachsende teilnahme des gebildeten publikums rechnen, da sie den kühnen plan gefasst hat, in einer grossen, auf 24 bände berechneten sammlung nebst den beiden Edden die wichtigsten erzeugnisse der altisländischen und altnorwegischen prosa zu vereinigen. Dass in diese erlauchte gesellschaft auch ein so minderwertiges elaborat wie die Finnboga saga, die weder historischen noch ästhetischen wert besitzt, aufgenommen werden soll, ja sogar die beiden grammatischen traktate aus der Snorra Edda, die doch nur den fachmann interessieren, erregt allerdings befremden.

Der zuerst ausgegebene 3. band, die Egils saga enthaltend, ist von dem herausgeber Felix Niedner selbst bearbeitet worden, soll also wohl als vorbildlich angesehen werden. Es ist jedoch keineswegs eine musterleistung. Der übersetzer hat nämlich mehrmals, wo ihn die kommentierte ausgabe im stiche liess, den grundtext nicht verstanden und ungenau wiedergegeben, so z. b. s. 43: 'überall sammelte man sich in den oberen ländern wie im osten aus Vik' (das richtige wäre: 'man hatte von allen seiten verstärkungen herangezogen, sowohl aus den oberen ländern, wie von osten her aus der Vik'; s. 44: 'er ernannte sie zu schiffsbefehlshabern' (lies: 'er bezeichnete als dieser ehre würdig die schiffskommandanten'); s. 45: 'er wünschte ihm eine recht gute fahrt' (lies: 'er liess alles für seine reise aufs beste herrichten') usw. usw. Falsch ist es auch, das altn. *smiðr* durch 'schmied' wiederzugeben, da dies nhd. wort nur einen verfertiger von eisernen geräten bezeichnet, während im nordischen altertum auch der schreiner, zimmermann und schuhmacher, überhaupt jeder handwerker ein *smiðr* genannt ward. Doch ich breche ab, da ich besseres zu tun habe, als herrn Niedner sein ganzes exerzitium durchzukorrigieren. Nebenbei sei nur noch erwähnt, dass auch die erklärenden anmerkungen von kläglicher dürftigkeit sind: man lese z. b. auf s. 1, wie in der fussnote über die berserker an dem kern der sache vorbeigeredet wird.

Die herbe schönheit der altnordischen prosa ist von dem übersetzer nicht im entferntesten erreicht. Noch schlimmer ist es, dass er sich geflissentlich bemüht hat, das lokalkolorit zu verwischen, indem er — *horribile dictu!* — 'die geographischen namen tunlichst verdeutschte'. So finden wir z. b. auf s. 87 fg. die nachstehende stelle: 'Sie fuhren die Weissach aufwärts bis sie zu dem flusse kamen, der dort vom nordrand des gebirges herabstürzt. Sie nannten ihn Nordach. Sie fuhren dann weiter die Nordach aufwärts. Da entdeckten sie, wie ein weiterer kleiner nebenfluss aus einer bergschlucht hervorstürzte und nannten ihn daher Schluchtach. Dann fuhren sie über die Nordach zurück und wieder in die Weissach . . . Da trafen sie bald auf einen fluss, der quer von der seite in die Weissach mündet. Ihn nannten sie Querach'. Der leser fasst sich an den kopf und fragt: 'Befinden wir uns denn im lande der Alamannen? etwa im Baselkantönli?' Nein, wir sind in Island, und daran werden wir allerdings dadurch erinnert, dass an allen diesen 'Achen' seltsamerweise keine Ulis, Kunis und Bärblis herumspazieren, sondern gut nordische Thorbiörne, Oleife und Thordisen. Warum

ist man nicht so konsequent gewesen, dem ruhmwürdigen beispiele des herrn von Wolzogen zu folgen und auch die personennamen zu verdeutschen? Es hätte sich doch sehr hübsch gemacht, z. b. den Þorgeirr Þorkelsson Ljósvetningagoði als den 'priester Donnerspeer Donnerkesselssohn vom Lautersee' einzuführen! Da dies nicht geschah, ist ein stilwidriges gemengsel entstanden, das dadurch nicht besser wird, dass eine immerhin nicht unbedeutende anzahl von ortsnamen unübersetzt geblieben sind: *Naustdalr* (warum nicht 'Schuppental'?), *Sandnes*, *Aurland*, *Fǿrǿir* usw. Es ist schliesslich nur das erreicht, dass derjenige, der mit der isländischen topographie einigermassen vertraut ist, immer wieder gezwungen wird nachzusinnen, was hinter dem übersetzten namen sich verbirgt (es ist nicht immer so leicht, wie bei 'Weissach' und 'Querach') und dass ein leser, den die lust anwandelt, sich über den schauplatz der handlung auf einer spezialkarte zu orientieren, in eine ganz üble lage gerät, wenn ihm der urtext nicht zugänglich ist, aus dem er sich darüber belehren könnte, dass z. b. mit dem 'Einsiedlerkap' *Einbúanes* und mit dem 'Freudenkap' *Munuðarnes* gemeint sind. Es ist mir wohl bekannt, dass englische übersetzer altnordischer texte sich der eben gerügten geschmacklosigkeit ebenfalls schuldig gemacht haben (Eiríkur Magnússon und W. Morris übersetzen z. b. *Rauðavíkr-hofði* durch Redwick-head, *Alptafjǫrðr* durch Swanfirth, *Breiðifjǫrðr* durch Broadwick usw. usw.), aber wer zwingt uns denn die torheiten unserer teuren vettern nachzuäffen? Wer hat je daran gedacht, in der übersetzung eines englischen romanes Queenboro', Whitechapel oder Southdown oder in einer in Italien spielenden erzählung die Piazza del popolo oder die Fontana di Trevi zu verdeutschen? Die insel *Sólskel* und der *Hafrsfjǫrðr* sind ebenso gut historisch wie Salamis und Trafalgar, und es ist kindisch und abgeschmackt, ihnen die namen 'Sonnenschale' (!) und 'Bocksbucht' beizulegen[1].

Schliesslich noch einige worte über die dichterischen beigaben des buches. Dass ein übersetzer der Egilssaga die echten gedichte des alten skalden — des grössten, den Island je hervorgebracht hat — nicht ausschliessen darf, ist selbstverständlich. Aber die zum grössten teile unechten lausavísur, die bestenfalls von dem verfasser der biographie, oft auch wohl erst von späteren abschreibern herrühren, hätte Niedner dem leser ersparen sollen. Er hat sich redlich damit abgequält, in den dróttkvættstrophen die *hendingar* und die *kenningar* auch in seiner verdeutschung wiederzugeben, aber etwas erfreuliches ist nicht dabei herausgekommen, was umso weniger befremdet, als auch die übersetzung der in einfacheren metren verfassten authentischen gedichte ihm nicht gelang: das bestreben, sich auf die silbenzahl der originale zu beschränken, veranlasste einen unerträglichen telegrammstil und sogar sprachwidrige wortverstümmelungen, und die reimnot hat dazu verführt, eine menge überaus störender flickwörter einzufügen. Zur charakterisierung der übersetzung sei z. b. hingewiesen auf die ganz unverständ-

1) Diese verwünschte marotte hat mich auch bei der lektüre des flott geschriebenen und anregenden — in seinen ergebnissen freilich verfehlten — buches von Andreas Heusler über das strafrecht in den Isländer sagas gestört. Schon hier (wie übrigens auch schon in der 'Geschichte vom Hühnerthorir') finden wir die 'Weissach' und den 'Lautersee', hier auch schon das entsetzliche zeitwort 'wikingern', das jedem, der auch nur einen funken von stilgefühl sich bewahrt hat, einen schauder über den rücken jagt. Man sieht, wo die parole ausgegeben ist und mit welchem gehorsam die weisungen des spiritus rector befolgt werden, sodass man mit grauen daran denkt, wie die Landnámabók mit ihren hunderten von ortsnamen in dieser sammlung sich ausnehmen wird.

lichen zeilen: 'da sprüht leben in speergeweben' (Hǫfuðl. 5, 1. 2), die den sinn des urtextes völlig verfehlen[1]; auf die 'eisigen streiche' (Hǫfuðl. 8, 5. 6 — im original wird mit einem den skalden ganz geläufigen bilde das schwert, weil der stahl grau, glänzend und kalt ist wie das eis, das 'eis des wehrgehänges' genannt); auf die stilwidrigen interjektionen und ausrufe ('hei', 'welch' ein bild' Hǫfuðl. 4, 6; 5. 3), die nicht bloss Egils gedichte, sondern überhaupt der ganzen skaldenpoesie fremd sind; auf die verse Hǫfuðl. 14, 1—3: 'vom arm schilde schoss der wilde schwertspielsender'[2] (wer hat je davon gehört, dass man schilde 'geschossen' hat?!) usw. usw. Als weitere probe sei dann nur noch die völlig missratene nachdichtung der bekannten schönen strophe des Skallagrímr (Zeitschr. 41,231 fg.) mitgeteilt, die den beweis liefert, dass es ein vergebliches bemühen ist, *invita Musa* verse zu machen, und zugleich auch bezeugt, dass die sprachverwilderung — nicht ohne die schuld unserer modernen poetaster — die bedenklichsten fortschritte macht:

An Harald hier
holte rach ich mir.
Fürsten froh jung paar
frisst wolf und aar.
Flog Hallvard zerhaun
über heerschiffs zaun.
Schön Sigtryggs wunden
dem seeaar munden.

In z. 1 ist 'hier' ein des reimes wegen angebrachtes hässliches flickwort, das im original nicht steht; in z. 2 durfte die alliteration nicht auf das inhaltlose und schwachbetonte verbum gelegt werden; in z. 5 muss um des lieben reimes willen das heerschiff statt des bordes einen 'zaun' erhalten; in z. 7. 8 ist wiederum dem reime zu liebe ein völlig unzulässiger ausdruck gebraucht: munden kann nur eine speise oder ein getränk, nicht aber eine wunde[3]. Die krone gebührt aber den zeilen 3 und 4: Fürsten froh jung paar frisst wolf und aar! Was ist denn das für eine sprache? Wegen der mangelnden flexion könnte man sie für chinesisch halten; deutsch ists jedesfalls nicht.

Nachdem diese zeilen geschrieben waren, ist auch der 1. band der sammlung, die von Felix Genzmer übersetzten heldenlieder der Edda enthaltend (früher stellte man, der anordnung des Codex regius folgend, die götterlieder an die spitze — aber in Berlin macht man es immer anders und selbstverständlich besser als sonstwo) ausgegeben worden. Diese leistung nach verdienst zu würdigen (nach der von dem verleger in die welt gesandten reklame soll sie alles bisher dagewesene

1) Die worte des urtextes (*vasat villr staðar vefr darraðar*) bedeuten: 'das (von den walküren hergestellte) speergewebe war seines weges nicht unsicher', d. h. (ohne bild gesprochen): 'es war ersichtlich, wohin das kriegsglück sich wenden werde'.

2) Die nicht völlig klare stelle rühmt, wie es scheint, dass Eiríkr sich den schild vom arme streife, um ihn zu verschenken (schilde waren eine sehr beliebte und häufig gespendete gabe).

3) Die 'mundenden wunden' sind übrigens nicht einmal original: bereits Arthur Bonus hat in seinem manierierten 'Isländerbuch' denselben unsinn drucken lassen.

in den schatten stellen) wollte ich einem anderen überlassen. Da aber soeben von W. Ranisch – einem mitarbeiter der 'Thule' – in der Berliner literaturzeitung (1912 nr. 45) betont wurde, dass hier ein mann, der zugleich philolog und dichter sei, etwas bedeutendes und dauerndes hervorgebracht habe, sei wenigstens gesagt, dass ein rezensent, der nicht bloss aus liebedienerei die feder ansetzte, es nicht verschweigen durfte, dass beide eigenschaften schon frühere übersetzer der Edda (z. b. Karl Simrock) in sich vereinigt haben, denen man vielleicht den vorwurf machen kann, dass ihre nachdichtung hier und da poetischer ist als das original[1]. In diesen fehler ist freilich herr Genzmer nie verfallen, da in seiner Edda, die eine zielbewusste reklame als ein 'klassisches' werk, als ein seitenstück zu dem Vossischen Homer und zu Schlegels Shakespeare uns anpreist, kein hauch poetischen geistes zu verspüren ist. Aber auch als philologen kann man ihn kaum gelten lassen, da er, obwohl er alliterierende dichtungen zu verdeutschen sich vermass, über die gesetze des stabreims, die ein geschickter übersetzer sehr wohl befolgen kann, ohne der deutschen sprache und wortfolge gewalt anzutun, nur ganz ungenügend sich unterrichtet hat[2].

KIEL. HUGO GERING.

Adolf Spamer, Texte aus der deutschen mystik des 14. und 15. jahrhunderts. Jena, Diederichs, 1912. 218 s. 4 m.

Es ist höchst erfreulich, dass neuerdings ein regeres studium auf dem gebiet der deutschen mystik eingesetzt hat, nachdem die germanisten sich lange zeit hier nur sehr vereinzelt betätigt hatten, obwohl doch gerade ihnen die aufgabe zufällt, den boden für die literarhistorische wie theologisch-philosophische forschung zu bereiten. Auch die in der modernen literatur gegenwärtig neu aufblühende romantik ist ein beweis dafür, dass der fäden manche sind, die die heutige geisteswelt mit der mittelalterlichen verbinden. Die neuromantische bewegung führt zu den quellen

1) Den stimmungsvollen eingang von Simrocks Vǫluspá: 'Allen edeln gebiet' ich andacht' hat keiner seiner nachfolger erreicht, die sich enger an den urtext angeschlossen haben.

2) Trotzdem behauptet G. Neckel – auch ein mitarbeiter der 'Thule' – in der Frankfurter zeitung (1912 nr. 185), 'dass man bisher höchstens geahnt habe, was altgermanisches sprachliches formgefühl ist', während in Genzmers Edda 'die alte kunst leibhaftig vor das publikum trete'. Was die 'alte kunst' forderte, hat man längst nicht bloss geahnt, sondern gewusst. Sie schrieb u. a. vor, dass in einem halbverse, der zwei nomina enthält, nur das erste die alliteration allein tragen darf, dass das zweite dieses schmuckes nur dann teilhaftig werden kann, wenn auch das erste ihn besitzt – bei Genzmer aber finden wir unmengen von versen, die dieses gesetz ausser augen lassen (schlug rotgold fest um funkelnd gestein; der lichten Hervör, dass heim sie käme; der sehnen kraft an den knien durchschneidet; bei schildes rand und rosses bug usw. usw.); sie verbietet auch, auf bedeutungslose und schwachbetonte wörter den stabreim zu legen – Genzmer legt ihn sogar auf pronomina, hilfszeitwörter und präpositionen (alle schliefen auf ihrem lager; um mich zu werben, da ward es kund; ihr seid die letzten der sippe mein; zweig der wunden zwischen uns beide usw. usw.). Wenn ein moderner dichter die alliteration nach eigenem gutdünken und eigenen regeln verwendet, so mag er es tun, aber wenn uns in einer übersetzung der Edda statt des echten und überlieferten ein surrogat geboten wird, so soll man wenigstens nicht versuchen der welt weiszumachen, dass hier eine greifbare verkörperung der 'alten kunst' geschaffen sei.

zurück. und es ist aufgabe der forschung, diese in möglichst ursprünglicher klarheit und reinheit neu zu fassen. Diesem ziele will auch Spamers mystisches lesebuch dienen.

Pfeiffers Altdeutsches übungsbuch vom jahre 1866 hat erst vor kurzem nachfolge erhalten. H. Meyer-Benfey und C. v. Kraus stellten jüngst eine grössere reihe passend ausgewählter mhd. texte in handschriftlicher überlieferung für den seminarbetrieb zur verfügung. Ihnen gesellt sich jetzt, wenn auch in einer bestimmten abgrenzung, Spamer mit seinen Texten aus der deutschen mystik zu, die einführen wollen 'in die erkenntnis jener weitgeschichteten sphäre geistig-geistlichen lebens im deutschen sprach- und kulturgebiet des 14. und 15. jahrhunderts, die in dem vagen sammelnamen der 'deutschen mystik' mehr gefühlswertung als begriffsumgrenzung gefunden hat'. Spamer gibt auf grund seiner reichen handschriftenkenntnis – das verzeichnis der von ihm benutzten handschriften (s. 209 ff.) verdient wegen seiner zweckmässigen anlage nachahmung – eine geschickt zusammengetragene auswahl von zum teil bisher unveröffentlichten stücken, die einen guten überblick über den formenreichtum innerhalb dieser literatur gewährt, obwohl dieser aus äusseren gründen nicht in seiner ganzen fülle zur anschauung gebracht werden konnte. Die literatur der sendbriefe, viten, gebete und sentenzen ist zunächst beiseitegelassen, auch die allegorie nicht als selbständige gattung vertreten, dagegen die literarische form der predigt, des traktats, der legende, sowie des mystischen gedichts mit mehreren beispielen belegt. Überwiegen in den predigten und traktaten die philosophischen erörterungen, so fesseln die legenden und verse als erzeugnisse frommer beschaulichkeit und gottversenkung, wie sie vor allem in den frauenklöstern gepflegt wurden. Bei der auswahl war der pädagogische gesichtspunkt entscheidend. Neben dem literarischen wert galt es, 'bestimmte charakteristische probleme, seien es nun solche des inhalts oder der form, seien es theologisch-philosophische, sprachlich-philologische oder historisch-motivgeschichtliche', dem leser vorzulegen. Besonders erwünscht kommt die erstmalige mitteilung von fünf predigten aus dem Opus sermonum nach der Cueser hs., aus der ein faksimile beigegeben ist. A 1. 2 behandeln Matth. 22, 20, Coloss. 1, 9. In A 3 werden zwei versionen (Luk. 16, 19) nebeneinandergestellt, ein interessanter beleg dafür, 'wie sich ein text unter der hand des eigenen verfassers fast völlig um- und ausgestalten kann', in A 4 zu den zwei versionen der deutschen predigt Pfeiffer nr. 32 eine lat. im Opus sermonum abgedruckt, die gewisse berührungen mit den deutschen texten hat. In A 5 steht gleichfalls mit der deutschen fassung Pfeiffer nr. 21 ein lateinischer sermo in parallele. Für die lateinischen texte stand dem herausgeber des p. Augustinus Daniel O.S.B. in Maria Laach mithilfe zur verfügung; eine ausgabe des Opus sermonum ist in vorbereitung. Bei den deutschen texten folgt Spamer einer hs., für deren zugrundelegung verschiedene gesichtspunkte in frage kommen konnten; der wortlaut der bevorzugten hs. ist meist sklavisch festgehalten, die varianten der andern ihm bekannt gewordenen hss. sind in die fussnoten verwiesen. Bei der auswahl ist namentlich auch auf die vielseitigkeit des dialektbildes rücksicht genommen. In zwei fällen (A 8. C 7) regt der abdruck zweier verschiedendialektischer niederschriften zu sprachlich-dialektischen übungen an (schwäbisch-alemannisch und mittelfränkisch, mittel- und niederfränkisch). Zu solchen texten, die sich in einzelne teile zerlegen lassen (A 6. B 1–4), sind gleichungsverweise aus anderen stücken im apparat vermerkt, die gut die mosaikartige verwertung der einzelnen gedankengänge veranschaulichen. So bringt A 6 nach einer Melker hs. eine Meister Eckhart zugeschriebene predigt.

deren anfang sich zu Pfeiffer nr. 8 stellt, aber auch beziehungen zu anderen bei Pfeiffer gedruckten stücken zeigt. Nicht minder lehrreich ist die art der kompilation bei den traktaten B 1—4. Im geiste der Eckhartschen spekulation bewegt sich A 7 (vgl. zum eingang Cl. Baeumker, Der anteil des Elsass an den geistigen bewegungen des mittelalters. Strassburg 1912, s. 54 anm. 70), während A 8 (schon bei Jundt, Histoire du panthéisme populaire, p. 236 ff., vgl. dazu Beiträge 34. 402 anm.) ketzerischen anschauungen zuneigt: '(Pseudo-)Eckeharts klosterkollazie von pfaffen, meistern und laien'. Liegen, wie schon erwähnt, in den traktaten B 1—4 (B 3 bietet zum teil exzerpte aus Seuses Buch der ewigen weisheit) mosaiktexte vor, so zeichnen sich B 5—7 (B 5 mit durchschimmernden reimen) durch originalität aus, insofern wenigstens bisher sich keine berührungen mit anderen stücken haben auffinden lassen. Aus der mystischen legendenliteratur (s. Beiträge 34. 403 anm. 1) sind, jedoch mit reicherer handschriftenverwertung, aufgenommen Pf. III. 68. 69. 66 (C 1. 5. 6), als lehrreiche beispiele der stoffkompilation und stoffzersetzung zwei inhaltlich verwandte stücke: 'Die zwölf guten menschen und der jüngling' (C 2) und 'Christus, der geistliche koch' (C 3), sowie C 6 (wohl auch in der Basler hs. A XI, 59 nr. 23 enthalten), in dem drei sonst gewöhnlich einzeln vorkommende legenden vereinigt sind. C 4 bringt nach einer abschrift Pfeiffers Meister Eckeharts bericht vom traum des bruders Eustachius, C 7 in doppelter überlieferung die schöne erzählung von Christus und seiner geliebten, der sultanstochter, ein weit verbreiteter stoff, dessen sich auch das volkslied bemächtigt hat (Zfda. 34, 18 ff.). Proben mystischer dichtung sind der Colmarer hs. (D 3. 4 (umformung eines weltlichen liedes ins geistliche) und 6), auf die schon Bartsch in seinen Beiträgen zur quellenkunde aufmerksam gemacht hat, und einer Basler hs. (D 2. 5) entnommen; formell erinnern D 1 (schon Beiträge 34, 349 ff.) und 3 an die Nibelungen- und Titurelstrophe (danach ist s. 196 z. 3 und 2 v. u. zu berichtigen); D 1 und 6 behandeln philosophische fragen, D 7 ist eine geistliche maiallegorie.

Den textkritischen erörterungen im nachwort s. 197 ff. wird man in allem wesentlichen zustimmen können.

HALLE A. D. S. PHILIPP STRAUCH.

August Weller, Die sprache in den ältesten deutschen urkunden des deutschen ordens [Germanistische abhandlungen, hrg. v. Fr. Vogt, heft 39]. Breslau, M. & H. Marcus 1911. 137 s. 4,40 m.

Es ist eine erfreuliche erscheinung, dass sich in den letzten jahren durch teils einzelne schriftsteller oder kanzleisprachen, teils grammatische kapitel behandelnde monographieen ein erneutes interesse für die sprache des späteren mhd. und der frnhd. zeit dokumentiert. Zu bedauern ist nur, da die wahl der stoffe meist ziemlich willkürlich, die viel zu wenig systematische kultivierung dieser terra incognita, so dass noch ganze weite gebiete (wie das österr.-bair., im einzelnen auch Schwaben) oder zeiträume (z. b. die 2. hälfte des 16. jhs.) völlig brach liegen oder ganz ungleichmässig bebaut sind[1]. Es wäre aber ernstlich zu wünschen,

1) Teilweise findet das allerdings seine entschuldigung in dem umstand, dass die überhaupt mögliche oder bequeme benützung von originalen, auf die man bei den leider immer wieder vorgenommenen änderungsversuchen in den editionen unbedingt in allen fällen zurückgreifen muss, oft an ganz bestimmte orte gebunden ist.

dass zunächst einmal die vordringlichsten lücken ausgefüllt würden[1], damit endlich auch die zu einem immer schreienderen bedürfnis werdende frühnhd. grammatik zustande kommen kann. Denn gerade aus der fast ausschliesslich aus erst- und gelegenheitsarbeiten (diss. und schulprogr.) bestehenden einzellitteratur, auf die man bei der durch die fülle des stoffs bedingten massenarbeit und dem fast gänzlichen abseitsstehen erfahrener kräfte angewiesen ist, scheint mir mit immer unabweisbarerer deutlichkeit hervorzugehen, dass diese keineswegs mehr mit Jellinek als verfrüht angesehen werden darf, wenn sie natürlich auch nur ein provisorium bedeutet[2]. Kehren doch in all diesen arbeiten mit einer fast stereotypen regelmässigkeit gewisse fehler und mängel immer und immer wieder. Die ursachen liegen auf der hand. Die seminarien unserer hochschulen bevorzugen — und können dies in der hauptsache auch nur, — das auf Lachmannsche grundsätze aufgebaute normale mhd.; bei der ohnedies nur geringen behandlung der späteren zeit (14. bis 16. jh.) wird das grammatische meist nur insoweit gestreift, als es zum textverständnis notwendig oder als hinweis auf eine mhd. altertümlichkeit dient. Da es ein modernes handbuch zum systematischen selbstunterricht nicht gibt, so steht der erstmalige bearbeiter der fülle des auf ihn neu eindringenden stoffes in der regel völlig hilflos gegenüber und greift nun, nach einer stütze suchend, zu dem ihm zunächst liegenden und wegen der grossartigen reichhaltigkeit seines materials imponierenden buch, Weinholds Mhd. grammatik, dessen durch die neuere, auf phonetischen grundlagen aufgebaute, grammatische forschung grossen teils antiquierte und oft sehr unbestimmt und missverständlich vorgetragene, ja oft sich wiedersprechende, anschauungen er, W.s autorität überschätzend, meist ohne kritik in seine darstellung übernimmt, teils aber mit der modernen, in der hauptsache aus Bahders tiefschürfendem, aber nicht für den anfänger gedachtem und von diesem daher nicht hinreichend in seiner bedeutung gewürdigtem und im einzelnen ihm in fleisch und blut übergegangenem werke[3], aber auch aus den reichen in den anmerkungen von Pauls grammatik gegebenen anregungen geschöpften auffassung

1) Ich nenne hier nur von urkundensprachen die Habsburger kanzlei und die fortsetzung von Böhmes untersuchung über die Sachsens, aber auch andere haben entweder noch gar keine (wie Mainz, die grösseren Schweizerkanzleien) oder nur teilweise (Strassburg, Augsburg) bearbeiter gefunden. Die arbeiten über schriftsteller des 14. und 15. jhs. — besonders ausserhalb des niederalem. (aber auch der markante Geiler steht noch aus,) — sind noch sehr dünn gesät, obschon vor nun nahezu einem jahrhundert Koberstein bereits einen ganz vortrefflichen anfang in seinen drei programmen über Suchenwirt damit gemacht hat. In der 1. hälfte des 16. jhs. wäre ein ostmd. zeitgenosse Luthers — Kefersteins arbeit über Emser kommt wegen der denkbar unglücklichsten verquickung mit Eck für beide schriftsteller kaum in betracht, — und sonst vor allem der oberd. osten zu untersuchen. Für die 2. hälfte dieses bleibt noch alles, für die 1. des folgenden jhs. ausserhalb Schlesiens noch das meiste zu tun. Auf grammatikalischem gebiet wird man besonders den abschluss von Molzs trefflicher untersuchung über die substantivflexion sehnlichst erwarten.

2) Wohin wäre es mit dem mhd. gekommen, hätte es nicht zu jeder zeit zahlreiche, den jeweiligen forschungsstand darstellende handbücher gegeben, obgleich die von Jellinek schon lange mit vollem recht geforderte, die schriftdialekte eingehend berücksichtigende grammatik — oder wohl besser (nach dem muster der neuen ahd. sammlung): grammatiken — noch manches jahr ausstehen werden.

3) Es begegnen aber wenigstens in schulschriften bis auf die neueste zeit sogar fälle, wo dem verfasser die existenz Bahders überhaupt noch nicht bekannt geworden ist und wo dann ausschliesslich seit einem menschenalter überwundene anschauungen im brustton der überzeugung vorgetragen werden.

zu einem wunderlichen zwitter verbindet. Mehr als diese unrichtigkeiten in der beurteilung der erscheinungen ist noch der andere umstand, dass deren manche, die (vom standpunkt der heutigen schriftsprache oder des normalen mhd.) wenig oder gar nicht in die augen springen, mit einer gewissen einmütigkeit entweder völlig unbeachtet bleiben oder eine ganz ungenügende behandlung — oft zu gunsten von nebensächlichkeiten — erfahren, zu beklagen. So wird in all diesen arbeiten eine fülle von kraft grossenteils unnütz vergeudet.

Von der geschilderten art ist auch das vorliegende buch, mit dem der verfasser augenscheinlich seine promotionsarbeit zum abschluss bringt [1]. Hinsichtlich der bedeutung des themas für die geschichte der schriftsprache wird man nach dem eben angedeuteten wohl ziemlich vom verfasser abweichender meinung sein. Zur untersuchung kommen die urkunden von 1262—1391, in der stattlichen zahl von 138, von denen nur 30 (philologisch ungenügend) veröffentlicht sind, wobei möglichste vollständigkeit angestrebt wurde. Nach einer viel versprechenden einleitung, die es sich zum grundsatz macht nur handschriftliches material zu verwerten, handelt ein instruktiver abschnitt 'Zur orthographie der urkunden', worin ein sonst ganz vernachlässigtes kapitel, das der abkürzungen und übergeschriebenen zeichen, eine recht gute zusammenstellung erfährt, wenn man in einzelnheiten auch nicht übereinstimmt (so dass *n̄* in *gegebn̄* u. dgl. in *-en* oder *-in* [§ 1 nr. 3] oder gar *vn̄d* in *vnde* [§ 1 nr. 8] aufzulösen sei); zu beanstanden ist die offenbar sehr mangelhafte typographische wiedergabe besonders der abkürzungen. Leider erfüllt der hauptteil (II. kap. Laut- und flexionslehre) die erregten erwartungen nicht. In der auffassung der probleme bleibt der verfasser durchaus von Weinhold abhängig, zu dem sich hier speziell noch Rückert gesellt, von Bahder und Paul ist er dagegen nur wenig gefördert worden: eigene ansichten sind recht selten und bedeuten in der regel bloss eine vergröberung der Weinholdschen. Die durchbesprechung all der bekannten irrtümer ist nach dem oben gesagten unnötig und ich kann mich aufs wichtigste beschränken. Völlig unbekannt ist zunächst Weller die eminente wichtigkeit der lebenden mundart für eine derartige untersuchung geblieben, was um so mehr bedauerlich, als ihm in Unwerths ausgezeichneter darstellung des Schles. (1908) ein ebenso bequem zu benutzender als trefflicher führer zur seite gestanden hätte. Die deutung der übergeschriebenen zeichen hätte nur im zusammenhang erfolgen können, dann wäre die verschiedenartige erklärung paralleler erscheinungen vermieden worden; die entscheidung, in wie weit es sich um längebezeichnung, zweisilbigkeit (durch formenanalogie *gên*), nachschlagenden gleitlaut (*jâr*) — W. wirft die beiden letzteren mit Weinhold unter dem ausdruck 'zerdehnung' zusammen [2]. — oder umlautsbezeichnung handelt, hätte viel subtilere

1) Wie ich Focks monatsverz. (vom 1. märz 1911) entnehme, handelt es sich hiebei um eine Königsberger dissertation (1911) mit ganz gleichem titel und 38 s. umfang, die also wohl bis zur behandlung der langen vokale (da diese im vorliegenden mit s. 39 beginnt) reicht; sie einzusehen, war mir leider hier bisher unmöglich.

2) Beide erscheinungen dürfen unter keinen umständen untereinander gewürfelt werden, da im zweiten fall, wie schon Rückert s. 81 ad. 2 richtig ausführt, von keiner wirklichen zweisilbigkeit die rede ist; ob es überhaupt eine 'zerdehnung', worunter man ja eigentlich nur die spaltung eines langen vokals in seine (zweisilbige) doppelheit (*gên* — *ge-en*) verstehen kann, gibt, ist recht zweifelhaft, da sich diese formen wohl alle als analogien werden erklären lassen. Ein beweis, ob man in diesen schreibungen nachschlag oder blosses dehnungszeichen anzunehmen hat, kann überhaupt nicht erbracht werden, da die grenze zwischen einfacher überlänge und nachschlag fliessend ist.

untersuchungen bedingt, wobei der gebrauch jeder einzelnen urkunde genau festzulegen war; im einzelnen stimme ich mit W. nur selten überein (bei *ů* bedeutet der index jedenfalls überall unser *u*-häubchen). Das hängt teilweise mit W.s mangelhafter auffassung vom umlaut zusammen, da er trotz seiner bekanntschaft mit Bahder noch nicht zwischen dem fehlen der umlautung selbst und dem der zeichengebung zu unterscheiden gelernt hat (vgl. §§ 41 und 63); eine einigermassen sichere feststellung seiner grenzen wäre überhaupt nur auf dem boden der ma. möglich gewesen. Eine andere nicht unwesentliche beeinträchtigung der untersuchung ergibt sich in manchen punkten durch die fast völlige vernachlässigung des historischen moments, die sich wiederum durch die willkürliche vermischung der doch immerhin den stattlichen zeitraum von mehr als einem jahrhundert umfassenden urkunden begleitet: so ist mit dem nichtssagenden absätzchen (§ 97, 1) das wichtige kapitel von dem *i* der unbetonten silben nicht abgetan. ohne statistik ist dabei überhaupt nicht auszukommen und gerade hiefür hätte W. bei dem sonst so oft und unnötig angezogenen Rückert ein mustergiltiges vorbild gefunden [die tabelle von Pietsch s. (74) f.]; ferner vermisst man chronologische und statistische angaben § 105, 2b (intervokalisches *w*), § 114, 1 (ausbreitung des *f* im anlaut für mhd. *v*), § 117 (*z*, *s* usw.). Recht zu bedauern ist, was gerade dieser urkundensprache ihr eigenartiges gepräge geben dürfte, dass die ndd. einschläge von W. offensichtlich in keiner weise bemerkt sind und so manches beachtenswerte gänzlich unter den tisch geraten sein dürfte, obschon man sie auch aus der vorliegenden darstellung mit bestimmtheit erkennen kann: ganz unzweifelhaft in dem anlautenden *gh* (§ 120), das vom verfasser zwar richtig als spirans gedeutet, aber in dieser stellung durchaus unschles. (Unwerth §§ 56 ff. und § 77), ja überhaupt unmd. (Behagh.[3] § 271, 1) ist (so versteht man auch, weshalb das *gh* in dieser stellung viel später und weniger durchgreifend erscheint als im inlaut [§ 120, 6], wo es der ma. gemäss [Unwerth § 78 und Behagh. § 271, 2]) ebenso wohl auch die in dem § 122 angeführten formen *Mikel* (eigenn.), *ak* (auch,? s. u.) und *nockobor* (nachbar) § 99, 9 und § 123, 11a (zum kons. vgl. allerdings Unwerth § 76 anm.). Von einzelheiten hebe ich aus der lautlehre noch hervor: *o* für kurzes *a* (§ 14, 1) scheint nur vereinzelt vorzukommen, denn die häufigen *dor*- und *hoken*, *hocken* (sofern = mhd. *hâke*[*n*]) gehören ja zu *â*, in *genumit*, *numeten* liegt natürlich nicht wandel aus *a*, sondern unterbliebene brechung beziehungsweise ausgleichsvokal (oder auch übertritt zur 3. kl.), in *sunte* irrationaler vokal (wie § 12 zeigt) vor (§ 14, 2). in *wollen* ist *o* ebenfalls ausgeglichener vokal (§ 17), bei *deser* (§ 23) ist *e* wohl nicht aus *i* gewandelt, sondern alt (s. die wbb. v. Kluge und Weigand[5], Grundr.[2] I, s. 464 usw.), in *zuuschin* (§ 24, 3) hat *u* offenbar den lautwert *ü*, *i*, in *seint* (§ 29) handelt es sich zweifelsohne um diphthongierung von *î*, die zeitlich vollkommen mit § 60 in einklang steht. Am besten ist § 48 (über *â*) gelungen. In *oi* (§§ 19, 53, 58 und besonders 79), auch *î*, *ie* (§ 59), *ŭ*, *ue* (§ 74) kann ich in der hauptsache nur dehnungszeichen sehen. § 71 entfällt, da *Lodewig* und *of* unter den wandel von kurzem *u* > *o* zu setzen sind; warum in *hernoch* das *e* auf *ie* zurückgehen soll (§ 81), verstehe ich nicht. Der abschnitt über die vokale der nebensilben leidet an der bekannten systemlosigkeit und bietet besonders für die ausdehnung des vokalschwunds gar nichts förderndes, über die apokope findet man überhaupt nur bei der flexionslehre ganz dürftige angaben, obschon gerade das für die beurteilung des sprachcharakters von bedeutung gewesen wäre. Nicht hieher, sondern schon zu § 23 wird man das sicher erstbetonte (schon wegen § 99, 1)

spetal (§ 99, 4) ziehen und bei *komthur* usw. (§ 99, 5) ist dies jedesfalls nicht ausgeschlossen. In § 117 hat W. nicht einmal zwischen affrikata und spirans *z* reinlich geschieden, er würde sonst manches nicht behauptet haben, wie dass *cz* für die spirans (s. 2 a. ε) vorkommt, auch hätte er dann das *z* für *s* (§ 118, 2. 5, 13), das er scheinbar sogar intervokalisch für einen lautübergang zur affrikata hält, richtig beurteilt. In *her* (pron.) (§ 123) sieht W. das *h* noch mit Weinh. für eine 'anfügung (!) an vokalischen anlaut' an (ich verweise ihn hier nur auf Loewe, Germ. sprachw. s. 98 f.). All zu knapp ist die flexionslehre und man vermisst hier manche aufschlüsse (z. b. über die endung des schw. acc. sg. fem. des adj., die komparation).

Auch den schlussfolgerungen, die der verfasser aus seiner arbeit zieht, kann ich nicht beipflichten. Von oberd. einflüssen kann offenbar nirgends die rede sein: die ansätze zur diphthongierung von *i*, *û*, *iu* können entweder bodenständig — darüber müsste die untersuchung der späteren zeit aufklärung bringen. — sein, oder sie stammt aus der kanzlei Karls IV., von *ach*, *ak* gibt W. selbst zu (§ 88), dass es schles. sein kann (dazu Unwerth § 38 und zum *k* etwa § 80) und *wellen* kann schon gar nicht auffallen (vgl. Rückert s. 265). Vielmehr waltet über den ausgesprochen md. grundcharakter gar kein zweifel und auch an kennzeichen für die nach der heutigen ma. zu erwartende spezifisch schles. färbung dieses md. wird es nicht fehlen (der übergang von $o > u$ § 32 [allerdings gehört von W.s belegen nicht alles hieher], dazu Unwerth §§ 13 ff.: das *p* in *pusch*, *putter* § 111 und Unwerth § 71). Ein vergleich mit Arndts arbeit über die Breslauer kanzlei (1898) kann, abgesehen von deren grossen prinzipiellen mängeln (vgl. Burdach, Deutsche literaturzeit. 20 [1899], sp. 64) schon wegen des zeitlichen unterschieds (sein frühestes material sind nur zwei urkunden von 1352 und 59, das spätere beginnt erst mit 1389, also gerade am ende von W.s untersuchung) nicht fruchtbar sein. Das typische für die ordenskanzlei wird man lediglich in den, wie erwähnt, übersehenen nd. einschlägen zu suchen haben. Parallelen mit anderen kanzleisprachen zu ziehen, ist überhaupt eine recht heikle sache, da sie einerseits ausführlichere untersuchungen der zu vergleichenden urkundensprachen, an denen es (mit eventueller ausnahme von Böhme) noch so gut wie ganz gebricht, andererseits eine gleichmässigere stoffbeherrschung zur voraussetzung haben; das herausgreifen beliebiger, nicht das wesentliche darstellender punkte führt dabei zu keinem resultat.

Erwähnen möchte ich noch bei dem mangel jeglichen literatur- und abkürzungsverzeichnisses die merkwürdige zitierung des verfassers: Dass mit *W.* und *P.* Weinholds und Pauls mhd. grammatiken gemeint sind, ist aus dem zusammenhang leicht ersichtlich, auch *Bahder* und schliesslich *Rückert* (Schles. ma. 1878) sind für den einigermassen sachkundigen verständlich: bedenklich ist schon mit *Böhme* auf dessen Reichenberger gymnasialfestschrift über die sächs. kanzleispr. (1899) zu verweisen; aber unter *A. Arndts* genanntes buch und mit *V. M.* den versuch der unterzeichneten (Einf. ins frnhd. 1909) zu zitieren, dürfte doch an manchen allzu unbillige anforderungen in der kunst des rätselratens stellen.

Im ganzen ist W.s buch also eine fleissige, wenn auch nicht lückenlose materialsammlung, der aber sowohl nach stoff wie nach ausführung eine besondere bedeutung für die deutsche sprachgeschichte nicht zukommt.

MÜNCHEN. V. MOSER.

John Meier, Kunstlied und volkslied in Deutschland. Halle a. S., Max Niemeyer 1906. 59 s. 1 m.

Derselbe, Kunstlieder im volksmunde. Materialien und Untersuchungen. Ebd. 1906. CXLIV, 92 s. 5 m.

In der erstgenannten schrift bringt J. Meier seine aufsätze über 'Kunstlied und volkslied in Deutschland' und 'Volkstümliche und kunstmässige elemente in der schnaderhüpfelpoesie', die 1898 in der beilage zur allgemeinen zeitung erschienen waren, zum wiederabdruck. Es wird allen freunden des volksliedes willkommen sein, diese ausführungen in einem handlichen heftchen benutzen zu können. Sie haben wirklich das unverlierbare verdienst, den gedanken, volkspoesie sei ihrem ursprunge nach nicht wesentlich verschieden von der kunstpoesie, zuerst ernstlich durchgeführt zu haben. Und sie belegten ihn mit einer reihe bezeichnender beispiele, die namentlich auf dem gebiete der schnaderhüpfelpoesie, wo der abstand zwischen volks- und kunstdichtung am weitesten, der grundsätzliche unterschied in der erzeugung am sichersten schien, wohl etwas überraschendes, ja verblüffendes hatten.

J. Meier hatte schon vor diesen aufsätzen, als er 1896 C. Köhlers Lieder von der Mosel und Saar herausgab und mit reichhaltigen anmerkungen begleitete, der öffentlichkeit gezeigt, dass er ein genauer kenner nicht nur der modernen volksliedüberlieferung sei. Denn neben den reichen parallelen, die er zusammentrug, waren dort vielfache versuche gemacht, die einzelnen stücke der sammlung auf kunstlieder bekannter verfasser zurückzuführen, wobei sich eine reihe interessanter neuer beobachtungen ergab. Die sammlung war als erster band bezeichnet, dessen folge eine untersuchung über das wesen des volkliedes und die in den volksmund übergegangenen kunstlieder vorlegen wollte. Dieser plan gelangte zunächst nicht zur ausführung; an stelle jenes zweiten bandes tritt nun das obengenannte selbständig erschienene werk.

Als sein kern gibt sich ein 'Verzeichnis der kunstlieder im volksmunde', das in zwei abteilungen, alphabetisch nach den anfängen ordnend, kunstlieder bekannter und solche unbekannter verfasser im volksmunde verzeichnet. In jenem werden 336, in diesem 231, zusammen also nicht weniger als 567 lieder aufgezählt unter anführung aller sammlungen oder der sonstigen orte, an denen sie gedruckt oder weiter nachgewiesen sind; im ersten verzeichnis wird dazu verfasser und erster druck, im zweiten für die lieder unbekannter autoren der älteste erreichbare abdruck nachgewiesen. Das ganze ein werk nachhaltigen fleisses, erstaunlicher belesenheit und scharfen spürsinns, das neben der willkommensten zusammenfassung schon vorhanden gewesener, doch zerstreuter nachweise eine fülle des neuen bietet. Dabei belehrt das vorwort, dass für den verfasser selbst dies verzeichnis, das schon 1902 gedruckt wurde, veraltet und überholt ist, und er gegenwärtig über ein viel ausgedehnteres material verfüge, das er in einer bald zu veröffentlichenden 2. auflage vorzulegen verspricht. Ein register der genannten autoren macht den beschluss: mit der auswahl seiner namen wie mit der zahl der von dem einzelnen dichter volkläufig gewordenen lieder gibt es zu recht interessanten literargeschichtlichen betrachtungen anlass.

Vorausgeschickt aber ist diesen verzeichnissen eine umfangreiche einleitung, die beobachtungen und grundsätzliche betrachtungen des verfassers über das volkslied, sein leben und wesen mitteilt.

Das 2. kapitel dieser einleitung breitet ein reiches material über art und geschichte der 'verbreitung der volkslieder und volkstümlichen lieder' vor dem leser aus. Für das mittelalter fehlen nach der meinung des verfassers direkte zeugnisse; er verspricht an anderem orte nachzuweisen, dass, was man für solche hielt, vor einer scharfen kritik zerflattert. Er zeigt dafür, was aus der kunstdichtung und den nachrichten über ihre verbreitung, sowie aus dem modernen volksliede sich über das mittelalterliche volkslied, sein verhältnis zum minnesang und der goliardendichtung mittelbar sich erschliessen lässt.

Er bespricht weiter ausführlich, wie mit der erfindung des buchdrucks die schriftliche verbreitung kunst- und volksmässiger dichtung häufiger wird, wie kunstlieder rascher und weiterhin bekannt werden, wie jetzt ein viel mannigfaltigeres hin und her zwischen kunst- und volksdichtung möglich werden konnte. Er zeigt, wie neben solcher schriftlichen ausbreitung mündliche durch sänger und spielleute immer noch einher, ja vielfach mit ihr hand in hand gieng; haben doch die verkäufer der fliegenden blätter, auf denen die melodie fast nie notiert war, durch vorsingen dem publikum die weisen bekannt gemacht. Eine menge interessanter zeugnisse illustriert das treiben dieser händler in belehrendster weise.

Bis in die neuzeit ist es dann das volk selbst, das um verbreitung seines liederschatzes bemüht bleibt; wirtshaus, spinnstube, auch die schule wird zentrum solcher mitteilung. Eine bedeutende rolle fällt auch dem singspiele, der operette und oper zu, die ihre weisen leicht ins volk werfen. Die wanderung der lieder wird weiter noch durch besondere verhältnisse begünstigt; das militärjahr bringt auch den bodenständigen bauern aus der heimat, saisonarbeiter, wallfahrer, fuhrleute tragen zur verbreitung in entfernten gegenden bei. Auch studenten ergeben sich als vermittler aus der tatsache, dass ebensowohl studentenlieder vielfach ins volk gedrungen sind, wie auf der studentenkneipe volkslieder erklingen. Verbreitung durch geschriebene liederbücher geht vor allem beim militär daneben einher. Besonders auffallend ist die weite verbreitung der steierisch-österreichischen lieder, die seit dem ende des 18. jahrhunderts sich über ganz Deutschland auszubreiten beginnen. Die tätigkeit der wandernden sänger, die aufnahme der älplerlieder durch die Wiener zauber- und volksoper, die frischen, einschmeichelnden melodien erklären die erscheinung.

J. Meier weiss auch eine ganze reihe von aussprüchen älterer kunstdichter über die verbreitung ihrer lieder im volke anzuführen; es ist belustigend zu sehen, mit welcher verachtung die gelehrten poeten des späteren 17. jahrhunderts von solcher beschmutzung ihrer hohen kunst durch das volk zu reden wissen. Die oft zu belegende tatsache, dass kunstlieder meist in der ersten fassung, in der ihr autor sie veröffentlichte, nicht in späteren umarbeitungen ihres urhebers volkläufig geworden sind, lässt erkennen wie rasch kunstlieder ins volk eindrangen.

Der dritte abschnitt der einleitung, 'dichtung und komposition' betitelt, nimmt vielfach beobachtungen auf und führt sie weiter aus, die der verfasser schon in den obenerwähnten aufsätzen angedeutet hatte. Er geht von der, wie er mit recht hervorhebt, nicht immer genügend berücksichtigten tatsache aus, dass beim volksliede wort und weise ein untrennbares ganze, 'eine wirkliche synthese, nicht blosse symbiose' bilden. Er bedauert mit recht, dass die ganze erscheinung des volksliedes bisher zu einseitig dem studium des literarhistorikers überlassen blieb; auf musikgeschichtlichem gebiete ist, wenigstens für das studium des modernen volksliedes, bisher noch ausserordentlich wenig geschehen.

Dabei ist für das volk selbst die musikalische seite beinahe die wichtigere. Nur gesungen haftet ihm, wie vielfältig beobachtet ist, der text im gedächtnis; von der benützung volkläufiger melodien schon erhoffen geistliche kontrafakturen verbreitung.

Die probleme aber, die ein studium der melodien des volksliedes aufgibt, sind denen des textes vollkommen analog.

Aus einer vergleichung der vielfach wechselnden erscheinungsformen eines und desselben, einem kunstliede entwachsenen volksliedes mit der originalform ergeben sich die prinzipien der veränderung, und damit die prinzipien des volksliedes überhaupt. Der verfasser zeigt, weiter ausführend und mit einer fülle gut gewählter beispiele belegend, was er früher schon angedeutet hatte, wie der text entstellt wird durch zahlreiche hörfehler, vielfache missverständnisse; er zeigt mit oft sehr humoristischen belegen, wie fremde, nur dem gebildeten geläutige wörter und begriffe nicht selten ersetzt werden durch ein verständlicheres, das freilich, oft nur im wortlaut an das originale anklingend, dem geistigen zusammenhange der dichtung wenig förderlich ist. Entstellungen des ursprünglichen kommen sehr oft auch dadurch zustande, dass von hause aus verschiedene lieder sich vermengen in text oder melodie oder beiden. Der anlass zu solchen verschmelzungen zeigt sich entweder in der stofflichen seite (ähnlichkeit des inhalts, oft auch nur der gesamtstimmung) oder der formalen: ähnlichkeit des metrums, der melodie, anklänge im wortlaut, besonders im liedanfang. Recht oft wirken auch beide seiten zusammen. Zahlreiche interessante beispiele geben die belege zu diesen ausführungen.

Der verfasser wagt sich schliesslich auch selbst an eine betrachtung der melodien heran und arbeitet da dem musikhistoriker kenntnisreich und rüstig vor. Er zeigt an beispielen, wie die melodien im volksmunde ganz ebenso abgewandelt, zerfasert, zersungen, zerstückelt und wieder kontaminiert werden wie die texte, zeigt, wie auch sie mannigfach einflüssen des studentenliedes, der oper, vokaler und instrumentaler tanzmusik unterliegen.

Haben diese veränderungen in wort und weise absichtslos und unbewusst statt, so fehlt es daneben nicht an gelegentlichen, offenbar absichtlichen veränderungen, umarbeitungen und weiterdichtungen, bei denen die verkäufer der fliegenden blätter und volkssänger verschiedener art mannigfach beteiligt sind; es ist das die tätigkeit, die in den alten liedern als 'von neuem gesungen' bezeichnet wird. Öfter hat auch das bestreben, ein lied gewaltsam einer weise anzupassen, zu starken zerdehnungen, zerschneidungen usw. geführt.

Ganz auf grundsätzliche betrachtung ist endlich der 1. abschnitt der einleitung, 'prinzipielles', gestellt. Seinen ausgangspunkt gibt wie bei der früheren abhandlung die feststellung der tatsache, dass volkslied und kunstlied der herkunft nach nicht verschieden sind: beide sind in jedem falle von einem einzelnen gedichtet. Dieser einzelne kann beim volksliede ein mann aus dem volke sein und dann wird ein solches lied bei der entstehung sich in anlage und charakter von dem eines gebildeten verfassers allerdings unterscheiden. Das volkslied kann aber sein und ist in sehr vielen fällen ein wirkliches kunstlied, von einem gebildeten dichter verfasst und erst nachträglich volkläufig geworden.

Dieser abschnitt enthält in seinem zweiten teile, zum teil in polemik gegen Brandl, eine reihe fesselnder ausführungen über die möglichkeit der herstellung des originals aus den verschiedenen fassungen eines volksliedes. J. Meier urteilt hierüber sehr skeptisch. Er zeigt an modernen beispielen, wie unmöglich es wäre,

ohne kenntnis der zugrunde liegenden kunstdichtung aus den volkläufigen fassungen ihr urbild zurückzugewinnen und hält solche versuche vom standpunkte des volksliedes aus überhaupt für etwas künstliches und eigentlich ungehöriges. Denn einmal sind alle fassungen eines solchen liedes ganz gleich berechtigt: es gibt eigentlich so viele volkslieder, als es fassungen gibt. Und dann würde mit solcher rekonstruktion ja doch kein volkslied, sondern ein individuallied gewonnen, dem das notwendigste fehlte, was nach der anschauung des verfassers zum charakter des volksliedes gehört: die volkläufigkeit.

Aus den darlegungen der ersten XVI seiten dieses buches zusammen mit dem ersten der oben angeführten aufsätze ergibt sich für den verfasser folgende anschauung vom wesen des volksliedes.

Wenn festgestellt ist, dass volkslied und kunstlied nicht organisch, nicht ihrem ursprunge nach verschieden sind, weil von einem erschaffen durch die menge auch beim volkslied keine rede sein kann, da beide ja stets von haus aus schöpfungen eines einzelnen sind — worin liegt dann der unterschied? A. E. Berger hatte in seinem bekannten, schönen und förderlichen aufsatze den nachdruck auf den unterschied der überlieferung gelegt: das volkslied mündlich, das kunstlied schriftlich überliefert. J. Meier wendet dagegen ein, dass dieser gesichtspunkt zwar das moderne volkslied vom modernen kunstlied unterscheide, aber nicht für alle zeiten gelte: sei im mittelalter doch auch die kunstdichtung vielfach mündlich überliefert worden. Auch die sprache gibt keine scheidung; denn das volkslied bedient sich durch weite strecken Deutschlands ebenso der schriftsprache wie die kunstdichtung.

Als das eigentlich bezeichnende für das volkslied erscheint unserem verfasser das verhältnis, in dem der überliefernde, also eben das volk, zu dem überlieferungsstoffe steht. 'Als volkspoesie' sagt er, 'werden wir diejenige poesie bezeichnen dürfen, die im munde des volkes lebt, bei der aber das volk nichts von individuellen anrechten weiss oder empfindet, und der gegenüber es, jeder einzelne im einzelnen falle, eine unbedingt autoritäre und herrschende stellung einnimmt'.

Ich habe gegen diese definition mehrere einwände zu erheben.

Sie ist meines erachtens logisch anfechtbar, weil sie, definition und beschreibung vermengend, merkmale verschiedener ordnung nebeneinander reiht. Die definition müsste sich meines erachtens einschränken auf den einen satz: 'Volkspoesie ist diejenige poesie, die im munde des volkes lebt'. Denn lebt eine dichtung im munde des volks, so erleidet sie eben kraft dieses umstandes, als eine notwendige folge, dasjenige, was J. Meier, meines erachtens nicht ganz zutreffend, mit den worten ausdrückt 'bei der das volk nichts von individuellen anrechten empfindet' usw., dasjenige was er sonst auch, meines erachtens noch bedenklicher, als 'das herrenverhältnis' bezeichnet, in dem das volk zum stoffe stehe.

Die vom verfasser gegebene formulierung der gemeinten tatsachen scheint mir schief nicht nur nach meinem persönlichen dafürhalten, sondern eigentlich auch vom standpunkte J. Meiers selbst. Es ist ihr gegenüber nachdrücklich zu betonen, dass die veränderungen, welche ein individuallied im volksmunde erleidet — der verfasser hat sie mit vollkommener kenntnis in diesem buche einsichtig genug geschildert — sich, wie er selbst gelegentlich betont, in der hauptsache unbewusst und absichtslos vollziehen. Dass daneben bewusste umarbeitungen vorkommen durch volkssänger und dergleichen, kommt hier gar nicht in betracht: nach des verfassers eigener definition werden solche lieder ja erst dann wieder volkslieder, wenn sie volkläufig geworden sind und damit also abermals jene unbewussten veränderungen durch-

gemacht haben, die eben für das volkslied bezeichnend sind. Diese veränderungen aber haben eine doppelte ursache. Sie fliessen erstens aus der tatsache der mündlichen überlieferung: damit sind notwendig gegeben jene beim volkslied so häufigen gedächtnisfehler, hörfehler, überlieferungsfehler und entstellungen jeder art in text und melodie, das zusammenfliessen verschiedener lieder usw. Zweitens aber fliessen jene veränderungen aus der tatsache, dass leute aus dem 'volke' es sind, ungebildete also, die jene lieder überliefern. Daraus erklären sich zahlreiche fehler der auffassung, ersetzung fremder, dem ungebildeten unverständlicher ausdrücke, wendungen und begriffe durch bekannte, nicht selten unter völliger entstellung des sinnes, beseitigung des individuellen in form und inhalt zugunsten des typischen und was sonst mit notwendigkeit aus der geistigen verfassung der masse fliesst. Es erweckt also ganz schiefe vorstellungen, wenn man bei diesen veränderungen, die, ich möchte sagen, rein reflektorisch erfolgen, von ausübung eines herrenrechtes, von einer autoritären stellung des volkes gegenüber dem texte spricht.

Als dritter punkt aber dürfte hier gleich die tatsache mit aufgeführt werden, dass diese dichtungen stets gesungen werden, nur im gesange leben. Denn einmal führt dieser umstand an sich auch wieder zu gelegentlichen entstellungen des textes (verschmelzung z. b. verschiedener lieder wegen gleicher melodie oder gewaltsame anpassung eines textes an eine fremde weise); dann aber wird offenbar nur durch sie möglich, dass die überlieferung langer und oft schwieriger texte so weit verbreitet und langedauernd ist: das gesungene wort ist eben im gedächtnis viel fester verankert als das bloss gesprochene. Andererseits aber gibt allein der gesangsvortrag die möglichkeit, dass diese lieder, trotzdem sie den ursprünglichen text und sinn infolge der mündlichen überlieferung durch ungebildete nicht selten in der schlimmsten weise, ja bis zum vollkommenen unsinn entstellt zeigen, doch immer noch einen ästhetischen genuss bieten, der vortragende und hörer befriedigt. Hinter der weise verdämmern eben die worte, die keine andere aufgabe mehr haben als dass sie die sinnlichen objekte andeuten, auf die man jene allgemeine stimmung zu projizieren hat, die in der musik sich ausspricht.

Dass im übrigen die begleitende musik dieselben veränderungen auszustehen hat wie die worte, versteht sich von selbst. Denn auch sie unterliegt naturgemäss den folgen einer rein gedächtnismässigen überlieferung, auch sie den folgen einer überlieferung durch das volk, d. h. hier durch ungebildete. Nach seiner literarischen wie nach seiner musikalischen seite will das volkslied als eine soziologische erscheinung begriffen sein, die andere eigenschaften zeigt als die vom äussersten individualismus bestimmte produktion der gebildeten.

J. Meier macht übrigens ernst mit seiner forderung, dass ein lied nur dann als volkslied anzuerkennen sei, wenn das volk sein 'herrenrecht' am texte wirklich ausgeübt hat. Für ihn ist nichts volkslied, bei dem nicht das individualrecht des ersten verfassers beiseite gesetzt und verletzt wurde. Er verfolgt diesen gedanken bis zu folgerungen, die jenseits der wirklichkeit liegen. 'Die frage', sagt er s. 17 des vortrags, 'ob das lied 'In einem kühlen grunde' als volkslied zu betrachten ist, wenn es in der schule oder im gesangverein auf dem dorfe oder sonstwie gesungen wird, erledigt sich nach der aufgestellten norm. Dass es in den beiden ersten fällen kunstlied ist, leuchtet ein; aber singt es ein dorfmädchen auf dem gange zur waldwiese, wie dann? Hier kann es volkslied, kann kunstlied sein, je nach der stellung der betreffenden zum liede. Will sie das Eichendorffsche lied nachsingen, so wird es, selbst bei zufälligen gedächtnisfehlern, als kunstlied zu be-

trachten sein, sonst nicht.' Ein dorfmädchen, das auf dem gange zur waldwiese ein Eichendorffsches lied nachsingen will?! O. über diesen homunkulus aus der retorte eines spekulierenden gelehrten! Es dürfte schwerlich gelingen, ein solches exemplar von einem literarischen bauernmädchen lebendig aufzutreiben! Auf der anderen seite aber darf ausgesprochen werden, dass jeder aus dem volke, der das lied singt, zwar nicht 'das Eichendorffsche lied' singen, es aber doch wirklich so singen will, wie ers gehört hat, nur dass er dazu nicht imstande ist, weil das mangelhafte gedächtnis und seine unbildung und soziologische gebundenheit ihn an einer genauen wiedergabe des früher gehörten verhindern und wahrscheinlich schon den ersten gehindert haben, der als mann aus dem volke das ursprüngliche kunstlied wiedergab und damit zum volksliede machte.

Der verfasser wird durch die starrheit seines standpunktes auch sonst zu folgerungen geführt, die für seine eigene auffassung unbequem sind. 'Andererseits', so fährt er an der oben zitierten stelle fort, 'sind die volkslieder, die in der schule oder im gesangverein ertönen, nicht als 'lebende volkslieder' anzusehen.' Ganz gut, nicht als 'lebende volkslieder', oder wie ich viel lieber sagen würde, nicht als volkslieder, die unter ihren natürlichen lebensbedingungen stehen; aber volkslieder bleiben sie darum doch, auch nach des verfassers meinung? Und so ist es denn auf der anderen seite doch wohl nicht berechtigt, wenn er das evangelische kirchenlied, auch wo es im volksmunde lebt, grundsätzlich ausscheiden will aus dem kreise des volksliedes. Diese geistlichen lieder sind, als vom volke auch ausserhalb der kirche spontan gesungene lieder, doch zweifellos volkslieder, nur dass sie eben infolge ihres geheiligten stoffes und der beständigen kontrolle auch der form durch gesangbuch, schule und gottesdienst unter eigenartigen, vom standpunkte des übrigen volkslieds gesehen, unnatürlichen lebensbedingungen stehen, wie gelegentlich andere volkslieder auch.

Auch sonst würde der verfasser bei strenger durchführung seines standpunktes zu folgerungen getrieben, die er selbst nicht gezogen hat. Er erzählt da etwa von den schnadahüpfeln, die bayrische holzknechte im 'trutz' gegen Kobell sangen. Sie waren improvisiert, aus einem ganz besonderen anlass heraus, und mussten, soweit sie eben daraus — dem widerspruche gegen das, was Kobell den knechten zusang — erwachsen waren, verklingen, ohne dass sie je von anderen nachgesungen und also zersungen wurden. J. Meier rechnet sie trotzdem zur volkspoesie und das ist ja natürlich und notwendig; er gerät damit aber augenscheinlich in widerspruch gegen seine eigene forderung, dass volkslied nur dann vorhanden sei, wenn das volk sein 'herrenrecht' ausgeübt habe. Oder setzen wir etwa, ein bauer singe unter bauern, wie oft in meiner heimat, einen vierzeiler. Das sprüchelchen gefällt und wird aufgenommen. Es gibt auch unter den bauern leute, die vier so einfache zeilen, die ihnen vorgesungen wurden, wortwörtlich nachzusingen vermögen, im augenblick, wie noch nach längerer zeit. Andere aber geben die zeilen mit kleineren oder grösseren entstellungen wieder: dies erst, nicht aber jenes, wäre nach J. Meier volkslied. Und ebensowenig wäre volkslied, was, von einem bauern improvisiert, nicht gefiel und mit dem augenblicke verklang. Das ist eine offenbar ganz willkürliche und darum unmögliche ausdeutung und anwendung des begriffes und wortes 'volksdichtung'.

In der tat spricht ja auch J. Meier an anderen orten gelegentlich von 'eigentümlichkeiten der volkspoesie'. Es gibt also doch solche über das zersingen hinaus?

Warum erscheinen sie dann nicht in der definition? Vielleicht hat das doch seinen guten grund.

Ich sehe einen hauptmangel von J. Meiers ausführungen in folgendem. Er wendet gegen A. E. Bergers oben schon genannten aufsatz ein, die dort gegebene definition. volkspoesie sei ungeschriebene, mündlich überlieferte dichtung, diese definition wäre nur dann richtig. wenn die besagte eigenschaft ausschliesslich der volksdichtung eigentümlich, und wenn sie für alle zeiten, nicht bloss für die gegenwärtigen verhältnisse unterscheidend gälte. So richtig nun der einwand ist. dass im mittelalter ja auch die kunstdichtung mündlich überliefert wurde, so grundsätzlich verfehlt scheint es mir, nach positiven merkmalen zu suchen, die über die rein soziologischen momente hinaus. für die volksdichtung aller zeiten bezeichnend wären.

J. Meier behandelt die kunstdichtung richtig und selbstverständlich als eine variable: die volksdichtung aber ist für ihn eine konstante grösse. Das ist aber doch offenbar eine ganz unrichtige voraussetzung. Denn klärlich verändert sich nicht bloss die kunstdichtung und nicht bloss (worüber J. Meier manches verständige sagt) der abstand zwischen volks- und kunstdichtung in den verschiedenen perioden, sondern die volksdichtung selbst in ihrem absoluten charakter. Der verfasser hat ja gerade mit nachdruck und vielfach fördernd die meinung vertreten. dass volksdichtung nichts anderes sei als kunstdichtung, die vom volke übernommen und in gewissem sinne zurecht gemacht wurde. Es kann nun doch wirklich nicht zweifelhaft sein, dass die veränderungen, welche diese kunstdichtungen im volksmunde erleiden, trotz so mancher ausgleichung und abschleifung, die sie herbeiführen, nicht imstande sind, die inneren verschiedenheiten der in verschiedenen perioden aufgenommenen kunstdichtung vollkommen zu verwischen. Es folgt daraus also mit zwingender notwendigkeit, dass die volksdichtung selbst auch in verschiedenen perioden verschiedenen charakter tragen. die volksdichtung des 19. jahrhunderts also eine andere sein muss als die des 13. und zwar nicht nur in äußerlichkeiten und einzelheiten, sondern auch nach ihren grundsätzlichen eigenschaften. Leider vermögen wir das nicht an der überlieferung selbst ausreichend darzutun. da wir eben unser volkslied erst seit 100 jahren genauer und sicherer kennen gelernt haben, die gesamtheit der im volke überlieferten dichtung aber erst in allerjüngster zeit zu übersehen beginnen. Kenner wollten versichern, dass selbst in dieser periode die ganze haltung der volkspoesie sich, dem schärfer zusehenden erkennbar, geändert habe. Im übrigen liegen ja auch im gegenwärtigen volksliedschatze volkslieder aus verschiedenen perioden noch deutlich unterschieden nebeneinander, nur dass jene aus älteren epochen fortgeerbten stücke wohl weder die bezeichnendsten ihrer zeit gewesen sein — denn die pflegen immer kurzlebig zu sein —, noch die historischen charakteristica unabgeschliffen bewahrt haben werden. Also die volksdichtung muss sich von epoche zu epoche verändert haben wie die kunstdichtung. Nur natürlich immer mit dem gehörigen abstand: die volksdichtung blieb nicht nur absolut, sondern auch im ganzen tempo ihrer entwicklung hinter der kunstdichtung zurück; darum ist für eine historische betrachtung ein hauptmerkmal der gegenwärtigen volksdichtung ihre rückständigkeit.

Es geht aus dieser überlegung aber mit evidenz hervor, dass es verfehlt ist nach merkmalen zu suchen. die den begriff 'volksdichtung' gemeingiltig charakterisierten. Seine merkmale sind wie von volk zu volk, so von epoche zu epoche verschieden und es gibt für den begriff 'volkslied' meines erachtens keine andere gemeingiltige definition. als dass man sagt: volkslied ist, was jeweils vom

volke gesungen wird. volksdichtung ist, was jeweils an dichtung im munde des volkes lebt.

Ich habe gegen die grundsätzlichen ausführungen der besprochenen schriften eine reihe von bedenken erhoben; von ihnen scheiden kann ich nicht anders als mit lebhaftem danke für die bedeutsame förderung, die sie der erforschung des deutschen volksliedes bringen.

FRANKFURT A. M. FRIEDRICH PANZER.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaktion ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu rezensieren. Eine zurücklieferung der rezensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Bachmann, Albert. Mittelhochdeutsches lesebuch mit grammatik und wörterbuch. 5. und 6. aufl. Zürich, Beer & co. 1912. XXXI, 307 s. geb.

Beck, Heinrich. Knudsen, Hans, Heinrich Beck. Ein schauspieler aus der blütezeit des Mannheimer theaters im 18. jh. [Theatergeschichtl. forschungen. hrg. von B. Litzmann. 24.] Leipzig und Hamburg, Leopold Voss 1912. IX, 138 s. und 4 taf. 5,50 m.

Dietrichsage. — Altaner, Bruno, Dietrich von Bern in der neueren literatur. [Breslauer beiträge zur lit.gesch. hrg. von M. Koch und G. Sarrazin. 30.] Breslau, Ferd. Hirt 1912. (VIII), 114 s. 3 m.

Floire und Blantscheflur, studie zur vergleichenden literaturwissenschaft von Lorenz Ernst. [Quellen und forschungen 118.] Strassburg, Trübner 1912. (VIII), 70 s. 2 m.

Friedrich, Herzog, von der Normandie, ein beitrag zur geschichte der deutschen und schwedischen literatur des mittelalters hrg. von August Lütjens. [Münchener archiv für philologie des mittelalters und der renaissance hrg. von Friedr. Wilhelm. 2.] München o. j., Georg D. W. Callwey. VI, 99 s. 4 m.

Genesis und Exodus, Milstäter, eine grammatisch-stilistische untersuchung von F. Bulthaupt. [Palaestra 72.] Berlin, Mayer & Müller 1912. VI, 163 s. 4,80 m.

Gengenbach, Pamphilus. Stütz, Franz, Die technik der kurzen reimpaare des Pamphilus Gengenbach. Mit einem kritischen anhang über die zweifelhaften werke. [Quellen und forschungen 117.] Strassburg, Trübner 1912. XII, 206 s. 6 m.

Hebbel. — Newport, Clara Price, Woman in the thought and work of Friedrich Hebbel. [Bulletin of the university of Wisconsin no. 510 Philol. and literat. series V, 3.] Madison, Wisconsin 1912. 153 s.

Heidelberger liederhandschrift. — Regendanz, Margarete, Die sprache der kleinen Heidelberger liederhandschrift A (nr. 357). Marburger dissert. 1912. XI, 116 s.

Heinrich von Neustadt. Geiger, Maria, Die Visio Philiberti des Heinr. von Neustadt. [Sprache und dichtung 10.] Tübingen, Mohr 1912. VII, 116 s. 5 m.

Helm, Karl, Altgermanische religionsgeschichte. 1. band. [Religionswissenschaftliche bibliothek hrg. von W. Streitberg und R. Wünsch. 5.] Heidelberg, Winter 1913. X, 411 s. 6,40 m.

Henrici, Emil, Sprachmischung in älterer dichtung Deutschlands. Berlin, Viktor Fischer 1913. (II), 120 s.

Hermes, Joh. Tim. Muskalla, Konst., Die romane von Johann Timotheus Hermes. [Breslauer beiträge zur lit.gesch. 25.] Breslau, Ferd. Hirt 1912. (VIII), 87 s. 2,40 m.

Jacobsen, Lis, Kvinde og mand. En sprogstudie fra dansk middelalder. Københ. og Krist., Gyldendal 1912. (VI), 250 s.

Johann von Freiberg. Buske, Walter, Die mittelhochdeutsche novelle 'Das rädlein' des Johann von Freiberg. [Rostocker dissert.] Berlin, E. Ebering 1912. 104 s.

Jónsson, Finnur, Lægekunsten i den nordiske oldtid. København, Tryde 1912. (IV), 63 s. 1 kr.

Klinger. Wyneken, F. A., Rousseaus einfluss auf Klinger. [University of California publications. vol. 3, nr. 1.] University of California press Berkeley 1912. 85 s.

(Lidén, Evald.) Xenia Lideniana. Festskrift tillägnad professor Evald Lidén på hans femtioårsdag, den 3. oktober 1912. Stockholm, P. A. Norstedt & söner 1912. (IV), 274 s. 8 kr.

Darin u. a.: A. Noreen, Till Ynglingatal. — N. Beckman, Quellen und quellenwert der isländ. annalen. — T. Torbjörnson, Ordförklaringar [slav. *čiknąti* = sv. *hicka*: fornry. *orrja* (gen. sg.) = fgutn. *ogri*: det 'krariska' överfartsstället]. — G. Danell, Några anmärkningar om Vättern som språkgräns. — H. Lindroth, En omtvistad etymologi [altn. *illr*]. — O. Sylwan, Till svenska versens historia. — W. Cederschiöld, Några svenska avledningar på suffixet (s-)*tra*. — E. Hellquist, Fornsvenska tillnamn. — G. Cederschiöld, Välljud och missljud i nutida svenska språkarter. — H. Pipping, Zur lehre vom *w*-verlust in den altnord. sprachen. — O. F. Hultman, Medelpad. — E. Björkman, Engelska ordförklaringar [ne. *grove*, *kick*: me. *rese*, *wōn*, *wrawe*]. — K. B. Wiklund, Skandinavien som ö i lapparnas föreställningar. — B. Hesselman, Om användningen av slutartikel i de östnordiska medeltidsordspråken. — H. Psilander, No. *skaa*: holl. *glooi*. — O. v. Friesen, Substantiv avledda med suffixet *-ju* i germanska språk. — H. Celander, Ett par fornsomska laguttryck [*ennet þing*: *bæra in fæsta ok köpa*]. — V. Lundström, Sithonerna. — O. Lagercrantz, Amazon.

Lyon, Otto, Deutsche grammatik und kurze geschichte der deutschen sprache. 5. aufl. Berlin und Leipzig, Göschen 1912. 151 s. geb. 0,80 m.

Mansion, Joseph, Althochdeutsches lesebuch für anfänger. [German. bibliothek I. 3, 3.] Heidelberg, Winter 1912. X, 173 s. und 2 taf. 2,40 m.

Mönch Felix. — Mai, Erich, Das mittelhochdeutsche gedicht vom mönch Felix auf textkritischer grundlage philologisch untersucht und erklärt. [Acta germanica, n. r. 4.] Berlin, Mayer & Müller 1912. VIII, 515 s. 15 m.

Reis, Hans, Die deutschen mundarten. Berlin und Leipzig, Göschen 1912. 144 s. geb. 0,80 m.

Reuterskiöld, Edgar, Die entstehung der speisesakramente. Aus dem schwedischen übersetzt von Hans Sperber. [Religionswissenschaftliche bibliothek hrg. von W. Streitberg und R. Wünsch. 4.] Heidelberg, Winter 1912. VII, 141 s. 3,80 m.

Rotter, Kurt, Der schnaderhüpfl-rhythmus. vers- und periodenbau des ostälpischen tanzlieds nebst einem anhang selbstgesammelter lieder. Eine formuntersuchung [Palaestra 90.] Berlin, Mayer und Müller 1912. VIII, 237 s. und 45 s. noten.

Schönborn, Theodor, Das pronomen in der schlesischen mundart. [Wort und brauch. 9.] Breslau, M. & H. Marcus 1912. XVI, 94 s. 3,60 m.

Seiler, Friedr., Die entwicklung der deutschen kultur im spiegel des deutschen lehnworts. IV. Das lehnwort der neueren zeit. Zweiter abschnitt. Halle, Waisenhaus 1912. XVI, 566 s. 8 m.

Walther von der Vogelweide. Wustmann, Rud., Walther von der Vogelweide. Strassburg, Trübner 1912. (VIII), 103 s. und 3 taf. 2 m.

Warnung, Die, eine reimpredigt aus dem 13. jh. hrg. von Leopold Weber. [Münchener archiv. 1.] München o. j., Georg D. W. Callwey. XII, 238 s. 7,50 m.

Wirtz, Ludwig, Franken und Alamannen in den Rheinlanden bis zum jahre 496. [Sonderabdruck aus den Bonner jahrbüchern, heft 122.] Bonn, Karl Georgi 1912. s. 170–240.

Wolfdietrich. Schneider, Herm., Die gedichte und die sage von Wolfdietrich. Untersuchungen über ihre entstehungsgeschichte. München, C. H. Beck 1913. VIII, 420 s. 15 m.

Wyle, Nicolaus von. Strauss, Bruno, Der übersetzer Nicolaus von Wyle. [Palaestra 118.] Berlin, Mayer & Müller 1912. VII, 242 s. 6,80 m.

NACHRICHTEN.

Am 31. januar 1913 verstarb zu Wien der emeritierte ordentl. professor der universität Lemberg, hofrat dr. Richard Maria Werner (geb. 14. august 1854 in Iglau); anfang februar 1913 zu Cambridge der bibliothekar Eiríkur Magnússon (geb. in Island 1. febr. 1833), bekannt als herausgeber und übersetzer altnordischer schriftwerke.

Der ordentl. professor dr. Karl v. Kraus in Bonn wurde als nachfolger Jos. Seemüllers nach Wien berufen, der gymnasialprofessor dr. Viktor Dollmayr als nachfolger von J. Schatz nach Lemberg.

Der privatdozent dr. Friedrich Ranke in Strassburg ist nach Göttingen übergesiedelt.

Die ordentl. professoren dr. Gustav Ehrismann in Greifswald und dr. B. Litzmann in Bonn erhielten den charakter als geheimer regierungsrat.

I. SACHREGISTER.

II. WORTREGISTER.

Neuhochdeutsch:

Ostfriesisch:

Druck von W. Kohlhammer, Stuttgart.





Zeitschrift für deutsche
Philologie

